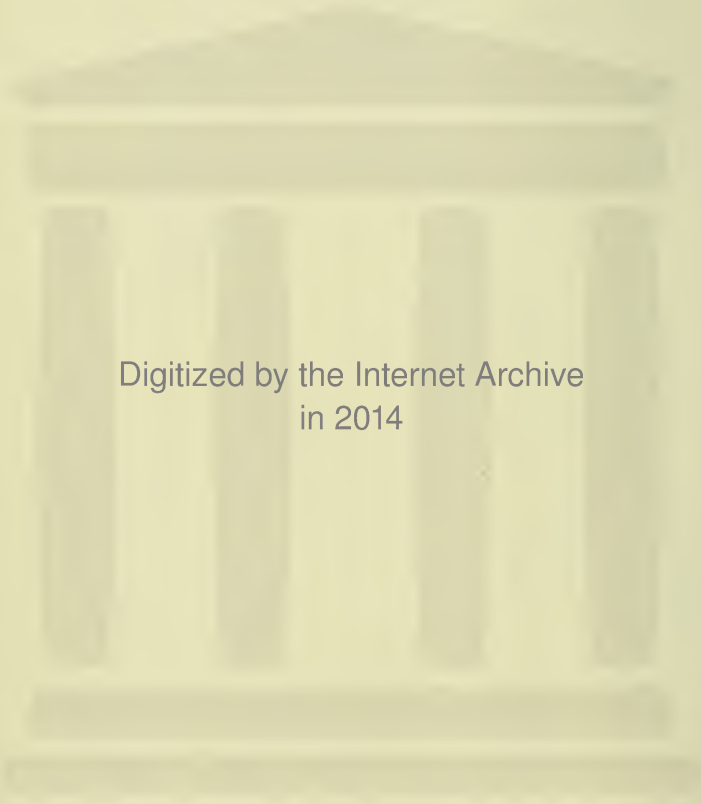
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

053
DR
v. 45


Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/deutscherundsch4518unse_0

7200-3

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLV.

(October — November — December 1885.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung.. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. - Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Tokio, H. Ahrens & Co. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Zürich, C. M. Ebell. Orell Füßli & Co., Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

053
DR
v 45

Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfundvierzigsten Bande (October — December 1885).

		Seite
I.	Die Richterin. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer.** I. II.	1
II.	Prinz Louis Ferdinand. Eine historisch-biographische Studie. Von **Paul Bailleu.** I.—III.	27
III.	Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von **Dorothea B.** I.	51
IV.	Die Angriffe auf unsere Währung. Von **F. Heinr. Geffcken**	59
V.	Die Zunahme der Geisteskrankheiten. Von Professor Dr. **Ludwig Meyer** in Göttingen	78
VI.	Die politischen Parteien in England. Von Sir **Roland Blennerhassett,** Bart. M. P.	95
VII.	Persische Briefe. Von **H. Brugsch.** I.	116
VIII.	Gustav bekommt das Pastorat. Skizze von **Anna Charlotte Edgren-Leffler**	134
IX.	Politische Rundschau	150
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Bibliographie	160
XII.	Die Richterin. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer.** III.—V. (Schluß.)	161
XIII.	Die ersten Kapitel des Lebens Raphael's. Von **Herman Grimm.** I.—III.	185
XIV.	Prinz Louis Ferdinand. Eine historisch-biographische Studie. Von **Paul Bailleu.** IV. V. (Schluß.)	208
XV.	Californien. Von **E. Reyer.** I. San Francisco	230
XVI.	Bassebille's Schatten. Von **W. Lang**	250
XVII.	Ueber die moderne Phrenologie. Von Prof. **Friedrich Goltz** in Straßburg i. Els. I. II.	263
XVIII.	Ein Elsasser und eine Holsteinerin. Geschichten aus den Jahren 1864—1873. Von **Werner Hahn**	284
XIX.	Politische Rundschau	303

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Neue Romane. Von **Paul Schlenther**	309
XXI.	Meyer's Conversations-Lexikon	314
XXII.	Literarische Notizen	317
XXIII.	Bibliographie	319
XXIV.	Eingeschneit in Eagles. Erzählung von **Bret Harte.** I.—III.	321
XXV.	Ueber Frauenbildung. Zwei Vorträge, gehalten im Berliner Victoria-Lyceum von **Heinrich von Sybel**	344
XXVI.	Ueber die moderne Phrenologie. Von Prof. **Friedrich Goltz** in Straßburg i. E. III. IV. (Schluß.)	361
XXVII.	Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Braunschweigischen Ministers. Aus dessen bisher ungedruckten Briefen mitgetheilt von **A. P.** in M. I.—IV.	376
XXVIII.	Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von **Dorothea B.** II.	406
XXIX.	Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild	421
XXX.	Menah's Hochzeit. Episoden aus einer Afrikareise. Von **Clara Biller**	429
XXXI.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause**	454
XXXII.	Politische Rundschau	463
XXXIII.	Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von **H. Holtzmann**	469
XXXIV.	Weihnachtliche Rundschau	472
XXXV.	Literarische Notizen	476
XXXVI.	Bibliographie	479

Die Richterin.

Novelle
von
Conrad Ferdinand Meyer.

Erstes Capitel.

„Precor sanctos apostolos Petrum et Paulum!“ psalmodirten die Mönche auf Ara-Cöli, während Karl der Große unter dem lichten Himmel eines römischen Märztages die ziemlich schadhaften Stufen der auf das Capitol führenden Treppe emporstieg. Er schritt feierlich unter der Kaiserkrone, welche ihm unlängst zu seinem herzlichen Erstaunen Papst Leo in rascher Begeisterung auf das Haupt gesetzt. Der Empfang des höchsten Amtes der Welt hatte im Ernste seines Antlitzes eine tiefe Spur gelassen. Heute gedachte er, am Vorabend seiner Abreise, einer solennen Seelenmesse für das Heil seines Vaters, des Königs Pippin, beizuwohnen.

Zu seiner Linken ging der Abt Alcuin, während ein Gefolge von Höflingen, die aus allen Ländern der Christenheit zusammengewählte Palastschule, sich in gemessener Entfernung hielt, halb aus Ehrerbietung, halb mit dem Hintergedanken, in einem günstigen Augenblicke sich sachte zu verziehen und der Messe zu entwischen. Die vom Wirbel zur Zehe in Eisen gehüllten Höflinge schlenderten mit gleichgültiger Miene und hochfahrender Geberde in den erlauchten Stapfen, die Begrüßung der umstehenden Menge mit einem kurzen Kopfnicken erwidernd und sich über nichts verwundern wollend, was ihnen die ewige Stadt Großes und Ehrwürdiges vor das Auge stellte.

Jetzt hielten sie vor der ersten Stufe, während oben auf dem Platze Karl mit Alcuin bei dem ehernen Reiterbilde stille stand. „Ich kann es nicht lassen,“ sagte er zu dem gelehrten Haupte, „den Reiter zu betrachten. Wie mild er über der Erde waltet! Seine Rechte verzeiht oder segnet! Diese Züge müssen ähnlich sein.“

Da flüsterte der Abt, den der Hafer seiner Gelehrsamkeit stach: „Es ist nicht Constantin. Das hab' ich längst heraus. Doch ist es gut, daß er dafür gelte, sonst wären Reiter und Gaul in der Flamme geschmolzen.“ Der kleine

Abt hob sich auf die Zehen und wisperte dem großen Kaiser ins Ohr: „Es ist der Philosoph und Heide Marc Aurel."

„Wirklich?" lächelte Karl.

Sie gingen der Pforte von Ara-Cöli zu, durch welche sie verschwanden, der Kaiser schon in Andacht vertieft, so daß er einen netten jungen Menschen in rhätischer Tracht nicht beachtete, der unferne stand und durch die ehrfürchtigsten Grüße seine Aufmerksamkeit zu erregen suchte.

„Halt, Herren," rief einer der inzwischen bei dem Reiterbilde angelangten Höflinge und fing rechts und links die Hände der neben ihm Wandelnden, „jetzt, da Alles treibt und schwillt" — Erd- und Lenzgeruch kam aus nahen Gärten — „will ich meinen Becher und was mir sonst lieb ist, mit Veilchen bekränzen, aber keinen Weihrauch trinken, am wenigsten den einer Todtenmesse. Ich habe hier herum eine Schenke entdeckt mit dem steinernen Zeichen einer säugenden Wölfin. Das hat mir Durst gemacht. Sehen wir uns noch ein bischen den Reiter an und verduften dann in die Tabernen."

„Wer ist's?" fragte Einer.

„Ein griechischer Kaiser —"

„Den setzen wir ab —"

„Wie er die Beine spreizt!" —

„Reitet der Kerl in die Schwemme?" —

„Holla, Stallknecht!" —

„Nettes Thier!" —

„Wülste wie ein Mastschwein!"

So ging es Schlag auf Schlag und ein frecher Witz überblitzte den andern. Das antike Roß wurde gründlich und unbarmherzig kritisirt.

Der artige Rhäter hatte sich nach und nach dem Kreise der Spötter genähert. Seine Absicht schien, zwischen zwei Gelächtern in ihre Gruppe zu gelangen und auf eine unverfängliche Weise mit der Schule anzuknüpfen. Aber die Höflinge nahmen keine Notiz von ihm. Da faßte er sich ein Herz und sprach in vernehmlichen Worten zu sich selbst: „Erstaunliche Sache, diese Palastschule, und ein Liebling des Glücks, wer ihr angehören darf!"

Ueber eine gepanzerte Schulter wendete sich ein junger Rothbart und sprach gelassen: „Wir schwänzen sie meistentheils." Dann kehrte sich der ganze Höfling, ein baumlanger Mensch, und fragte den Rhäter mit einem spöttischen Gesichte: „Welcher Eltern rühmst Du Dich, Knabe?"

Dieser gab vergnügten Bescheid. „Ich bin der Neffe des Bischofs Felix in Chur, und mit seinen Briefen an den heiligen Stuhl geschickt."

„Rhäter," sprach der Lange ernsthaft, „Du bist an den Quell der Wahrheit gesendet. Hier stehst Du auf den Schwellen der Apostel und über den Grüften unzähliger Bekenner. Lege wahrhaftes Zeugniß ab und bekenne tapfer: „Ich bin der Sohn des Bischofs."

Eben intonirten die Mönche von Ara-Cöli mit jungen und markigen Stimmen die dunkle Klage und flehende Entschuldigung: „Concepit in iniquitatibus me mater mea!"

„Hörst Du," und der Höfling deutete nach der Kirche, „die dort wissen es!" Der ganze Haufe schlug eine schallende Lache auf.

Der kluge Bischofsneffe hütete sich, in Zorn zu gerathen. Mit einem flüchtigen Erröthen und einer leichten Wendung des Kopfes sagte er: „Bischof Felix, der im Schatten seiner Berge die aus Eurer Schule aufsteigende Sonne der Bildung mit frommem Jubel begrüßt, hat mir den Auftrag gegeben, für seine jung gebliebene Lernbegierde einige Hauptschriften der erwachenden Wissenschaft und insbesondere das unvergleichliche Büchlein der Disputationen des Abtes Alcuin zu erwerben. Nun wird erzählt, dieser große und gute Lehrer habe Jeden von Euch mit einem kostbaren Exemplare ausgerüstet, und ich meine nur, einer dieser Herren hätte vielleicht Lust, einen Handel zu schließen."

„Du sprichst wahr und weise, Bischofssohn," parodirte ihn der Höfling, „und wäre mein Alcuin nicht längst unter die Hebräer gerathen, möchte es geschehen, daß wir Zweie zu dieser heutigen Stunde darum ein kurzweiliges Würfelspielchen machten."

„In unchristliche Hände! diese göttliche Weisheit!" wehklagte der Rhäter.

„Weisheit!" spottete der Rothbart, „ich versichere Dir: lauter dummes Zeug. Uebrigens weiß ich es auswendig. Höre nur, Bergbewohner!" Er krümmte den langen Rücken wie ein verbogener Schulmeister, zog die Brauen in die Höhe und wendete sich an den Jüngsten der Bande, einen Krauskopf mit lachenden südlichen Augen, der, fast noch ein Knabe, mit Lust und Liebe auf das gottlose Spiel einging.

„Jüngling," predigte der falsche Alcuin, „Du hast einen guten Charakter und einen gelehrigen Geist. Ich werde Dir eine ungeheuer schwere Frage vorlegen. Sieh, ob Du sie beantwortest. Was ist der Mensch?"

„Ein Licht zwischen sechs Wänden," antwortete der Knabe andächtig.

„Welche Wände?"

„Das Links, das Rechts, das Vorn, das Nichtvorn, das Oben, das Unten." Jeden dieser Räume bezeichnete er mit einer Geberde: beim fünften starrte er in den leuchtenden Himmel hinauf, als bestaune er einen Engelreigen, und bohrte schließlich einen stieren Blick in den Boden, als entdecke er die verschüttete Tarpeja. Jubelndes Klatschen belohnte die Faxe.

Die wachsende Lustigkeit der Palastschule begann den Bischofsneffen zu ängstigen. Da trat im rechten Augenblicke Einer aus dem Kreise, ein kühner Krieger, dem an der rechten Seite des stämmigen Wuchses ein seltsam gewundenes Hifthorn hing. „Folge mir," sagte er und ergriff die Hand des Rhäters, „Du sollst ein Pergament haben. Das meinige. Es schleppt sich unter dem Gepäcke." Er führte den Befreiten hinweg, die Treppe des Capitols hinunter, sich nicht weiter um seine Gefährten bekümmernd.

Jetzt gingen sie freundlich nebeneinander, wenn auch ihre Hände sich gelöst hatten. Die des Palastschülers war auf das Hifthorn geglitten, das der Bischofsneffe mit aufmerksamen Blicken betrachtete. „Das hier kommt aus dem Gebirge," sagte er.

„So!" machte der Behelmte. „Aus welchem Gebirge?"

„Aus unserm, Landsmann. Ich kenne Dich an Deiner Sprache, wie Du

mich eben daran erkannt haben wirst, da Du mich, wofür ich Dir danke, den Neckereien der Palastschule entzogest. Daß Du es wissest, ich bin Graciosus" — der kluge Rhäter hatte diesen seinen hübschen Namen den Spöttern am Reiterbilde weislich verschwiegen — „oder auf Deutsch Gnadenreich, und Du bist Wulfrin, Sohn Wulfs, wenn wenigstens dieses Hifthorn Dein Erbtheil ist, wie ich vermuthe."

Wulfrin runzelte die Stirn. Es mochte ihm nicht lieb sein, von der Heimath zu hören. Dann musterte er Gnadenreich und fand einen anmuthenden, wohlgebildeten Jüngling, eine Gott und Menschen gefällige Erscheinung, nicht anders, als der Name lautete. Er klopfte ihn auf die runde Schulter, deren Schmiegsamkeit zu dieser beschützenden Liebkosung einlud, und sagte: „Es macht warm." In der That strahlte nicht nur die römische Märzsonne, sie brannte sogar.

„Es macht warm," wiederholte er, hob den Helm und wischte mit der Hand einen Schweißtropfen. „Leeren wir einen Becher?" Und ohne die Antwort zu erwarten, bog er nach wenigen Schritten in den offenen Hofraum einer Kapelle und warf sich dort auf eine Steinbank, wo Graciosus in Züchten sich neben ihn setzte. „Ich darf mich nicht weiter verziehen," sagte der Höfling, „als das Horn reicht, wann Herr Karl die Schule zusammenruft. Auch liebe ich dieses junge Geschöpf," scherzte er und zeigte auf eine Palme, welche in geringer Entfernung auf dem Vorsprunge eines Hügels, von leichten Windstößen bewegt, im blauen Himmel sich fächerte und etwa sechzehn Jahresringe zählen mochte. „Hier heißt es ad palmam novellam, und Küster Petrus schenkt einen herben. He, Petrus!" Dieser, ein Alter mit struppigem Bart, feurigen Augen und zwei riesigen Schlüsseln am Gurte, brachte Kanne und Becher.

„Palma novella ist auch ein Frauenname," bemerkte Graciosus und netzte den Mund.

„Mag sein," versetzte Wulfrin. „In Hispanien, wenn mir recht ist, läuft derlei Getauftes und Ungetauftes herum. Ich habe mich nicht darum gekümmert. Ich mache mir nichts aus den Weibern."

„Deine rhätische Schwester heißt auch nicht anders," sagte Gnadenreich unschuldig.

„Meine — rhätische — Schwester?"

„Nun ja, Wulfrin, das Kind der Judicatrix, meiner Nachbarin auf Malmort am Hinterrhein. Du hast sie nie von Angesicht gesehen, die Frau Stemma, das zweite Weib Deines Vaters?"

„Das dritte," murrte Wulfrin. „Ich bin von der zweiten."

„Das weißt Du besser. Auch das jähe Ende Deines Vaters weißt Du, bei seinem Auftritt in Malmort. Palma ist nachgeboren."

„Es sei," versetzte Wulfrin verdrossen. „Warum auch sollte es nicht sein? Rührt mich aber nicht. Was mich kümmern könnte, hat mir der Knecht des Vaters, der Steinmetz Arbogast, umständlich berichtet. Ich habe es mit ihm beredet und erörtert mehr als einmal, und noch zuletzt am Wachtfeuer vor Pertusa, wenige Augenblicke bevor den braven Kerl der maurische Pfeil meuchelte. Das ist nun fertig und abgethan. Wisse: als Siebenjähriger bin ich daheim

ausgerissen — der Vater hatte mir das sieche Mütterlein ins Kloster gestoßen — und über Stock und Stein zu König Karl gerannt. Dorthin hat mir der Arbogast mein Erbe gebracht, das Wulfenhorn, dieses hier. Der Wulfenbecher, der dazu gehört, obschon er heidnisch ist — das Horn ist biblischen Ursprungs — blieb auf Malmort und mag dort bleiben, bis ich freie, und das hat Weile. Sie werden ihn aufgehoben haben. Du hast ihn wohl gesehen, wenn Du dort ein- und ausgehst."

Graciosus nickte.

„Verstehe: beide, Horn und Kelch, sind Alterthümer, mit Tugenden und Kräften begabt. Den Becher gab einem Wölfling ein Elb oder eine Elbin von denen im Hinterrhein. So lang eines Wolfes Weib ihn ihrem Wolfe credenzt und den darein gegrabenen Spruch ohne Anstoß hersagt, einmal vorwärts und einmal rückwärts, gefällt und mundet sie dem Wolfe. Ueber das Hifthorn sind die Meinungen getheilt. Nach den Einen ist es gleichfalls ein elbisches Geschenk, und vor dem Burgthor bei der Rückkehr geblasen, zwingt es die Wölfin zu bekennen, was immer sie in Abwesenheit des Gatten gesündigt hat. Andere dagegen behaupten, daß ein Wolf im gelobten Lande das Horn mit seinem Schwert aus dem erstarrten Pech und Schwefel des todten Meeres grub. So ist es ein im Getümmel zur Erde gestürztes Harschhorn, von denen, welche die himmlischen Haufen bliesen zum Gerichte über Sodom und Gomorrha." Wulfrin blickte dem Rhäter ins Gesicht, der ihm — Schlauheit oder Einfalt — zwei gläubige Augen entgegen hielt.

Unversehens wurde jetzt vom Winde ein Bruchstück der Seelenmesse aus Ara-Cöli hergetragen. Zornig und drohend sangen sie dort: „Dies irae, dies illa, dies magna et amara valde!"

„Schöne Bässe," lobte Wulfrin. „Um wieder auf den Becher zu kommen, so glaube ich nicht an seine Kraft. Sicherlich hat die Mutter nicht unterlassen, seinen Spruch herzubeten, vorwärts und rückwärts. Es hat nichts gefruchtet. Sie welkte, und der Vater verstieß sie." Er that einen Seufzer.

„Und das Horn?" fragte Schelm Graciosus.

Der Höfling wog es in den Händen und lächelte. Graciosus lächelte gleichfalls.

„Uebrigens ist es das beste Hifthorn im Heere. Das ruft! Höre nur!" und er setzte es an den Mund.

„Um aller Heiligen willen, Wulfrin, laß ab!" schrie Graciosus ängstlich. „Willst Du die Stadt Rom in Aufruhr bringen?"

„Du hast Recht, ich dachte nicht daran." Wulfrin ließ das Horn in die tragende Kette zurückfallen.

„Dieses Hifthorn," sagte jetzt Graciosus bedächtig, „wurde mir beschrieben. Auch hat es der Knecht Arbogast in Stein gemeißelt auf dem Grabmal im Hofe von Malmort, wo er den Comes, Deinen Vater, abbildete und die Wittib daneben."

„So?" grollte Wulfrin. „Konnte der Vater nicht allein liegen?"

Graciosus ließ sich nicht einschüchtern. „An den Herrn des Hifthorns habe ich einen Auftrag," sagte er.

„Du bist voller Aufträge. Von wem hast Du diesen?"

„Von der Richterin."

„Welche Richterin?" Entweder war Wulfrin von harten Begriffen, oder seine Laune verschlechterte sich zusehends.

„Nun, die Judicatrix Stemma, Deine Stiefmutter."

„Was hab' ich mit der Alten zu schaffen! Warum lächelst Du, Männchen?"

„Weil Du so mit ihr umgehst, die noch jung und schön ist."

„Ein altes Weib, sage ich Dir."

„Ich bitte Dich, Wulfrin! Dein Vater freite sie als eine Sechzehnjährige. Dein Geschwister ist nicht älter. Zähle zusammen! Doch jung, oder alt, sie gab mir den Auftrag, und ich darf ihn nicht unausgerichtet heimbringen."

Der Höfling verschluckte einen Fluch. „Du verdirbst mir den Krätzer, er schmeckt wie Galle." Erbost stieß er den Becher von der Bank und setzte den Fuß darauf. „So sprich!"

„Frau Stemma," begann Gnadenreich in bildlicher Rede, „will sich vor Dir die Hände in ihrer Unschuld waschen."

„Ein Becken her!" spottete Wulfrin, als riefe er in die Gasse hinaus nach einem Bader.

„Wulfrin, stünde sie vor Dir, Du strafteſt Deine Lippen. Keine in Rhätien hat edlere Sitte. Was sie verlangt, ist gebührlich. Auf der Schwelle ihres Castells, vor ihrem Angesichte, jählings ist Dein Vater erblichen. Das ist schrecklich und fragwürdig. Frau Stemma läßt Dir sagen, sie wundere sich, daß sie Dich rufen müsse, sie habe Dich längst, täglich, stündlich erwartet, seit Du zu Deinen mündigen Jahren gekommen bist. Nur ein Sorgloser, ein Fahrlässiger, ein Pflichtvergessener — nicht meine Worte, die ihrigen — verschiebe und versäume es, sie zur Rechenschaft zu ziehen."

Wulfrin blickte finster. „Das Weib tritt mir zu nahe," sagte er. „Ich wußte, was man einem Vater schuldig ist. Er hat an meiner Mutter gefrevelt und sein Andenken — die Kriegsthaten ausgenommen — ist mir unlieb: dennoch habe ich mir seine Todesgeberde vergegenwärtigt, den Augenzeugen Arbogast, der das Lügen nicht kannte, habe ich scharf ins Verhör genommen. Jetzt will ich noch ein Uebriges thun und Dir die gemeine Sache herbeten, vom Credo bis zum Amen. Du bist aus dem Lande und kennst die Geschichte. Mangelt etwas daran, oder ist etwas zu viel, so widersprich!

„Der Vater kam aus Italien und nächtigte bei dem Judex auf Malmort. Bei Wein und Würfel wurden sie Freunde, und der Vater, der, meiner Treu, kein Jüngling mehr war — ich habe aus der Wiege seinen weißen Bart gezupft — warb um das Kind des Richters und erhielt es. Beim Bischof in Chur wurde Beilager gehalten. Am dritten Tage setzte es Händel. Der Rhäzünser, dessen Werbung der Judex abgewiesen haben mochte, wurde zu spät, oder ungebührlich geladen, oder an einen unrechten Platz gesetzt oder nachlässig bedient oder schlecht beherbergt, oder es wurde sonst etwas versehen. Kurz, es gab Streit und der Rhäzünser streckt den Judex. Der Vater hat den Schwieger zu rächen, berennt Rhäzüns eine Woche lang und bricht es. Inzwischen bestattet das Weib den Judex und reitet nach Hause. Dort sucht sie der Vater, mit

Beute beladen. Er stößt ins Horn, der Sitte gemäß. Sie tritt ins Thor, sagt den Spruch und credenzt den Wulfenbecher, den ihr der Vater in Chur nach wölfischer Sitte als Morgengabe gereicht hatte. Credenzt ihn mit drei Schlücken. Der Arbogast, der durstig daneben stand, hat sie gezählt: drei herzhafte Schlücke. Der Vater nimmt den Becher, leert ihn auf einen Zug und haucht die Seele aus. War es so, oder war es anders, Bischofsneffe?"

„Wörtlich und zum Beschwören so," bestätigte Graciosus. „Von hundert Zeugen, die den Burghof füllten, zu beschwören! Soviel ihrer noch am Leben sind. Und solches ist geschehen nicht im Zwielichte, nicht bei flackernden Spänen, sondern im Angesicht der Sonne, zu klarer Mittagszeit. Der Comes, Dein Vater, war rasend geritten, hatte im Bügel manchen Trunk gethan —"

„Und mit fliegender Lunge ins Horn gestoßen, vergiß nicht!" höhnte Wulfrin.

„Er triefte und keuchte —"

„Er lechzte wie eine Bracke!" überbot ihn Wulfrin.

„Er sehnte sich nach seinem Weibe," dämpfte Graciosus.

„Trunken und brünstig! unter gebleichten Haaren! Pfui! Ist das zum Abmalen und an die Wand heften? Was will die Judicatrix? Mich schwören lassen, daß wir Wölfe gemeinhin am Schlage sterben? Was freilich auf die Wahrheit herausliefe."

„Es ist ihr Wille so, und man gehorcht ihr in Rhätien."

„Seht einmal da! Ihr Wille!" hohnlachte Wulfrin. „Mein Wille ist es nicht, und meine Heimath ist nicht ein Bergwinkel, sondern die weite Welt, wo der Kaiser seine Pfalz bezieht oder sein Zelt aufschlägt. Sage Du Deiner Richterin, Wulfrin sei kein Laurer noch Argwöhner! Sie rühre nicht an die Sache! Sie zerre den Vater nicht aus dem Grabe! Ich lasse sie in Ruhe, kann sie mich nicht ruhig lassen?" Er drohte mit der Hand, als stünde die Stiefmutter vor ihm. Dann spottete er: „Hat das Weib den Narren gefressen an Spruch und Urtheil? Hat es eine kranke Lust an Schwur und Zeugniß? Kann es sich nicht ersättigen an Recht und Gericht?"

„Es ist etwas Wahres daran," sagte Graciosus lächelnd. „Frau Stemma liebt das Richtschwert und befaßt sich gerne mit seltenen und verwickelten Fällen. Sie hat einen großen und stets beschäftigten Scharfsinn. Aus wenigen Punkten erräth sie den Umriß einer That, und ihre feinen Finger enthüllen das Verborgene. Nicht daß auf ihrem Gebiete kein Verbrechen begangen würde, aber geleugnet wird keines, denn der Schuldige glaubt sie allwissend und fühlt sich von ihr durchschaut. Ihr Blick durchdringt Schutt und Mauern, und das Vergrabene ist nicht sicher vor ihr. Sie hat sich einen solchen Ruf gemacht, daß ferneher durch Briefe und Boten ihr Weisthum gesucht wird."

„Das Weib gefällt mir immer weniger," grollte Wulfrin. „Der Richter walte seines Amtes schlecht und recht, er lausche nicht unter die Erde und schnüffle nicht nach verrauchtem Blute."

Graciosus begütigte. „Sie redet davon, ihr Haus zu bestellen, obwohl sie noch jung und gesund ist. Sie sorgt vielleicht, wenn sie nicht mehr da sei, könntest Du Deine Schwester in Unglück bringen —"

„Ich meiner Schwester Unglück bringen?"

„Ich meine, sie berauben und verjagen unter dem Vorwande einer unaufgeklärten und ungeschlichteten Sache. Darum, vermuthe ich, will Dich die Richterin nach Malmort haben und sich mit Dir vertragen."

Wulfrin lachte. „Wirklich?" sagte er. „Sie hat einen schönen Begriff von mir. Meine Schwester plündern? Das arme Ding! Im Grunde kann es nicht dafür, daß es auf die Welt gekommen ist. Doch auch von ihr will ich nichts wissen." Während er redete, zählte sein Blick die Jahresringe der jungen Palme. „Fünfzehn Ringe," sagte er.

„Fünfzehn Jahre," verbesserte Graciosus.

„Und wie schaut sie?"

„Stark und warm," antwortete Gnadenreich mit einem unterdrückten Seufzer. „Sie ist gut, aber wild."

„So ist es recht. Und dennoch will ich nichts von ihr wissen."

„Sie aber weiß von nichts Anderem, als von dem fremden reisigen fabelhaften Bruder, der sich mit den Sachsen balgt und mit den Sarazenen rauft. ‚Wann der Bruder kommt' — ‚Das gehört dem Bruder' — ‚Das muß man den Bruder fragen' — davon werden ihr die Lippen nicht trocken. Jedes Hifthorn jagt sie auf, sie springt nach Deinem Becher und damit an den Brunnen. Sie wäscht ihn, sie reibt ihn, sie spült ihn."

„Warum, Narr?"

„Weil sie Dir ihn credenzen will und Dein Vater sich daraus den Tod getrunken hat."

„Dummes Ding! Du also wirbst um sie?"

Der ertappte Graciosus erröthete wie ein Mädchen. „Die Mutter ist mir günstig, aber an ihr selbst werde ich irre," gestand er. „Kämest Du nach Malmort, ich bäte Dich, ihr auf den Zahn zu fühlen."

Wieder musterte Wulfrin den netten Jüngling, und wieder klopfte er ihn auf die Schulter. „Sie hält Dich zum besten?" sagte er.

„Sie redet Räthsel. Da ich neulich auf mein Herz anspielte —"

„Schlug sie die Augen nieder?"

„Nein, die schweiften. Dann zeigte sie mit dem Finger einen Punkt im Himmel. Ich blinzte. Ein Geier, der ein Lamm davon trug. Unverständlich."

„Klar wie der Morgen. ‚Raube mich.' Das Mädchen gefällt mir."

„Und Du willst sie sehen?"

„Niemals."

Jetzt trat ein Palastschüler mit suchenden Blicken in den Hofraum und dann rasch auf Wulfrin zu. „Du," sagte er, „die Messe ist aus, der König verläßt die Kirche." Der „Kaiser" wollte ihm noch nicht über die Zunge.

Wulfrin sprang auf. „Nimm mich mit!" bat Graciosus, „damit ich dem Herrn der Erde nahe trete und ihn reden höre."

„Komm'," gewährte Wulfrin gutmüthig, und bald standen sie neben dem Kaiser, vor welchem ein ehrwürdiger, aber etwas verwilderter Graubart das Knie bog. Gnadenreich erkannte Rudio, den Castellan auf Malmort, und wunderte sich, welche Botschaft der Rhäter bringe, denn Karl hielt ein Schreiben in der Hand. Er reichte es dem Abte und Alcuin las vor:

„Erhabener, da ich höre, Du werdest von Rom nach dem Rheine ziehen, flehe ich Dich an, daß Du Deinen Weg durch Rhätia nehmest. Seit Jahren haben sich in unsern verwickelten Thälern versprengte Lombarden eingenistet unter einem Witigis, der sich Herzog nennt. Wir, die Herrschenden im Lande, unter uns selbst uneins und ohne Haupt, werden nicht mit ihnen fertig, ja Einige von uns zahlen ihnen Tribut. Ein unerträglicher Zustand. Du bist der Kaiser. Wenn Du kommst und Ordnung schafft, so thust Du, was Deines Amtes ist Stemma, Judicatrix."

„Keine Schwätzerin," sagte der Kaiser. „Meine Sendboten haben mir von ihr geredet."

Alcuin betrachtete die Handschrift. „Feste Züge," lobte er.

„Alcuin, Du Abgrund des Wissens," lächelte der Kaiser, „was ist Rhätien? Welche Pässe führen dahin?"

Wie sehr sich der kleine Abt durch Lob und Frage geschmeichelt fühlte, wendete er sich doch nicht an den Gebieter, sondern, als der Höfling und der Schulmeister, welcher er war, an die Palastschule, die schon zu einem guten Drittel, den Blondbart inbegriffen, den Herrn umstand.

„Jünglinge," lehrte er und zog die Brauen in die Höhe, „wer seinen Weg durch das rhätische Gebirge nimmt, hat, ohne den harten, aber in Stücke zerrissenen Damm einer Römerstraße zu zählen, die Wahl zwischen mehreren Steigen, die sich alle jenseits des Schnees am jungen Rheine zusammenfinden. Diese Wege und Stapfen führen im Geisterlicht der Firne durch ein beirrendes Netz verstrickter Thäler, das die Fabel mit ihren zweifelhaften Gestalten und luftigen Schrecken bevölkert. Hier ringelt sich die Schlangenkönigin, wie verlockt von einer Schale Milch, einem blanken Wasser zu; gegenüber, aus einem finstern Borne, taucht die Fei und wehklagt."

„Lehrer, was hat sie für Gründe dazu?" fragte der Rothbart wißbegierig.

„Sie ahnt das ewige Gut und kann doch nicht selig werden, das ist ihr Schmerz. Dahinter, zwischen Schnee und Eis, in einem grünen Winkel, weidet eine glockenlose Herde, und ein colossaler Hirte, halb Firn, halb Wolke, neigt sich über sie. Tiefer unten, bei den ersten Stapfen, verliert die harmlose Fabel ihre Kraft, und menschliche Schuld findet ihre Höhlen und Schlupfwinkel. Hier raucht und schwelt eine gebrochene Burg, dort starrt, von Raben umflattert, ein Mörder in den zerschmetternden Abgrund."

„Wen hat er hinuntergeworfen?" fragte der Rothbart spöttisch.

„Eheu!" jammerte der Abt, „bist Du es, Liebling meiner Seele, Peregrin, mein bester Schüler, dessen Knochen in der rhätischen Schlucht bleichen?" Er trocknete sich eine Thräne. Dann schloß er: „Gegen beides, Fabel und Sünde, hält Bischof Felix in Chur beschwörend seinen Krummstab empor."

„In schwachen Händen," scherzte der Kaiser.

„Er ist sehr schön gearbeitet," rief Graciosus mit der schallenden Stimme eines Chorknaben, „und in seiner Krümmung neigt sich der Verkündigungsengel mit der Inschrift: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen."

Karl gönnte dem Bischofsneffen einen heitern Blick und wendete sich gegen die Schule: „Stammt einer von Euch aus Rhätien?"

Wulfrin trat vor. „Ich, Herr. Jung bin ich ausgewandert, doch kenne ich Sprache und Steige."

„So reite und berichte."

„Dir zu Dienste, Herr," verabschiedete sich Wulfrin, wurde aber von dem hartnäckigen Gnadenreich gehalten, der sich seiner bemächtigte und ihn vor den Kaiser zurückbrachte.

„Durchlauchtigster," verklagte er ihn, „er soll auf Malmort bei der Richterin, seiner Stiefmutter, erscheinen, keiner Andern, als die Dir den Brief geschrieben hat, und er will nicht. Sie besteht darauf, sich vor ihm zu rechtfertigen über das jähe Sterben ihres Gemahles, des Comes Wulf."

„Jener?" besann sich der Kaiser. „Er hat mir und schon meinem Vater gedient und verunglückte im rhätischen Gebirge."

„Vor dem Castell und zu den Füßen seines Weibes Stemma, die ihm den Willkomm credenzt hatte," ergänzte Gnadenreich.

Karl verfiel in ein Nachdenken. „Eben habe ich für die Seele meines Vaters gebetet," sagte er. „Kindliche Bande reichen in das Grab. Mich dünkt, Wulfrin, Du darfst bei der Richterin nicht ausbleiben. Du bist es Deinem Vater schuldig."

Wulfrin schwieg trotzig. Jetzt griff der Kaiser rechts nach dem Hifthorn, um die ganze Schule zusammenzurufen und ihr seine Befehle zu geben. Es mangelte. Er hatte es im Palaste vergessen oder absichtlich zurückgelassen, um der Messe als ein Friedfertiger beizuwohnen. „Deines, Trotzkopf!" gebot er, und Wulfrin hob sich sein Hifthorn über das Haupt. Karl betrachtete es eine Weile. „Es ist von einem Elb," sagte er, hob es an den Mund und stieß darein. Da gab das Horn einen so gewaltigen und grauenhaften Ton, daß nicht nur die Höflinge aus allen Ecken und Enden des Capitols hervorstürzten, sondern auch, was sich ringsum vom römischen Volke gehäuft hatte, erstaunt und erschreckt die Köpfe reckte, als nahe ein plötzliches Gericht. Karl aber stand wie ein Cherub.

Im Gedränge des Aufbruchs machte sich der Bischofsneffe noch einmal an den Höfling. „Auf Wiedersehen in Malmort! Du gehorchst, Wulfrin?"

„Nein," antwortete dieser.

Zweites Capitel.

Innerhalb der dicken Mauern eines wie aus dem Felsen gewachsenen rhätischen Castells sprudelte ein Quell in klösterlicher Stille. Durch die Zacken bemooster Ahorne rauschte der Abendwind mächtig über den Hof weg, und schon rückte das Spätroth hinauf an dem klotzigen Gemäuer. Am Brunnen aber stand ein junges Mädchen und ließ den heftigen Strahl in einen Becher springen, aus dessen von Alter geschwärztem Silber er schäumend empor und ihr über die bloßen Arme spritzte.

„Berg und Wetter sind gut," murmelte sie. „Mir brannten die Sohlen von früh an, ihm entgegen zu rennen. Kommt er heute noch? oder erst morgen? oder übermorgen zum allerspätesten! Graciosus verschwor sich, der Bruder ziehe mit dem Kaiser — nein, er reite ihm weit voraus! Und der Kaiser ist nahe,

was flüchteten sonst die Lombarden Hals über Kopf? Bum!" machte sie und ahmte den dumpfen Schlag einer Laue nach, dem bald ein zweiter und noch ein dritter folgte; denn im Gebirge, das in Gestalt einer breiten blanken Firn über die Firste blickte, hatte es heute in einem fort gerieselt und geschmolzen.

„Die ihr auf weißen Stürzen in den Abgrund schlittet, seid ihm hold, bärtige Zwerge! Verberget ihm nicht den Pfad, verschüttet ihm nicht die Hufen des Rosses! Sprudle Fluth! Spül' aus den Hauch des Todes! Luft und Leben trinke der Bruder!" und sie streckte den schlanken Arm. Dann hob sie den gebadeten Becher in die Höhe der Augen und enträthselte den Elbenspruch, welchen sie sich deutlicher in das Herz schrieb, als er mit erblindeten Lettern in das Silber gegraben stand. Der Spruch aber lautete folgendermaßen:

„Gesegnet seiest Du!
Leg' ab das Schwert und ruh!
Genieße Heim und Rast
Als Herr und nicht als Gast!
Den Wolfenbecher hier
Dreimal credenz' ich Dir!
Nun koste Du den Wein!
Willkomm" . . . . . .

Hier schloß entweder der zaubertüchtige Spruch oder dann kam noch etwas gänzlich Unleserliches, wenn es nicht zufällige Male der Verwitterung waren.

Eigentlich wußte sie ihn schon lange auswendig. Sie sagte ihn vorwärts, das ging; rückwärts, das ging auch. Dann sah sie ihn darauf an — zum wievielten Male! — ob er ihr mundgerecht sei und von der Schwester dem Bruder sich sagen lasse; denn Graciosus hatte es errathen: sie liebkoste den Wunsch, mit dem Wulfenbecher dazustehen und ihn Wulfrin zu credenzen. Ob es die Mutter erlaube? Diese machte sich mit dem Becher nichts zu schaffen, sie ließ ihn, wo er lange her seinen Platz hatte. Der Spruch gefiel dem Kinde und sie malte sich die Ankunft.

„Das Horn klingt! Oder wäre es möglich, daß er mich still beschliche? mit heimlichen Schritten? Aber nein, er will ja nichts von mir wissen — wenn Graciosus nicht seinen Scherz mit mir getrieben hat. Das Horn dröhnt! Ich ergreife den Becher, fliege der Mutter voran — oder noch lieber, sie ist verritten und ich bin Herrin im Hause — jetzt naht er! jetzt kommt er!" Ihr Herz pochte. Sie begann zu zittern und zu zagen. „Er ist da! er ist hinter mir!" Sie wendete sich zögernd erst, dann plötzlich gegen das Burgthor. In der niedrigen Wölbung desselben stand kein junger Held, aber lauernd drückte sich dort ein armseliger Pickelhering.

Das Mädchen brach in ein enttäuschtes Gelächter aus und trat beherzt der Fratze entgegen. Es war ein Lombarde, das errieth sie aus den ziegelrothen Nesteln seiner schmutzig gelben Strümpfe. In die schreiendsten Farben gekleidet, wie sie Armuth und Zufall zusammenwürfeln, trug der Kleine einen langausgedrehten, pechschwarzen Spitzbart, der mit den gezackten Brauen und dem verzerrten Gesichte eine possirliche Maske schuf.

„Wer bist Du und was willst Du?" fragte das Mädchen.

„Nur nicht gerufen, kleine Herrin, oder vielmehr große Herrin, denn, bei

meiner katholischen Seele! Du hast die Mutter dreimal handbreit überwachsen. Wo ist sie?" Er schaute sich ängstlich um. Sein Blick fiel auf etwas Graues. In der Mitte des Hofs und im Schatten der Ahorne stand ein breiter Steinsarg, auf dessen Platte ein Gewappneter neben einem Weibe lag, das die Hände über der Brust faltete. „Ei, da hält ja unsere liebe Frau bei ihrem Alten stille Andacht," spaßte der Lombarde, „und trübt kein Wässerchen, während sie zugleich in ihrer grünen Kraft bergauf bergab reitet und hängen und köpfen läßt." Er blickte bedenklich zu dem prächtig gebildeten leuchterförmigen Ast eines Ahorns empor. „Hier würde ich ungern prangen," sagte er. „In Kürze: ich bin Rachis, der Goldschmied, und habe ein Geschäftchen mit Dir. Liebst Du Deinen Bruder, junge Herrin?"

Diese plötzliche Frage setzte das Mädchen kaum in Erstaunen, das sich heute und gestern mit nichts Anderm als nur mit diesem selben Gegenstande beschäftigt hatte. „Wie mein Leben," sagte sie.

„Das ist schön von Dir, aber wenig fehlt, so liebst Du einen Todten. Wulfrin der Höfling ist in unsere Gewalt gerathen."

„Er lebt?" schrie das Mädchen angstvoll.

„Zur Noth. Herzog Witigis zielt auf sein Herz — aber wird uns die Richterin nicht überraschen?"

„Nein, nein," sagte das Mädchen, „sie ist nach Chur verritten. Rede! schnell!"

„Nun, ich habe ein feines Ohr und weiß auch ein Loch in der Mauer, denn ich bin hier nicht unbekannter als der Marder im Hühnerhof. Also: Dein Bruder ist in einen Hinterhalt gefallen. Er schlug um sich wie ein Rasender und unser Sechse wichen vor ihm, die Einen verwundet, die Andern, um es nicht zu werden. Doch sein Pferd rollte in den Abgrund, und er selbst verirrte sich auf eine leere Felsplatte, wo wir ein Treiben auf ihn anstellten und ihm hinterrücks ein langes Jagdnetz über den Kopf warfen. Denn der Herzog wollte ihn lebendig fangen, um ihn über die Wege des Franken, unsers Verderbers, auszufragen. Der Trotzkopf aber verschwieg Alles, auch den eignen Namen. Da legte der Herzog den Pfeil auf den Bogen und" — Rachis that einen grausamen Pfiff.

„Du lügst! er lebt!" rief das Mädchen muthig.

„Vorläufig. Der Herzog drückte nicht ab, denn — jetzt wird die Geschichte lustig — das junge Weib eines der Unsrigen, eine freigegebene Eigne der Richterin, wenig älter als Du —"

„Mein Gespiel Brunetta, das Kind Faustinens —"

„Gerade diese sprang dazwischen. ‚Bei der durchlöcherten Seite Gottes,' heulte sie, ‚der arme Herr trägt das Wulfenhorn und ist kein Anderer als der Sohn des Comes, der im Steinbild auf Malmort liegt. Seine leibliche Schwester, Herrin Palma, hat mir von ihm erzählt, von klein an und in einem fort, ohne Aufhören. Du darfst nicht sterben,' wendete sie sich an den Gebundenen, ‚das wäre ihr ein großes Leid und tödtete ihr das Herzchen. Denn wisse, Du bist ihr Herzkäfer, wenngleich sie Dich noch nie mit Augen gesehen hat. Sende hin und sie löst Dich mit ihrem ganzen Geschmeide. Es sind köstliche Sachen. All ihr Kleinod hat die Richterin dem Kinde, sobald es seinen Wuchs hatte, gespendet und dahingegeben.'

„So erfuhr Herzog Witigis den Namen seines Gefangenen und die blonde Rosmunde, die er um sich hat, das Dasein eines herrlichen Schatzes. Sie umhalste den Herzog und erflehte sich das Geschmeide von Malmort. Ihr Stirnband habe seine Perlen und ihr elfenbeinerner Kamm die Hälfte seiner Zähne verloren. Kurz, Goldschmied Rachis wurde an Dich geschickt und bietet Dir den Tausch. Wähle: Schmuck oder Bruder!"

Ehe noch der Lombarde geendigt hatte, stürzte das Mädchen gegen die Burg, die steile Treppe hinauf, verschwand in der Pforte und kam athemlos wieder, Schimmerndes und Klingendes in dem zur Schürze gefaßten hellen Oberkleide tragend. Dieses hielt sie mit der Linken, während die Rechte Stück um Stück wie aus einem unerschöpflichen Horte emporhob und den gekrümmten Fingern des Goldschmieds überantwortete. Spangen, Stirnbänder, Gürtel, Perlschnüre verschwanden in dem Sacke, welchen Rachis geöffnet hatte, auch für die blonden Flechten Rosmundens ein kunstvoller Kamm von Elfenbein mit dem Heiland und den Aposteln in erhabener Arbeit. Jedes durch seine Hände wandernde Stück begleitete der Goldschmied mit einem Lobe, als Kenner und als boshafter Schelm, der dem begeisterten Mädchen seine Verluste fühlbar machen wollte. Sie zuckte nicht einmal mit dem Mund, sie leuchtete vor Freude bei der Hingabe alles ihres Besitzes.

Da kam ihr denn doch ein Zweifel. „Du bist redlich?" sagte sie. „Du schickst mir den Bruder? Es ist besser, ich begleite Dich!" und sie machte sich reisefertig.

„Unmöglich, Herrin," widersprach der Lombarde, „das geht nicht! Du entdecktest unsere Schlupfwinkel und gefährdetest mit dem Leben des Bruders auch das Deinige. Die Richterin aber würde Dich von uns geraubt glauben. Sei nicht unklug und gib Dich nicht in fremde Gewalt!" Er belud sich mit dem Sacke. „Ein Schlummerchen, Fräulein! und wenn Du die Augen wieder öffnest, hast Du den Bruder, der Dich Gold und Gut kostet. Das schwör' ich Dir!" Er senkte die drei Finger mit einem grimmigen Blicke gegen den Erdboden. „Bei dem da unten!" gelobte er.

„Ein glaubhafter Schwur!" sprach eine weibliche Stimme. Rachis wendete sich erschrocken und bog das Knie vor einer behelmten Frau mit strengen Zügen, die den Speer, den sie in der Hand getragen, einem bewaffneten Knechte reichte. Die Richterin mochte ihrem ermüdeten Thiere zulieb den steilen Burgweg zu Fuß erklommen haben. Sie faßte Palma schützend am Arm und blickte geringschätzig auf den Lombarden. „Schwüreſt Du bei Gott und seinen Heiligen," sagte sie, „so schwüreſt Du falsch; eher schwörſt Du die Wahrheit bei dem Vater der Lügen. Habet Ihr Euch nicht bei allem Göttlichen verpflichtet, Ihr Lombarden, nie mehr in Rhätien zu rauben und zu brennen? Und jetzt, da Ihr, wie alles Böse, vor den Augen des Kaisers flüchtet, schleudert Ihr rechts und links verheerende Flammen! Ich komme von Chur und weiß um Eure Thaten, Eidbrüchige! Sage Du Deinem Witigis, die Richterin würde ihm nachjagen und ihn züchtigen, wenn nicht ein Höherer käme, und er ist schon da, dessen Hand ihn erreicht, flöhe er an die Enden der Erde!" Jetzt fielen ihre Augen auf den Sack des Goldschmieds. „Was trägſt Du da weg, Dieb?" fragte sie verächtlich.

„Ein ehrlicher Handel," betheuerte dieser und öffnete den Sack, während das Mädchen die Mutter stürmisch umarmte.

„Ich kaufe den Bruder!" rief sie. „Er ist in die Gewalt des Witigis gerathen, der auf ihn zielt, bis ich der Frau Herzogin" — das unschuldige Kind erhob die blonde Rosmunde in den Ehestand — „meinen Schmuck gegeben habe, und wie gerne gebe ich ihn!"

Die Richterin machte sich von ihr los und fragte Rachis: „Ist das wahr?"

„Bei meinem Halse, Herrin!"

„Ich würde Dir nicht glauben, wüßte ich nicht, daß der Höfling Wulfrin dem Kaiser voranreitet, und hätte ich nicht selbst eben jetzt in Chur gehört, daß die Lombarden einen Höfling gefangen haben. Dennoch kann es eine Lüge sein, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Tischgenosse Karl's dem Feinde seinen Namen nennt und zu einem Mädchen um Lösung sendet."

„Nein, nein, Mutter," rief Palma, „so that er nicht!" und erzählte den Vorgang.

„Ein eitles Weib, dem ein Leben feil ist für einen Schmuck, das hat mehr Sinn," sagte die Richterin. Sie schien zu überlegen. Dann warf sie einen Blick auf das Geschmeide. „Ich will den Höfling mit Byzantinern lösen," sagte sie.

„Das steht nicht in meinem Auftrag und würde der Rosmunde schlecht gefallen."

„Dann thue ich es nicht."

„Auch gut," grinste Rachis. „So lässest Du eben den Wulfrin umkommen. Du magst Deine Gründe haben. Ganz wie Du willst."

„Das willst Du nicht, Mutter!" jammerte Palma und stürzte auf die Kniee.

„Nein, das will ich nicht," sagte die Richterin mit nachdenklichen Brauen. „Warum auch? Nimm das Zeug da zusammen und lauf'!" Rachis ließ es sich nicht zweimal sagen.

Das jubelnde Mädchen fiel der Mutter um den Hals und bedeckte den strengen Mund mit dankbaren Küssen. Dann raubte sie ihr den kriegerischen Helm mit einem solchen Ungestüm, daß die Flechten des schwarzen Haares sich lösten und niederrollend dem entschlossenen Haupte der Richterin einen jugendlichen und leidenden Ausdruck gaben. Die nicht enden wollende Freude Palma's ermüdete endlich die Mutter. „Geh' schlafen, Kind," sagte sie, „es dunkelt."

„Schlafen? Wer könnte das, bis Wulfrin ruft?"

„So wirf Dich wie Du bist auf das Polster. Was gilt's, ich finde Dich schlummern? Zu Bette, Hühnchen! husch, husch!" und sie klaschte in die Hände.

Palma flog die Stiege hinauf und die Richterin wendete sich zu Rudio, ihrem Castellan, der schon eine Weile ruhig harrend vor ihr stand. „Was meldest Du?" fragte sie.

„Eine Albernheit, Herrin. Ich sah die Thür zu unserm Kerker sperrangelweit offen. Freilich hatte ich sie nicht verriegelt, da gerade Niemand sitzt. Ich steige hinab, und auf dem Stroh liegt ein Geschöpf, das ich in der letzten Helle mir nur mühsam enträthselte. Es war die Faustine, welche, wie Du Dich erinnerst, mit Deiner Erlaubniß ihr Kind, die Brunetta, einem Lombarden, einem leidlichen Manne, den Du auf mein Fürwort unter Deinem Gesinde duldetest,

zum Weibe gegeben hat. Jetzt, da das fremde Volk sein Bündel schnürt, wird sie ihr Kind verlieren und das muß sie irre gemacht haben. Sie hat sich eine Hand in den Kettenring gezwängt und ist übrigens guten Muthes. ‚Meister Rudio,‘ redete sie zu mir, ‚wetze Dein Beil am Schleifstein und thue mir morgen nicht weher als recht ist.‘ Ich schelte sie und will ihr den Arm aus der Fessel ziehen. ‚Welche Posse!‘ sage ich; ‚Du bist ja die ehrliche Armuth am Rocken und im Rübenfeld, die ihr Kind rechtschaffen groß gezogen hat. Hier ist nicht Dein Ort. Mit Deinesgleichen habe ich nichts zu thun.‘ Sie sperrte sich und sagte: ‚Das weißt Du nicht, Rudio. Geh’ und rufe die Richterin. Die wird das Garn schon abwickeln und mir armem Weibe geben, was mir gehört.‘ Sollte ich die Thörin zerren? Du steigst wohl hinab und bringst sie zurecht.“

Die Richterin hieß Rudio eine Fackel anbrennen und ihr vorschreiten. In dem tiefen Gelasse saß ein gefesseltes Weib, das der Castellan beleuchtete. Auf einen Wink der Herrin steckte er den brennenden Span in einen Eisenring an der Wand und ließ die Frauen allein.

Stemma beugte sich über die freiwillig Eingekerkerte und befühlte ihr als geschickte Aerztin den Puls der freien Hand, welchen aber kein Fieber beschleunigte. „Faustine,“ sagte sie, „was ficht Dich an? was ist über Dich gekommen? Dich verwirrt der Schmerz, daß Du Dich von Deinem Kinde trennen sollst. Willst Du sie begleiten? Noch ist es Zeit. Ich gebe Dich frei. Du bist nicht länger meine Eigene. Der Kaiser wird den Lombarden feste Sitze weisen und Du behältst Deine Brunetta.“

Faustine schüttelte das Haupt. „Das fehlte noch,“ sagte sie, „daß ich mich an die Sohlen der Brunetta heftete und auch ihr zum Fluche würde! Richterin Stemma, nimm mir das ab!“ Sie wies auf ihren Kopf. „Du weißt ja wohl und langeher, daß ich meinen Mann ermordete!“

Mit ruhigem Blicke prüfte Stemma das grellbeleuchtete, knochige Gesicht der gleichaltrigen Rhäterin. Dann ließ sie sich auf eine Treppenstufe nieder und Faustine kroch zu ihren Knieen, jedoch ohne daß sie diese zu berühren wagte. Ihre Augen waren gesund. „Herrin,“ sagte sie, „Du weißt Alles, und wenn Du mich ein Jahrzehnt und länger gnädig verschont und meine Missethat bedeckt hast, so war es, weil Du nicht wolltest, daß die Brunetta, der unschuldige Wurm, zu Schanden komme. Ich durfte sie aufziehen, und diese Gunst hast Du mir erwiesen, weil ich Dein Gespiel gewesen bin. Jetzt aber, da die Brunetta einem Manne folgt, ist kein Grund, länger zu trödeln und zu tändeln. Laß uns die Sache ins Reine bringen. Gib mir mein Urtheil!“

Die Richterin erkannte aus der ganzen Geberde Faustinens, daß diese bei Sinnen sei, und so sehr sie das schlimme Geständniß überraschte, so wenig gab sie den furchtbaren Ruf ihrer Allwissenheit preis. „Lege Bekenntniß ab!“ sagte sie streng. „Das ist der Anfang der Reue!“

Und Faustine begann: „Kurz ist die Geschichte. Der Schütze Stenio umwarb mich —“

„Den der Eber, welchen er gefehlt hatte, schleifte und zerriß —“

„Jener. Hernach gab mich der Judex seinem Reisigen Lupulus zur Ehe.

Ich bequemte mich und doch —" sie hielt inne, um das reine Ohr Stemma's nicht zu beleidigen.

Die Richterin half ihr und sagte ernst und traurig: „Und doch wareſt Du das Weib des Todten."

Fauſtine nickte. „Dann, vor dem Altar, plötzlich, zu meinem Entſetzen —"

„Fühlteſt Du, daß Du dem Todten gehörteſt, Du und ein Ungebornes," half ihr die Richterin.

Wieder nickte Fauſtine. „Das iſt Alles, Herrin," ſagte ſie. „Lupulus, jähzornig wie er war, hätte mich umgebracht. Das Ungeborne aber verhielt mir den Mund und flüſterte mir Feindſeliges gegen den Mann zu."

„Genug," ſchloß Stemma. „Nur Eines noch: woher hatteſt Du das Gift?"

„Siehſt Du, Herrin," rief das Weib, „daß Du weißt, wie ich ihn tödtete! Das Gift hat mir Peregrin gezeigt."

„Peregrin?" fragte die Richterin mit verhüllter Stimme. „Das iſt nicht möglich."

„Er zeigte es mir und warnte mich davor. Ich irrte verzweifelnd unter den Kiefern von Silvretta. Da ſehe ich ihn in ſeinem langen, dunkeln Gewande, der ſich bückt und Wurzeln gräbt. Daran nickten Blumen mit braunen Glocken. Er ruft mich herbei und, eine dieſer Blumen in der Hand, ſagt er zu mir: ‚Frau, hüte Dich und die Kinder vor dieſem Gewächs! Sein Saft tödtet, außer in den Händen des Arztes.' Er meinte es gut mit ſeinem warnenden Blick unter dem braunen Gelocke hervor und hauchte mir doch einen grimmig böſen Gedanken an. Keine Schuld komme auf ſeine Seele! Doch ich rede thöricht. Er iſt ja längſt ein Engel Gottes, ſeit er, wie ſie ſagen, nach der großen Ebene wandern wollte und im Gebirg unterging, und das war nicht lange nach jener Stunde. Du erinnerſt Dich, der Judex, Dein Vater, dem er die Wunde heilte, hatte ihn abgelohnt, was Dir unlieb war, da er Dich als ein weiſer Cleriker noch Vieles hätte lehren können."

„Schwatze nicht," ſagte die Richterin, „und endige Dein Bekenntniß. Am folgenden Tage biſt Du aus Deiner Hütte nach Silvretta gegangen und haſt die Wurzeln gegraben?"

„Ja, Du ritteſt vorüber und ich duckte mich, damit Du mich nicht erkennen mögeſt, aber Du wendeteſt Dich zweimal im Sattel. Nun aber ſei barmherzig, Herrin, und gib mir mein Theil." Sie ließ den Kopf auf die Bruſt fallen, ſo daß ihr der üppige ſchwarze Haarwuchs über das Geſicht ſank.

Stemma ſann, auf Fauſtinen niederblickend, und zog ihr mit zerſtreuten Fingern einen langen Strohhalm aus dem Haar. „Fauſtine, mein Geſpiel," ſagte ſie endlich, „ich kann Dich nicht richten."

Die ganze Fauſtine gerieth in Aufruhr. „Warum nicht?" ſchrie ſie empört; „Du mußt es oder ich rufe, daß alle Mauern widerhallen: Sie hat ihren Mann umgebracht!"

Stemma verhielt ihr den Mund. „Laß das Todtengebein," ſchalt ſie, als drohe ſie einem den verſcharrten Knochen hervorkratzenden Hunde.

„Sei barmherzig!" flehte Fauſtine; „laß mir das Haupt abſchlagen, nachdem es Gott gekoſtet und ſein Kreuz geküßt hat. Dann wächſt es mir im

Himmel wieder an und, Stenio rechts, Lupulus links, sitzen wir auf einer Bank und geben uns die Hände. Danach verlangt mich," und sie streckte den Hals.

„Ich kann Dich nicht richten, Thörin," sagte Stemma sanfter. Aus drei Gründen nicht. Merk' auf:

„Als Du Deine That begingest, lebte und regierte noch der Judex, mein Vater. Nach seinem Ende und dem des Comes, da ich das Richtschwert erbte, habe ich laut verkündigt: ‚Ab ist alles Geschehene! Von nun an sündige Keiner mehr!' Aber auch wenn ich dieses nicht hätte ausrufen lassen, könnte ich dennoch Dich nicht richten und Du gingest frei aus, denn seit Deiner That sind fünfzehn völlige Jahre in das Land gegangen, und hier ist uralter Brauch, daß Schuld verjährt in fünfzehn Jahren."

„Verjährt? Was ist das?" fragte Faustine verblüfft.

„Durch die Wirkung der Zeit ihre Kraft verliert."

Ein höhnisches Lachen lief blitzend über die weißen Zähne der Rhäterin. „Also zum Beispiel," sagte sie, „wenn ich gestern noch meinen Mann vergiftet hatte und über Nacht wird die Zeit völlig, so bin ich heute keine Mörderin mehr. Diese Dummheit!"

„Doch! Du bleibst eine Mörderin," belehrte sie Stemma langmüthig, „aber Du hast mit dem irdischen Richter nichts mehr zu schaffen, sondern nur noch mit dem himmlischen. Sühne durch gute Werke! Du hast den Anfang gemacht: fünfzehn mühselige und rechtschaffne Jahre wiegen."

„Nichts wiegen sie!" zürnte Faustine. „Ich sehe schon, Du willst meiner schonen! Du heißest die Richterin, aber Du bist die Ungerechte, Du machst Ausnahmen, Du siehst die Person an!"

„Schweige!" gebot die Richterin. „Ich bin denn doch klüger als Du und ich sage Dir: Deine Sache ist nicht mehr richtbar. Noch aus einem letzten Grunde. Ich kann Dich nicht verdammen, auch wenn ich Dir den Gefallen thun wollte, denn es steht kein Zeuge gegen Dich als Deine thörichte Zunge. Aber weißt Du was: gehe nach Chur und beichte dem Bischof. Er ist der Hirte und Du bist das Schäflein. Er mag Dir die härteste Buße auflegen: Fasten, schwere Dienste, härenes Hemde, blutige Geißelungen. Fordere sie, ist er Dir zu milde! Quäle Deinen Leib! Dann gib Dich zufrieden. Die Kirche vertritt Dich, ihr gehorche, Du hast eine sichere Sache!" Sie sagte das mit einem überzeugenden Lächeln.

„Ich weiß nicht," schluchzte Faustine, „Gott sei davor, daß eine Missethäterin wie ich seiner heiligen Kirche sich nicht unterwerfe. Aber anders wäre es einfacher gewesen. Geplagt habe ich mich schon und im Schweiße meines Angesichtes gearbeitet fünfzehn Jahre lang mit dem Trost und Vorsatz, sobald mein Kind in sein Alter und an den Mann gekommen, stracks in den Himmel zu fahren. Jetzt verrückst Du mir die kurze Leiter und vertrittst mir den Weg."

„Der nach Chur ist kurz und der an unser Ende ist nicht lang. Gehorche, Faustine!" Sie ergriff die Fackel und schritt die Stufen vorauf. Faustine folgte geduldig wie eine Seele in Pein.

Unter dem Burgthor, das sich wie von selbst öffnete, denn der Wärtel hatte die wandernde Helle wahrgenommen, blickte die Richterin in die Nacht hinaus

und sagte zu Faustinen: „Lege die Schuhe ab und laß die scharfen Kiesel Deine Sohlen zerreißen, denn Du bist eine große Sünderin!“ Weinend trat Faustine ihren dunkeln Weg an.

Frau Stemma hatte recht gesagt. Da sie die hochgelegene Burgkammer betrat, schlief Palma. Das Mädchen lag in ihrem ganzen Gewande auf dem Polster, die Hand auf das Herz gelegt. Sie hatte das freudig pochende beruhigen wollen und war daran entschlummert. Neben ihren tiefen Athemzügen glomm eine hütende Flamme. Die Mutter betrachtete die Geberde und konnte sich der Erinnerung nicht erwehren.

Nach dem Tode des Vaters und des Gatten und nach der Geburt Palma's hatte die noch nicht zwanzigjährige Richterin die Regierung ihres Erbes mit entschlossener Hand ergriffen. Die dem jungen und schönen Weibe unter einem verwilderten, begehrlichen Adel von selbst entstehenden Freier und Feinde hatte sie mit einer über ihre Jahre scharfsinnigen Politik verneint und die Einzelnen mit den Waffen ihrer Lehnsleute gebändigt. Helm und Schwert und die gerechte Sache der muthigen Richterin wurden von dem friedseligen Bischof Felix in seinem festen Hofe Chur mit weitausgestreckten Händen gesegnet. Nach einigen stürmischen Jahren war Stemma's Herrschaft befestigt und es trat eine große Stille ein. Jetzt rächte sich die überhetzte Natur und Stemma verlor den Schlummer. Wenn sie nicht selbst ihn verscheuchte mit brennenden Leuchtern und endlosen Schritten. Nicht weit von dem Lager ihres Kindes, auf einer schmalen Bank in der tiefen Fensterwölbung, saß sie damals oft mit verschlungenen Armen, und dann konnte sie lange, lange mit zwei Fläschchen spielen, welche sie in der Mauer verwahrte, und die der arzneikundige junge Cleriker Peregrin auf Malmort zurückgelassen hatte, da er von dannen zog, um spurlos im Gebirge zu verschwinden. Beide waren von starkem Krystall und hatten über den gläsernen Zapfen goldene Deckel, auf deren einem das Wort „Antidoton“ mit griechischen Lettern eingekritzt war, während auf dem andern ein winziges Schlänglein sich krümmte. Mit diesen Fläschchen zu spielen bis der Tag anbrach, wurde Stemma zu einem Bedürfniß. Da geschah es einmal, daß sie darüber einnickte und, als das Frühlicht sie weckte, das eine Fläschchen, das unbeschriebene, aus ihrer halbgeöffneten Hand verschwunden war. Sie gerieth in entsetzliche Angst und suchte und suchte. Endlich fand sie es in dem Händchen ihres Kindes. Die kleine Palma mochte, vor ihr erwacht, sie auf nackten Sohlen beschlichen, ihr das schmucke Spielzeug entwendet und mit ihm das Lager und den Schlummer wieder gefunden haben. Das Kind hielt den Krystall an das kleine Herz gepreßt, und vorsichtig löste Frau Stemma Fingerchen um Fingerchen.

Jetzt holte sie, verlockt von der alten Gewohnheit, die lange im Verschluß gelegenen Krystalle hervor. Nachdem sie dieselben eine Weile in den Händen gehalten und mit den Fläschchen, sie unablässig wechselnd, nach ihrer Weise gespielt hatte, legte sie das eine unter ihren mit Gemsleder beschuhten Fuß und zertrat es auf der steinernen Fliese mit einem kräftigen Drucke zu Scherben. Die ausströmende Flüssigkeit verbreitete einen angenehmen Mandelgeruch. Im Begriffe, den zweiten Krystall unter die Sohle zu legen, besah sie noch seinen goldenen Deckel und erkannte, daß sie sich zwischen den Fläschchen geirrt hatte.

Sie glaubte das inschriftlose zuerst zermalmt zu haben und hielt es noch in der Hand. Kopfschüttelnd legte sie das Schlänglein unter die Ferse, doch das festere Glas widerstand hartnäckig. Sie ergriff es wieder, und schon hob sie den Arm, um es an der Wand zu zerschmettern, da hielt sie inne, aus Furcht, mit dem klirrenden Wurfe den Schlummer des Mädchens zu stören. Oder mit einem andern Gedanken barg sie es sorgfältig in dem weiten Busen ihres Gewandes.

Frau Stemma wurden die Lider schwer und sie ließ sich betäubt in einen Sessel fallen. Da sah sie ein Ding hinter ihrem Stuhle hervorkommen, das langsam dem Lager ihres schlummernden Kindes zustrebte. Es floß wie ein dünner Nebel, durch welchen die Gegenstände der Kammer sichtbar blieben, während das blühende Mädchen in fester Bildung und mit kräftig athmendem Leibe dalag. Die Erscheinung war die eines Jünglings, dem Gewande nach eines Clerikers, mit vorhangenden Locken. Das ungewisse Wesen rutschte auf den Knieen oder watete, dem Steinboden zu trotz, in einem Flusse. Stemma betrachtete es ohne Grauen und ließ es gewähren, bis es die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Dann sagte sie freundlich: „Du, Peregrin! Du bist lange weggeblieben. Ich dachte, Du hättest Ruhe gefunden.“ Ohne den Kopf zu wenden und sich wieder um einen Ruck vorwärts bringend, antwortete der Müde: „Ich danke Dir, daß Du mich leidest. Es ist ohnehin das letzte Mal. Ich werde zunichte. Aber noch zieht es mich zu meinem trauten Kindchen.“

„Seid Ihr Todte denn nicht gestorben?“ fragte die Richterin.

„Wir sterben sachte, sachte,“ antwortete der Cleriker. „Wie denkst Du? Die“ — er stotterte — „die Seele wird damit nicht früher fertig als der Leib vermodert ist. Inzwischen habe ich mir diesen ärmlichen Mantel geliehen,“ und der Schatten schüttelte seine Gestalt wie einen rinnenden Regen. „Ei, was war der irdische Leib für ein heftiges und lustiges Feuer! In diesem dünnen Röcklein friert mich und ich lasse es gerne fallen.“

„Hernach?“ sagte Stemma.

„Hernach? Hernach, nach der Schrift —“

Stemma runzelte die Stirn. „Zurück von dem Kinde!“ gebot sie dem Schatten, der Palma fast erreicht hatte.

„Harte!“ stöhnte dieser und wendete das bekümmerte Haupt. Dann aber, von dem warmen Athem Stemma's angezogen, schleppte er sich rascher gegen ihre Kniee, auf welche er die Ellbogen stützte, ohne daß sie nur die mindeste Berührung empfunden hätte. Dennoch belebte sich der Schatten, die schöne Stirn wölbte sich und ein sanftes Blau quoll in dem gehobenen Auge.

„Woher kommst Du, Peregrin?“ sagte die Richterin.

„Vom trägen Schilf und von der unbewegten Fluth. Wir kauern am Ufer. Denke Dir, Liebchen, neben welchem Nachbar ich sitze, neben dem —“ er suchte.

„Neben dem Comes Wulf?“ fragte die Richterin neugierig.

„Gerade. Kein kurzweiliger Gesell. Er lehnt an seinen Spieß und brummt Etwas, immer dasselbe, und kann nicht darüber wegkommen. Ob Du ihm ein Leid anthatest oder nicht. Ich bin mäuschenstille.“ Peregrin kicherte, that dann aber einen schweren Seufzer. Darauf schnüffelte er, als rieche er den ver-

schütteten Saft, und suchte mit starrem Blicke unter Stemma's Gewand, wo das andere Fläschchen lag, so daß diese schnell den Busen mit der Hand bedeckte.

Da fühlte sie eine unbändige Lust, das kraftlose Wesen zu ihren Füßen zu überwältigen. „Peregrin," sagte sie, „Du machst Dir Etwas vor, Du hast Dir Etwas zusammengefabelt. Palma geht Dich nichts an, Du hast kein Theil an ihr."

Der Cleriker lächelte.

„Du bildest Dir etwas Närrisches ein," spottete die Richterin.

„Stemma, ich lasse mir mein Kindchen nicht ausreden."

„Thorheit! Wie wäre solches möglich? Was weißt Du, Traum?"

„Ich weiß" — der flüchtig Beseelte schien eine Süßigkeit zu empfinden, in sein kurzes und grausames Loos zurückzukehren — „wie mich Dein Vater überfiel, da ich von meinem Lehrer, dem Abte, weg über das Gebirge zog. Der Judex litt an einer Wunde und hatte von meiner Wissenschaft vernommen. Da hob er mich auf und brachte mich Dir mit. Du wareſt noch sehr jung und o wie schön! mit grausamen schwarzen Augen! Dabei herzlich unwissend. Ich lehrte Dich Buchstaben und Verse bilden, doch diese da mochtest Du nicht. Lieber regierteſt Du in den Dörfern, schiedest Händel und machteſt die Aerztin bei Deinen Eigenen. Ich zeigte Dir die Kräfte der Kräuter, lehrte Dich allerlei brauen, und Du brachteſt mir aus dem Schmuckkästchen zwei Krystalle ..."

Die Richterin lauschte.

„Stemma, Du bist noch jung und auch ich bin jung geblieben, wenig älter als da wir uns liebten," schluchzte Peregrin zärtlich.

„Wir liebten uns," sagte Stemma.

„Du lageſt in meinen Armen!"

„Wo Dich der Judex überraschte und erwürgte," sprach sie hart.

Peregrin ächzte und Flecken wurden an seinem Halse sichtbar. „Er lud mich auf ein Maulthier, zog mit mir davon und warf mich in den Abgrund."

„Peregrin, ich habe geweint! Aber besinne Dich: Dein ist die Schuld! Bin ich nicht dreimal vor Dich getreten, mein Bündel in der Hand? Habe ich Dich nicht drohend beschworen, mit mir zu fliehen? Wer wollte Fuß neben Fuß in Armuth und Elend wandern? Du aber erblaßteſt und erbleichteſt, denn Du hast ein feiges Herz. Ich liebte Dich und, bei meinem Leben! — wareſt Du ein Mann — Vater, Heimath, Alles hätte ich niedergetreten und wäre Dein eigen geworden."

„Du wurdeſt es," flüsterte der Schatten.

„Niemals!" sagte Stemma. „Sieh mich an; gleiche ich einer Sünderin? Blicke ich wie eine Leidenschaftliche und Leichtfertige? Bin ich nicht die Zucht und die Tugend? Und so war ich immer. Du hast mich nicht berührt, kaum daß Du mir mit furchtsamen Küssen den Mund streifteſt. Wo hätteſt Du auch den Muth hergenommen?"

Da gerieth der Schatten in Unruhe. „O ihr Gewaltthätigen beide, der Vater und Du! Er hat mich geraubt und erwürgt, Du, Stemma, lockteſt mit dem Blutstropfen! Gib den Finger, da sitzt das Närbchen!"

Stemma hob die Achseln. „Es war einmal," höhnte sie.

Da wiegte Peregrinus, der sich gleich wieder besänftigte, die Locken und sang mit gedämpfter Stimme:

„Es war einmal, es war einmal
Ein Fürst mit einem Kinde,
Es war einmal ein junger Pfaff
In ihrem Burggesinde.

Am Mahle saßen alle Drei,
Da riefen den Herrn die Leute:
„Herr Judex, auf! zu Roß! zu Roß!
Im Thal zieht eine Beute!"

Er gürtet sich das breite Schwert
Und wirft mit einem Gelächter
Den Hausdolch zwischen Maid und Pfaff
Als einen scharfen Wächter.

Den Judex hat das schnelle Roß
Im Sturm davongetragen,
Zweie halten still und bang
Die Augen niedergeschlagen.

Stemma hebt das Fingerlein,
Sie thut es ihm zuleide,
Und fährt damit wohl auf und ab
Ueber die blanke Schneide.

Ein Tröpflein warmen Blutes quoll" —

„Stille, Schwächling!" unterbrach die Richterin. „Das hast Du Dir in Deinem Schlupfwinkel zusammengeträumt. Solche Schmach kennt die Sonne nicht! Stemma ist makellos! Und auch der Comes, er komme nur! ihm will ich Rede stehn!"

„Stemma, Stemma!" flehte Peregrin.

„Hinweg, Du Nichts!" Sie entzog sich ihm mit einer starken Geberde, und seine Züge begannen zu schwimmen.

„Mein Weib, mein" — „Leben" wollte er sagen, doch das Wort war dem Ohnmächtigen entschwunden. „Hilf, Stemma," hauchte er, „wie heißt es, das Athmende, Blühende? Hilf!" Die Richterin preßte die Lippen und Peregrinus zerfloß.

Erwachend stand sie vor dem Lager ihres Kindes. Sie küßte ihm die geschlossenen Augen. „Bleibet unwissend!" murmelte sie. Dann glitt sie neben Palma auf das breite Lager und schlang den Arm um das Mädchen wie um eine erkämpfte Beute: „Du bist mein Eigenthum! ich theile Dich nicht mit dem verschollenen Knaben! Dich fiedle ich an im Licht und umschleiche Dich wie eine hütende Löwin!" Der Traum hatte ihr Peregrin gezeigt nicht anders als sein Bild in ihr zu leben aufgehört hatte. Längst war der Jüngling, dem sie sich aus Trotz und Auflehnung mehr noch als aus Liebe heimlich vermählt, an ihrem kasteiten Herzen niedergeglitten und untergegangen, und der einst aus ihrer Fingerbeere gespritzte Blutstropfen erschien der Geläuterten als ein lockeres und aberwitziges Märchen. Schon glaublicher deuchte ihr der andere Bewohner der Unterwelt, und da sie sich auf dem Lager umwendete und das Haupt in die

Kissen begrub, ohne den Arm von der Schulter ihres Kindes zu lösen, erblickte die Entschlummernde den Comes, wie er an den Speer gelehnt verdrießlich im Schilfe saß und etwas Feindseliges in den Bart murmelte. Ein Lächeln des Hohnes glitt über ihr verdunkeltes Gesicht, denn Stemma kannte die Hilflosigkeit der Abgeschiedenen.

Im ersten Lichte weckte die zwei Schlafenden ein jäher Hornstoß und riß sie vom Lager empor. Der gewaltsame Tagruf beleidigte das feine Ohr der Richterin. Sie errieth, wen er meldete, und mit schnellem Entschluß und festem Schritte ging sie Wulfrin entgegen. Noch vor ihr, den rasch ergriffenen Wulfenbecher in der Hand, war Palma durch die Thür gehuscht.

In das von Rudio geöffnete Thor tretend, stand Stemma vor dem Höfling, der sie mit verwunderten Augen betrachtete. Das Antlitz gebot ihm Ehrfurcht. Er verschluckte ein unziemliches Scherzwort über sein durch vier Weiber gerettetes Leben. Bewältigt von dem ruhig prüfenden Blicke und der Hoheit der blassen Züge sagte er nur: „Hier hast Du mich, Frau," worauf sie erwiderte: „Es hat Mühe gekostet, Dich nach Malmort zu bringen."

„Wo ist die Schwester, daß ich sie küsse?" fuhr er fort, und diese, die inzwischen den Becher gefüllt hatte, eilte ihm mit klopfendem Herzen und leuchtenden Augen zu, obwohl sie vorsichtig schritt und den Wein nicht verschütten durfte. Sie trat vor den Bruder und begann den Spruch. Da aber Stemma den Kelch, der dem Comes den Tod gebracht, in den Händen ihres Kindes erblickte und den frischen Mund über seinem Rand, empfand sie einen Ekel und einen tiefen Abscheu. Mit sicherm Griffe bemächtigte sie sich des Bechers, den das überraschte Mädchen ohne Kampf und Widerstand fahren ließ, führte ihn credenzend an den eigenen Mund und bot ihn dem Höfling mit einfachen Worten. „Dir und Dieser zum Segen!" sagte sie. Wulfrin leerte den Becher ohne jegliche Furcht.

Palma stand bestürzt und beschämt. Da hieß die Mutter sie die Glocke ziehen, die hoch oben in einem offenen Thürmchen hing und das Gesinde weither zum Angelus rief. Palma hatte als Kind Freude gehabt, das leicht bewegliche Glöcklein erschallen zu lassen, und das Amt war dem Mädchen geblieben. Sie gehorchte.

„Frau, warum hast Du ihr die Freude verdorben?" fragte Wulfrin.

Stemma wies ihm die Inschrift des Bechers. „Siehe: es ist der Spruch eines Eheweibes," sagte sie.

„Davon lese ich nichts," meinte er.

„Nun koste Du den Wein!
Willkomm" . . . . . .

Der Finger der Richterin zeigte das Verwischte, aus welchem für ein genauer prüfendes Auge noch drei Buchstaben leserlich hervortraten, ein i, ein K, ein l. Wulfrin errieth ohne Mühe:

„Willkomm im Kämmerlein!"

„Du hast recht, Frau," lachte er.

Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn vor das Grabmal. Da lag ihm der Vater, die Linke am Schwert, die Rechte am Hifthorn, die steinernen Füße ausgestreckt. Wulfrin betrachtete die rohen aber treuherzigen Züge nicht

ohne kindliches Gefühl. Das abgebildete Hifthorn erblickend, hob er in einer plötzlichen Anwandlung das wirkliche, das er an der Seite trug, vor den Mund und that einen kräftigen Stoß. „Fröhliche Urständ!“ rief er dem in der Gruft zu.

„Laß das!“ verbot die Richterin, „es tönt häßlich.“

Sie setzte sich auf den Rand des Steinsarges, neben ihr eigenes liegendes Bild, das die betenden Hände gegeneinander hielt, und begann: „Da Du nun auf Malmort bist, verlässest Du es nicht, Wulfrin, ohne mich — nach vernommenen Zeugen — angeklagt oder freigegeben zu haben von dem Tode des Mannes hier.“ Der Höfling machte eine widerwillige Geberde. „Füge Dich,“ sagte sie. „Ist es Dir keine Sache, so ist es eine Form, die Du mir erfüllen mußt, denn ich bin eine genaue Frau.“

„Gnadenreich wird Dir ausgerichtet haben,“ versetzte der Höfling aufgebracht, „daß ich Dich nie beargwöhnte, weder ich noch Arbogast, der mir das Zusammensinken des Vaters beschrieben hat. Ich bin kein Zweifler und möchte nicht leben als ein solcher. Es gibt deren, die in den Würfeln des Zufalls einen Plan, und in jedem Unheil eine Schuld wittern, doch das sind Wahnsinnige oder selbst falsche Spieler. Der Himmel behüte mich vor beiden! Hätte ich aber Verdacht geschöpft und Feindseliges gegen Dich gesonnen, jetzt da ich Dein Antlitz sehe, stünde ich entwaffnet, denn wahrlich, Du blickst nicht wie eine Mörderin. Wärest Du eine Böse und Schuldige, woher nähmest Du das Recht und die Stirn, das Böse aufzudecken und zu richten? Dawider empört sich Vernunft und Natur!“

Ein Schweigen trat ein. „Aber was ist das für ein dumpfes Dröhnen, das den Boden erschüttert?“

„Das ist der Strom,“ sagte die Richterin, „der den Felsen benagt und unter der Burg zu Thale stürzt.“

„Wahr ist es, Frau,“ fuhr der Höfling treuherzig fort, „daß ich Dich nie leiden mochte, und ich sage Dir, warum. Dieser Greis hier, mein Vater, war ein roher und gewaltsamer Mann. Ich sage es ungern: er hat an meinem Mütterlein mißgethan, ich glaube, er schlug es. Ich mag nicht daran denken. Ins Kloster hat er es gesperrt, sobald es abwelkte. Da ist es nicht zu wundern, wie wir Menschen sind, daß ich von Dir nichts wissen wollte, die es von seinem Platze verstieß.“

„Nicht ich!“ sagte Stemma. „Hier thust Du mir Unrecht. Da wir so zusammensitzen, Wulfrin, warum soll ich es Dir nicht erzählen? Ich habe Deiner Mutter nichts zu Leide gethan. Kälter und lebloser als diese steinerne war meine Hand, da sie gewaltsam in die Deines Vaters gedrückt wurde. Aus dem Kerker hergeschleppt, zugeschleudert wurde ich ihm von dem Judex, der mir einen zitternden und zagenden Liebling von niederer Geburt erwürgt hatte. Nicht jedes Weib würde Dir Solches anvertrauen, Wulfrin.“

„Ich glaube Dir,“ sagte dieser.

„Einer Gezwungenen und Entwürdigten,“ betonte sie, „gab Dein sterbender Vater die Freiheit. Und ich wurde Herrin von Malmort. Du hast Grund, Wulfrin, Dir die Sache zu besehen. Sie ist dunkel und schwer. Betrachte sie von allen Seiten! Denn, Du räumst mir ein, vernichtete ich Deinen Vater, so bin ich oder Du bist zuviel auf der Erde.“

„Verhöhnst Du mich?“ sagte Wulfrin. „Doch nein, Du blickst ernst und traurig. Siehe, Frau, das ewige Verhören und Richten hat Dich quälend und peinlich gemacht und wahrhaftig, ich glaube“ — seine Augen deuteten auf den Stein — „auch eine Frömmlerin bist Du.“ Er hatte rings um das Frauenhaupt die Worte gelesen: „Orate pro magna peccatrice“. „Das hier ist großgethan.“

„Ich bin eine kirchliche Frau,“ antwortete Stemma, „wie wir Herrschenden es zu sein pflegen. Doch wahrlich, ich bin keine Frömmlerin, denn ich glaube nur, was ich mit dem eigenen Herzen erfahren habe. Dein Knecht, der Steinmetz Arbogast, fragte mich in seiner einfältigen Art, was er mir um das Haupt schreiben dürfe. In seiner schwäbischen Heimath sei bei frommen und vornehmen Frauen die Umschrift gebräuchlich: ‚Betet für eine Sünderin‘. Schreibe mir, sagte ich, ‚Betet für die große Sünderin‘, denn Du hast recht gesagt, was ich thue, thue ich groß.“

„Hübsch!“ rief der Höfling, aber nicht als Antwort auf diesen Selbstruhm, sondern das Haupt in die Höhe richtend, wo Palma stand und das helltönige Glöcklein zog. Sie hatte sich lange auf der Wendeltreppe gesäumt und aus den Luken nach dem ihr vorenthaltenen Bruder zurückgeblickt. In der weiten Bogenöffnung des von den ersten Sonnenstrahlen vergoldeten Thurmes wiegte sich ein lichtes freudiges Geschöpf auf dem reinen klingenden Morgenhimmel. Der Höfling sah einen läutenden Engel, wie ihn etwa in der zierlichen Initiale eines kostbaren Psalters ein farbenkundiger Mönch abbildet. Eine Innigkeit, deren er sich schämte, rührte und füllte sein Herz. Hatte ihn doch dieses lobpreisende Kind vom Tode erlöst.

Inzwischen sammelte sich im Burghofe das Gesinde der Richterin, wohl einhundert Köpfe stark, Männer und Weiber, ein finsteres, sehniges, sonnverbranntes Geschlecht, das den Behelmten eher feindlich als neugierig musterte. Dieser, darunter die wieder zur Erde gestiegene Palma erblickend, machte sich Bahn, und als wollte er sich für die flüchtige Andacht rächen, welche er zu einem Geschöpf aus irdischem Stoffe empfunden, legte er ihr die Hand auf die Achsel, und den blühenden Mund findend, küßte er ihn kräftig. Sie zitterte vor Freude und wollte erwidern, doch schneller faßte die Richterin mit der Linken ihre Hand, die Rechte Wulfrin bietend, und führte die Beiden in die Mitte ihres Volkes.

„Bruder und Schwester,“ verkündigte sie und sich auf die andere Seite wendend noch einmal: „Schwester und Bruder.“

So ungefähr hatten es sich Knechte und Mägde schon zurechtgelegt, denn die Aehnlichkeit Wulfrin's mit dem steinernen Comes war unverkennbar, nur daß sich der Vater in dem Sohne beseelt und veredelt hatte, des Hifthorns an der Seite Wulfrin's zu geschweigen, das anschauliches Zeugniß gab von seiner Abstammung.

Nur das runzlige stocktaube Mütterchen, die Sibylle, hatte nichts vernommen und nichts begriffen. Sie trippelte kichernd um das Mädchen, zupfte und tätschelte es, grinste zuthulich und sprudelte aus dem zahnlosen Munde: „O Du mein liebes Herrgöttchen! Welchen Prachtsmann hat Dir die Frau Mutter gekramt! Zum

wieder jung werden. Von Paris ist er verschrieben, aus den Buben, die dem Großmächtigen dienen. Krause Haare, saubere Waare!"

„Halt das Maul, Drud!" schrie dem Mütterchen der Knecht Dionys ins Ohr, „es ist der Bruder!" und sie versetzte: „Das sage ich ja, Dionys: der Gnadenreich ist ein tröstlicher und auferbaulicher Herr, aber Der da ist ein stürmender feuriger Krieger. O Du glückseliges Pälmchen!" und so unziemlich schwatzte sie noch lange, wenn man sie nicht zurückgedrängt und ihr den frechen Mund verhalten hätte. Denn die Morgenandacht begann, und von einer entfernteren Gruppe wurde schon die Litanei angestimmt. Wie von selbst ordnete sich der Frühdienst, einen dichten Halbkreis bildend, in dessen Mitte die Richterin den schleppenden Gesang leitete, der, dieselben Rhythmen und Sätze immer dringender und leidenschaftlicher wiederholend, den Himmel über Malmort anrief.

Wulfrin, welcher — er wußte nicht wie — an das eine Ende des andächtigen Kreises gerathen war, erblickte sich gegenüber die Schwester. Alles hatte sich niedergeworfen, er und die Richterin ausgenommen. Sein Auge hing an Palma. Auf beiden Knieen liegend, die Hände im Schoß gefaltet, blickte sie still und sang eifrig mit den jungen rhätischen Mägden. Aber das Freudefest, das sie in der vollen Brust mit dem endlich erlangten Bruder, dem neuen und guten Gesellen, feierte, strahlte ihr aus den Augen und jubelte ihr auf den Lippen, daß die Litanei darüber verstummte. Die geöffneten gaben durch die Lüfte den Kuß des Bruders zurück. Und jetzt sich halb erhebend streckte sie auch die Arme nach ihm. Eine flüchtige, schnell verschwundene Geberde, doch so viel Gluth und Jugend strömte daraus, daß Wulfrin unwillkürlich eine abwehrende Bewegung machte, als würde ihm Gewalt angethan. „Der Wildling!" lachte er heimlich. „Aber Die wird dem wackern Gnadenreich zu schaffen machen! Ich muß ihm noch das wilde Füllen zähmen und schulen, daß es nicht ausschlage gegen den frommen Jüngling! Warte Du nur!"

Und um die Erziehung zu beginnen, wendete er sich, da die Richterin das Amen sprach und Palma gegen ihn aufsprang, von ihr ab, gerieth aber an Frau Stemma, die seine Hand ergriff, ihn feierlich in die Mitte führte und mit eherner Stimme zu reden begann: „Meine Leute! Wer von Euch, Mann oder Weib, so alt ist, daß er vor jetzt sechzehn Jahren hier stand, während ich den Comes empfing, der davon herkam, Euren erschlagenen Herrn, den Judex, zu rächen — wer so alt ist und dabei gegenwärtig war, der bleibe! Ihr Jüngern, lasset uns, auch Du, Palma!"

Sie gehorchten. Palma zog sich schmollend in den äußersten Burgwinkel zurück, eine halbrunde Bastei, die, ein paar Stufen tiefer als der Hof, über dem senkrechten Abgrunde ragte, durch welchen die Bergfluth in ungeheurem Sturze zu Thale fiel. Sie setzte sich auf die breite Platte der Brüstung, blickte, den Arm vorgestützt, in den schneeweißen Gischt hinein, der ihr mit seinem feinen Regen die Wange kühlte, und hörte in dem Tumulte der Tiefe nur wieder den Jubel und die Ungeduld des eigenen Herzens.

Im Hofe hinter ihr ging inzwischen die rechtliche Handlung ihren Schritt, und Rede und Gegenrede folgte sich, rasch und doch gemessen, nach dem Winke der Richterin.

„Hier steht der Sohn des Comes. Ihr seid ihm die Wahrheit schuldig. Saget sie. Habet Ihr das Bild jener Stunde?"

„Als wäre es heute" — „Ich sehe den Comes vom Rosse springen" — „Wir alle" — „Dampfend und keuchend" — „Du credenztest" — „Drei lange Züge" — „Mit einem leerte er den Becher" — „Er sank" — „Wortlos" — „Er lag."

„Bei Eurem Antheil am Kreuze?" fragte sie.

„So und nicht anders. Bei unserm Antheil am Kreuze!" antwortete der vielstimmige Schwur.

„Wulfrin, ich bitte Dich, Du blickst zerstreut! Wo bist Du? Nimm Dich zusammen!"

Hastig und unwillig erhob er die Hand.

Die Richterin faßte ihn am Arm. „Kein Leichtsinn!" warnte sie. „Frage, untersuche, prüfe, ehe Du mich freigibst! Du begehst eine wichtige Handlung!"

Wulfrin machte sich von ihr los. „Ich gebe die Richterin frei von dem Tode des Comes und will verdammt sein, wenn ich je daran rühre!" schwur er zornig.

Der Burghof begann sich zu leeren. Wulfrin starrte vor sich hin und vernahm, so überzeugt er von der Unschuld der Richterin war und so erleichtert, mit einer häßlichen Sache fertig zu sein — dennoch vernahm er aus seinem Innern einen Vorwurf, als hätte er den Vater durch seinen Unmuth und seine Hast preisgegeben und beleidigt. So stand er regungslos, während die Richterin langsam auf ihn zutrat, sich an seiner Brust emporrichtete und ihm Kette und Hifthorn leicht über das Haupt hob. „Als Pfand meiner Freigebung und unsres Friedens," sagte sie freundlich. „Ich kann seinen Ton nicht leiden." Und sie schritt durch den Hof die Stufen hinunter und hinaus auf die Bastei und schleuderte das Hifthorn mit ausgestreckter Rechten in die donnernde Tiefe.

Jetzt kam Wulfrin zur Besinnung und eilte ihr nach, das väterliche Erbe zurückzufordern. Er kam zu spät. In den betäubenden Abgrund blickend, der das Horn verschlungen hatte, hörte er unten einen feindlichen Triumph wie Tuben und Rossegewieher. Sein Ohr hatte sich in den Ebenen der lauten Rede entwöhnt, welche die Bergströme führen. Als er wieder aufschaute, war die Richterin verschwunden. Nur Palma stand neben ihm, die ihn umhalste und herzlich auf den Mund küßte.

„Laß mich!" schrie er und stieß sie von sich.

(Schluß im nächsten Heft.)

Prinz Louis Ferdinand.

Eine historisch-biographische Studie.

Von

Paul Bailleu.

Unter allen Prinzen des Hohenzollern-Hauses, welche nicht die Krone getragen haben, ist in der Erinnerung des preußischen Volkes kein Name so lebendig geblieben, wie der des Prinzen Louis Ferdinand. Eine vollkräftige Natur, die sich in Vorzügen wie in Fehlern glänzend und eigenartig aus der Menge prinzlicher Erscheinungen emporhob, ein Leben reich an Thaten und Ideen, noch reicher an Hoffnungen, ein Heldentod auf dem Schlachtfelde, der den Zusammenbruch des alten preußischen Staates erschütternd einleitete, — alles das hat sein Andenken der Nachwelt überliefert, während andere und ebenso bedeutende vergessen sind.

Dabei ist, was wir über ihn wissen, nicht eben viel. Man hat „Anekdoten und Charakterzüge" von ihm gesammelt; in einer geistvollen Studie hat Varnhagen seinen Charakter treffend geschildert, aber die Thatsachen seines Lebens unrichtig und unvollständig dargestellt; auch die Verirrungen seines Privatlebens sind durch Veröffentlichung vertrautester Briefe ans Licht gezogen: was er in der Geschichte seiner Zeit bedeutet, welche Stellung er insbesondere in der Entwicklung der auswärtigen Beziehungen und der inneren Verhältnisse Preußens einnimmt, das ist noch wenig bekannt geworden und ist doch merkwürdig und bedeutend genug, um wenigstens zu dem Versuche einer Darstellung einzuladen[1]).

---

[1]) Der folgende Aufsatz ist hervorgegangen aus Studien in dem Geh. Staatsarchiv, Hausarchiv, dem Kriegsarchiv des Generalstabs zu Berlin, dem Archiv im Ministerium des Auswärtigen zu Paris, und dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien. Die Angaben über die Militärverhältnisse des Prinzen beruhen auf den Acten der Geh. Kriegskanzlei zu Berlin, wo noch die Concepte der Patente über seine Beförderungen aufbewahrt werden. Das wichtigste Material ergab jedoch eine Sammlung von Briefen des Prinzen, die von höchster Stelle mit gewohntem Freisinn dem Verfasser zur Verfügung gestellt wurden.

I.

In der Reihe der zahlreichen Kinder König Friedrich Wilhelm's I., jenem hochbegabten Kreise, aus dem König Friedrich und Prinz Heinrich, Königin Ulrike von Schweden und die Markgräfin von Bayreuth hervorgegangen sind, nimmt der Jüngste von allen, Prinz Ferdinand, nur eine kleine und bescheidene Stelle ein.

Die Geschichte weiß wenig mehr von ihm zu erzählen, als daß er in den Kriegen seines Bruders, wie es einem Prinzen von Hohenzollern ziemte, tapfer und mit Auszeichnung gefochten und nach dem Hubertusburger Frieden sich auf seine Besitzung Friedrichsfelde zurückgezogen hat, die er als geschickter und haushälterischer Gutsherr mit reichem Ertrage zu verwalten wußte. Dieser Prinz Ferdinand vermählte sich im Jahre 1755 mit seiner Nichte, der Prinzessin Anna Elisabeth Louise, aus dem lebensvollen und fruchtbaren Geschlechte der Markgrafen von Brandenburg-Schwedt. „Du wirst sehen," schreibt Friedrich der Große kurz vor der Hochzeit an seine Schwester in Bayreuth, „daß aus dieser Ehe eine ganze Völkerschaft hervorgeht[1])." Wie wenig ist doch diese Vorhersagung, die sich durch eine große Anzahl von Kindern Anfangs verwirklichen zu wollen schien, schließlich in Erfüllung gegangen!

Von diesen Eltern, zugleich Enkel und Urenkel König Friedrich Wilhelm's I., wurde am 18. November 1772 in Friedrichsfelde ein Prinz geboren, der 10 Tage später unter Theilnahme König Friedrich's des Großen auf die Namen Friedrich Louis Christian getauft wurde[2]). Erzogen unter Einwirkung Campe's von Bärbaum, wie deutsche Prinzen im 18. Jahrhundert eben erzogen wurden, also wesentlich auf französischer Grundlage, zeigte er schon früh alle die Vorzüge und Fehler, die ihm sein Leben lang eigen blieben: ungewöhnliche Begabung, besonders für die Musik, eine natürliche Liebenswürdigkeit, die ihm später alle Herzen unterwarf, einen wohlwollenden und edlen Charakter; daneben aber Eigenwillen, geringe Stetigkeit, ein feuriges Temperament, das sich den Schranken der Zucht und Ordnung nur ungern fügte. Was aus dieser Zeit von ihm erzählt wird, erinnert zuweilen an das Jugendleben Friedrich's; aber hier fehlte die eiserne Hand Friedrich Wilhelm's I., um eine überquellende Natur in die rechten Bahnen zu zwingen. Der Prinz selbst hat später geglaubt, sich über die Mängel seiner Erziehung beklagen zu dürfen; man habe es, behauptet er, an aller Folgerichtigkeit fehlen lassen, die verschiedensten Methoden an ihm erprobt, unaufhörlich mit Systemen und Hofmeistern gewechselt und die eben getroffene Wahl jedesmal wieder bereut.

Bedenklicher und nachtheiliger war es ohne Zweifel, wiewohl der Prinz selbst das eigentlich niemals empfunden hat, daß er zu früh und zu widerstandslos dem verwirrenden Einfluß der Ideen des 18. Jahrhunderts preisgegeben wurde, wie sie an den Höfen von Potsdam und Rheinsberg damals vorherrschten. Sein im höchsten Maße subjectiv angelegter Geist entnahm aus den phi-

---

[1]) Politische Correspondenz 11, 309. 310.

[2]) So steht der Name eingetragen im Kirchenbuche der Hof- und Domkirche III, 324, Nr. 46.

losophischen Anschauungen, welche alle religiösen Ueberzeugungen bei ihm verdrängten, eben nur das, was ihm am nächsten lag und am meisten zusagte: die Lehre von dem Recht des Individuums auf freie und unbeschränkte Ausbildung der eigenen Persönlichkeit.

Als der Prinz sein zwölftes Jahr vollendet hatte, siedelten die Eltern von Friedrichsfelde nach Bellevue über, wo er, mit dem älteren Bruder Heinrich zusammen, in Gegenwart König Friedrich Wilhelm's II. am 10. September 1788 confirmirt wurde. Ein halbes Jahr später begann seine militärische Laufbahn: er wurde am 1. März 1789 zum Capitän von der Armee ernannt und gleichzeitig dem in Berlin garnisonirenden Regimente Möllendorff zur Erlernung des Dienstes zugewiesen.

Schon im nächsten Jahre, nachdem er zum Oberstlieutenant von der Infanterie ernannt und dem Regiment Jung-Schwerin beigegeben war (12. April 1790), durfte Prinz Louis Ferdinand — so nannte man ihn zur Unterscheidung von Prinz Louis, dem Sohne des Königs — mit Friedrich Wilhelm II. ins Feld ziehen, als derselbe in Schlesien ein Heer gegen Oesterreich zusammenzog. Ein kleiner Vorfall, der sich hier zutrug, der erste aus dem Leben des Prinzen, über den wir zuverlässig unterrichtet sind[1]), verdient erwähnt zu werden; unbedeutend an sich, läßt er doch den Prinzen gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten schon in der ganzen Eigenart seines Charakters erscheinen. Als der König eines Tages im Anfang Juli mit großem Gefolge von Silberberg aus nach Landshut an der böhmischen Grenze entlang ritt, begegnete man einer Anzahl Oesterreicher, die drüben Wache hielten und mit denen man nach der Sitte des 18. Jahrhunderts höfliche Grüße wechselte. Während der König sich dabei zu seiner Umgebung mit der Bemerkung wandte: „Bald werden die Complimente aufhören," sprengte Prinz Louis aus dem Gefolge hervor und auf die österreichischen Officiere zu, so daß ihn der König selbst durch ein unwillig lautes: „Mon prince, mon prince!" zurückrufen mußte.

Nach der Beilegung der Streitigkeiten mit Oesterreich in den Reichenbacher Verträgen und der Auflösung des preußischen Kriegsheeres blieb der Prinz noch in Schlesien, wo er die Festungen Brieg und Cosel besuchte, bis er auf den Wunsch der Eltern nach dem Tode seines älteren Bruders Heinrich nach Berlin zurückkehrte. Im Herbste des folgenden Jahres — er war inzwischen zum Obersten befördert (9. Juni) — reiste der Prinz mit Eltern und Geschwistern nach Spa und Aachen, die damals vielleicht ihre glänzendsten Zeiten hatten[2]). Die Bäder waren überfüllt mit französischen Emigranten, deren angenehme Umgangsformen, geistreiche Unterhaltung und leichte Sitten auf ein empfängliches und feuriges Gemüth, wie das des Prinzen Louis, nicht ohne Einfluß bleiben konnten. In der That wollte man bei seiner Rückkehr nach Berlin bemerken, daß er in Art und Haltung ein Anderer geworden sei: der deutsche Fürsten-

---

[1]) Eigenhändiges Schreiben König Friedrich Wilhelm's II.

[2]) Vergl. den hübschen Aufsatz: Gustav III. in Aachen, 1780 und 1791, in „Kleine historische Schriften" von A. v. Reumont, der auch der Anwesenheit der Familie des Prinzen Ferdinand gedenkt (S. 357).

sohn schien seine Geburt und seinen Rang geringer zu achten und in der äußeren Lebensführung wie in der Ausbildung des Geistes den französischen Prinzen und Herren nachzueifern[1]).

Bei dem Feldzuge gegen Frankreich, den König Friedrich Wilhelm II. im folgenden Jahre unternahm, wurde Prinz Louis dem Regimente Waldeck zugewiesen; es bezeichnet den Zustand seines Bataillons, daß er seinem damals vierzehnjährigen Bruder August sagen ließ, wenn er als Fähnrich dabei eintreten wolle, so werde er von Allen der Aelteste und Größte sein. Prinz Louis war mit vor Longwy, vor Verdun, auch bei Valmy, ohne daß er in dem ereignißlosen Feldzuge Gelegenheit zur Auszeichnung gehabt hätte. Man hatte, wie bekannt ist, fast weniger mit dem Feinde, als mit den Unbilden einer Witterung zu kämpfen, die für den Ausgang des Unternehmens verhängnißvoll wurde. „Es ist fast nicht mehr auszuhalten," schreibt Jemand aus dem Gefolge des Prinzen, „man bleibt fast im Morast stecken. Es ist ein Wetter, daß wir fast Alle den Muth verlieren, es regnet ganze Tage; das Zeug fault den Leuten vom Leibe. Aber der Prinz befindet sich recht sehr wohl, weit munterer und stärker, als wir Alle zusammen; er sieht auch so wohl aus, wie er fast noch nie ausgesehen hat." Uebrigens zeigte sich der Prinz ebenso menschenfreundlich gegen die Feinde, als leutselig im Verkehre mit den Mannschaften des eigenen Heeres; nur daß auch hier, wie man aus Goethe's „Feldzug in der Champagne" weiß, das Rücksichtslose und Eigenwillige seines Charakters zuweilen störend hervortrat.

Dem traurigen Rückzuge aus der Champagne folgten im December 1792 noch einige kriegerische Unternehmungen am Rhein, bei denen Prinz Louis die ersten Beweise seiner Tapferkeit geben konnte, indem er drei Chasseure von der Cavallerie Houchard's selbst gefangen nahm. Dann bezog das verbündete Heer, Preußen, Hessen und Oesterreicher, Winterquartiere in der Umgegend von Frankfurt a. M., wo König Friedrich Wilhelm selbst seinen Aufenthalt nahm. Während in Paris, das man noch eben mit leichter Hand zu erobern gemeint hatte, das alte Regiment in Stücke geschlagen und das Haupt des Königs selbst nicht geschont wurde, sammelte sich hier in Frankfurt um den Königlichen Vorkämpfer des alten Europa noch einmal Alles, was das scheidende 18. Jahrhundert an seinen üppigen Fürstenhöfen und vornehmen Schlössern Glänzendes hervorgebracht hatte. Gleichsam im Angesicht der Revolution, die bald diese ganze alte Welt verzehrend hinwegraffen sollte, fanden sich hier deutsche Fürsten und Herren, französische Prinzen und Emigranten, Helden und Abenteurer, zu Festen und Vergnügungen zusammen, bei denen politische Interessen und Liebes-Intriguen, der Zauber der Schönheit und der Reiz des Spieles wetteifernd die Geister ergriffen und von Genuß zu Genuß hinrissen.

Es lag nicht an dem Prinzen, wenn auch er zeitweise in den Taumel der Vergnügungen hineingezogen wurde. Bald nachdem man sich in Frankfurt festgesetzt hatte — es war im December 1792 — hatte er den König gebeten, ihn zu der österreichischen Armee gehen zu lassen, die am Niederrhein und in Belgien

[1]) Vergl. Varnhagen I, 244, 245. (Diese Angaben gehen, wie Varnhagen's Papiere zeigen, auf Mittheilungen eines Lehrers des Prinzen zurück.)

den Kampf gegen die Franzosen noch fortführte. Da sein Wunsch abgelehnt wurde, begab er sich zu seiner Brigade nach Wickert, wo er den Rest des Winters „nicht sehr angenehm", wie er selbst sagt, verlebte.

Im folgenden Frühjahre (1793) begann derjenige Theil der verbündeten Armee, dem Prinz Louis angehörte, unter dem Befehl des Generals Kalckreuth die Belagerung von Mainz, welches, wie man weiß, im October 1792 auf eine so schmähliche Weise den Franzosen in die Hände gefallen war[1]). Die lange Dauer der Belagerung, die sich vom April bis in den Juli 1793 hinzog, und die zahlreichen Kämpfe, die dabei vorfielen, gaben dem Prinzen reiche Gelegenheit, militärische Begabung und persönliche Tapferkeit zu beweisen. Besonders aber fiel es auf, wie sehr sich der für Großthaten begeisterte Sinn des Prinzen und seine frisch zugreifende Thatkraft von der sonst in der Belagerungsarmee vorherrschenden greisenhaften Mattigkeit und Schlaffheit abhoben[2]). Der Prinz erlangte dabei ebenso sehr die dauernde Gunst König Friedrich Wilhelm's II., wie das volle Einsetzen seiner Persönlichkeit und die gewinnende Art seines kameradschaftlichen Verhaltens bei Preußen und Oesterreichern gleiche Hingabe und Begeisterung für den jugendlichen Helden erweckte. Er selbst freilich fühlte sich bei allen seinen Erfolgen wenig glücklich. Die schlaffe und unlustige Kriegführung, wie sie von Seiten einzelner preußischer Befehlshaber in den Rheinfeldzügen beliebt wurde, schien ihm des preußischen Waffenruhmes unwürdig, und er selbst glaubte sich von Kalckreuth absichtlich zur Unthätigkeit verurtheilt, die sein feuriger Geist von Allem am schwersten ertrug. Unzufrieden mit dem schleppenden Gang der kriegerischen Ereignisse und persönlich mißgestimmt, dachte er selbst zuweilen daran, das Heer zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. In dieser Stimmung schrieb er damals (20. Mai):

„Die zu lebhafte Hingabe an die öffentlichen Angelegenheiten hat meinen Charakter völlig verändert, so daß ich der unglücklichste der Menschen bin . . . Wenn der König allein befehligte wie die ganze Armee es wünscht, so würde alles gut gehen, da der König den rechten Blick hat und da er noch an dem alten preußischen Grundsatz festhält, mit Kühnheit und doch mit Beobachtung aller Regeln des Handwerks anzugreifen; aber diese verwünschten Generale, die einen übel erworbenen Ruf zu verlieren fürchten, thun bei ihrer Furchtsamkeit und bei ihrem Mangel an wahrer Kenntniß tausend Dinge, die einen Menschen von Ehrgefühl rasend machen können. Kalckreuth hat mich verhindert, einen Schlag auszuführen, den ich mit Oberst Rüchel verabredet hatte und wobei ich sechs Kanonen hätte erobern können. Die Soldaten und fast alle Offiziere sind mir außerordentlich wohlgesinnt, ebenso auch die Oesterreicher, besonders das Infanterie-Regiment Pellegrini, welches ich neulich bei einer kleinen Unternehmung befehligte, und die Wurmser-Husaren lassen sich alle für mich in Stücken hauen. Ich habe neulich einem ihrer Offiziere das Leben gerettet, indem ich einen Franzosen tödtete, der das Bajonett in den Leib seines Pferdes gebohrt hatte, und an einem andern Tage habe ich einen gemeinen Husaren gerettet, den ich mit Hauptmann

---

[1]) Schreiben des Prinzen und Berichte über seine Thätigkeit bei der Belagerung von Mainz finden sich im Kriegsarchiv des Generalstabs A I, 25; III, 64. 68. 70. 72.

[2]) So spricht Stein nach einem Besuch im Lager vor Mainz von den „unthätigen, planlosen, alle Thätigkeit erschlaffenden Klagen der Meisten, ihrer centnerschweren Langenweile"; „nur beim Prinzen Louis fand ich eine mit Bildern großer Thätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und sich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen". (An Frau v. Berg, Pertz I, 132.)

Trenck vom Regiment des Königs auf unsern Pferden davon trug. Dazu kommt, daß ich ihnen auf Ungarisch guten Tag und guten Abend sagen, und ungarisch mit ihnen fluchen kann. Obgleich ich übrigens mein Handwerk und den Krieg leidenschaftlich liebe, wenn das so fortgeht, so ist mein Entschluß gefaßt — aber welche Aussicht, abgesehen von dem Vergnügen meine ehrwürdigen Eltern und euch Andere wiederzusehen, nach dem langweiligen Berlin zurückzukehren!" . . .

Nachdem der Prinz sich in den Kämpfen um die Zahlbacher Höhen und das Dorf Weißenau an der Spitze seiner Brigade, die sich aus Truppentheilen der Regimenter Wegner und Romberg zusammensetzte, vielfach ausgezeichnet und besonders bei einem nächtlichen Ueberfall ebenso viel Geistesgegenwart als Tapferkeit bewiesen hatte, erwarb er sich allgemeine Bewunderung durch eine edle That, die seine Beliebtheit in dem österreichischen Heere noch vergrößerte.

Am 14. Juli, bei einem Gefechte österreichischer Truppen vom Regimente Pellegrini, trug der Prinz einen verwundeten Soldaten auf seinen Schultern aus dem Bereiche des feindlichen Feuers[1]). Nur wenige Tage später, bei der Erstürmung einer Schanze vor Mainz in der Nacht vom 16. zum 17. Juli, glänzte der Prinz abermals durch unerschrockenen Muth: zusammen mit einem französischen Emigranten Sombreuil war er der erste in der feindlichen Schanze, zog sich dabei aber eine Verwundung zu, die ihn für mehrere Monate von aller Theilnahme an den Kämpfen ausschloß.

Hören wir, wie König Friedrich Wilhelm II. selbst den Vorfall berichtet hat:

„Ein Franzose, wie Prinz Louis in die Schanze trat, setzte ihm sein Gewehr auf die Brust, Sombreuil schlug es mit seinem Degen in die Höhe, sodaß ihm die Kugel durch die Hutkrempe flog, und dem Prinzen wurde das Gesicht verbrannt, da der Schuß so nahe war . . . . Wie der Prinz sich umdreht, um wieder in den Laufgraben zu gehen, bekam er eine Kartätschkugel durch die rechte Lende, aber so glücklich, daß sie weder Knochen, noch eine Arterie berührte. Prinz Nassau gab ihm den Arm, und so humpelte er in einen Winkel und ließ sich verbinden, kam aber wieder vor und war nicht wegzubringen . . . Er commandirte noch tüchtig mit beim Ausfall, dann ließen wir seinen Wagen holen und er wurde hineingetragen. Bei dem Verband der Wunde fiel der Prinz in Ohnmacht. Kaum war er wieder bei sich, so rief er: „Nassau, gehen Sie doch zum König, und sagen Sie ihm, da ich doch alles, was in meinen Kräften war, für ihn gethan habe und nun eine Weile zu nichts mehr nütze bin, so ließ ich ihn bitten mich nach Mannheim bei der schönen Madame de Contades bringen zu lassen." Ich lachte herzlich und ließ ihm gleich auf den andern Tag einen guten Rheinkahn bestellen. Er hat letzthin Madame de Contades bei mir gesehen, hat sie bei sich zum Souper gehabt und nach den Batterien geführt und ist sterblich in sie verliebt . . . Prinz Louis hat sich viel Ruhm erworben, und wenn er so fortfährt, wird er einst gewiß ein großer General werden[2])."

Der Prinz, den der König noch am 17. Juli zum Generalmajor beförderte, wurde in der That auf einem Rheinkahn nach Mannheim gebracht, wo er bei seiner unruhigen Beweglichkeit nur langsam genas. In dem Umgang mit der

---

[1]) Die That ist damals durch eine Medaille mit dem Brustbilde des Prinzen und der Umschrift: „Oesterreichs Krieger dankt ihm das Leben" verherrlicht worden. Ein Exemplar derselben — vielleicht das einzige noch vorhandene — ist im Besitz Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen. (Hohenzollern-Museum.)

[2]) Ein eigenhändiges Schreiben des Königs in deutscher Sprache.

herzoglich zweibrücken'schen Familie, namentlich mit der Gemahlin Maximilian Joseph's, gefiel er sich hier so sehr, daß das Gerücht entstehen konnte, er verzögere halb absichtlich die Heilung seiner Wunde und solle deshalb aus Mannheim entfernt werden. Der Prinz selbst hielt es für nöthig, den König, der ihn im Anfang August besucht hatte, in bewegenden Worten zu bitten, ihn seine Heilung in Mannheim beenden zu lassen. „Kränken Sie nicht Jemand," schrieb er dem König, „der Ihnen ganz ergeben ist und der wahrhaftig mit zu großer Ungeduld den Augenblick erwartet, wo er sich wieder unter Ihren Augen schlagen kann, als daß er denselben aus irgend einem Grunde verzögern sollte . . . Hier werde ich schneller genesen als irgendwo anders, während Sie mich durch die Entfernung von Mannheim unglücklich machen würden[1])."

Schon im September genas der Prinz in der That und kehrte zu seiner Brigade zurück, die seit der Uebergabe von Mainz unter dem Oberbefehl des Erbprinzen von Hohenlohe auf dem linken Rheinufer gegen die Franzosen kämpfte. Der Feldzug ging bald zu Ende und die Armee bezog wieder ihre Winterquartiere, diesmal in der Umgegend von Mainz, der Prinz in Oppenheim. Sein Verhalten hier blieb nicht frei von Tadel. Die Eltern hätten gewünscht, daß er während des Winters nach Berlin komme, wo die Festlichkeiten zur Vermählung des Kronprinzen und des Prinzen Louis Alles mit Glanz und Freude erfüllten. Der Prinz nahm darauf keine Rücksicht; er zog es vor in den Winterquartieren zu bleiben, deren Muße seinem unruhigen Drange nach Thätigkeit gefährlich werden mußte. Ueberhaupt aber waren die allgemeinen Zustände im Staat und im Heere recht dazu angethan, die Entwicklung der eigenwilligen und selbstischen Elemente seines Charakters zu begünstigen. Die widerspruchslose Unterordnung unter den Willen eines Einzigen, wie sie zu des großen Friedrich's Lebzeiten bestanden hatte, war unter dem weichen und nachsichtigen Regimente Friedrich Wilhelm's II. aus dem staatlichen Leben, ja selbst aus dem Heere verschwunden. Namentlich die Armee am Rhein, wenigstens nachdem der König sie verlassen hatte, erschien wie eine kleine militärische Republik — so hat ein preußischer Officier selbst sie damals bezeichnet. Das war nicht die Umgebung, in welcher sich ein Charakter wie der des Prinzen Louis gedeihlich hätte entwickeln können. Wir wissen, wie wenig er ohnehin mit der preußischen Heeresleitung zufrieden war: nun kam noch hinzu, daß auch der Herzog von Braunschweig, den er damals sehr schätzte und dessen Haltung in dem letzten Kriege er bewunderte, das preußische Heer verließ und sich nach Braunschweig zurückzog (Januar 1794). Ohne Herrschaft über sich selbst und ohne rechtes Pflichtbewußtsein, widerstandslos von den Aufwallungen eines feurigen und ungeduldigen Temperaments hingerissen, entbehrte der jugendliche Prinz in dieser für seine Entwicklung entscheidenden Zeit auch alles dessen, was ihm von außen einen Halt geben oder seinen Willen und Charakter hätte kräftigen können.

---

[1]) 16. August. (Kriegsarchiv D I, 2. vol. 1.) Die Angaben über einen damals erfolgten Antrag des österreichischen Gesandten Prinz Reuß, der Prinz möge in österreichische Dienste übertreten (Anekdoten und Charakterzüge S. 60; Varnhagen I, 253) finden in den Berichten des Prinzen Reuß (Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien) keine Bestätigung.

Man glaube nicht, daß er diese Mängel nicht selbst gefühlt hätte: er klagt selbst einmal über seinen stürmischen Charakter, dessen Aufwallungen die weicheren Regungen seines Herzens unterdrückten, und über die Heftigkeit, die ihn bei dem mindesten Gefühl von Aerger und Ungeduld hinriß. Allein, in dem Gefühl der guten und edlen Eigenschaften seines Inneren und in einem stolzen Bewußtsein seiner ausgezeichneten Fähigkeiten, war er unendlich nachsichtig gegen sich selbst und allezeit bereit, der Lage, in der er sich befand, dem Mangel an würdiger Beschäftigung, die Schuld seiner Ausschreitungen zuzuweisen.

Es kam dahin, daß der Feldmarschall Möllendorff, der nach dem Abgange des Herzogs von Braunschweig die Armee befehligte, dem Prinzen einen ernsten Verweis ertheilen mußte. In Folge dessen entschloß sich Prinz Louis, doch nach Berlin zu gehen, wo auch die durch mannigfache Umstände gestörten Beziehungen zu den Eltern seine Anwesenheit nöthig machten (Februar 1794). Es wird erzählt, daß hier die Schönheit der Kronprinzessin und ihrer jugendlichen Schwester einen lebhaften Eindruck auf ihn machte, und daß die letztere die Huldigungen des schönen und ritterlichen Prinzen nicht ungern gesehen habe[1]).

Bei der Wiedereröffnung des Feldzuges am Rhein — Mai 1794 — eilte auch Prinz Louis wieder zur Armee zurück. An der Spitze einer Brigade, die hauptsächlich aus dem tapferen westphälischen Regimente Romberg bestand, unter dem Oberbefehl des Erbprinzen von Hohenlohe, kämpfte der Prinz mit Auszeichnung während der ganzen Dauer des Feldzuges am linken Rheinufer, besonders in den Gefechten von Bobingen und Edinghofen (2. und 13. Juli) und in dem letzten Treffen bei Kaiserslautern (20. September)[2]). In den Erinnerungen Fouqué's, der in dem Regimente des Herzogs Karl August von Weimar, den Aschersleber Kürassieren, als Cornet den Krieg mitmachte, wird uns die Erscheinung des Prinzen während dieses Feldzuges in lebhaften Farben vergegenwärtigt. Wir sehen den „großen herrlichen Fürstenjüngling", den „jungen Achilles des Heeres" als einen „hohen schlanken Jüngling mit dunklem Gelock und wohllautender Stimme", bewundert und geliebt von dem ganzen Heere, der Erste in der Schlacht, der Erste bei Tanz und fröhlichen Festen; wir sehen ihn im Gefecht, wie er lächelnd einhergeht, den Schoß des Ueberrockes weggerissen von einer Kugel, die ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet hat[3]).

Nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges und dem Rückzuge des Erbprinzen über den Rhein (21. October), ging die preußische Armee und mit ihr Prinz Louis nach Norddeutschland zurück und nahm in Westphalen und Osnabrück Stellung, um das Land gegen einen etwaigen Angriff der Franzosen zu schützen. Hier traf bald die Nachricht ein von dem zu Basel am 5. April 1795 zwischen Preußen und Frankreich unterzeichneten Friedensschlusse, der das linke Rheinufer vorläufig der Gewalt der Franzosen überließ. So unlustig man bei

---

[1]) Vergl. Gräfin Voß, „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe", S. 158.

[2]) Die Einzelheiten vergl. in dem „Journal von dem Corps d'Armée des Erbprinzen von Hohenlohe", (Kriegsarchiv A IV, 22a u. ff.).

[3]) Vergl. Fouqué's „Jugenderinnerungen eines preußischen Reiter-Officiers", Dresdener Morgen-Zeitung, 1827. (Der entsprechende Abschnitt in Fouqué's „Lebensgeschichte", 1840, ist nur ein Auszug dieser Erinnerungen.)

der Eifersucht gegen Oesterreich bisher den Krieg geführt hatte, so war doch der Unwille über diesen ruhmlosen Frieden nicht gering, und Prinz Louis besonders, wiewohl keineswegs ein Feind der Franzosen, äußerte sich in heftigen Ausdrücken gegen den Frieden, der seine ruhmvoll begonnene kriegerische Laufbahn so plötzlich abschloß. Man hörte ihn in zahlreicher Gesellschaft laut den Wunsch aussprechen, daß die Armee den Frieden nicht annehmen möge; dann wolle er selbst sich an die Spitze stellen und sie von Neuem gegen die Feinde führen.

Allein es blieb bei dem Frieden: die Armee löste sich auf und Prinz Louis kam mit dem Regimente, das ihm der König am 23. Februar 1795 verliehen hatte, nach Magdeburg. Prinz Ferdinand, der mit dem Verhalten seines Sohnes keineswegs zufrieden war, hätte ihn lieber in Berlin gesehen; allein der König, an den er sich deswegen wandte, lehnte es ab, weil es, so schrieb er, „einem jungen Prinzen von so vieler Lebhaftigkeit und von so großer Neigung zur Thätigkeit überaus lästig sein werde, sich in Berlin den größten Theil des Jahres ganz ohne Beschäftigung zu sehen."

Es fragte sich nun freilich sehr, ob das Garnisonleben in Magdeburg die „Lebhaftigkeit" des Prinzen zu beschäftigen und seine „Neigung zur Thätigkeit" zu befriedigen geeignet sein würde.

II.

Die zehn Friedensjahre, deren sich Norddeutschland in Folge des Friedens von Basel von 1795—1805 erfreuen durfte, so fruchtbar und segensreich für die ruhige Entwicklung unserer classischen Literatur, waren schwere Tage für einen Prinzen, der in den Aufregungen des Kampfes sein Lebenselement verehrte und im Gefühle seiner Begabung von Thatendrang und Ruhmesdurst verzehrt wurde. Während auf den Schlachtfeldern Italiens Napoleon Bonaparte seine Siegeslaufbahn begann und in Deutschland der Name des Erzherzogs Karl, des Ueberwinders von Jourdan und Moreau, auf Aller Lippen war, exercirte Prinz Louis hinter den Wällen von Magdeburg sein Regiment, um bei den Revuen vor den alten Generalen würdig zu bestehen, und befriedigte seine Kriegslust in der Erstürmung des Butterberges bei Magdeburg, welche die alljährlichen Manöver unter der Leitung des Herzogs von Braunschweig glanzvoll abzuschließen pflegte. Was ihm die tägliche Sorge für sein Regiment an Zeit übrig ließ, das verwandte er auf die Musik, für welche er die höchste Begabung besaß, und auf die harmonische Ausbildung seines Geistes, die er mit Ernst und Eifer betrieb. Er las jetzt viel: geschichtliche, philosophische, besonders aber kriegswissenschaftliche Werke; auch die schöne Literatur der Deutschen und Franzosen blieb ihm nicht fremd, namentlich Goethe, dessen Namen man in seinen Briefen nicht selten begegnet, scheint ihn gefesselt zu haben. Daneben aber — es kann nicht verschwiegen werden — genoß er in vollem Maße, was ihm die Stadt an gesellschaftlichen Freuden bieten konnte; unterstützt von einer unverwüstlichen Jugendkraft, suchte er in Trinkgelagen und Liebesabenteuern die Zerstreuung und Erregung, die im Kriege zu finden ihm versagt blieb. Alles aber durchdrangen doch reinigend und erhebend die edlen und großen Eigenschaften seines Geistes und seiner Seele; sein hochherziger Sinn und seine Liebenswürdigkeit, seine erhabene und doch so

populäre Art gewannen ihm auch in Magdeburg alle Herzen und schufen ihm ein Andenken, das dort noch heute nicht erloschen ist.

Es schien einen Augenblick, als ob das Garnisonleben in Magdeburg, dessen Einförmigkeit den hochstrebenden Geist des Prinzen so wenig befriedigte, ernsteren und bedeutenderen Beschäftigungen Platz machen sollte. Der zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche noch fortdauernde Krieg, der auch Norddeutschland wieder zu ergreifen drohte, machte die Aufstellung einer Truppenmacht nothwendig, um die westlichen Grenzen gegen das Eindringen der kriegführenden Mächte zu schützen. Unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig wurde im Mai 1796 ein Truppencorps von etwa 33,000 Mann aufgeboten, zu dem auch Prinz Louis mit seinem Regimente gehörte, und zur Vertheidigung der Demarkationslinie, über die man sich im Juli mit Frankreich verständigte, aufgestellt. Der Prinz kam dabei nach Westphalen und nahm in Lemgo, später hauptsächlich in Hoya seinen Aufenthalt. Die Jahre, die er hier, mit den Einzelheiten des militärischen Dienstes belastet, während sein Geist die Schlachtfelder in Deutschland und Italien umschwebte, arbeitsam und thatenlos zugebracht hat, sind dem Prinzen immer als die traurigsten seines Lebens erschienen. „Ich lebe hier nur von Entbehrungen," schreibt er schon im August 1796 aus Lemgo, „und ohne Zweifel ist es nicht sehr erfreulich, die schönsten Tage seines Lebens in diesem verwünschten Dorfe zuzubringen, in einer Lage, daß man weder einen Plan für das Glück seines Lebens machen, noch an der Ausbildung der Fähigkeiten arbeiten kann, die man vielleicht besitzt. Nimm dazu noch den Anblick Europa's. Hören müssen von den glänzendsten Thaten und dabei nur Galle destilliren können!"

In der erschlaffenden Luft dieser trüben Tage, unter deren drückender Schwere auch andere norddeutsche Männer voll Leben und Thatkraft litten, wurde der Prinz belebt und gehoben durch das, was ihn in den vielen gefahrvollen Stunden seines Lebens aufrecht erhalten hat: durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften, die Pflege der Musik, und vor Allem durch den Umgang mit bedeutenden und charakterstarken Männern, bei denen seine weiche Natur wie instinctiv Anlehnung suchte. Außer dem Rector der Schule von Lemgo, dem trefflichen Reinert, der dem Prinzen Worte bewundernder Anerkennung gewidmet hat, war es hauptsächlich der Freiherr vom Stein, damals Oberpräsident der westphälischen Kammern, zu dem Prinz Louis in nähere Beziehungen trat. Stein verkannte nicht die ungewöhnliche Begabung des Prinzen; er beklagte es mit ihm, daß Zeit und Umstände die Entwicklung seiner glänzenden Fähigkeiten so wenig begünstigten; aber indem er ihn an die Jugend Friedrich's des Großen erinnerte und ihm die Lectüre Plutarch's empfahl, ermahnte er ihn zugleich in ernsten Worten, seinen Charakter gegen die entsittlichende Strömung der Zeit zu stärken und sich durch eine beharrliche Hingabe an die Wissenschaften gegen die Einflüsse einer schwerfälligen und kleinlichen Umgebung zu schützen. Mit jenem großartigen Freimuth, wie er nur Stein eigen war, eindringlich und beredt, erinnerte er ihn an die Pflichten gegen seine Eltern, warnte ihn vor der Leidenschaft des Spieles, und rieth ihm in der Verbindung mit einer liebenswürdigen Frau das

häusliche Glück zu suchen, welches er selbst in der Familie seiner Schwester, der Prinzessin Radziwill, verehre[1]).

Auch in häufigen Ausflügen und längeren Reisen suchte der Prinz die geistige Anregung und Beschäftigung, für welche ihm der Aufenthalt in Lemgo und Hoya so wenig bieten konnte. Oft sah man ihn in Berlin, wo er namentlich mit seiner Schwester verkehrte, an der er mit der zärtlichsten Liebe hing, während er bei den Eltern nicht das gleiche Verständniß für die Eigenart seines Charakters zu finden glaubte. Seine glänzende Erscheinung und sein feuriges Wesen erweckten hier die Aufmerksamkeit der französischen Regierung, die ihn für nichts geringeres als für den Thron des wiederherzustellenden Königreichs Polen in Aussicht nahm[2]). Im December 1797, als die politischen Verhältnisse abermals kriegerische Verwicklungen in Aussicht stellten, unternahm er von Lemgo aus eine Reise in die Gegend zwischen Dimel, Fulda und Weser, wo man einen Zusammenstoß mit den Franzosen erwartete. Bei schneidender Kälte in einem Leiterwagen, mit kleinem Gefolge, auf schlechten Wegen, die oft zu Fuß zu gehen nöthigten, ging es von Lemgo aus nach Arolsen zum Fürsten von Waldeck, mit dem der Prinz einige Tage jagte, dann die Demarkationslinie entlang nach Wildungen, wo er wieder zur Jagd mit dem Fürsten zusammentraf. Auch nach Cassel kam der Prinz, ohne doch, was sehr bemerkt wurde, dem Landgrafen von Hessen-Cassel einen Besuch abzustatten. In seinen Briefen bezeichnet er ihn als den verhaßtesten aller Fürsten, der seine Unterthanen in entsetzlicher Armuth schmachten lasse, während er selbst Millionen anhäufe.

Besonders häufig und gern aber, namentlich seitdem er von Lemgo nach Hoya übergesiedelt war, besuchte der Prinz Hamburg und Altona, wo ihn zugleich die Liebe zu einer schönen Holländerin und der Verkehr mit jenem geistig angeregten Kreise hinzog, der sich dort aus Deutschen und Franzosen gebildet hatte. In Hamburg überwog das demokratische Element; die Lameth's lebten hier und Parandier, der kurz vorher in Berlin Agent des Directoriums gewesen war. In Altona dagegen und auf den Landgütern in der Nähe vereinigten sich die durch Geburt und Geist glänzendsten Vertreter der französischen Aristokratie des 18. Jahrhunderts: Frau von Vaudemont, die Freundin Talleyrand's, Larochefoucauld, Montmorency, Caraman, Breteuil und, alle durch Geist und Witz überragend, Rivarol[3]). Prinz Louis, der seinen Stolz darein setzte, sich über die Vorurtheile der Zeit zu erheben, suchte den Umgang der Demokraten ebenso wie den der Aristokraten, vorausgesetzt, daß er seine Kenntnisse dabei erweitern und seinen Geist vertiefen konnte. Dagegen vermied er es, in den Kreisen der Hamburger Kaufleute zu verkehren; er meinte, es gäbe „nichts Plat-

---

[1]) Die schönen Briefe Stein's, die Verfasser und Empfänger gleichmäßig ehren, sind in abgekürzter Uebersetzung mitgetheilt von Pertz, Stein, I, 162 folg.

[2]) „Le prince Louis Ferdinand," schreibt der französische Gesandte in Berlin am 1. August 1796, „est un jeune homme qui semble avoir été fait exprès pour la nation polonaise, bouillant d'ardeur et de courage, plein d'esprit et de franchise, affable et généreux, d'ailleurs grand, bien fait, et d'une belle figure etc."

[3]) Vergl. Lescure, Rivarol et la société française (1883), S. 418 folg. Rivarol beurtheilt übrigens die Hamburger Kaufleute ebenso ungünstig, wie Prinz Louis (S. 470).

teres als ihre dumme Anmaßung, nichts Langweiligeres als ihren Luxus, ihre Mittags- und ihre Abendessen, wo alles düster, schweigsam und kalt ist, wo Jeder nur mit seinen Handels-Interessen beschäftigt ist."

Es begreift sich, daß die häufigen Abwesenheiten des Prinzen, sein Umgang mit Männern, die, wie Parandier, für Agenten der republikanischen Propaganda galten, in Berlin lebhaften Anstoß erregten. Man klagte über Vernachlässigung der militärischen Pflichten (der Prinz war am 21. Mai 1799 zum General-Lieutenant befördert), über demokratische Gesinnungen, die der Prinz durch unverkennbare Geringschätzung von Rang und Stand bethätige, über seine oft tactlosen Spötteleien, über die verschwenderische Lebensweise, die ihn in Schulden verwickele. Einige Briefe, die der Prinz in dieser Zeit schrieb, lassen zugleich die Anklagen erkennen, die man gegen ihn erhob, und die vielleicht noch mehr selbstbewußte als zutreffende Art, mit der er sich vertheidigte.

„Die Menschen müssen immer sprechen, und hauptsächlich von denen, welche ihr Rang in den Vordergrund stellt. Die Urtheile, die sie fällen, beruhen meist auf Vorurtheilen, auf Eigenliebe, und selbst indem sie urtheilen, wollen sie durch ihr Urtheil mehr sich als diejenigen ehren, über welche sie urtheilen. Wehe Jedem, der die kleinlichen Vorurtheile verletzt, an denen sie hängen, die kleinlichen Ideen, in denen sie leben! Die große Menge der Menschen, die dem Zufall, der sie an ihre Stelle gebracht hat, alles verdanken, können demjenigen nicht verzeihen, der dies gebrechliche Gebäude verachtet und davon herabsteigt, um sich durch sich selbst zu erheben. Ein anderes Vorurtheil der Menschen besteht darin, daß sie nie Jemandem Herz und Geist zugleich zugestehen wollen. Es giebt keinen Dummkopf, welcher sich nicht an Dem, der es nicht ist, damit rächt, daß er sagt: er hat viel Geist, aber er hat ein schlechtes Herz. Es ist sehr schmeichelhaft für einen Idioten, sich sagen zu können: ich könnte dieselben Erfolge haben, wenn ich ebenso boshaft sein wollte.

„Welches Unrecht begehe ich denn durch meinen Aufenthalt hier? Habe ich die geringsten Angelegenheiten bei meinem Regimente vernachlässigt? die mindesten Schulden hier gemacht? ist diese Zeit für meine Entwicklung verloren gewesen? Oder hätte ich vielleicht dem Staate mehr gedient, hätte ich für mein Glück gearbeitet, wenn ich mich thörichter Weise in einem abscheulichen Loche vergraben hätte, um darin die schönsten Jahre meines Lebens zu verbringen, ohne Nutzen für mich selbst oder für Andere, und welche Entschädigung könnte man mir dafür bieten? Man spricht schlecht von mir. Ich habe es Dir schon im vorigen Jahre geschrieben und wiederhole es: Die, welche mehr Fähigkeiten haben als Andere, Die, welche durch Begabung, Vorzüge und Rang im Vordergrund stehen, sind zugleich auch Diejenigen, welche unter Neid und Bosheftigkeit am meisten zu leiden haben. Dem entgeht allein die Nichtigkeit, und schon längst hat ein alter Philosoph einem jungen Manne, der sich darüber beklagte, daß man schlecht von ihm spreche, geantwortet: „Tröste dich darüber; wenn man nicht mehr übel von dir spricht, so liegt es daran, daß man nichts gutes mehr von dir zu sagen hat." Jeder Nachrede bin ich preisgegeben, und Neid und Uebelwollen sind in so widerspruchsvoller Weise über mich losgezogen, daß dies allein die Falschheit der Urtheile beweisen könnte, welche Personen, die mich nicht einmal kennen, über mich fällen, welche Andere, die ebenso wenig im Stande sind mich zu beurtheilen, verbreitet haben, und welche tausend Dummköpfe nachsprechen. Das Publikum, welches aufmerksam auf mich ist, weil man mir Fähigkeiten zugesteht, beschäftigt sich mit der geringsten meiner Handlungen, und was bei einem Privatmann gleichgültig wäre, erregt bei einem Prinzen Anstoß .... Ich habe einige Erfolge gehabt, das ist mehr als genug, um mir Feinde zu machen. Dazu kommt, daß ich oft in den Formen fehle, die mir unbequem sind und denen die Lebhaftigkeit meines Charakters sich nicht fügen mag, und daß die Menschen mehr nach den Formen, als nach irgend etwas Anderem urtheilen" . . .

„Welche Gesellschaft habe ich denn hier gehabt? Immer nur solche, deren Umgang mich unterrichten und aufklären konnte. Geliebt und geschätzt von denen, die mich nicht nach lügenhaften Berichten beurtheilen, ... habe ich die Genugthuung gehabt zu sehen, daß Mancher, der gegen mich voreingenommen war, mir, nachdem er mehr Gelegenheit hatte, mich zu sehen, gesagt hat: „Ich bin glücklich gewesen Sie kennen zu lernen, und die Meinung, die ich von Ihnen hatte, ist so vollständig verschieden von dem, was Sie wirklich sind, daß dies ein neuer Beweis dafür ist, daß man nur dem Verdienste und den Fähigkeiten Fehler und Laster zuschreibt." Wäre ich ein Dummkopf, eine Null, ohne Kenntnisse, ohne Aussehen, Niemand würde sich mit mir beschäftigen. Jetzt aber spricht ein Jeder von meiner Wenigkeit. Der Eine sagt, ich gebe ein rasendes Geld aus, der Andere, ich lebte wie ein Bauer, ein Dritter, ich hätte maßlosen Ehrgeiz, Andere wieder, ich hätte gar keinen, sei ein wüthender Republikaner, Andere, ich verkehrte nur mit Aristokraten — es giebt keine Dummheit, die man nicht sagt, und alles ist so widerspruchsvoll, das es Einem leid thut, es zu hören.

„Es wäre doch wirklich zu traurig, wenn die Besorgniß, einigen Dummköpfen, die in nichts auf das Glück unseres Lebens einwirken können, zu reden zu geben, uns verhindern sollte, die wenigen Freuden, die es giebt und die uns das Schicksal gestattet, zu genießen. Wie kann es Dir bei Deinem Geiste entgehen, daß Mittelmäßigkeit und Nichtigkeit allein vor aller Nachrede gesichert sind, und daß es doch wirklich zu traurig wäre, wenn so wenig wichtige Dinge noch die wirklichen Uebel, die uns plagen und unser Glück verhindern, vermehren sollten .... Wäre die geringste militärische Arbeit, die mir obliegt, vernachlässigt worden, so hätte ich ohne Zweifel Unrecht. Womit sollte ich aber meine Zeit in Hoya hinbringen, wo Niemand sein Haus verlassen konnte, da alles überschwemmt war? Ich hätte wieder drei Monate von den schönsten Jahren meines Lebens ohne irgend eine Annehmlichkeit hingebracht, sie wären verloren gewesen für mein Glück wie für meine Entwicklung; denn man hat gut studiren, arbeiten, lesen: wenn keine glückliche Empfindung unser Herz erfreut, wenn nichts die Einbildungskraft belebt, die allein das Genie fördert, so schafft man nichts. Geboren mit einem gefühlvollen Herzen, mit dem Tact und den nöthigen Fähigkeiten, um eine angenehme, liebenswürdige und gebildete Gesellschaft zu schätzen, suchte ich mir natürlich eine solche aus, welche auch Dir gewiß gefallen würde, welche Persönlichkeiten umfaßt, die anziehend sind durch die Rolle, die sie in Europa gespielt haben, durch ihre Fähigkeiten, ihre Entwicklung und ihre persönlichen Vorzüge. Da das Unglück alle Parteien vereinigt und die Noth alle Köpfe aufgeklärt hat, so habe ich durch den Umgang mit Personen, die sich durch Kenntnisse und Ideen auszeichnen, die Summe meiner eigenen Kenntnisse und Ideen unzweifelhaft bedeutend vermehrt" ....

Man ermißt aus diesen Briefen die gefährliche Richtung, in der sich die geistige Entwicklung des Prinzen unter dem Einfluß der zersetzenden Ideen des 18. Jahrhunderts fortbewegte. Wie er seine Geburt und seinen Rang gering achtet und nur durch eigene Vorzüge alles sein und bedeuten will, so will er auch nur aus sich selbst heraus sich die Regeln seines Verhaltens setzen. Die Rücksichtnahme auf den König und das Land, denen er dient, die Familie und das Heer, denen er angehört, ist dabei als veraltetes Vorurtheil und lästige Formensache bei Seite geschoben; das Wesentliche bleibt die freie und rein menschliche Ausbildung des eigenen Ichs, dem sich alle anderen Beziehungen unterordnen. Es ist der vom 18. Jahrhundert gepflegte Individualismus, der sich bei Prinz Louis gegen die geltenden sittlichen Anschauungen wie gegen die staatlichen Gesetze auflehnt.

In Berlin fehlte es jedoch leider an allem Verständniß für diese eigenthümliche Anschauungsweise des Prinzen. Als er im Winter von 1799 auf 1800 sich abermals nach Hamburg begeben hatte und in trotzigem Selbstbewußtsein alle

Mahnungen und Befehle zur Rückkehr auf seinen Posten unbeachtet ließ, entschloß sich König Friedrich Wilhelm III. zu einem entscheidenden Schritte. Der Oberst Massenbach, der dem Prinzen in den Feldzügen 1793 und 1794 nahe gestanden hatte, erhielt den Auftrag, ihn mit Güte oder Gewalt von Hamburg nach Magdeburg zu bringen. Im Februar 1800 kam Massenbach nach Hamburg und vermochte den Prinzen nicht ohne einige Schwierigkeit, ihm nach Magdeburg zu folgen. „Bitterlich weinte der Prinz" — so erzählt Massenbach selbst[1]) — „als er sich in der Stadt in den Wagen setzen mußte .... Unversiegbar schien die Quelle dieser Thränenbäche zu sein. Auf der zweiten oder dritten Station wurde starker Punsch gemacht. Seine Königliche Hoheit wurde sehr heiter, sprach mit vieler Heftigkeit über Krieg und Politik, über Bonaparte, den er damals wohl leiden mochte, und schlief endlich ein."

Nicht wenig erbittert über das Vorgehen des Königs, das er in keiner Weise verschuldet zu haben sich einredete, kam der Prinz in Magdeburg an, wo eine Art gelinden Stadtarrestes über ihn verhängt wurde. Er blieb dabei, durch sein Herz und seinen Charakter zu einer solchen Behandlung keinen Anlaß gegeben zu haben; er sah in sich das Opfer „unwürdiger Verleumdungen, des Neides, Hasses und Uebelwollens." „Ich habe," schrieb er, „das Unrecht, Geist, Charakter, gemäßigte Anschauungen und einige Vorzüge zu besitzen, über die Vorurtheile und die herrschenden Formen erhaben zu sein, und das ist es, was Dummheit und Neid nicht verzeihen können."

In ernsten Worten, wie früher Stein, hat damals auch Massenbach den Prinzen ermahnt, seinem eigensinnigen Trotze zu entsagen und sich mit König und Eltern auszusöhnen. Er erinnerte ihn an den großen Kurfürsten, und warnte ihn vor dem Irrlicht einer verabscheuungswürdigen Philosophie, die ihn an den Abgrund des Verderbens führe.

„Auf dem Wege, auf welchem Sie seit mehreren Jahren wandeln, ist noch kein großer Mann, kein großer Feldherr gebildet worden ... Ihre Lectüre ist nicht geordnet, ist Stückwerk, daher sind Ihre moralischen und wissenschaftlichen Grundsätze schwankend und unstät ... Sie fliehen die Einsamkeit, und nur in der Einsamkeit reift der Mann, der seinem Vaterlande wahrhaft große Dienste leisten und den Ehrgeiz haben will, neben den großen Männern der Jahrhunderte und aller Nationen zu glänzen ... Alle edeln Männer Ihres Vaterlandes trauern um Sie, der Sie mit eigener gewaltsamer Hand die Talente, mit denen die Natur Sie ausgerüstet hat, zerstören und sich auf solche Art dem Dienste Ihres Vaterlandes und Ihres Königs entziehen ... Welche unglückbringende falsche Philosophie ist es, die Sie antreibt, alle Pflichten, die den Menschen heilig und ehrwürdig sind, mit Füßen zu treten? Ist das die Philosophie der Marc-Aurel und Julian, die Sie studirt haben wollen? Treten Sie auf diese Art in die Fußtapfen dieser großen Männer des Alterthums und der großen Männer, welche Ihre eigene Familie aufzuweisen hat?" ...

Diese Mahnungen und überhaupt der ganze Vorfall seiner Entfernung aus Hamburg, der das unangenehmste Aufsehen gemacht hatte[2]), scheinen endlich doch

[1]) In seinen gedruckten Memoiren hat Massenbach diesen ganzen Vorfall nur angedeutet. Eine ausführliche Schilderung desselben findet sich jedoch von seiner Hand in dem Exemplar der Memoiren, das er für eine neue Ausgabe vorbereitete, und das dem Verfasser vorlag.

[2]) Vergl. Bericht des österreichischen Geschäftsträgers Hudelist aus Berlin, 25. Februar 1800. (Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.)

auf den Charakter des Prinzen, dessen guter Kern sich durch alle Verirrungen hindurch gerettet hatte, nicht ohne nachhaltigen und heilsamen Einfluß geblieben zu sein. Er vertheidigte sich wohl gegen die Vorhaltungen Massenbach's, indem er behauptete, daß man, wie die Geschichte lehre, auf den verschiedensten Wegen zu Ruhm und Auszeichnung gelangen könne, und daß es schwer sei zu bestimmen, welcher Weg dazu eingeschlagen werden müsse. Auch die Vorwürfe gegen das „Irrlicht" der Philosophie wollte er nicht gelten lassen und — wie charakteristisch für diesen Sohn des 18. Jahrhunderts! — verwies den Tadelnden auf Helvetius. Allein er verstand sich zugleich dazu, die nöthigen Schritte zur Versöhnung mit dem Könige und seinen Eltern zu thun; „denn," so schrieb er an Massenbach, „abgesehen davon, daß ich die Nothwendigkeit fühle, aus dieser Lage zu kommen, so glaube ich auch das Opfer meiner Eitelkeit und meines Starrsinns, wenn selbige wider meinen Willen auf meine jetzigen Handlungen einen Einfluß hätten, meiner guten Schwester und Deiner treuen Freundschaft schuldig zu sein."

Dazu kam denn die Stille und Einförmigkeit des Garnisonlebens in Magdeburg, die ihm wieder zu ernster wissenschaftlicher Beschäftigung Anlaß gab. Neben der Pflege der Musik, in der er es zur Meisterschaft brachte, warf er sich mit Eifer und Ausdauer in militärwissenschaftliche Studien und bearbeitete sehr ausführlich einige Fragen der Taktik, wie „die verschiedenen Arten des Angriffs" und „die Lehre von den Quarrés". Kein Geringerer als Scharnhorst, dem er seine Aufsätze vorlegte, hat ihm damals seine Freude darüber ausgesprochen, „daß das preußische Haus einen Prinzen hat, der so viel auf die Zukunft verspricht und sich schon als Jüngling einen so großen Fonds von gründlichen Kenntnissen erworben hat, dessen sich unsere erfahrensten Krieger nur selten rühmen können." (1801.)

So vollzog sich in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts in dem Prinzen eine glückliche Wandlung, die sich täglich mehr und mehr ausprägte. Er wurde ruhiger, stetiger, besonnener; die flackernden Flammen seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit verdichteten sich zu einem Feuer, das sein Inneres reinigend und erhebend durchglühte und seinem ganzen Wesen eine begeisternde und hinreißende Schwungkraft verlieh.

Vor Allem aber war es die wachsende Theilnahme an dem Schicksale des Vaterlandes, welche, den Gedanken an das eigene Ich zurückdrängend, den Prinzen aus dem Banne selbstischer Anschauungen erlöste und ihn über seine persönliche Bedeutung hinaus zu einer geschichtlichen Stellung emporhob.

III.

Die Politik der preußischen Neutralität, wie sie seit dem Frieden von Basel in allem Wandel der europäischen Verhältnisse festgehalten war, hatte bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts hinein unleugbare äußere Erfolge davongetragen. Inmitten der Kriegsstürme, welche die Welt umher mit Zerstörung und Verderben heimsuchten, hatte die preußische Politik gleichsam ein Eiland des Friedens geschaffen, auf dem sich Handel und Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften zu einer ungewöhnlichen Blüthe entfalteten. Allein, was aufmerksamen Beobachtern schon damals nicht entging und bald erschreckend zu Tage treten

sollte: mit diesen äußeren Erfolgen hielt gleichen Schritt die Zersetzung im Inneren. In selbstzufriedener Ruhe lebte die Bevölkerung Norddeutschlands hinter der Demarcationslinie, hörte von den Schlachten Napoleon's, Karl's und Suworow's, als ob sie in anderen Welttheilen geschlagen würden, und sah der Zertrümmerung des alten deutschen Reiches und dem Verlust des linken Rheinufers gleichmüthig und theilnahmlos zu. Es war, als hätte sich jene Stimmung greisenhafter Ermattung, die Stein einst unter den Belagerern von Mainz beobachtet hatte, über ganz Norddeutschland verbreitet. Eine verweichlichende und entsittlichende Luft erfüllte das Land und lähmte das Mark in den Knochen der Männer. Weltbürgerthum und Particularismus, Ueberhebung und Furchtsamkeit, Kriegsspielerei und Friedenssehnsucht hatten sich vereinigt, eine schwächlich laue Gesinnung hervorzubringen, in der das lebendige Gefühl für den vaterländischen Waffenruhm und die staatliche Ehre nicht mehr gedeihen wollte.

Indem aber das ganze System Preußens auf der Voraussetzung des Gleichgewichtes der europäischen Staaten beruhte, vollzog sich allmälig eine Wandelung zu Gunsten des entschiedenen Uebergewichtes Eines Staates: zur Seite Preußens erhob sich eine Macht, deren politische Größe und sociale Principien alle anderen Staaten gefährdeten, und ein Mann, der diese Macht anzuwenden die Kraft und den Willen hatte. Rücksichtslos durchbrach Napoleon endlich auch das dünne Gewebe der norddeutschen Neutralität: bei dem Wiederausbruch des Krieges mit England im Jahre 1803 besetzte er mit seinen Truppen das Kurfürstenthum Hannover, und seitdem wehte recht im Herzen der preußischen Staaten die französische Tricolore. Die Lage Norddeutschlands war dadurch mit einem Schlage verändert: die Franzosen setzten sich auch noch in Cuxhaven und Ritzebüttel fest, die Engländer blockirten die Mündungen der Weser und Elbe: der Handel Preußens, soweit er über die Nordsee ging, war vernichtet.

Unter dem Druck dieser Zustände, die täglich schwerer und unerträglicher auf Norddeutschland lasteten, erwachte in Berlin wieder das seit Jahren abgestorbene vaterländische Gefühl und begann sich im Gegensatz zu Frankreich lebhaft zu entwickeln. Noch im Jahre 1799, bei dem Kriege der zweiten Coalition, war die öffentliche Meinung theilnahmlos geblieben, und nur wenige Männer, vor Allen der so viel verkannte Haugwitz, hatten das Eintreten Preußens für die Verbündeten empfohlen. Jetzt wurde das anders. Das System der preußisch-norddeutschen Neutralität, das mit der Besetzung Hannovers thatsächlich durchbrochen war, verlor auch allen Anklang in der öffentlichen Meinung. In allen Schichten der Bevölkerung brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Neutralität ohne schwere Nachtheile für den Staat nicht länger mehr behauptet werden könne, daß auch Preußen der immer weiter greifenden Ausdehnung der französischen Macht entgegentreten müsse. Diese Bewegung der öffentlichen Meinung entsprang hauptsächlich in den literarisch und politisch angeregten Kreisen der Hauptstadt, in denen Friedrich Gentz und etwas später Johannes Müller mit eifriger Beredtsamkeit alle Welt gegen Napoleon in die Waffen riefen. Unter den preußischen Ministern selbst fand sie einen Vertreter in Stein, der im Jahre 1804 aus Westphalen zur Leitung der Finanzen nach Berlin berufen wurde. Ihnen zur Seite stand der Vertreter Oesterreichs, der jugendliche Metternich,

der mit diplomatischer Zurückhaltung, aber mit gleicher Entschiedenheit gegen Frankreich arbeitete.

Im Mittelpunkte dieser Kreise und dieser Bestrebungen finden wir den Prinzen Louis Ferdinand wieder, der, während sein Regiment nach wie vor in Magdeburg garnisonirte, seit dem Jahre 1800 alljährlich längere Zeit in Berlin zuzubringen pflegte. Mit den Eltern war er völlig ausgesöhnt; auch in den Hofkreisen, wiewohl er dem sittenstrengen König selbst nicht selten mißfiel, war er hauptsächlich in Folge seiner musikalischen Talente wohl gelitten. In der Berliner Gesellschaft aber war der Prinz ohne Widerstreit die glänzendste Erscheinung[1]). Wenn er in der prachtvollen Uniform seines Regimentes durch die Straßen schritt, eine hohe, herrliche Gestalt in stolzer und gebieterischer Haltung, oder auf einem Rosse dahinsprengte, immer dem schönsten, das es in der Hauptstadt geben konnte, — wenn er in Gesellschaft erschien und die Zuhörer bald durch schwungvolle Reden für die deutsche Freiheit begeisterte, bald durch Phantasien auf dem Clavier bezauberte, — immer hingen die Blicke Aller — und nicht bloß der Frauen — bewundernd an seiner glänzenden und ritterlichen Erscheinung. Aus dem wild stürmischen Jüngling, dessen heftige Leidenschaftlichkeit ebenso oft abstieß als anzog, war ein Mann geworden, dessen schwungvolle Begeisterung Alle, die damals mit ihm in Berührung kamen, unwiderstehlich hinriß. Metternich und Clausewitz, E. M. Arndt und F. v. d. Marwitz, Frau von Staël und Johannes Müller, so sehr verschieden sonst in ihren Grundsätzen und in ihren Bestrebungen, sind doch alle einmüthig in ihrer Bewunderung für einen Prinzen, bei dem sich die Schönheit der äußeren Erscheinung mit einem edlen und hochstrebenden Charakter zu einem unvergleichlichen Ganzen vereinigte. Sein Thatendrang, der vorher ziellos hin- und hergewogt hatte, sein Ehrgeiz, der bisher alles höheren Gehaltes entbehrt hatte, erschienen jetzt gehoben und geadelt durch das lebhafte vaterländische Gefühl, das bei ihm Alles durchdrang und durch die Abneigung gegen Napoleon eine bestimmte Richtung erhalten hatte. Prinz Louis haßte in Napoleon nicht bloß den Unterdrücker der „Ideologen", zu denen der Prinz selbst sich rechnen konnte, den Gegner der Philosophie des 18. Jahrhunderts, der die freiheitliche und selbständige Entwicklung des Einzelnen durch die gleichförmige Unterwerfung Aller unter die Herrschaft eines Einzigen ersetzte[2]) — er haßte in ihm auch den Feind Deutschlands, der dem preußischen Staate Demüthigung über Demüthigung bereitete. Mochte Stein aus dem Innersten seiner religiösen Ueberzeugung heraus den Kampf gegen Napoleon tiefer und sittlicher auffassen; mochte Gentz die Unvereinbarkeit des napoleonischen Regimentes mit der Selbständigkeit der anderen europäischen Staaten und die Unhaltbarkeit der preußischen Neutralität politisch klarer erkennen und beredter

[1]) Vergl. besonders „Rahel Levin und ihre Gesellschaft gegen Ende des Jahres 1801". Aus den Papieren des Grafen S. (Schlabrendorff?). Varnhagen, Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften 8, 584 folg.

[2]) In einem (ungedruckten) Brief an Pauline Wiesel bezeichnet der Prinz sich als „un être qui depuis 4 ans souffre douloureusement d'avoir vu l'aurore des lumières, de la philosophie, s'éclipser, qui pleure sur l'humanité avec tous les êtres pensants et sensibles, qui souffre d'une inaction cruelle qui ne donne aucun essor à ses moyens".

auseinandersetzen: — die Erniedrigung Deutschlands hat Niemand schmerzlicher empfunden, den Gedanken einer Erhebung aller Deutschen gegen Frankreich Niemand früher oder leidenschaftlicher gehegt als Prinz Louis Ferdinand.

Wir sind hier an der Stelle, wo sich die Laufbahn des Prinzen Louis Ferdinand mit dem großen Strome von Ideen berührt, deren Entwicklung die Weltgeschichte ausmacht.

Seit länger als einem Jahrhundert beruhte die auswärtige Politik Preußens auf dem Gedanken der Allianz mit Rußland, die einst im Jahre 1656 unter den Mauern von Riga zwischen dem Abgesandten des Großen Kurfürsten und dem Zaren Alexeï Michailowitsch unterzeichnet war. Unter Festhalten dieser Allianz hatten die preußischen Fürsten und Staatsmänner Verbindungen bald mit den Seemächten, bald mit Frankreich geschlossen: jenes war die Politik des Grafen Hertzberg, dieses — die Verbindung zugleich mit Rußland und mit Frankreich — die Politik Friedrich's des Großen, die auch Graf Haugwitz seit dem Frieden von Basel inne gehalten hatte. Immer lag dabei der Gegensatz Preußens zu Oesterreich — ausgesprochen oder stillschweigend — zu Grunde. Im Gegensatz zu diesen Anschauungen, welche die amtliche Leitung der preußischen Politik beherrschten, taucht nun in dem geschilderten Kreise, vielleicht von Gentz zuerst angeregt, neu und bahnbrechend der Gedanke eines „germanischen Bundes" zwischen Preußen und Oesterreich auf, um zugleich die Einwirkung Rußlands auf Deutschland abzuwehren und der weiteren Ausdehnung der französischen Uebermacht Grenzen zu ziehen.

Für alle Zeiten ist es nun geschichtlich höchst merkwürdig, daß dieser Gedanke eines Bundes zwischen Preußen und Oesterreich zur Abwehr zugleich gegen Osten wie gegen Westen — ein Gedanke, der allen preußischen Ueberlieferungen widersprach, der aber für die Politik unserer Tage eine so große Bedeutung gewonnen hat — von einem preußischen Prinzen mit Begeisterung ergriffen und der Verwirklichung wenigstens nahe gerückt wurde. Es war Prinz Louis Ferdinand, der diesen Gedanken mit dem ganzen Schwunge seines Geistes erfaßte und aus dem Bereiche der politischen Erörterungen und Erwägungen zur Wirklichkeit zu erheben trachtete. Die Beliebtheit, deren er sich seit den Feldzügen von 1793 und 1794 in Oesterreich erfreute, konnte gerade ihm die Erreichung des Zieles erleichtern.

Im August des Jahres 1804 begleitete der Prinz den König Friedrich Wilhelm nach Schlesien zur Besichtigung der hier zusammengezogenen Truppen; dann ging er nach Mähren, wo unter Theilnahme des Kaisers Franz Uebungen der österreichischen Truppen stattfanden. Nachdem er sich in Unterredungen mit dem Kaiser überzeugt hatte, daß auch er einer Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich geneigt sei, reiste er weiter nach Wien, wo er namentlich von dem Erzherzog Anton und dem Herzog Ferdinand von Württemberg in der zuvorkommendsten Weise aufgenommen wurde. Bei den Manövern, auf den Bällen und Mahlzeiten, die ihm zu Ehren von den Erzherzögen und den Diplomaten veranstaltet wurden, erweckte seine glänzende Erscheinung in Wien nicht geringere Bewunderung als in Berlin. Er selbst ließ es sich dabei hauptsächlich angelegen sein, für den Gedanken der preußisch-österreichischen Allianz zu wirken. In den

Unterredungen mit dem leitenden Minister Oesterreichs, dem Grafen Ludwig Cobenzl, erklärte er sich gegen eine Allianz mit Rußland, das damals eine neue Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen suchte, und befürwortete eifrig einen Bund zwischen Preußen und Oesterreich allein. Er rühmte dabei die Gesinnung Friedrich Wilhelm's und empfahl die Sendung eines österreichischen Erzherzogs nach Berlin. Graf Cobenzl zeigte sich vollkommen einverstanden; er erklärte selbst, daß man in Wien von der Nothwendigkeit der Freundschaft zwischen Preußen und Oesterreich noch mehr durchdrungen sei als in Berlin. Bestimmte Verabredungen konnten, wie sich versteht, nicht getroffen werden; aber als man auseinanderging, hatte man doch das Gefühl einer gewissen inneren Gemeinsamkeit der Interessen, namentlich Frankreich gegenüber[1]).

Der Uebereinstimmung Oesterreichs sicher, suchte Prinz Louis nach seiner Rückkehr in Berlin die entscheidenden Persönlichkeiten am Hofe und im Ministerium für seine Anschauungen zu gewinnen. Er sprach mit Hardenberg, der seit einigen Monaten dem Grafen Haugwitz in der Leitung der auswärtigen Politik Preußens gefolgt war und für einen Gegner Frankreichs galt, mit dem einflußreichen Cabinetsrath des Königs Beyme, er entwickelte endlich seine Ansichten in einer längeren Denkschrift für den General-Adjutanten Kleist (den späteren Kleist von Nollendorf), der im Cabinet des Königs den Vortrag über die militärischen Angelegenheiten hatte.

Diese Denkschrift, die umfangreichste Ausarbeitung des Prinzen in deutscher Sprache, die wir noch besitzen, behauptet für immer eine Stelle in der Geschichte der auswärtigen Politik Preußens, für welche sie eine neue Phase ankündigt, und verdient hier wenigstens zum größeren Theile veröffentlicht zu werden.

Als das Ziel seiner Wünsche bezeichnet der Prinz darin gleich Anfangs die Herstellung „eines näheren Vereins zwischen Preußen und Oesterreich in Betreff der Erhaltung der Ruhe und Hinderung einer jeglichen fremden Einmischung in Deutschland." Er bezieht sich auf die Aeußerungen, die er in gleichem Sinne von dem Kaiser, dem Erzherzog und dem Grafen Cobenzl vernommen habe, und bemüht sich hauptsächlich, die in Berlin herrschende Besorgniß zu zerstreuen, als ob die Vereinigung zwischen Oesterreich und Preußen doch eben nur die Bildung einer neuen Coalition bedeute, von der einmal nichts Gutes zu erwarten sei.

„Ich meinerseits sah und sehe diese Vereinigung als ein über kurz oder lang aus dem Drang der Umstände nothwendig entstehendes Resultat an; ob aber auf selbige der Name, oder die in Ihrem Brief, bester Kleist, mir aufgestellten Folgen einer Coalition passen, will ich näher zu beleuchten wagen.

„Da wo verschiedenes Interesse statt findet, muß natürlich die Zerspaltung und Auflösung um so eher erfolgen, je weniger absolute Nothwendigkeit diesen Verein heischte. Dieses war der Fall in der Ligue de Cambrai gegen die Venetianer. Dieses war der Fall in der Coalition gegen den unsterblichen Friedrich, wo Intrigue, beleidigte Eitelkeit und Mißgunst Vielen, die über die Erhebung Desjenigen eifersüchtig waren, den sie als Ihresgleichen zu betrachten gewohnt waren, die Waffen in die Hände gab. So war es, zwar in einer verschiedenen Hinsicht, in den ersten Ver-

[1]) Ueber die Reise des Prinzen nach Wien vergl. Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Fournier, Gentz und Cobenzl; und die Berichte des preußischen Gesandten in Wien, Finckenstein September 1804).

einigungen gegen Frankreich der Fall, obgleich der Gang der Revolution uns bewiesen hat, daß der Erfolg gewiß sehr verschieden gewesen wäre, wenn ein Mann von großen Talenten und festem Willen an der Spitze dieser gigantischen Unternehmung gestanden und sie mit mehr Weisheit und Energie geleitet hätte, als es damals geschah, wo Manifeste und schlechte Disciplin so sehr gegen uns, und kein großer entscheidender Schritt für uns oder vielmehr für die Partei bestimmte, die wir unterstützen wollten, wo keine gewonnene Bataille das unzählige Heer der schwachen und stets nach dem Erfolg urtheilenden und auf einen solchen wartenden Menschen hinriß. Glauben Sie, bester Kleist, daß wenn der große Gustav, als ihn das Interesse der Protestanten nach Deutschland rief, bei Stralsund oder Anclam wäre stehen geblieben, er je die Oberherrschaft von Deutschland dem arglistigen Ferdinand, seinem Wallenstein und Tilly entrissen hätte? Nur nach den Siegen von Leipzig und am Lech entschied es sich für ihn . . .

„Die Vereinigung gegen Ludwig XIV. war keine Coalition, (erlauben Sie mir diesem Worte einen anderen Sinn als den einer Verbindung, eines Vereins vieler oder weniger Schwächeren gegen einen Stärkern beizulegen). Es war diese Vereinigung, sage ich, welche Europa damals rettete. Frankreich entwickelte und verfolgte damals das System, das Heinrich IV. schon zwar mit denselben, aber gewiß sehr hohen und edlen Absichten im Innersten trug, was Richelieu verfolgte und wozu er gleichsam Frankreich nach und nach rüstete, zu dessen Ausführung Mazarin beitrug, indem er in der Minorennität Ludwig's XIV. die Parteien nach und nach entweder schwächte oder vereinte, den damaligen Einfluß von Spanien auf Frankreich minderte und endlich einem jungen eitlen herrschsüchtigen Monarchen, dessen erste Schritte als bloßer Herrscher voller Character waren, ein Königreich überließ, in welchem selbst dieser Zustand von Gährung, in dem es lange Zeit gewesen, Männer wie Condé und Turenne entwickelt hatte, indessen ein großer Theil von Europa entkräftet und erschlafft, die Gefahr kaum ahndend da war. Das deutsche Reich durch die Folgen des 30jährigen Krieges erschöpft und durch Parteien zerspalten; der Kaiser stets mit dem Kampf gegen den Türken beschäftigt; Spanien nach und nach seiner schönsten Besitzungen beraubt, seine Marine in Decadenz, in seinen Heeren nur die Ueberbleibsel jener großen Heerführer, Soldaten und Regenten, die sie beinahe zu Siegern und Beherrschern von dem damaligen interessanten Theil von Europa gemacht hätten. Kein Alba, kein Prinz von Parma, kein Mondagrone mehr. England, von dem schwachen Carl II. regiert, durch tausend verschiedene Parteien getrennt, alle Gemüther noch gespannt, der König in stetem Kampf mit dem Parlament und damit, so wie sein Nachfolger Jacob II. beschäftiget alles zur Wiedereinführung des Katholicismus beizutragen, und selbst ein bezahlter Söldner Ludwigs XIV. . . . .

„Wer rettete Europa damals vor Frankreich, wer war die Seele dieses großen Unternehmens? Wilhelm III. von Oranien. Stets unglücklich beinahe, seine Flotte damals von Tourville bei Bantry-Bay[1]) und Rithalm [?] geschlagen, Jacob in Irland, England selbst schwankend, unternahm es dieser charaktervolle Mann mit dem Groß-Pensionair Heinsius Europa auf die Gefahr aufmerksam zu machen und sie zu bekämpfen. Stets unglücklich, aber nie muthlos, gründete er das, was nachmals Eugen und Marlborough mit mehr Glück ausführten, als endlich die Herrschsucht, der Ehrgeiz und die unzähligen Schmähungen, die ganz Europa von Frankreich lange erduldet hatte, es von neuem gegen dasselbe bewaffneten und das Schicksal die unsterblichen Sieger von Hochstedt, Turin, Ramillies und Malplaquet an die Spitze der vereinten Armeen stellte, Männer von hohem Gemüth, von edlem, von kleiner Selbstsucht entferntem Herzen. Wie schön, einfach und kraftvoll ist die Rede, womit Wilhelm III. den Congreß vom Haag eröffnet!

„Doch nun zur Sache nach dieser langen Digression, der ich mich aber unmöglich erwehren konnte, da sie mir der Sache nicht fremd zu sein scheint, und da sie dar-

[1]) Er meint Beachy-Head.

thun wird, daß die Lage von Europa viel gefährlicher, Frankreich jetzt mächtiger, sein Machthaber noch viel ehrgeiziger, als es Ludwig XIV. war, ist.

„Doch dieses Beweises bedarf es wohl nicht, da Spanien, ganz Italien, die Schweiz, Holland, der ganze Rhein ihm gehöret, eine Armee im Herzen von Deutschland ist und ein großer Theil der deutschen Fürsten zu den Füßen des Napoleon kriecht, Oesterreich entkräftet, die verschiedenen Interessen ganz zerspalten, Englands und Rußlands Einfluß gewiß dem Interesse von Deutschland mehr schädlich als vortheilhaft, das erstere auf eine andere Art dem Continent so schädlich als Frankreich, das letztere zu entfernt, und dessen Interesse zu wenig bei allem diesem im Spiel, stets viel sprechend, viel declarirend, nicht handelnd und auch zum Theil nicht handeln könnend, ja vielleicht in der Hoffnung, durch Acquisitionen gegen Süden und Mittag, von dem kalten eisigten Nordpol wieder ins mildere Europa und das warme Asien hinein zu rücken.

„Von wem kann Rettung kommen für Deutschland? [Von] Oesterreich und Preußen. Denn keines kann wohl allein einem dieser mächtigen Nachbarn die Spitze bieten, jedes von beiden würde zu einer ebenso verächtlichen Vasselage, welches gewiß beinahe ein noch größeres Unglück ist als eine französische Provinz zu sein, herabsinken, wenn eines derselben ganz vernichtet oder geschwächt wäre. Beide haben ja keinen Zwist mehr, können über nichts mehr Krieg führen, ohne daß der mächtige Bonaparte im Süden oder Alexander ihnen, nachdem sie sich beide sattsam geschwächt, sagen: haltet an, jetzt wollen wir es beide entscheiden. Beide haben gleiches Interesse, auch wenn dereinst der Continent gerettet, Frankreichs Macht, seines neuen Kaisers Ehrgeiz, der nicht sechs Wochen leben kann, ohne Könige und Prinzen abzusetzen und zu machen, Grenzen gesetzt, auch der schändlichen Raubsucht Englands, seinem Alleinhandel Grenzen zu setzen ... Das Gesetz der Nothwendigkeit ... wird Englands See-Despotie dieselben Schranken zu setzen möglich machen, die der Continental-Despotie von Frankreich durch einen intimen Verein von Oesterreich und Preußen vielleicht schon ohne Krieg bewirket würden. Aber Sie wissen es, Freund: „si vis pacem para bellum", das ist ein altes und gewiß wahres Sprichwort.

„Endlich, auf dem Thron von Oesterreich ist ein Mann, der Sclave seines Wortes ist, der, obgleich er sein Volk liebt, mit vieler Beharrlichkeit im Unglück sich gezeigt, der über die Lage der Dinge beinahe so denkt, als ich es Ihnen in dieser schnellen Skizze entworfen. Er und sein trefflicher Bruder der Erzherzog, von dem ich Ihnen ein ander mal zu sprechen denke, achten und vertrauen in den Charakter des Königs. Friedrich Wilhelm hat durch treffliche Finanz-Verwaltung seinen Staat consolidirt, seine Armee verbessert; sein Charakter ist edel und fest, seine Mäßigung und Ehrgeizlosigkeit in Europa anerkannt. — O gewiß, hierin und in muthvollem Beharren, kraftvollen Entschlüssen läge der Keim zur Rettung von Europa, dessen Gefahr, hauptsächlich die von Deutschland, sich wohl keiner verhehlen kann.

„Es sei mir erlaubt noch zur Unterstützung alles dessen, was ich Ihnen gesagt, die Autorität des großen Friedrichs aufzustellen, der in seinen Réflexions sur les corps politiques, die er dem Grafen Hertzberg schickt und die im sechsten Theile seiner Werke enthalten sind, nachdem er die stete Tendenz Frankreichs zu einer Universal-Monarchie entwickelt, gezeigt, wie das stete divide et impera das Gesetz gewesen, was es befolgt, endlich auch sagt: daß, wenn es je seinen Plan, Holland zu erobern und den Rhein zur Grenze zu haben, erreichte, ganz Europa sich gegen dasselbe verbinden müsse, um dieser Gefahr zu entgehen." ...

Wie man sieht, war die Denkschrift nicht ungeschickt auf die Stimmung der leitenden Kreise in Berlin und besonders des Königs selbst berechnet. Prinz Louis fordert mit nichten die Bildung einer neuen Coalition gegen Frankreich, er nimmt den Kampf gegen Napoleon überhaupt nicht mit Bestimmtheit in Aussicht: er verlangt nur die innige Vereinigung Preußens mit Oesterreich, um den Frieden in Mittel-Europa gegen jede Störung von Osten oder von Westen her

sicher zu stellen. Wer könnte sich bei der Betrachtung dieser Ideen der Erinnerung an diejenige Phase der europäischen Politik entziehen, deren Zeugen wir selbst vor wenigen Jahren gewesen sind?

Die Denkschrift des Prinzen, seine eifrige Wirksamkeit überhaupt, blieb nicht ohne Widerhall. Friedrich Gentz, der während des Aufenthaltes des Prinzen in Wien gerade abwesend gewesen war, beeilte sich nach seiner Rückkehr ihm mit seiner beredten Feder zu Hilfe zu kommen[1]). Sein Schreiben, mehr eine politische Denkschrift als ein Brief, darf hier nicht übergangen werden: es ist zugleich ein glänzendes Zeugniß für die damalige Stellung des Prinzen als Vermittler zwischen Preußen und Oesterreich und ein Actenstück aus der Vorgeschichte der deutsch-österreichischen Allianz.

„Schon längst wollte ich gegen Ew. Königl. Hoheit den Schritt thun, den ich in diesem Augenblick unternehme; schon längst wollte ich mich in Ihre gnädige Erinnerung zurückrufen und Ihnen die Bewunderung oder vielmehr die Begeisterung ausdrücken, welche mir Alles das eingeflößt hat, was ich die Genugthuung hatte von Ihren erleuchteten und erhabenen Ansichten, Ihrem unermüdlichen Eifer und Ihrer edlen Hingebung für das öffentliche Wohl und für das Heil und den Ruhm Deutschlands zu hören.

„Durch einen unglücklichen Zufall, den ich noch lange beklagen werde, mußte ich von Wien grade dann abwesend sein, als Sie dort einen Aufenthalt hatten, dem nur eine längere Dauer fehlte, um eine Quelle von Glück für unser gemeinsames Vaterland zu werden. Da ich indessen in mehr oder weniger vertrautem Verkehr mit den Personen bin, welche das Glück gehabt haben, Ew. K. H. zu sehen und zu hören, so habe ich erfahren, wie Sie die Zeit Ihres Aufenthalts in Wien und im Allgemeinen in der österreichischen Monarchie angewandt haben, und wenn ich darüber nicht die genauen und eingehenden Nachrichten hätte, die ich so glücklich war zu erlangen, so würde ich es doch bemerkt haben an der Wirkung, welche Sie überall hervorgebracht haben, an der glücklichen Wandlung, die sich in der Denkungs- und Betrachtungsweise mehrerer der hervorragendsten Personen dieses Landes vollzogen hat, an dem Vertrauen, an dem Muthe, an allen den edlen Gefühlen, die unter Ihren Schritten hervorzusprossen begannen, endlich an der neuen Geistesrichtung und der veränderten Stimmung dieses Hofes, einer Richtung, die Dank der Kraft und Beredtsamkeit Ihrer ermuthigenden Worte noch mehrere Monate angedauert hat, und die schließlich die glücklichste Umwälzung hervorgerufen haben würde, wenn Dummheit und Kleinmuth nicht zu schnell Mittel gefunden hätten, alle von Ew. Hoheit gepflanzten Keime zu zerstören und uns in unsere alte Nichtigkeit und in unser altes Elend zurückzuschleudern . . .

„Ich weiß, daß Sie sich in der entschiedensten Weise für die dringende Nothwendigkeit einer schleunigen, engen und aufrichtigen Verbindung zwischen den beiden Großmächten Deutschlands erklärt haben, daß Sie in dieser Maßregel die einzige und letzte Hoffnung erblicken, welche die guten Geister und die edlen und unabhängigen Seelen noch gegen den Strom einer Tyrannei ohne Schranken und ohne Grenzen aufrecht erhält, daß Sie diese Maßregel als das einzige Mittel gepredigt haben, um Deutschland wieder zu seiner alten Würde zu erheben, zu seiner hohen Bestimmung, zu den Gefühlen, die uns einst unter den Völkern der Erde ausgezeichnet haben, als das einzige Mittel, um der ungeheuren Macht das Gleichgewicht zu halten, die Frankreich erworben hat weniger durch eigene Großthaten, als durch die ungeheuren, unberechenbaren, ununterbrochenen, wiederholten Fehler der anderen Mächte, als das einzige Mittel endlich, das politische Gleichgewicht wieder herzustellen, ohne welches es in kurzer Zeit in diesem ganzen schönen Theile der Erdkugel nur noch Einen Herrn und Sclaven geben wird.

[1]) Französisches Schreiben von Gentz an Prinz Louis vom 27. Mai 1805.

„Ich bin entzückt, ich bin stolz, mir sagen zu können, daß dasjenige, was Ew. K. H. mit so viel Feuer wünschten und mit so viel Eifer und Genie empfohlen haben, auch der Gegenstand und das beständige Ergebniß meiner Forschungen, meines Nachdenkens, meiner Arbeiten, meiner unaufhörlichen Vorstellungen, kurz alles dessen ist, was ich seit 5 Jahren in den verschiedenen Beziehungen, in denen ich zu den Mächtigen der Erde gestanden, gesagt und gethan habe . . . Das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen ist die einzige und letzte Hilfsquelle, welche die Vorsehung uns noch in all' unserm Elend gelassen hat; wenn wir diese zurückweisen, so ist der Abgrund bereit, der uns verschlingen wird, und die Hand der Allmacht selbst könnte unsern gemeinsamen Untergang nicht aufhalten; nehmen wir sie aber an, so ändert sogleich rings um uns Alles sein Aussehn. Von dem Augenblick an, wo diese große Maßregel im Angesicht der Welt verkündet wird — denn Gott behüte uns davor, sie wie eine jener Intriguen zu behandeln, die das Licht des Tages scheuen — ist Deutschland gerettet, Europa kann der Hoffnung wieder aufleben, und wir werden das Gestirn jenes Usurpators erbleichen sehen, dessen ganze Kühnheit aus der Feigheit seiner Zeitgenossen hervorgeht und dessen ganze Stärke auf der ewig beklagenswerthen Trennung Derer beruht, die vereinigt es schon längst in seinem verderbenbringenden Laufe aufgehalten hätten . . . .

„Sollte sich aber je dies herrliche Ereigniß verwirklichen, so müssen sich vor allen Dingen zwischen Wien und Berlin Berührungspunkte bilden, vorbereitende Annäherungen, fortgesetzte Verbindung in Vertrauen, Grundsätzen und Empfindung.

„Hier komme ich nun auf Sie, durchlauchtigster Herr. Ich sehe in Ihnen durchaus einen der Männer, welche die Vorsehung in schrecklichen Krisen, wie der gegenwärtigen, erwählt, um die gesellschaftliche Ordnung zu beleben, zu erretten und zu befestigen. Ihre Bestimmung ist groß und schön, der Himmel hat Ihnen Alles gegeben, durchaus Alles um sie zu erfüllen: Genie, hohe Geburt, Unerschrockenheit, militärische und politische Talente, alle verführerischen Eigenschaften, alles, was eine ungeheure Popularität begründen kann, und, was die Vollendung und der Gipfel von allem ist: eine erhabene, feurige Seele, die fähig ist alles zu unternehmen und alles auszuführen. Wenn Sie es wollen, so ist es unmöglich, daß Sie nicht eine gewisse Anzahl von einflußreichen, aufgeklärten, thätigen, unerschrockenen Männern vereinigen, von Patrioten in der alten guten Bedeutung dieses durch die Charlatane und Verbrecher eines erbärmlichen und schändlichen Jahrhunderts entweihten Wortes. Es ist ebenso unmöglich, daß die Regierung, der Sie durch so viele achtungswerthe Bande angehören, nicht schließlich auf Ihren Ruf erwacht und Ihren edlen Anstrengungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der erste Schritt wäre dann, daß Sie einen Theil Ihrer Begeisterung den Personen an diesem Hofe hier einflößten. Ich habe *gesehen*, was Sie alles im vergangenen Herbst gethan haben; ich habe Ihr Werk gesehen, und ich habe vor Freude darüber gebebt. Wie sollte man an Ihren ferneren Erfolgen zweifeln, wenn Sie nur das, was Sie haben fallen lassen müssen, wieder aufnehmen können . . . .

„Die gesunden und reinen Grundsätze, die edlen und ritterlichen Gefühle und jener erhabene Abscheu vor der allerunerträglichsten Tyrannei, vor derjenigen, die ein fremder Emporkömmling ausübt, sind unter uns so selten geworden, daß man sie lieben und pflegen muß überall da, wo man sie findet. Es ist einigermaßen seltsam, daß in Wien ein kleiner Kreis von Damen die Zufluchtsstätte dieser verlorenen Schätze ist, und ich brauche nicht hinzuzufügen, durchlauchtigster Herr, daß diese Damen Sie anbeten. Eine darunter hat mich besonders beauftragt, Ihnen ihre Huldigungen darzubringen, wenn sich je Gelegenheit dazu böte, und obgleich sie nicht in das Geheimniß dieses Briefes eingeweiht ist, so entledige ich mich dieses Auftrages mit Vergnügen. Es ist Frau von Wrbna. Sie wissen, daß sie mit allen berechtigten Ansprüchen, durch welche sie Ihre Achtung verdient, noch einige andere verbindet, welche ihr wahrscheinlich noch herzlichere Gefühle sichern würden, wenn Sie regelmäßiger mit ihr verkehrten."

Die Denkschrift des Prinzen und das Schreiben von Gentz verfehlten beide ihre Wirkung in den Kreisen, für welche sie bestimmt waren. Der König Friedrich Wilhelm und seine Rathgeber blieben dabei, daß ein Bund zwischen Preußen und Oesterreich die Gefahr eines Krieges, dem man doch vorbeugen wolle, erst gerade hervorrufen werde. Sie wollten gern die Hand bieten zur Begründung eines Einvernehmens in den politischen Angelegenheiten: nur von einem wirklichen Bündniß sollte nicht die Rede sein.

So scheiterten die Bestrebungen des Prinzen und seiner Freunde; getrennt und allein gingen Preußen und Oesterreich den schweren Erschütterungen entgegen, die sich in Europa vorbereiteten und bald beide Staaten mit vernichtenden Schlägen heimsuchen sollten. Der Prinz selbst hat das Unglück, das in den Jahren 1805 und 1806 über Deutschland hereinbrach, immer dem Mißlingen seiner Pläne zugeschrieben.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Erinnerungen an Gustav Nachtigal.

Von

Dorothea B.

I.

Im März 1867 empfing mein Gemahl einen Brief mit dem Poststempel Tunis. Verwundert betrachtete er ihn lange von allen Seiten; die Handschrift der Adresse kam ihm bekannt vor, doch wußte er sich nicht zu erklären, wer ihm von Tunis aus geschrieben haben könne. Endlich öffnete er das Couvert, und sobald er die Unterschrift erblickte, flog ein freudiges Lächeln über sein Gesicht. „Der Brief ist von Gustav Nachtigal," erklärte er mir, „meinem Universitätsfreunde, von dem ich Dir schon so viel erzählte, der später Militärarzt in Köln war und sich vor etwa fünf Jahren, schwer lungenkrank, nach Algier begab. Aber wie kam er nach Tunis? Nun, das werden wir ja jetzt erfahren."

Während er langsam die kleine, feine Schrift entzifferte, wurde er immer heiterer; zuweilen lachte er hell auf, und schließlich las er mir vor, aber nicht Alles. „Nachtigal ist, wie es scheint, noch ganz der Alte geblieben, unverändert in der Freundschaft, unverändert im Humor. Das Beste ist: er wurde inzwischen gesund, er will nach Deutschland zurückkehren und auf längere Zeit zu uns kommen; dann kannst Du selbst urtheilen, ob ich Dir zu viel von ihm vorgeschwärmt habe, wie Du immer meintest, oder ob er in der That der außergewöhnliche Mensch ist, als welcher er mir stets erscheinen wollte."

Und wirklich, der mit Ernst untermischte, von Selbstironie angehauchte köstliche Humor, der warme, freundschaftliche Ton dieses Briefes, welcher weniger auf langjährige Trennung, körperliches Leiden, Strapazen und sonstige dazwischen liegende Erfahrungen schließen ließ, sondern der eher glauben machte, die Freunde hätten als fröhliche, jugendliche Zechgenossen erst wenige Wochen vorher von einander Abschied genommen, schien mir gut zu dem Bilde zu stimmen, welches mein Gatte mir so oft von seinem und seiner Studiengenossen Lieblinge entworfen hatte.

„Alter Freund und Combibo," — schreibt Nachtigal — „der Jahre rapide Flucht ist über unsern Häuptern dahingeschwunden; Greifswald und Rostock tauchen

nur noch wie phantasmagorische Oasen in meinem wüstenhaften Leben vergangener Zeit auf; Viele sind verstorben, Manche verdorben; tuberkulöse Lungen sind geheilt, und die in Folge unbegreiflichen Biergenusses hypertrophischen Lebern und Herzen haben sich auf ihr ursprüngliches Volumen reducirt; Alles hat sich der natürlichen Zellenwucherung regelrechter Familienbildung unterzogen, nur ich schwanke noch als freier Kern in stumpfsinnigen Breitengraden herum, ein barbarisches Leben subtropischer Hitze führend. Ja! vier Jahre schon sind es, daß ich meine abgeschwächten Respirationsorgane in diesen Breitegraden auf den Gestaden des Meeres der Mitte herumpromenire. Der Rest der Wissenschaft, der mir geblieben, erschöpft sich täglich in kindlichen Consultationen mit hiesigen Medikastern auf der embryonalsten Stufe der Heilkunde. Einige eclatante Farbenveränderungen in meinem kastanienbraunen Barte zeugen von der mangelhaften Pigmentbildung vorgerückter Jahre, und babylonische Sprachverwirrung droht die einst so musterhafte Reinheit meiner norddeutschen Mundart zu ersticken.

„Ich muß nach Haus; die Sehnsucht nach germanischer Civilisation verzehrt mein afrikanisches Gemüth, und so Gott und der Bey von Tunis will, wird mich diesen Sommer nichts daran verhindern. Letzterer ist, wie Dein mit angeborener „Schläue" begabtes Gemüth schon geahnt haben wird, mein Brodherr; ich bin Arzt seines Hofstaats und Chef-Arzt seiner Marine. Als ich vor drei Jahren hier auf der Bühne erschien, drohte eine das ganze Volk umfassende Revolution der Regierung Sidi Mohammed-es-Sadok's ein Ende zu machen, und ich konnte nicht umhin, dem Schwächeren meine Dienste anzubieten. Ein ganzes Jahr lang streifte ich so im Innern dieser kummervollen Landstriche umher, die Revolution bekämpfend, Kugeln ausziehend, Arterien unterbindend und Extremitäten ablösend. Kein anderes Dach deckte während dieser Zeit meinen alten Schädel, als ein Zelt; keine anderen Worte entschlüpften dem Gehege meiner Zähne, als verstümmelte Brocken der Sprache des Koran; kein anderes Getränk erquickte meinen verwöhnten Gaumen, als Wasser und die Milch des fettgeschwänzten Schafes oder des gemüthlichen Kameels. Doch war es immerhin durch den Reiz der Neuheit ein Leben voll Anregung, ein Leben physischer Thätigkeit und körperlicher Prosperität. Seit dem Spätsommer 1865 bin ich zurück und zum Leben eines orientalischen Höflings verdammt gewesen. Der Rest meiner deutschen Natur sträubt sich mit dem erwachenden Frühling mehr denn je gegen diesen geistigen Tod, gegen dieses Leben penibler Vegetation — und verlangt dringend europäische Auffrischung. So hoffe ich also, werde ich in spätestens einigen Monaten in Deutschland erscheinen und nach kurzem Besuch in der specielleren Heimath meine wissenschaftliche Medicin wieder auf das Laufende zu bringen suchen. Vor Allem würde mir nun wünschenswerth erscheinen, der Augen feineres Studium von Neuem zu cultiviren, — und dies ist des Pudels Kern. Ich bin nicht ganz unbewandert darin und stach im Anfange meiner afrikanischen Carrière Staare, schnitt Irisstücke aus und erlaubte mir ähnliche Eingriffe; doch in deutscher Gewissenhaftigkeit hatte ich nie den Muth, mich als Specialisten auszugeben, und später verhinderte mich meine Beamten-Laufbahn, mich dieser Branche regelrecht zu widmen. Jetzt, wo ich mich fest-

gesetzt habe, mein wissenschaftlicher und moralischer Leumund ein gesicherter zu sein scheint, und ich eher Neigung habe, mich vom Hof zurückzuziehen, taucht diese Idee von Neuem in mir auf. Könnte ich es nicht unter Deiner Freundes-Leitung thun? Ich würde mit Vergnügen, so lange es mein Urlaub zuließe, meinen Wohnsitz bei Dir nehmen und Dein Material, das mittlerweile ansehnlich gewachsen sein muß, ausnützen.

„Solltest Du Zeit und Lust haben, über frühere Freunde und ihren ferneren Lebenslauf . . . . kurzen Bericht zu schreiben, so würdest Du einen alten exilirten Freund, dessen Verbindungen mit dem Heimathlande nur sporadische und unzulängliche sind, auf das Aeußerste verpflichten. Was macht Professor Felix von Niemeyer — mein verehrter Lehrer und Freund? — —

„Ich wage nicht mehr fortzufahren, denn es könnte mir schwer werden, Einhalt zu thun. In der Unterhaltung mit alten Bekannten schwingt sich dann auch stellenweise der alte, nicht ganz unbekannte Humor, der meine akademische Existenz zierte, wieder auf die Oberfläche meines Seins und ich fühle mich jung und heiter, wie früher!

„Die etwaige Fortsetzung derartiger Correspondenz muß also von Dir abhängen. Verheirathete Leute, wie Du es gewiß bist (empfiehl mich doch Deiner Frau Gemahlin und versichere sie meiner ausgezeichnetsten Hochachtung), verändern sich oft merkwürdig und geben stellenweise die schroffsten Beweise von Vergeßlichkeit und keimendem Familien-Egoismus. Beweise mir schleunigst, daß Dir das alte, mecklenburgische Herz geblieben ist, wie es war; daß es Dir nicht unangenehm sein würde, von Land und Leuten hier etwas zu hören, — und die scherzhaftesten Schilderungen sollen Dir nicht fehlen."

So lautete der Brief mit einigen unwesentlichen Auslassungen.

Die Correspondenz wurde nun eine ziemlich rege, aber leider sollten sich Nachtigal's Absichten nicht so bald und auch in anderer Art verwirklichen, als er gedacht hatte. Ein volles Jahr verging, ehe es ihm vergönnt war, seine Reisepläne auszuführen, und dann hatte er zunächst eine Mission zu erfüllen, ehe er seine Verwandten und Freunde besuchen durfte.

Der Bey von Tunis sandte im Jahre 1868 einige seiner ersten Beamten nach Europa, um eine Anleihe zu effectuiren, und Nachtigal wurde ihnen als Dolmetscher beigesellt. Sein Auftrag führte ihn über Italien, die Schweiz nach Frankreich, England und Nord-Deutschland. Während dieser Reise erhielten wir häufig Briefe von ihm mit kurzen, treffenden Schilderungen seiner Erlebnisse und endlich, im Juni, zu unserer großen Freude einige Zeilen, welche seine unmittelbar bevorstehende Ankunft meldeten.

An dem betreffenden Tage holte mein Gatte unsern Gast vom Bahnhof ab, und wie der Wagen anfuhr, sah ich erwartungsvoll hinter der Gardine hervor. Mein erster Eindruck von Nachtigal glich fast einer kleinen Enttäuschung; seine mir so oft geschilderten hervorragenden geistigen Eigenschaften hatten unwillkürlich in mir die Vorstellung eines auch körperlich großen und kräftigen Mannes gebildet; der Herr dagegen, welcher aus dem Wagen stieg, war eher klein und schmächtig zu nennen. Wie Nachtigal nun aber ins Zimmer trat, in der ihm eigenthümlichen leisen Art; wie ich den intelligenten Kopf mit dem dunkeln,

gelockten Haar, das fein geschnittene, stark gebräunte Gesicht, die blauen Augen sah, welche augenblicklich so freundlich blickten und die doch auch undurchdringlich wie Stahl ausschauen konnten; wie ich seine natürliche, anmuthende Liebenswürdigkeit kennen lernte: da verstand ich, daß er gerade so, wie er war, die Herzen aller seiner Jugendfreunde vollständig und für immer gewinnen mußte.

Kaum hatte sich Nachtigal mit meinem Gemahl ins Fremdenzimmer zurückgezogen, als ich plötzlich auf dem Corridor die tiefe, durchdringende Stimme Professor von Niemeyer's[1]) rufen hörte: „Ist der Doctor zu Hause?" in demselben Moment, wie gewöhnlich, trat er auch schon ins Zimmer. „Guten Tag, Frau B., ist es wahr, ist Nachtigal bei Ihnen? Wo ist er? Sagen Sie, genire ich nicht, wenn ich mit Ihnen dinire? Nein? Können Sie mich auch wirklich gebrauchen?" Als ich ihm antwortete, er wüßte wohl, daß er Nachtigal und uns keine größere Freude hätte machen können, sagte er: „Wissen Sie, ich bin auch extra von Tübingen deswegen hergekommen! Aber wo ist er, kann ich zu ihm?" Und damit stürmte er in das ihm von mir bezeichnete Gemach, welches neben dem Speisezimmer lag.

Wiederum verging eine kleine Zeit des Wartens für mich; zuweilen vernahm ich das leise Gemurmel Dr. Nachtigal's, fröhliches Lachen, oft unterbrochen durch die kräftige Stimme Professor von Niemeyer's, bis letzterer plötzlich wieder vor mir stand: „Er sieht aber gut aus, sehr gut, und ist sonst ganz der Alte geblieben!" Hierbei glänzten seine Augen und er biß noch öfter als sonst auf seinen Bart, wie es seine Gewohnheit war, wenn er über etwas nachdachte oder sein Gemüth bewegt war. — „Aber hat er Ihnen nichts mitgebracht? Muß ich ihn doch gleich fragen," und trotz meiner inständigen Bitten verschwand er wieder im Nebenzimmer, wo ich ihn mit seinem tiefsten Baß fragen hörte: „Sagen Sie, Nachtigal, was haben Sie denn der kleinen Frau mitgebracht?" Triumphirend kam er nach einer Weile wieder heraus, zwei glitzernde kleine Gegenstände hoch in der Hand haltend. „Sehen Sie, diese tunisischen Ohrringe hat er für Sie bestimmt; Nachtigal meint zwar, sie seien nicht gut genug, aber sind sie nicht reizend?"

Selbstverständlich förderten diese häufigen Unterbrechungen Nachtigal's Toilette nicht, und so verging wohl eine Stunde, bis wir uns zum Mittagessen niederlassen konnten, das schon längst unserer harrte. Nachdem der erste Hunger gestillt war, mußte Nachtigal erzählen, von Algier, wie kümmerlich er dort angelangt war, wie er nach und nach erstarkte und schließlich mit einem alten arabischen Jäger, den er kennen gelernt hatte, auf die Jagd ging. „Aber geschossen habe ich nicht," gestand er, „wir nahmen nur Leoparden-Nester aus; zwei Junge schickte ich nach Köln und eine große Eidechse, welche ich gestern noch alle in Augenschein nahm. Die Leoparden sahen aber etwas struppig aus; denen scheint der Klimawechsel nicht gut bekommen zu sein!"

Niemeyer's Augen hingen glückstrahlend an Nachtigal's Lippen, und immer wieder kam er darauf zurück, wie gesund der Heimgekehrte aussähe. „Ja," sagte

[1]) Der berühmte Pathologe, während Nachtigal's Studienzeit in Greifswald, nachmals in Tübingen.

Letzterer, „Sie schickten mich damals nach Afrika, und Ihnen habe ich für meine wieder hergestellte Gesundheit zu danken, wie ich Ihnen für so vieles Andere, was Sie an mir gethan, verpflichtet bin."

„„Sie sind allerdings ein etwas flotter Bursche gewesen,"" gab Niemeyer zu; „„aber ich habe Sie doch gleich richtig erkannt, sonst hätte ich Sie auch nicht zu meinem Assistenten gemacht.""

„Das war auch eigentlich sehr unvorsichtig von Ihnen," schaltete Nachtigal ein. —

„„Die Geschichte muß ich Ihnen übrigens 'mal erzählen,"" wandte Niemeyer sich an uns: „„Als ich noch junger Professor in Greifswald war, fiel mir im Winter-Semester 1855 auf 56 unter den neuangekommenen Studenten einer auf, dessen Gesicht sich durch besonders intelligenten Ausdruck auszeichnete. Ich rief ihn heran, um ihn aufzufordern, sich als Praktikanten zu melden. „Wie heißen Sie?" — „Gustav Nachtigal." — „„Wo haben Sie studirt?"" — „In Berlin, Halle und Würzburg." — „„Nun, dann müssen Sie wohl schon Manches gesehen haben? Was fehlt denn dem Kranken hier? Untersuchen Sie ihn einmal! Denken Sie, weiß der Mensch nichts! Natürlich ließ ich ihn laufen. Er erschien aber immer wieder, besuchte regelmäßig die Klinik und mein Colleg. Nach sechs Wochen rief ich ihn wieder und — hatte der Kerl mich los! Nun fragte ich ihn, ob er mein Assistent werden wolle? Da lachte er mich aus. Was haben Sie dabei zu lachen? Das ist mein vollkommener Ernst!"" — „Aber, Herr Professor, ich habe ja nichts gelernt." — „„Das weiß ich sehr gut; ich frage Sie noch einmal, wollen Sie mein Assistent werden? Ich mußte ihn wahrhaftig beinahe darum bitten, und endlich sagte er: „Ja, Herr Professor, wenn Sie die Verantwortung auf sich nehmen wollen, will ich es thun." — Aber so einfach ist die Sache noch nicht, Sie müssen mir versprechen, daß Sie nur einmal in der Woche kneipen wollen. — Wissen Sie wohl, Nachtigal, da haben Sie mir die Hand darauf gegeben und — das haben Sie auch wörtlich gehalten!"" Aber, fügte der Professor hinzu, das Zeugniß muß ich Ihnen geben, Sie sind mir immer ein überaus fleißiger und gewissenhafter Assistent gewesen!

Nun wußte mein Mann eine heitere Episode aus Nachtigal's Studentenleben zu erzählen, dann wieder der Professor, und so flogen die Scherzreden hin und her; denn auch Nachtigal, halb beschämt, mehr aber noch belustigt, verfehlte nicht, sich geeignet zu wehren, bis er auf Befragen schließlich wieder auf seine Erlebnisse in Afrika zurückkam.

In Algier hatte es ihm doch im Ganzen nicht so gut gefallen, daß er sich dort hätte für immer niederlassen mögen. Er vertrieb sich die erste Zeit, als er noch nicht im Stande war, etwas Ernstliches zu arbeiten, mit Sprachstudien, wozu ihm der erwähnte arabische Leopardenjäger sehr dienlich war. Als sein verbesserter Gesundheitszustand ihn dann wieder unternehmungslustig machte, und er erfuhr, daß man in Tunis Militärärzte gebrauche, beschloß er, wie wir aus seinem Brief gesehen haben, dorthin zu reisen. Trotz seiner Zurückhaltung konnte man doch erkennen, welche ausgedehnten Kenntnisse von Land und Leuten, und welch' eine Gewandtheit in der Handhabung ihrer Sprachen

er sich damals schon angeeignet hatte. Beides sollte ihm bei seinen späteren großen Reisen so sehr zu Statten kommen.

„„Was haben Sie denn eigentlich jetzt vor?“ fragte der Professor; „oder haben Sie schon so viel erworben, daß Sie sich zurückziehn können?““

Dies war nun allerdings Nachtigal's schwache Seite, und er mußte gestehn, daß im Gegentheil die Nothwendigkeit, mehr zu erwerben, ihm die oben besprochene Idee eingegeben hätte, sich dem Studium der Augenheilkunde zu widmen, und bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß seine glänzende Stellung als Leibarzt des Bey und Chef-Arzt der tunisischen Marine seit Ende des ersten Jahres jeglicher klingenden Anerkennung entbehrt hatte. Aber leider könne er nicht gleich bei uns bleiben, sondern müsse in einigen Tagen in Genf den tunisischen Finanzminister abholen und vorläufig noch einmal mit diesem nach Tunis zurückkehren.

„Aber haben Sie denn nicht gelesen,“ fragte Niemeyer, „daß der Hungertyphus in Tunis im höchsten Grade herrscht? Haben Sie nicht bei mir gelernt, daß das eine der ansteckendsten Krankheiten ist? Und nun wollen Sie sich dort exponiren, obgleich man Ihnen seit Jahren keinen Groschen bezahlt?“

„Gerade wegen des Hungertyphus will ich hinüber,“ antwortete Nachtigal; „wenn man mich auch schlecht behandelt hat: noch stehe ich in meiner Pflicht, und es kann für mich nicht maßgebend sein, welchen Gefahren ich mich dabei aussetze.“

Wir hatten gehofft, ihn bei uns behalten zu können; aber so sehr uns die mörderische Epidemie, von der alle Zeitungen damals berichteten, mit Besorgniß für ihn erfüllte, so konnten wir Alle doch seinem hochherzigen Pflichtgefühl unsere Zustimmung nicht versagen.

Ehe Niemeyer nach Hause zurückkehrte, lud er Nachtigal und uns ein, ihn in Niedernau zu besuchen. Niedernau ist ein kleines Schwarzwaldbad unweit Tübingen gelegen, wo Ersterer sich eine niedliche Villa dicht am Rande des Waldes zum Sommeraufenthalt gebaut hatte. Am zweiten Tage leisteten wir der Einladung Folge, und unterwegs erzählte Nachtigal von seinen tunisischen Erlebnissen; da interessirten mich denn hauptsächlich seine Mittheilungen über die Frauen des Orients, mit welchen sein ärztlicher Beruf ihn oft in Berührung gebracht hatte. Je vornehmer die Dame war, welche er behandelte, je weniger bekam er ihr Aeußeres zu erblicken; die meisten Consultationen wurden so ausgeführt, daß ein Vorhang ihn von seiner Patientin trennte, durch welchen diese höchstens ihre Hand zum Pulsfühlen oder ihre Zunge hindurchsteckte — das Gesicht bekam er jedoch niemals vollständig zu sehen. Um so besser schienen die Damen sich aber ihren Arzt zu betrachten, und der Eindruck, welchen solche heimlichen Beobachtungen hinterließen, muß häufig ein sehr befriedigender gewesen sein, wenn man nach den kleinen Gunstbezeugungen urtheilen darf, die sie auf eigenthümliche Weise ihm zukommen zu lassen wußten. Während Nachtigal die Harems betrat, pflegte er sich auf dem Vorplatz seines Ueberziehers zu entledigen, und wenn er ihn nach beendigtem Besuch wieder anziehn wollte, so fand er nicht selten die Taschen desselben mehr oder weniger mit den verschiedensten Gegenständen gefüllt, als da waren: Blumen, Näschereien, Parfüms und kleine spin-

delförmige Hornkapseln mit wohlriechender brauner Pomade. Eine solche habe ich noch im Besitz, welche er mir auf dieser Reise als Beweisstück übergab.

Unter derlei lebhafter Unterhaltung verging uns die Fahrt in ungeahnter Schnelligkeit, und ehe wir es dachten, hielten wir im Bahnhof von Niedernau. Da stand auch schon der Professor und sein Sohn, umgeben von buntbemützten Studenten, unter denen mehrere, von Niemeyer zartsinniger Weise eingeladen, in den Farben des Corps, dem Nachtigal früher angehört hatte, erschienen waren, um ihn zu begrüßen und uns feierlichst nach der Villa zu begleiten. Hier fand ein rührendes Wiedersehen mit der Frau Professor statt, von welcher Nachtigal in Greifswald so viele Beweise ihres Wohlwollens empfangen hatte und der er in treuer Dankbarkeit und Verehrung anhing.

Nachdem unter Führung der liebenswürdigen Hauswirthe Alles in Augenschein genommen und bewundert war, sollte Nachtigal sich auch in das Fremdenbuch einschreiben, welches für jeden Gast der Villa bereit lag. Nur widerstrebend willfahrte er dem Wunsch, und fast ein wenig unmuthig las Frau von Niemeyer folgendes Citat, welches tiefste Bescheidenheit Nachtigal dictirt hatte:

„Es ging ein Gick-Gack über den Rhein
Und kam als Gänserich wieder heim."

Unvergeßlich bleibt mir der Abend dieses fröhlichen Tages. Die kühler gewordene Temperatur lockte uns ins Freie, und nachdem wir einige Zeit im Walde spazieren gegangen waren, wurden wir vom Hausherrn gebeten, uns auf der Terrasse niederzulassen, wo eine Erdbeerbowle unserer harre. Ein ideales Plätzchen! Vom Licht des Mondes bestrahlt, die frische, würzige Luft der Schwarzwaldtannen einathmend und bezaubert von der tiefen Stille der uns umgebenden Natur, waren wir unbewußt in eine etwas weichere Stimmung gerathen. Da erhob Professor von Niemeyer sein Glas; in bewegten Worten der Anerkennung und Zuneigung brachte er einen Toast auf Nachtigal aus und schloß mit dem Ausspruch, daß er ihn nicht besser charakterisiren könne, als mit dem bekannten Vers von Simon Dach:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
Nichts steht so wohl ihm an,
Als daß er Lieb' erzeigen
Und Freundschaft halten kann!"

Als wir mit Nachtigal anstoßen wollten, hatte dieser, überwältigt von so viel Liebe, seinen Kopf in die Hände gelegt, um nicht sehn zu lassen, daß Thränen der Rührung seinen Blick verschleierten. —

Es sollte das letzte Mal sein, daß diese beiden gleichgesinnten, edlen Menschen sich sahen. Als Nachtigal seinen dornenvollen Zug durch Afrika vollendet hatte, da schlummerte Niemeyer schon längst unter dem Rasen; eine schwere Krankheit, genährt durch treue, keine Ueberanstrengung achtende Pflichterfüllung während des Krieges 1870 bis 71, hatte ihn schnell hinweggerafft, und schmerzlich beklagte Nachtigal mit uns und der gesammten wissenschaftlichen Welt den Verlust des verehrten Freundes!

Bald nach unserer Rückkehr von Niedernau mußten auch wir Abschied von Nachtigal nehmen, wie wir hofften, nur für einige Monate; denn er versprach

uns, wiederzukommen, sobald die Epidemie in Tunis erloschen wäre, und er seine Angelegenheiten geordnet hätte.

Es waren nur wenige Tage, welche wir miteinander verlebt hatten, aber unseren Herzen prägten sie sich als ebenso viele Festtage ein, und der kurze Zeitraum genügte, mich einsehen zu lassen, daß mein Gatte früher in seinen enthusiastischen Schilderungen seines Freundes nicht übertrieben hatte.

Wenn ich nun aber darüber nachdenke, wodurch Nachtigal in so hohem Maße verstand, seine Umgebung an sich zu fesseln, so glaube ich das besonders einer hervorragenden Seite seines Wesens zuschreiben zu müssen. Man hat oft und mit Recht die große Bescheidenheit, den feinen Tact, die Menschenkenntniß, die Ausdauer, den Muth und die Geduld Nachtigal's gerühmt und hervorgehoben, daß er diesen Eigenschaften zum Theil seine Erfolge verdanke. Eines hat man aber, meiner Meinung nach, nicht genug gewürdigt[1]): das ist die Befähigung, welche er in ganz ungewöhnlichem Grade besaß, sich schnell und vollständig in die Denk- und Gefühlsweise Anderer hineinzuleben, so daß er selbst mit ihnen fühlte und dachte, ohne jedoch von seiner Eigenart etwas aufzugeben. Diese besondere Begabung verlieh ihm im Verkehr mit Freunden den eigenthümlichen Duft seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, während sie ihn bei seinen Wanderungen in den uncivilisirten Gegenden Afrika's in den Stand setzte, den Charakter der ihm fremden Individuen und Völkerschaften bald zu ergründen und sich verständnißvoll in denselben zu versenken; durch sie ist er, vielleicht ihm selbst unbewußt, manchen Gefahren entgangen, an denen Andere gescheitert wären.

Oft noch hatten wir später die Freude, Nachtigal bei uns zu sehn; aber so vielgepriesen und bewundert er als Forscher und Gelehrter auch wurde — in seiner bescheidenen, liebenswürdigen Art zeigte er sich stets unverändert derselbe wie bei seinem ersten Besuche.

(Wird fortgesetzt.)

---

[1]) Nur Herr Dr. Güßfeldt hat in seiner ebenso ergreifenden wie formvollendeten „Gedächtnißrede" diese Seite von Nachtigal's Wesen hervorgehoben. Siehe „Deutsche Rundschau", Juliheft, 1885, S. 111.

Die Angriffe auf unsere Währung.

Von

F. Heinrich Geffcken.

Die Niederlage, welche unsere Bimetallisten durch die Verwerfung des Antrags der Herren v. Kardorff u. Gen. am 6. März im Reichstag und durch den Bundesrathsbeschluß am 11. Juni: den Gesuchen wegen Einführung der Doppelwährung keine Folge zu geben[1]), erlitten, scheint dieselben nicht entmuthigt zu haben; sie stellen diesen Beschluß als einen rein vorläufigen hin, weil der Bundesrath keine Motive angegeben — obwohl derselbe durch Eingaben, welche nur kurze Behauptungen und Schlagworte enthielten, gar nicht veranlaßt sein konnte, in dieser Frage principiell Stellung zu nehmen — und fordern zur lebhaften Fortsetzung der Agitation gegen die Goldwährung auf. So mag es, auch nach Allem, was gegen und für dieselbe geschrieben ist, nicht überflüssig erscheinen, die Währungsfrage nach ihrem allgemeinen, wie dem deutschnationalen Gesichtspunkte einer kurzen Erörterung an dieser Stelle zu unterziehen.

I.

Erinnern wir nur kurz an die Grundbegriffe, welche die Voraussetzung der Währung bilden.

Werth ist die Bedeutung, die man einem Gegenstande wegen seiner Brauchbarkeit beilegt, sei es für den jeweiligen Besitzer (Gebrauchswerth), sei es für Dritte (Tauschwerth). Jeder Werth ist also zwar nicht etwas Willkürliches, ebenso wenig aber etwas allgemein Gültiges, sondern etwas Individuelles, je nach der Brauchbarkeit für ein Subject. Da nun unsere Bedürfnisse niemals durch ein Gut allein befriedigt werden, so bezeichnet Werth stets das Verhältniß eines Gutes zum andern, er beruht nur auf der Vergleichung, und weil die Bedürfnisse verschieden sind, ist der Gebrauchswerth die Voraussetzung des Tauschwerthes. Tauschwerth eines Gutes ist die Uebereinkunft der tauschenden Parteien über den Werth desselben. Ursprünglich tauschte man die Dinge, welche man brauchte, unmittelbar gegen andere ein, welche ein Dritter brauchte; bei häufig getauschten Sachen ergaben sich gewisse feste Anhaltspunkte, schließlich trat das

[1]) Einen ganz gleichen Beschluß hatte der Bundesrath im Juni 1881 gefaßt, indem er keinen Anlaß fand, von den Grundlagen der Münzgesetzgebung von 1871/73 abzuweichen.

Bedürfniß hervor, den Werth der Tauschgüter nach einem möglichst festen Maße zu bestimmen. Dieser allgemeine vergleichende Werthmesser wird Geld genannt. In unentwickelten Verkehrszuständen sind Vieh (pecus, pecunia), Getreide und ähnliche Waaren allgemeinen Bedürfnisses Geld, bei weiterer Entwicklung werden es conventionelle Gegenstände, die bei begrenzter Production sich im Werth wenig ändern, wie Muscheln, Eisen, Bronze, Kupfer, schließlich die Edelmetalle, weil sie, abgesehen von anderen Vortheilen, einen verhältnißmäßig hohen Werth in kleinem Gewicht darstellen, sich am reinsten und gleichartigsten herstellen lassen, leicht von Hand zu Hand gehen, der Abnutzung in geringem Maße unterliegen und beim Umschmelzen nur wenig verlieren. Nur ausnahmsweise aber werden die Edelmetalle in ungeformtem Zustande, bloß nach Gewicht und Feinheit, als Werthmesser gebraucht, wie in den früheren Hamburger Mark Banco oder in China[1]). Regel ist, daß, um diesen Werthmesser für Jedermann kenntlich zu machen, der Staat den einzelnen Bruchtheilen einen Stempel aufdrückt, welcher durch Bezeichnung des Gewichts und der Feinheit den Werth jedes Stückes verbürgt: das Metall wird dadurch zur Münze.

Die Edelmetalle also haben die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht wie andere Güter bloß Waaren sind, sondern als Werthmesser auch das allgemeine Umlaufsmittel bilden, für das Jeder jederzeit alle anderen Waaren kaufen kann. Aber andererseits kann ihre Qualität als Werthmesser doch niemals ihre Qualität als Waare aufheben, insofern sich ihr Werth durch ihre vorhandene Menge und die Productionskosten, durch Angebot und Nachfrage regelt. Der steigende Bedarf an Geld spricht sich in seinem steigenden Werthe gegen andere Waaren aus und sein Bezug regelt sich durch den Bergbau und den Handel ganz auf dieselbe Weise, wie die Erzeugung oder Versendung anderer Waaren. Die Edelmetalle sind andererseits als Umlaufsmittel nie Zweck, sondern, abgesehen von der Anfertigung goldener oder silberner Geräthe, nur Mittel: ein Vehikel, um das Eigenthum an Gebrauchsgegenständen zu übertragen. Der Reichthum eines Landes hängt also in keiner Weise von seinem Vorrath an Edelmetallen ab; Spanien ist mit den Schätzen Amerika's verarmt, England ohne alle Edelmetall-Production das reichste Land der Welt. Der Reichthum eines Landes beruht auf der Menge seiner Gebrauchsgüter und dem Verhältniß derselben zu seiner Bevölkerung. Es gab vor der Entdeckung von Amerika, als so viel weniger Edelmetall vorhanden war, ebenso gut reiche Länder wie heute. Indien ist trotz seines vielen Silbers und seiner Edelsteine keineswegs das märchenhaft reiche Land, zu dem es die Einbildungskraft früherer Zeiten machte; die Mehrzahl seiner Bewohner lebt vielmehr in großer Dürftigkeit, es trägt bei einer Bevölkerung von 252½ Mill. schwer an einem Budget von 1550 Mill. Mark, während Frankreich mit 36 Mill. Einwohner ohne Schwierigkeit mehr als das

[1]) Das Gewicht ist das älteste, z. B. 1. Mos. 22, 16: „Abraham wog Ephron das Geld dar, das er gesagt hatte, nämlich 400 Seckel Silber, das im Kauf gäng und gäbe war", und dies bleibt vielfach neben der Münze bestehen, wie das altgriechische Handelsgewicht, das Talent, oder die lübische Mark; doch ist dies meist der Ausdruck für eine dieser Menge Edelmetall entsprechende Geldsumme und jedenfalls reicht der Gebrauch der Münze bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück.

Doppelte aufbringt. Diese wirthschaftliche Wahrheit, daß, weil man für Edelmetall Alles kaufen kann, dieses darum doch nicht ein Land reich macht, ist freilich erst in verhältnißmäßig später Zeit erkannt. Die auri sacra fames ist der Beweggrund der meisten Eroberungskriege gewesen, von dem Zuge nach dem goldenen Vließ bis zur Eroberung Amerika's; die Sklaverei war das hauptsächliche Mittel, die Edelmetalle zuerst zu erhalten, die Eroberung das Mittel, die vorhandenen in andere Hände zu bringen. Den Ertrag der Plünderungszüge des Darius berechnet Gibbon auf $3^1/_2$ Mill. £, der gesammte Schatz Alexander's d. Gr. wird auf 40—50 Mill. £ angegeben. Karthago unterwarf Spanien wesentlich seiner Bergwerke wegen, die es von den Eingeborenen und Negersklaven bearbeiten ließ; sie entzündeten den zweiten punischen Krieg. Die römischen Eroberungen, welche früher vornehmlich auf Unterwerfung und Colonisirung der benachbarten Länder zielten, wurden seit Cäsar's Plünderung Galliens immer mehr Beute- und Tributzüge[1]). Die Eroberung Amerika's, sagt Helps[2]), kann nur als eine große Tragödie angesehen werden, in der die Conquistadoren den Abschaum Europa's auf die friedlichen Indianer losließen, um ihren Durst nach Gold, „dem Gott, dem die Weißen dienen", wie der Cazike Hatuey sagte, zu stillen. Der Erfolg dieses Goldhungers war überall derselbe, die spanische Silberausbeute verdarb Karthago und Rom, wie die amerikanische Spanien; während Einzelne durch Monopole große Reichthümer erwarben, wurden Gewerbfleiß und Ackerbau vernachlässigt, und es ist bezeichnend, daß selbst alle Conquistadoren in Armuth und Schulden starben.

Jedes Land bedarf für seinen Verkehr einer gewissen Menge von Umlaufsmitteln; wie viel, das hängt von seiner wirthschaftlichen Lage ab, aber Alles, was die Grenze dieses Bedarfs überschreitet, ist unnütz, ja lästig. Denn das müßig liegende Geld bringt keine Zinsen, und je weiter ein Land wirthschaftlich fortschreitet, desto weniger Edelmetall bedarf es verhältnißmäßig; dasselbe muß die Basis des Verkehrs bleiben, aber dient im Großen im steigenden Maße nur zur Ausgleichung der Differenz des Soll und Habens. Bei weitem der größte Theil der Zahlungen von einem Orte zum andern wird durch Wechsel beschafft, ergänzend treten Checks, Banknoten und Giroverkehr hinzu, und die Function des Metallgeldes beschränkt sich immer mehr auf den Kleinverkehr und die Ausgleichung ungleicher Handelsbilanzen. Keine Nation bedarf verhältnißmäßig so wenig Metall wie England mit seinem ungeheuren Handel; umgekehrt brauchen wenig vorgeschrittene Länder relativ viel Edelmetall, weil sie nur Baargeschäfte machen und das Metall aufspeichern, wie es namentlich die Orientalen thun. Analog ist der Bedarf an Münze auf dem platten Lande größer als in den Städten, weil ersterem die Surrogate des Ausgleichs fehlen. Eine Verringerung der Umlaufsmittel schadet also einem Lande nicht ähnlich wie eine Abnahme anderer nothwendiger Productionsmittel. Wenn es weniger Pflüge gebe, so würde ein Theil der Felder nicht bestellt, die Ernte würde ge-

[1]) A. del Mar, History of the precious metals. London 1880, das neuere Hauptwerk, durch welches die meisten früheren veraltet sind, was natürlich den selbständigen nationalökonomischen Werth classischer Untersuchungen, wie die Helferich's, nicht vermindert.

[2]) Spanish Conquest in America III, p. 119.

ringer und der Wohlstand des Landes litte darunter; wenn aber die Umlaufsmittel sich verringern, so folgt daraus noch nicht eine Verminderung der Production von Verbrauchsgegenständen. Der Austausch von Verbrauchsgegenständen wird nach wie vor sich vollziehen, indem man theils mehr Gebrauch von Creditmitteln macht, theils das verbleibende Geld einen höheren Werth erhält, man also mehr Güter dafür kaufen kann.

Nur das ist zu behaupten, daß jeder plötzliche Wechsel in der Menge der Umlaufsmittel, sei es eine Verminderung oder Vermehrung, ungünstig wirkt. Zu vermeiden sind allerdings solche stoßweise Aenderungen nicht: bei großen nationalen Erschütterungen zieht sich das Metallgeld aus dem Umlauf zurück. Jeder will einen Vorrath davon für die schlimmsten Fälle haben, man wagt keine neuen Unternehmungen zu machen; umgekehrt führen Entdeckungen von neuen großen Edelmetalllagern unvermeidlich zu einer Vermehrung der Umlaufsmittel und Erweiterung der Production. Indeß dies ist keineswegs, wie Laveleye meint[1]), unbedingt als ein Glück zu betrachten, wenn es zu rasch geschieht; ganz abgesehen von dem demoralisirenden Einfluß, den die Goldjagd auf die betr. Bevölkerung übt[2]). Unzweifelhaft wäre ohne das Einströmen des californischen und australischen Goldes nicht jener große Aufschwung der Industrie und des Handels der fünfziger Jahre eingetreten, aber demselben folgte die Krisis von 1857, und ähnlich war es nach der Entdeckung der Silberminen von Nevada, wo Gladstone sagte, das Land scheine in Sätzen und Sprüngen (by leaps and bounds) reicher zu werden, wo aber der Krach mit seinen vielen mageren Jahren als hinkender Bote nachkam. Dazu kommt, daß, wenn einmal der Anstoß durch rasche Vermehrung der Edelmetalle gegeben ist, die Speculation sich damit nicht begnügt; an dem Goldschwindel Californiens und Australiens entzündete sich der Bankschwindel der fünfziger Jahre, wie an den Milliarden das Gründungsfieber in Deutschland. Laveleye verwechselt den augenblicklichen Vortheil der Banquiers, Kaufleute und Fabrikanten in der Zeit raschen wirthschaftlichen Aufschwungs mit dem dauernden Wohlstand der Nation: den ersteren kann allerdings der Geldmarkt nie zu flüssig sein, aber ihrem Gewinn entspricht nicht ein gleichmäßig wachsender Nationalreichthum. Er übersieht, daß man zwar mit der heutigen Technik zeitweise die Production unermeßlich steigern kann, daß aber darauf unfehlbar eine um so schlimmere Stockung folgen muß, je weniger die Consumtion damit Schritt halten kann; daraus, daß, wie Lord Derby sagte, 3 Mill. Strümpfe mehr hergestellt werden, folgt noch nicht, daß es 3 Mill. mehr Beine gibt, um sie zu tragen. Der Geldüberfluß aber führt zu einer solchen übermäßigen Production; die Capitalien werden im Drange der Concurrenz billig ausgeboten, neue Unternehmungen überstürzen sich, die Geschäfte nehmen einen Aufschwung, der sich unaufhaltsam zu steigern scheint, bis eben das Mißverhältniß von Production und Consumtion so groß geworden ist, daß die Krisis unvermeidlich wird, welche dann zu längerer oder kürzerer Zerrüttung

[1]) Des fonctions de la monnaie. „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse.“ März, April. 1882.

[2]) Man sehe darüber einen interessanten Aufsatz von H. Semler im „Hamb. Corresp.“ vom 23. Juli 1885, der ausführt, daß die größten Goldsucher im Elend gestorben.

führt, während der künstliche Aufschwung nur Einzelne bereichert, welche ihr Schiffchen rechtzeitig ins Trockene zu bringen wissen. Wahrhafte Fortschritte macht der Wohlstand einer Nation nicht in Sprüngen und durch künstliche Reizmittel, sondern nur in der ruhigen Entwicklung, die auf stetig vermehrtem Verbrauch beruht. Wir wissen wohl, daß diese Wahrheit nach wie vor in der Praxis verkannt werden wird; rasch reich zu werden, ist so sehr die Losung des Tages, daß kein Mittel dazu verschmäht wird. Die großen Minenbesitzer in Nevada scheuen sich so wenig, zum Schaden des Landes die Bland-Bill aufrecht zu halten, wie einst die Banquiers von New-York das uneinlösliche Papiergeld, das ihrer Agiotage diente; was wir behaupten, ist nur, daß eine plötzliche Vermehrung der Umlaufsmittel nicht den wirklichen Nationalwohlstand fördert, daß also vor Allem der Staat Nichts thun darf, um sie herbeizuführen, weil er damit nur eine vorübergehende Blüthe um den Preis nachfolgenden schlimmeren Rückgangs erkauft.

Wie sich nun das Verhältniß aller wirklichen Werthe zu einander durch die vorhandene Menge derselben und ihre Productionskosten einerseits, durch den Bedarf und die Dienste, welche sie leisten, andererseits regelt, so ist es auch mit der Kaufkraft der Edelmetalle im Verhältniß zu andern Gütern: ihr Werth ergibt sich aus dem Verhältniß ihrer vorhandenen Menge und den Unkosten ihrer Neugewinnung zu den übrigen Waaren, muß also schwanken. Wird plötzlich eine große Masse Gold dem Verkehr neu zugeführt, so muß die Kaufkraft dieses Metalles sinken, falls die übrigen Factoren, welche auf seinen Werth mit einwirken, wie die Bevölkerung, die Entwicklung des Credits u. s. w., von denen noch die Rede sein wird, gleich bleiben. Del Mar gibt die Summe der in Europa vor der Entdeckung Amerika's umlaufenden Gold- und Silbermünzen auf 33,4 Mill. £ an[1]), ohne zu sagen, worauf diese Schätzung beruht; jedenfalls war die Summe so mäßig, daß der von 1493—1800 hinzukommende Zufluß von 393 Mill. £ Gold und 745 Mill. £ Silber eine vollkommene Umwälzung in dem Werthe der Edelmetalle zur Folge haben mußte. Mit dem Sturz der spanischen Herrschaft in Amerika versiegte plötzlich die Ausbeute der dortigen Bergwerke, wofür die vermehrte Ausbeute der russischen nur unzulänglichen Ersatz gab, und das Ausbleiben der gewohnten Zufuhr trug wesentlich mit zu der Entwicklung des modernen Bankwesens von 1810—1830 bei, bis dann in den vierziger Jahren die russische Production bedeutend stieg und Privatunternehmung die Ausbeutung von Bergwerken begann. Von 1850 ab trat der große Umschwung durch die Entdeckung der californischen und australischen Goldlager ein; die Goldausbeute der Vereinigten Staaten von 1776—1847 betrug 4 Mill. £, die Californiens allein von 1850—1859 durchschnittlich 12 Mill. £ jährlich, von wo ab sie stetig sank. Von 1870—1878 war sie durchschnittlich 3½ Mill., im Ganzen hat Californien 1848—78: 220 Mill. £ geliefert. Australiens Ertrag stieg von 900 000 £ in 1851 auf 20,6 Mill. £ in 1852, 1853: 14,14 Mill., 1854: 9,54 Mill., 1855: 12 Mill., 1856: 14,28 Mill., 1857: 11,4 Mill., um dann allmälig auf 4 Mill. in 1878 zu sinken; im Ganzen hat es von 1851 bis

[1]) Del Mar p. 174. 184.

1878 240 Mill. £ geliefert, dazu kommt noch die russische Production, die von 1840—1878: 160 Mill. £ betrug[1]). Aber damit noch nicht genug, begann von 1863 ab die Silberausbeute der Vereinigten Staaten gewaltig zu steigen; 1862 betrug sie 900 000 £, in den folgenden Jahren durchschnittlich $2^1/_2$ Mill., 1870: $6^3/_4$ Mill., 1875 fast 8 Mill. £. Die gesammte Silberproduction von Amerika, Europa und Afrika, die von 1830—1851: 120,08 Mill. £ war, stieg in den Jahren 1852—1877 auf 268,36 Mill. £. Gegen diesen ungeheuern Zufluß von Edelmetall kommt allerdings ein starker Abzug in Gegenrechnung, Verlust, industrielle Verwendung, ungemünzte Barren und Abfluß nach Asien. Für die Größe der ersteren Factoren hält es schwer zuverlässige Berechnungen aufzustellen; die von Jacob früher gemachten sind jedenfalls veraltet, die Hauptsache bleibt der Abfluß nach Asien. Strömungen der Edelmetalle von einem Lande oder Welttheil zum anderen haben bestanden, so lange dieselben als Werthmesser dienen: der Regulator dafür sind die verschiedenen Preise der betreffenden Verkehrsgebiete. Das Metall strömt dorthin, wo am meisten Waaren für dasselbe zu erhalten sind; so ging während des Alterthums Silber der Bergwerke Laurions und Spaniens nach Asien, mit dem Verfall des Reiches hörte dies wie der Handel mit Asien auf. Umgekehrt floß das Edelmetall während der fortwährenden Kriege des Mittelalters, die mit einer Zeit großen wirthschaftlichen Gedeihens in Indien und China zusammenfielen, durch die Hände des arabischen und später des italienischen Handels nach dem Westen. Nach der Entdeckung von Amerika nahm der Strom wieder die entgegengesetzte Richtung; trotz des Verbotes der Ausfuhr der Edelmetalle in europäischen Ländern fanden große Summen derselben ihren Weg nach Asien, namentlich durch die privilegirten Handelsgesellschaften, weil die Waaren des Orients, der wenig europäische Erzeugnisse brauchte, zum großen Theile baar bezahlt werden mußten. In neuester Zeit hat Indien allein, wo seit 1836 ausschließliche Silberwährung herrscht, bis 1876 200 Mill. £ Silber aufgenommen. Ohne diesen Abfluß hätte die Entwerthung der Edelmetalle in Europa noch ganz andere Verhältnisse annehmen müssen, während in Asien, wo man sie überwiegend als Schatz anhäuft, ihr Werth keineswegs gefallen ist, vielmehr die Waarenpreise eher gestiegen sind. Endlich kommt noch als ausgleichendes Moment hinzu, daß, während andere Waaren einfach verbraucht werden, der vorhandene Gold- und Silbervorrath bleibt, sofern er nicht durch Verarbeitung, Verlust oder Anhäufung dem Umlauf entzogen wird, und dieser Vorrath ist sehr groß. Denken wir uns daher die gesammte Edelmetall-Masse der Welt als ein großes Becken, so bedarf es schon eines starken Ab- oder Zuströmens, um ein Steigen oder Sinken zu bewirken.

Neben dem Wechsel der Menge der Edelmetalle ist aber auch die Bewegung der Bevölkerung von Wichtigkeit. Abgesehen von den Surrogaten, welche die Münze ersetzen und erst der neueren Zeit angehören, braucht eine wachsende Volksmenge mehr Umlaufsmittel, und wenn erstere sich rascher vermehrt als letztere, so steigen die Edelmetalle im Werth, wie sie bei umgekehrtem Verhältniß an Werth verlieren. Nach den Berechnungen Jacob's, Mac-Culloch's und del

[1]) Diese Zahlen bei del Mar nach officiellen Angaben.

Mar's war der Betrag pro Kopf in Europa 1492: 16 sh., 1700: 3 £ 6 sh., 1807: 1 £ 18 sh., 1839: 1 £, 1850: 1 £ 7 sh., 1870: 1 £ 18 sh., 1879: 1 £ 12 sh., Zahlen, die zeigen, daß die Preisumwälzung in Folge der Entdeckung Amerika's unendlich viel größer war, als die unserer Tage; von 1492 bis 1636 stieg die Bevölkerung Europa's von 40 auf 80 Mill., aber der Vorrath an gemünztem Metall von 34 auf 240 Mill. £; 1850 war die Bevölkerung unseres Welttheils 300 Mill., der Metallvorrath 400 Mill. £, 1879 war das Verhältniß 410 : 650 Mill.[1]). Das Sinken des Kopfbetrags seit 1700 trotz steigenden Handels erklärt sich daraus, daß vor dem 18. Jahrhundert Münze und Geld gleichbedeutend waren, während von da ab in immer größerem Maße künstliche Umlaufsmittel, wie Papiergeld, Banknoten und später Checks, aufkamen, so daß die Münze nur die Basis des Geldes blieb. Der Mangel an dem gewohnten Zufluß von Edelmetall nach dem Sturz der spanischen Herrschaft in Amerika wirkte, wie erwähnt, fördernd auf die Entwicklung des modernen Bankwesens 1810—1830. Ist andererseits durch dasselbe der Gebrauch der Münze auf ein Minimum beschränkt, wie dies von England gesagt werden kann, so wird das Bedürfniß des Verkehrs an Umlaufsmitteln bei steigender Bevölkerung auch steigen, wie denn dieselben von 1870—1880 in England von 103 auf 124 Mill. £ gewachsen sein sollen[2]). Diese Zahlen zeigen, wie sehr im Laufe der Zeit die Kaufkraft der Edelmetalle wechseln muß; je plötzlicher diese Schwankungen durch große Zuflüsse oder Abgänge erfolgen, desto ungünstiger muß dies volkswirthschaftlich wirken, denn sie haben eine stoßweise Verschiebung der Preise zur Folge und erfordern Neuregulirung von Löhnen und allen festen Bezügen. Sie wirken auch um so mehr aufregend, als die wirthschaftliche Einsicht in die Ursachen dieser Erscheinung gering ist und die Schwankungen der Güterpreise der Habsucht der Einzelnen zugeschrieben wird. Sie sind ein unvermeidliches Uebel, wie die plötzliche Entwerthung einer Waare durch eine neue Erfindung oder umgekehrt das Steigen der Preise durch Mißernten. Der Staat darf nur nichts thun, um dies Uebel zu verschärfen.

Ist nun das Werthverhältniß der Edelmetalle zu den Gütern, die damit gekauft werden, ein schwankendes, so muß, da die ihnen gegebene Bestimmung als Preismesser ihre Eigenschaft als Waare nicht aufheben kann, auch ihr Werthverhältniß zu einander wechseln, und dies ist, abgesehen von ihren Productionskosten, in Folge ihrer verschieden vorhandenen Menge stets der Fall gewesen. Der Unterschied im Vergleich mit andern Waaren ist nur, daß ihre Production nicht nach Belieben vermehrt werden kann, wie z. B. die von Eisenwaaren, Baumwollgeweben oder Zucker. Neue Edelmetalllager können nicht beliebig gefunden werden, vorhandene Bergwerke stehen still, wenn kein Capital zu ihrer Ausbeutung vorhanden, wie nach der Emancipation des spanischen Amerika's oder wenn ihre Bearbeitung nicht mehr lohnt. Könnte man Gold in beliebiger Menge erzeugen, wie die Alchymie es träumte, so wäre die einfache Folge, daß

[1]) Minute on the Population and Specie of the Western World in dem Report of the United States Monetary Commission of 1876, für die neueste Zeit ergänzt von del Mar.

[2]) Göschen's Angabe in seinem Vortrage vom 18. April d. J. im Bankers Institute.

es billiger als Eisen würde. Die Schwankungen in diesem Werthverhältniß sind verschieden gewesen. In Peru galt vor der Landung der Spanier Gold weniger als Kupfer[1]), in Japan war, ehe die Portugiesen dorthin kamen, das Werthverhältniß von Gold und Silber 6 : 7, im alten Aegypten 1 : $2^1/_2$; ja nach einem griechischen Geographen soll in alten Zeiten Silber in Arabien den zehnfachen Werth des Goldes gehabt haben[2]); der Orient hatte eben keine Silberbergwerke und sehr bedeutende Goldlager. Abgesehen von solchen Ausnahmefällen hat das Werthverhältniß von Gold zu Silber geschwankt von 1 : 10 bis 1 : 20; unter Darius war es nach Herodot's Angabe 1 : 13, dann fiel das Silber im Werth und das Verhältniß blieb lange von 1 : 14 bis 15, vom 4. Jahrhundert v. Chr. ab fiel wieder Gold im Preise; es stand 189 v. Chr. zu Silber 1 : 10, 40 v. Chr. nach dem Einströmen der gallischen Beute Cäsar's 1 : 8,93, unter Augustus 1 : 10,97, unter Caligula 1 : 12,17, 438 n. Chr. 1 : 14,40 und blieb bis zur Entdeckung Amerika's 1 : 10 bis 12,10[3]); im Orient war das Verhältniß verschieden je nach den Handelsbeziehungen. Auch in den einzelnen Ländern war das Verhältniß durch die Umstände oft etwas verschieden und die Wechsler machten sich dies zu Nutze, gerade so wie dies schon im Alterthum der Fall war, wo z. B. Persien Phönicien nöthigte, Tribut in Silber zu zahlen, weil es dasselbe in Indien, wo es höher stand, mit Nutzen austauschen konnte[4]); indeß kann bei der Entdeckung Amerika's als Durchschnitt 1 : 11 angenommen werden. Die nächste Zeit nach derselben bringt keine wesentliche Veränderung, zumal das eingeführte Metall meist Gold war; erst nach der Eröffnung der Bergwerke von Potosi überwog die Einfuhr des Silbers und dasselbe fiel allmälig auf 1 : 14 bis 15,32[5]).

Es leidet nun keinen Zweifel, daß auf dies Werthverhältniß die staatliche Gesetzgebung einen großen Einfluß üben kann. Schon die Münzkosten, der Schlagschatz, welche der Staat für jedes der beiden Metalle berechnet, kommen hier in Betracht; noch weit mehr aber, wenn ein oder mehrere Staaten ein bestimmtes Werthverhältniß von Gold und Silber feststellen, und thäten dies alle maßgebenden Culturstaaten, so würde dies Verhältniß unzweifelhaft damit unabhängig von der Menge wie von den Productionskosten jedes der beiden Edelmetalle. Die theoretische Möglichkeit der internationalen Doppelwährung — welche übrigens, wie Lexis richtig bemerkt[6]), nothwendig zwei Bedingungen einschließt, nämlich 1) daß das Werthverhältniß ursprünglich dem freien Verkehrswerthe der beiden Metalle entsprechen muß, 2) daß die Productionsverhältnisse derselben von den bisher erfahrungsmäßig gegebenen nicht wesentlich abweichen —

---

[1]) Helps. Spanish Conquest, III, p. 478.

[2]) del Mar p. 222.

[3]) In England war 1483 das Verhältniß 1 : 11,158, die Lübecker Münze nahm 1463 1 : 11,60 an, in Spanien stand es 1483 1 : 11,675.

[4]) del Mar p. 2.

[5]) Die näheren Ausführungen darüber bei Helferich: „Von den periodischen Schwankungen im Werth der edeln Metalle." 1843. S. 61 ff. Noch 1524 war das Verhältniß in Deutschland 1 : 11,25, 1559 1 : 11,44, 1665 bereits 1 : 14,3.

[6]) Conrad's Jahrb. N. F. X, p. 352 ff.

kann also gerne zugegeben werden, allein damit ist offenbar gar nichts gewonnen. Sobald nur ein Staat von commercieller Bedeutung sich von einem solchen Uebereinkommen ausschließt, so hat das System ein unheilbares Loch; das Metall, welches nach dem natürlichen Marktpreis höher steht, als es in der Union gewerthet ist, wird dorthin abfließen. Es müßten ferner, da es kein Weltparlament gibt, alle Staaten der Union durch einen unkündbaren Vertrag an das angenommene Werthverhältniß gebunden sein, denn sonst würde bei bevorstehendem Ablauf des Vertrages und der Ungewißheit seiner Erneuerung das Schwanken aufs Neue eintreten. Ein solches System ist nun noch niemals versucht worden, und alle Erfahrung spricht dagegen, daß es jemals gelingen könne, es ins Leben zu rufen. Die zahlreichen Gesetze und Verordnungen, welche nach Ausweis der Münzgeschichte das Werthverhältniß der beiden Metalle geregelt haben, wollten nichts anderes als den zeitweisen Stand ihres Werthes zu einander festsetzen und haben deshalb außerordentlich gewechselt. Wie wäre es auch z. B. möglich gewesen, die französische Verordnung von 1388, welche das Verhältniß auf 1 : 10,75 setzte, nach dem Einströmen des amerikanischen Silbers aufrecht zu halten? Die gesetzliche Feststellung des Werthverhältnisses sollte nur besagen, daß bis auf Weiteres jeder Zahlungspflichtige die Wahl hatte, seine Verbindlichkeit in einer gewissen Menge von Gold oder von Silber zu erfüllen. Stieg nun eines der beiden Metalle im Weltverkehr über den gesetzlichen Preis, so leisteten die Schuldner alle ihre Zahlungen in dem andern; die zu gering gewertheten Münzen wurden seltener und wanderten dorthin aus, wo sie besser bezahlt wurden. Man mußte sich dann entschließen, entweder das Werthverhältniß entsprechend zu ändern, oder die zu gering gewertheten Münzen einzuziehen. Letzteres geschah auch durch die Verordnung Ludwig's XVI. vom 30. October 1775, auf welche sich unsere Bimetallisten oft berufen, weil sie zuerst das Verhältniß von 1 : 15,5 annahm, sie hat gar keinen anderen Charakter als frühere ähnliche Verfügungen. Das bisherige Verhältniß von 1 : $14^{7}/_{8}$, zu dem Gold an den königlichen Kassen angenommen ward, entsprach nicht mehr dem wirklichen Werthe, und folglich fand die Speculation Vortheil dabei, Goldmünzen aufzukaufen und ins Ausland zu senden. Um dem vorzubeugen, nahm man den damals thatsächlich marktgängigen Satz von 1 : 15,5 an und ließ die Louisd'or danach umprägen. Dies Verhältniß konnte sich längere Zeit halten, weil mit demselben der Werth der beiden Metalle, der sich in dem Verhältniß des Londoner zu dem Hamburger Banco-Course ausdrückte, annähernd richtig getroffen und von da ab bis 1850 nur geringen Schwankungen unterworfen war (15,30 bis 15,67). Eben deshalb konnte während dieser Zeit auch die durch das französische Münzgesetz von 1803 zuerst eingeführte Doppelwährung ohne besonders nachtheilige Folgen bleiben, wonach nicht nur der Schuldner die Wahl der beiden Metalle hat, sondern auch die Ausprägung von Münzen in beiden Metallen zu dem gesetzlichen Werthverhältniß freigegeben ist. Thatsächlich verschwand nach 1820 das Gold ziemlich aus dem Verkehr und herrschte Silberwährung, weil das Gold etwas über den gesetzlichen Preis stieg und 5 — 20 per Mille Agio bedang; unter der Julimonarchie wurden nur für 216 Mill. Gold, dagegen für 1750 Mill. Francs Silber geprägt.

Die Vereinigten Staaten nahmen 1790 1 : 15 an; damit war das Silber zu hoch gewerthet und das Gold ging fort. 1834 suchte man den Fehler zu verbessern, indem man 1 : 15,988 annahm, womit umgekehrt das Silber zu niedrig gestellt war und trotz der gesetzlichen Doppelwährung thatsächlich Goldwährung vorherrschend wurde. Die deutschen Staaten hatten Silberwährung, mit sehr beschränktem Umlauf von Goldmünzen zu einem bestimmten Kassencours. Nur England hatte bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts thatsächlich Goldwährung, indem das Silber erheblich zu niedrig gewerthet war, so daß die vollhaltigen Münzen dieses Metalls verschwanden; durch die Acte von 1816 und 1823 wurde Gold alleinige gesetzliche Währung und Silber nur als unterwerthige Scheidemünze ausgeprägt.

Mit der Entdeckung der californischen und australischen Minen trat ein Umschwung ein; beide haben in den 27 Jahren von 1851—1878 nicht weniger als 460 Mill. £ Gold geliefert; sobald das Einströmen desselben größere Verhältnisse annahm, mußte dasselbe im Preise sinken und das Silber wanderte aus den Ländern der Doppelwährung aus. Das Steigen desselben wurde gleichzeitig durch den Bau der indischen Eisenbahnen und den Sepoy-Aufstand gefördert, denn beides erforderte vermehrte Sendungen von Silber nach Indien. Dazu veranlaßten schlechte Ernten und die Krankheit des Seidenwurms in Europa große Bezüge von Reis und Seide aus Ostasien. Noch eingreifender wirkte der amerikanische Bürgerkrieg, welcher Europa die bisherige Hauptbezugsquelle der Baumwolle abschnitt, die man nun durch Anpflanzungen in Aegypten und Indien zu ersetzen suchte, was abermals starke Silberrimessen nothwendig machte. Von 1855—1870 wurden durchschnittlich jährlich 220 Mill. Mk. Silber in Indien eingeführt, in dem einzigen Jahre 1865/66: 400 Mill. Der Preis der Unze stieg in London von 59½ d. in 1849 auf 62 im Durchschnitt von 1861—1866. Holland (1850) und Belgien (1854) entwährten das Gold und Frankreich mußte die Franken zur Scheidemünze herabsetzen, um sie im Umlauf festzuhalten, während es 1853/55 mehr als 3½ Milliarden Frcs. in Gold prägte. Viele bedeutende Volkswirthe, wie namentlich M. Chevalier (De la baisse probable de l'or; 1855) glaubten an eine dauernde Entwerthung des Goldes; indeß schon gegen Ende der sechziger Jahre trat eine rückläufige Wendung ein. Die indischen Eisenbahnen waren wesentlich vollendet, im asiatischen Handel folgte der Ueberspannung Stockung, die Silbereinfuhr in Indien sank von 1870—1876 auf durchschnittlich 46 Mill. Dies ist vornämlich dadurch begründet, daß Indien die Zinsen der dort für Eisenbahnen und Kriege gemachten Anlehen in England zu zahlen hat, die Regierung übernimmt dies in London zu thun und zieht dafür auf Calcutta die sogen. India-Council-Bills. Diese sind also in großem Maße an die Stelle der früheren Silbersendungen getreten, und dem entsprechend mußte sich die Silberausfuhr nach Indien vermindern[1]). Italien, die Vereinigten Staaten und Brasilien kamen durch ihre Kriege in die Papierwährung, die in Rußland und Oesterreich fortdauerte, so daß in allen diesen Staaten Silber kaum als kleine Scheidemünze

[1]) Näheres hierüber bei Soetbeer: Die hauptsächlichen Probleme der Währungsfrage. Conrad's Jahrb. N. F. I, S. 55 ff.

umlief. Alles dies mußte den Preis des Silbers drücken; daß in gleicher Richtung die Entwährung dieses Metalls in Deutschland, Holland und Skandinavien wirkte, und zeitweise vielleicht noch mehr die übertriebene Art, mit der die Speculation sie in Anschlag brachte, wird Niemand leugnen, daß aber dieser Druck sehr überschätzt ist, wird weiter unten gezeigt werden. Sehr viel wichtiger waren zwei andre Momente. In den Vereinigten Staaten wurden seit 1863 große leicht auszubeutende Silberminen entdeckt. Während dies Land 1862 nur für 2 Mill., 1863 für 4½ Mill. $ Silber lieferte, stieg die Production 1865 auf 11, 1867 auf 13½, 1872 auf 18, 1875 auf 30 und in den folgenden Jahren auf 35 Mill. $. Nach der Angabe des Directors der nordamerikanischen Münze, Dr. Lindemann, wurden aus den Vereinigten Staaten in den Jahren von 1871—1876 allein 110,226,977 $ Silber mehr aus- als eingeführt. Alle diese Umstände bewogen die durch Vertrag vom 23. Dec. 1865 zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz begründete Lateinische Münz-Union, der am 21. Dec. 1868 auch Griechenland beitrat, die Silberprägung zunächst durch den Vertrag vom 31. Januar 1874 zu beschränken und dann ganz einzustellen. Unzweifelhaft war diese Maßregel durch das Interesse der Union geboten; denn der Verkehr weigerte sich die Massen der Fünffrankstücke im Umlauf zu erhalten. Wenn die Bank sie in Säcken in die Provinz schickte, strömten sie ihr unaufhaltsam wieder zurück, aber diese Verengerung des Silbermarktes mußte den Preis des Metalls weiter drücken. Etwas anders lag die Sache in den Vereinigten Staaten; die großen Silberminenbesitzer setzten dort im Congreß die Bland-Bill durch, wonach die Regierung monatlich mindestens 2 und höchstens 4 Mill. $ Silber zu 412½ Grains prägen muß, welche gesetzliche und unbeschränkte Zahlungskraft haben. Der Schatzsecretär, welcher der Maßregel entgegen war, überschritt das Minimum niemals; gleichwohl war es ihm unmöglich, diese Dollars im Umlauf zu halten, nachdem die New-Yorker Börse beschlossen, auch fernerhin nur in Gold zu handeln. Die ausgegebenen Dollars strömten sofort zur Zahlung von Zöllen und Steuern ins Schatzamt zurück, das sie aufspeichern mußte. Anfang Juli d. J. waren von der gesammten ausgeprägten Masse nur 34 Mill. im Umlauf, 280 Mill. $ waren im Schatzamte aufgehäuft, das dagegen nur 18 Mill. in Gold zur Verfügung hatte und Ende Juli 4,8 Mill. $ Gold von den New-Yorker Banken entlehnen mußte. Wenn man dagegen geltend macht, daß in einem größeren Lande dies Mißverhältniß sich ausgleiche, weil jeder abwechselnd Schuldner und Gläubiger sei, so trifft dies doch nicht für die internationalen Beziehungen zu. Der Pariser Banquier, der nach London, New-York oder Berlin zahlen soll, kann nicht nach Wahl in Gold oder Silber, sondern muß in ersterem zahlen, und je größer die Zahlungen an das Ausland sind, z. B. bei mangelhaften Ernten, desto mehr wandert das Gold aus. Daß nun Frankreich und die Vereinigten Staaten wünschen, dieser Lage ein Ende zu machen, ist begreiflich genug; es fragt sich nur, ob die Staaten, welche nicht unter diesem Uebel leiden, Ursache haben, um ihnen zu helfen, Opfer zu bringen, durch welche sie in ähnliche Unbequemlichkeiten gerathen würden, und dies führt uns auf die Währungsverhältnisse Deutschlands.

II.

Mit vollem Rechte hat Geh. Rath Dr. Soetbeer, eine der gewichtigsten Autoritäten in Münzfragen, auf dem Handelstage von 1881 die oft wiederholte Behauptung, daß die deutsche Münzreform ein nicht gehörig vorbereitetes und überlegtes Experiment gewesen, wozu nur der glückliche Ausgang des Krieges verleitet, als eine durchaus unbegründete und leichtfertige zurückgewiesen. Die Reform war eine Nothwendigkeit und zwar nicht bloß die Begründung der Münzeinheit, sondern auch der Uebergang zur Goldwährung[1]). Schon 1853 sagte Lorenz v. Stein: „Die Goldwährung ist die naturgemäße Währung eines Welthandelsvolkes, die Silberwährung gehört den Völkern zweiter Ordnung“[2]). Aermere Länder sind ebenso auf die Silberwährung hingewiesen, wie die ersten Anfänge des Verkehrs auf Erz oder Muscheln; für reichere Nationen mit entwickeltem Handel ist naturgemäß die Goldwährung gegeben. England hat sie deshalb längst, die Vereinigten Staaten hatten sie thatsächlich bis 1861, Frankreich noch bis Ende der sechziger Jahre, so daß es ohne große Opfer auch gesetzlich dieselbe hätte einführen können. Deutschland, ohne ebenso reich wie diese drei Länder zu sein, war seit Mitte des Jahrhunderts doch der Silberwährung entwachsen; hatte doch schon 1840 J. G. Hoffmann in seiner „Lehre vom Gelde“ die Nothwendigkeit des Uebergangs zur Goldwährung für die Begründung eines haltbaren Münzwesens in Deutschland nachgewiesen. Da Silber für größere Zahlungen sehr unbequem ist, gab man Banknoten in einer Masse aus, wie sie bei Goldwährung gar nicht im Umlauf zu halten wäre. Gerade diese Fülle papierner Geldzeichen aber war eine große Gefahr für unsre Valuta; wenn schon die Bank von Frankreich bei einem Notenumlauf von 1447 Mill. Frcs. und einer Baardeckung von 1297½ Mill. die Einlösung ihrer Noten nach der ersten unglücklichen Schlacht 1870 einstellen mußte, wie würde es im gleichen Falle bei uns ausgesehen haben, wo die Zettelbanken, was die Baardeckung betrifft, nicht entfernt in so günstiger Lage waren?[3]) War aber die Goldwährung für Deutschland früher oder später ein nothwendiger Schritt, so wäre es unverzeihlich gewesen, wenn wir nicht die Gunst der Umstände benutzt hätten, denselben 1871 zu thun, wo Frankreich, das 1870 dazu bereit, durch die Umstände daran gehindert war und uns selbst die Mittel dazu liefern mußte, nicht sowohl durch das Gold, welches es unmittelbar zahlte, als durch das riesige Guthaben, welches uns durch die Kriegsentschädigung im Auslande eröffnet wurde. Hätten wir 1871 die Silberwährung behalten oder den Bimetallismus angenommen, so hätten wir nur andern Ländern erleichtert zur Goldwährung überzugehen und ihr überflüssiges Silber an uns abzugeben.

Daß bei der Münzreform Fehler gemacht sind, ist nicht in Abrede zu stellen; abgesehen von den vorübergehend wirkenden, wie daß man nicht Silber und

---

[1]) Ein früherer Vertheidiger der Doppelwährung, der belgische Minister Malou, tritt dieser Ansicht vollkommen bei in seiner Notice historique sur la réforme monétaire en Allemagne. Avril 1879.

[2]) Deutsche Vierteljahrsschrift. Heft 3. S. 81.

[3]) Vgl. die Rede von Michaelis im Abgeordnetenhause vom 18. Sept. 1866 über die Gefahren der preußischen Bank in Kriegszeiten.

Papier Zug um Zug in gleicher Menge einzog, in der Gold geprägt wurde, und so durch die plötzliche Vermehrung der Umlaufsmittel die Preise steigerte, war es sicher unrichtig, für die Convertirung das bisherige Verhältniß von Gold und Silber, 1 : 15,5, anzunehmen, das schon damals nicht mehr richtig war und sich immer mehr ändern mußte. Allerdings konnte man nicht die große Silberausbeute der Vereinigten Staaten und die Sistirung der Silberprägung in der lateinischen Union voraussehen; aber eine starke Entwerthung dieses Metalls war doch durchaus wahrscheinlich, und alle Schuldner, die nunmehr für 15½ Pfd. Silber 1 Pfd. Gold zahlen mußten und nicht in der Lage waren, ihre Schuld zurückzuzahlen, wurden dadurch hart betroffen. Sodann war es durchaus geboten, mit dem überschüssigen Silber aufzuräumen, wie dies Dänemark und Norwegen gethan haben; denn so lange dies nicht geschehen, war die Goldwährung nicht gesichert. Ein Verlust war hierbei unvermeidlich, denn schon im Hinblick auf die Demonetisation des deutschen Silbers begann der Preis dieses Metalls auf dem Weltmarkt zu weichen; aber je entschiedener man vorging, desto geringer hätte sich der Verlust gestellt. Statt dessen verfuhr man mit dem Verkauf von Anfang an zögernd, behielt die Thaler zu ihrem alten Werth von 3 M. als gesetzliches Zahlmittel, wurde von der Sistirung der Silberprägung in der lateinischen Münz-Union überrascht und gab 1879 die Silberverkäufe ganz auf. Diese Maßregel des Bankpräsidenten v. Dechend war eine der unglücklichsten, die sich denken ließ; der Glaube, daß dadurch dem Weichen des Silberpreises eine Schranke gezogen werden könne, ist durch die Erfahrung widerlegt, denn derselbe stand im Juni 1879 51¾ d, heute 49⅛, und dieser Glaube konnte überhaupt nur durch eine ganz irrige Schätzung des Einflusses der deutschen Silberverkäufe auf den Weltpreis des Metalls entstehen. Dieselben betrugen von 1871 bis Ende 1879 rund 600 Mill. M., die India-Council Bills dagegen 2100, die gesammte Silberproduction 3420 Mill. und der Gesammtvorrath an Silbermünzen 40—50 Milliarden; auf solche Massen konnten 600 Mill. keinen erheblichen Einfluß äußern. Wohl aber versäumte man kostbare Gelegenheiten, unser überschüssiges Silber los zu werden, wie die wiederholten indischen Anleihen, während unsere Concurrenten diese bestens benutzten, Oesterreich allein verkaufte 1879—1882 für mehr als 100 Mill. M. in Gulden. Herr v. Dechend, welcher glaubt, Thalersilber sei unverkäuflich, hat dasselbe zu unserem und seinem Schaden behalten; vergeblich sucht die Bank die Thaler in Umlauf zu halten, sie strömen stets in die Reichsbank zurück, und dies ist offenbar der Grund, weshalb die Verwaltung im Gegensatz zu andern Centralbanken sorgfältig verschweigt, aus wie viel Silber und wie viel Gold sich der Baarvorrath zusammensetzt[1]). Herr v. Dechend hat auf diese Weise den Reichsfinanzen großen Schaden zugefügt, denn der anscheinend durch die Suspendirung der Verkäufe vermiedene Verlust besteht thatsächlich schon durch die Entwerthung des Thalersilbers und wird sich steigern, je länger man wartet, denn über kurz oder lang wird doch die Bland-

[1]) Nach Zeitungsnachrichten betrug im September 1881 der Metallbestand der Reichsbank 185 Mill. Gold und 250 Mill. Silber, so daß letzteres 7/9 der umlaufenden Thaler betrüge; ob diese Angabe richtig war, muß freilich dahingestellt bleiben.

Bill aufgehoben werden und dann das Silber noch weiter fallen. Er hat aber auch unsre Währung geschädigt. Was unsre Kronen werth sind, weiß freilich jeder ausländische Kaufmann; aber derselbe ist keineswegs sicher, für seine Tratten deutsches Gold zu bekommen, sondern muß auch Thaler nehmen. Das ist eben der schlimme Unterschied zwischen englischer und deutscher Währung, und deshalb legt z. B. die österreichische Reichsbank ihren Bedarf an Golddevisen nicht in Mark-, sondern in Pfundsterlingwechseln an. Sie weiß, daß sie in London Gold erhält, aber bei unserer hinkenden Währung ist sie nicht sicher, statt Gold Säcke von Thalern zu erhalten, und um bei eintretendem Abfluß des Goldes dasselbe festzuhalten, ist die Reichsbank genöthigt, früher und länger Discontoerhöhungen eintreten zu lassen. Dies ist im internationalen Handel der wunde Punkt für uns, und wenn Herr v. Dechend helfen wollte diesen zu beseitigen, statt an der verfehlten Einstellung der Silberverkäufe festzuhalten, so würde er wirksamer als durch alles Andere den Plan seiner überseeischen Bank fördern.

Wenn er das Gegentheil that, so ist er wahrscheinlich dazu durch die Hoffnung bewogen worden, daß es doch zu der vielberufenen bimetallistischen Union kommen könne, welche den Silberpreis auf seinen alten Stand bringen würde. Diese Hoffnung aber muß nach der Pariser Münzconferenz von April—Mai 1881 und dem Kölner Doppelwährungs-Congreß vom Herbst 1882 als grundlos bezeichnet werden.

Die Einladung zu jener Conferenz erfolgte gemeinsam von Frankreich und den Vereinigten Staaten. Präsident Garfield bezeichnete in seiner Antrittsbotschaft als deren Zweck, „eine Regelung zu treffen, wodurch die Kaufkraft eines jeden geprägten Dollars sich in seiner schuldzahlenden Kraft auf allen Weltmärkten genau gleichstelle," schwieg aber über die von den Bimetallisten erstrebte Herstellung des Verhältnisses von $1 : 15^1/_2$ und gab als Zweck der Conferenz nur die Besprechung der Münzfrage an. Sehr entschieden erklärte dagegen der französische Finanzminister Magnin bei der Eröffnung der Conferenz am 19. April, es sei unbedingt sicher, daß man aus den gegenwärtigen Schwierigkeiten nur durch einen bimetallistischen, internationalen Vertrag wieder herauskommen könne. Der Verlauf der Verhandlungen entsprach indeß der so bestimmt vorgeschriebenen Marschroute keineswegs. Was den Hauptvertreter Frankreichs und Großmeister der bimetallistischen Agitation, Cernuschi, betraf, so konnte sein Vorschlag, Deutschland im Falle der Annahme der Doppelwährung durch alle übrigen Staaten die 96 Mill. M., die es bisher bei seiner Münzreform zugesetzt habe, zu ersetzen, nicht ernst genommen werden; sein Programm war derart unklar, daß man es bei Seite legen und den holländischen Vertreter Vrolik um die Formulirung eines Fragebogens ersuchen mußte, welcher wenigstens die zu erörternden Punkte klar hinstellte. Die verschiedenen Regierungen erklärten sich nun folgendermaßen:

Für die Doppelwährung sprachen sich Frankreich, die Vereinigten Staaten und Holland aus. Für die Behauptung ihrer Goldwährung: England, Portugal, Dänemark und Griechenland. England hielt an der Erklärung Göschen's auf der 1878er Conferenz fest: „l'Angleterre est très fermement décidée à maintenir

chez elle l'étalon d'or unique;" seine seit 1816 bestehende einheitliche Währung habe alle Bedürfnisse des Landes befriedigt, ohne zu den Unzuträglichkeiten Anlaß zu geben, die sich unter anderen Systemen gezeigt; nur aus Rücksicht auf die befreundeten Mächte habe es einen Vertreter gesandt, der über die Verhältnisse seines Landes Aufschlüsse geben, aber nicht an den Abstimmungen sich betheiligen werde. Das Silberland, Britisch-Indien, schloß sich dem an und verwahrte sich speciell dagegen, daß es durch die Beschickung der Conferenz dem Grundsatz der Doppelwährung zustimme. Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden-Norwegen, Canada wollten lediglich Aufklärungen über ihre Münzverhältnisse geben und die Beschlüsse der Conferenz ad referendum nehmen. Von den übrigen Mitgliedern der lateinischen Union wollte Italien nur „zur Lösung einer die ganze Welt interessirenden Frage beitragen", die Schweiz keine Veränderung an der Convention vom 5. November 1878 zulassen, Belgien endlich erklärte sogar, daß es die alleinige Goldwährung für nothwendig halte.

Am wichtigsten und umfassendsten war die Erklärung Deutschlands. Es erklärte nach eingehender Darlegung seiner Münzverhältnisse und der allgemeinen Lage, seine Münzreform sei bereits soweit vorgeschritten, daß es sich nicht bewogen finden könne, so weitgehenden Systemsveränderungen beizutreten, namentlich nicht die Silberprägung freizugeben. Da indeß die Rehabilitirung des Silbers unstreitig erwünscht, sei es bereit, zu dem Zwecke folgende Zugeständnisse zu machen:

1) Während einiger Jahre von Silberverkäufen abzusehen und nach dieser Frist nicht mehr als ein bestimmtes Quantum zu veräußern.

2) Um dem Silber in seinem Geldumlauf mehr Raum zu schaffen, die goldenen Fünfmarkstücke in Höhe von 27½ Mill. Mark, sowie die Reichskassenscheine zu 5 Mark in Höhe von 40 Millionen einzuziehen.

3) Die silbernen Fünfmarkstücke in Höhe von 71 Mill. Mark, und die Zweimarkstücke in Höhe von 101 Mill. Mark, die jetzt nach dem Verhältniß etwa 1 : 14 geprägt sind, unter Zugrundelegung eines höheren, dem Verhältniß von 1 : 15½ nahekommenden Werthverhältnisses umprägen zu lassen.

Natürlich waren die Bimetallisten von diesen Zugeständnissen sehr wenig befriedigt, zumal dieselben zur Voraussetzung hatten, daß sich übrigens die projectirte Union verwirkliche, und Deutschland späterhin erklärte, es erachte für zweckmäßig, sich mit England ins Einvernehmen zu setzen, sowohl wegen seiner directen wichtigen Beziehungen zu demselben, als auch weil der Londoner Markt vorzugsweise zur Liquidirung der laufenden auswärtigen Rechnungen Deutschlands diene. Die Conferenz war damit gescheitert, wie dies mit Bestimmtheit vorauszusehen war, und dasselbe Ergebniß hatte der Kölner Congreß, der anerkannte, daß ein internationaler Währungsvertrag ohne Theilnahme Englands, an welche eben nicht zu denken ist, undurchführbar sei. Herr Gibbs, der Präsident der International Monetary Standard Association, hat in einem Briefe vom Juli 1884 selbst anerkannt, daß die bimetallistische Agitation in England „a failure" gewesen sei. Dr. Arendt hat darauf geantwortet, daß Deutschland England nicht das Monopol einer einheitlichen Goldwährung lassen könne, durch die es einen höheren Rang auf dem Weltmarkte behaupte, und daß wir eine untergeordnete Lage unserer Währung selbst nicht für eine Zeit ertragen könnten. Statt aber

daraus den Schluß zu ziehen, daß wir uns auf den englischen Standpunkt erheben und mit unsrer durch die Thaler hinkenden Währung brechen müssen, haben unsere Bimetallisten in neuester Zeit begonnen, für einen Währungsvertrag auch ohne Englands Theilnahme zu agitiren[1]).

Die Bimetallisten theilen sich in doctrinäre und praktische. Der Glaube der Ersteren beruht in letzter Instanz auf dem der Allmacht des Staates; man meint allen Ernstes, es genüge das staatliche Gebot, um den Preis des Silbers und sein Verhältniß zum Gold festzusetzen, und da die Weltunion nicht durchführbar erscheint, so hofft man ähnliche Ergebnisse schon von einem beschränkteren Verein. Schon Locke, der nicht nur Philosoph, sondern auch ein scharfer praktischer Kopf war, hat das Mißverhältniß der Doppelwährung durch ein treffendes Beispiel erläutert. Er vergleicht sie mit einem Gesetze, welches den Kaufleuten freistellen würde, als Handelsgewicht einen Würfel von Torf oder einen Würfel von Eisen zu brauchen, welche im Anfang jeder 1 Pfund schwer seien. Es würden die Kaufleute dann, da bei feuchtem Wetter der Torf Wasser anzieht und schwerer wird, in solchem Falle nach eisernem Gewichte, bei trockenem Wetter nach torfenem Gewichte verkaufen. Umgekehrt würden sie für Einkäufe bei trockenem Wetter das eiserne, bei feuchtem das torfene Gewicht anwenden. Hr. v. Kardorff hat zwar in seiner Reichstagsrede vom 6. März d. J. behauptet: „Das Silber wird das Gold nicht verdrängen, im Gegentheil es ist ein gewisser Schutz des Goldes, wir wollen letzteres auch behalten, aber wir wollen das Silber verwenden zur Deckung unserer Banknoten;" indeß dieser Satz widerspricht aller Erfahrung, welche zeigt, daß stets das billigere Metall das theuere vertreibt, gerade so, wie bei Zwangscours des Papiergeldes das Metall überhaupt auswandert. Will man aber der Natur der Dinge Gewalt anthun, und das Werthverhältniß von Gold und Silber dauernd regeln, so wäre es doch augenscheinlich verkehrt bei der Norm von 1 : 15,5 zu verharren, für die nichts spricht, als daß die lateinische Union sie festgehalten, und man müßte das jetzt wirklich bestehende Verhältniß von 1 : 18—19 annehmen[2]), was freilich eine Umprägung aller Silbermünzen bedingen würde. Wenn man nicht bestreiten kann, daß die Entwerthung des Silbers große Unzuträglichkeiten mit sich gebracht und es ein Fehler war, diese bei der Münzreform nicht in Anschlag zu bringen, so würde eine künstliche Steigerung des Silberwerthes ganz ähnliche und größere Uebelstände in umgekehrter Richtung zur Folge haben. Alle, welche Silber besitzen oder contractlich solches zu fordern haben, würden plötzlich im Verhältniß des gesteigerten Werthes reicher werden, während Alle, die

---

[1]) Der hervorragendste principielle Anhänger des Bimetallismus in Deutschland, der aber, wie er sagt, sein Interesse vorzugsweise der rein wissenschaftlichen Seite desselben zugewendet, Prof. Lexis, hat sich dem allerdings nicht angeschlossen, sondern räth in den Conrad'schen Jahrb. N. F. X, S. 352, entschieden von solchen Versuchen ohne England ab, obwohl er früher („Kritische Erörterungen über die Währungsfrage", Schmoller's Jahrb. 1881) behauptete, daß es schon genügen würde, den Silberpreis zu fixiren, wenn mehrere bedeutende Staaten sich vereinbarten, die beiden Metalle nach der bisherigen Werthrelation in unbeschränkter Menge prägen zu lassen, sich aber zunächst, um der Speculation entgegen zu treten, für bestimmte Frist die Prägung vorbehielten.

[2]) Dies verlangt auch Lexis l. c.

Gold- oder Goldobligationen in Ansehung ihres höheren Werthes theuerer bezahlt haben, eben so verlieren müßten. Selbst wenn ein internationaler dauernder Vertrag geschlossen würde, müßte die nothwendige Ratificationsfrist hinreichen, die Edelmetallspeculanten durch Ankauf von Silber große Gewinne einheimsen zu lassen. Gerade darauf rechnen die wirklich praktischen Bimetallisten, die Banquiers, welche die Doppelwährung durch ihre Presse vertreten lassen; wie beim uneinlösslichen Papiergelde herrscht bei der Doppelwährung das Agio, welches das bessere Metall bedingt, und die Banquiers wünschen und wissen, daß mindestens England die Goldwährung behalten wird. So lange in London Silber unter 60 P. stände, was nach 1 : 15,5 der Paricours ist, würden sie Silber kaufen, es in der Münze prägen lassen und dafür Gold kaufen, um es auszuführen, wie es in Frankreich vor Einstellung der Prägungen geschah. — Anders steht es mit den Hoffnungen unsrer Agrarier; sie erwarten, wie Hr. v. Kardorff sagt, von der Doppelwährung Verminderung ihrer Schuldverbindlichkeiten und Erhöhung der Preise ihrer Producte. Was erstere betrifft, so ist der Zinsfuß für solide Hypotheken stark im Weichen, wie die Convertirungen deutscher Pfandbriefe beweisen; dagegen haben schon seit längerer Zeit größere Capitalisten in den Hypothekenbriefen festgestellt, daß das Darlehen in Gold gegeben und in Gold zurück zu zahlen sei. Aber auch hiervon abgesehen würden bei bevorstehender Einführung der Doppelwährung alle Gläubiger sich beeilen ihre Forderungen einzutreiben, so lange noch in der bessern Münze bezahlt werden muß, und die Hypothekeninhaber würden den Schuldnern kündigen, um eine Erhöhung der Zinsen zu erlangen, welche der Verschlechterung der Valuta entspräche. Was die Erhöhung der Preise der Producte belangt, so kann man einen allgemeinen Rückgang der Preise nur behaupten, wenn man die jetzigen mit denen der Gründerperiode vergleicht, wie denn Göschen seine Zusammenstellung lediglich auf 1873 und 1883 beschränkt[1]); seit 1877 dagegen haben sich, wie das hamburgische handelsstatistische Amt an 101 Artikeln gezeigt, die Preise wesentlich in den Grenzen wie 1855—71 bewegt. Der Rückgang der Preise, soweit er stattgefunden, ist der gleiche in Ländern der Gold-, Silber-, Doppel- und Papierwährung, er beruht auf Ueberproduction und gesteigerter Concurrenz; und wenn auch Göschen den behaupteten Preisrückgang wenigstens theilweise dem Steigen des Goldwerthes zuschreibt, so bleibt er vollständig die Erklärung dafür schuldig, wie diese Behauptung mit dem seit 1872 andauernd niedrigen Disconto und Zinsfuß vereinbar ist. Am wenigsten aber kann der Preisrückgang, soweit er nachzuweisen ist, Wirkung der Münzreform sein, da in Folge derselben sich die Umlaufsmittel nicht vermindert, sondern vermehrt haben; sie betrugen pro Kopf der Bevölkerung 1870: 57,77 M., 1880: 62,14 M.[2]). Soweit die Preise landwirthschaftlicher Erzeugnisse gefallen sind, ist dies die Folge der Concurrenz überseeischer Gebiete, gegen die ja eben die agrarischen Zölle gerichtet sind, und wenn umgekehrt die Löhne nicht zurückgegangen sind, so zeigt dies nur, daß auf dem Lande die Arbeitskräfte in starker Nachfrage sind, worauf die Auswanderung aus

[1]) Im erwähnten Vertrag vom 18. April 1885.

[2]) Bericht Soetbeer's auf dem deutschen Handelstag 1881, S. 15.

den Bezirken großer Güter bedeutenden Einfluß übt. Wenn aber durch Einführung der Doppelwährung die Landwirthe ziffermäßig mehr für ihre Erzeugnisse bekämen, so würde dies durch Steigen der Löhne und des sonstigen Lebensunterhaltes vollkommen aufgewogen werden.

Den so erhofften problematischen Vortheilen einer Classe würden große sichere Nachtheile gegenüberstehen. Alle, die auf Gehalte, Zinsen u. s. w. angewiesen sind, würden schwer betroffen werden; ihre Bezüge würden 1/5—1/4 an Kaufkraft verlieren, sobald sie in Silber zahlbar würden, denn bei einer Verschlechterung der Valuta leidet stets der am meisten, der am wenigsten im Stande ist, den Contract über die zu leistende Zahlung zu ändern. Unsere Inhaberpapiere, namentlich die im Auslande befindlichen, auf Gold lautenden, würden sämmtlich auf den Markt geworfen werden, bevor wieder das schlechtere Silber als Zahlmittel für die Goldmark dienen kann, und ihr Cours würde hernach auf den Silberwerth sinken. Was wir so für höheren Preis erworben, würden wir einfach verlieren; unser überseeischer Handel, der sich durch die Goldwährung von England's Vermittlung zu emancipiren begonnen hat, würde demselben wieder tributpflichtig werden[1]), denn bei einer beschränkteren bimetallistischen Union würden zwischen ihrem Gebiet und England genau die Schwankungen stattfinden, die wir bei freier Prägung in der lateinischen Union zwischen Frankreich und England gesehen haben. Letzteres würde uns, je nachdem es ihm paßte, in Gold oder Silber zahlen, wir müßten an England, Portugal, Skandinavien, Holland und die Colonieen mit Goldwährung stets Gold zahlen; es ist daher sehr begreiflich, daß man in England dem Bimetallismus auf dem Festland Erfolg wünscht, weil es dadurch steigenden Coursverlusten im indischen Verkehr vorbeugen und selbst die Vortheile der Goldwährung ausnutzen würde. Auch das letzte von den Bimetallisten behauptete Argument, die drohende Goldnoth, steht auf schwachen Füßen. Zugegeben, daß, wie Giffen berechnet[2]), in den letzten 13 Jahren 200 Mill. £ für Münzzwecke verwendet sind, so hat schon der „Economist" richtig bemerkt, daß der Bedarf an Gold hierfür zum großen Theil durch die vorhandenen Vorräthe befriedigt ist. Deutschland zog für 91 Mill. M. alte Goldmünzen ein, die großen französischen Rentenausgaben lockten die aufgespeicherten Napoleons der Bauern hervor, aus den Ländern der Papierwährung floß Gold ab, Europa schickte Goldmünzen nach den Vereinigten Staaten, kurz der Mehrbedarf an Gold für Münzzwecke wird nur auf 50 Mill. £ zu beziffern sein, dem allein von 1866—1880 eine Production von 100 Mill. £ gegenübersteht. Italien zog ohne Störung des Geldmarktes für die Herstellung seiner Valuta 500 Mill. Frcs. Gold an sich; der englische Bankvorrath, der 1860—1871 durchschnittlich 17,211,619 £ war, betrug 1872—1883: 24,888,889 £. Alles Das sieht nicht nach Goldmangel aus, und bei einem auf

[1]) Bericht der deutschen Bank für 1884: „Die Aufrechthaltung der Goldwährung bildet die unentbehrlichste Voraussetzung für alle Bestrebungen zur Antheilnahme an einem überseeischen Bankgeschäft neben England." Vgl. auch den Wechselziehungstarif von Köster's Bank in Mannheim, der zeigt, daß überall, wo ein geordneter Wechselverkehr zu festen Sätzen besteht, Goldwährung die Grundlage ist.

[2]) Contemporary Review. June 1885. Trade depression and low prices.

1100 Mill. £ geschätzten Gesammtvorrath fällt die geringere Production der letzten Jahre, die immerhin noch 350—400 Mill. Mark beträgt, nicht sehr ins Gewicht. Die Prophezeiungen von Süß über die schwindende Goldausbeute stehen in der Luft, da Niemand wissen kann, ob nicht andere ergiebigere Lager entdeckt werden.

Die jüngste Conferenz der lateinischen Union zeigt, daß diese nicht einmal in ihrem Umfang sich erhalten läßt. Frankreich wünscht dies, theils aus politischen Gründen, namentlich aber weil es überwiegend die Bankgeschäfte der Union vermittelt; andererseits aber führt dies ihm viele fremde Fünffrankenstücke zu, deren die Bank nach L. Say 350 Mill. besitzt und welche sie nimmt, während die italienischen Banken ihre Reserve zu $^2/_3$ in Gold haben müssen und daher Silber wohl bei Verfall von Wechseln, aber nicht in laufender Rechnung nehmen. Frankreich verlangt begreiflich, daß hierin Gleichheit herrsche und der Verlängerung des Unionsvertrags eine Liquidationsclausel hinzugefügt werde, wonach bei Auflösung der Union jeder Staat die von ihm geprägten Fünfmarkenstücke zu ihrem wirklichen Werth zurücknehme. Auch die Schweiz verlangt diese Clausel, da sie nur für $10^1/_2$ Mill. Fünffrancsstücke geprägt hat, von denen der größte Theil zu industriellen Zwecken verwendet sein soll; Italien will beitreten, Belgien aber hat abgelehnt und sich von der Conferenz zurückgezogen, die resultatlos bis zum 1. Oct. sich vertagt hat. Wird dann die Union der drei mit der Clausel erneut, so geschieht es jedenfalls nur auf kurze Frist und bedeutet nach derselben den Uebergang der Schweiz zur Goldwährung, während Italien und Frankreich sicher nicht in der Lage sind, das Opfer der Entwährung ihrer Fünffrancsstücke zu tragen, von denen ersteres $543^1/_2$, letzteres 3400 Mill. geprägt haben und die schon heute nur 4 Frcs. werth sind.

Und solchem Vorgang gegenüber, welcher nicht nur den Rückgang der Doppelwährung beweist, sondern auch die bedenkliche Seite von Münzverträgen überhaupt zeigt, sollten wir muthwillig unsre rechtzeitig gesicherte Währung mit allen ihren Vortheilen aufgeben, um dem Schatten eines internationalen Münzbundes nachzujagen, den die Unsicherheit der amerikanischen Münzpolitik vollends aussichtlos erscheinen läßt? Wir sind überzeugt, daß der deutsche Reichstag hierzu nie die Hand bieten wird und daß der Reichskanzler zu sehr deutscher Staatsmann ist, um den Werbungen der Agrarier, der Banquiers und des Auslandes Gehör zu geben, und andere Nationen aus unserm Felle Riemen schneiden zu lassen. Je entschiedener aber der bimetallistischen Agitation durch Vollendung unsrer Münzreform ein Ende gemacht wird, um so besser wird dies für Handel und Gewerbfleiß unsers Vaterlandes sein.

25. August 1885.

Die Zunahme der Geisteskrankheiten.

Von
Prof. Dr. **Ludwig Meyer** in Göttingen.

Die Preisaufgabe der Akademie von Dijon: „Ueber den Nutzen der Civilisation für die Sitten und die Moral der Menschen" hat Rousseau bekanntlich in negativem Sinne beantwortet. Im Zustande der Natur sei der Mensch frei von Leidenschaften und Lastern. Die materiellen wie intellectuellen Einflüsse der Cultur hätten sie hervorgerufen, die weitere Entwicklung der Cultur hätte jene und ihre Folgen, Verbrechen und Leiden jeglicher Art, nur vermehren und steigern müssen. Ohne Zweifel nicht unbeeinflußt durch die Lehre Rousseau's schiebt nun Kant den gesellschaftlichen Einrichtungen, wenn nicht für die Entstehung, so doch wenigstens für die Steigerung und Vermehrung der Geisteskrankheiten die volle Verantwortung zu. Man muß sich dabei erinnern, daß Kant, wie er in dem Streit der Facultäten darlegt, in der Erkenntniß und Behandlung des Irreseins nicht eine Aufgabe der Medicin erblickte. Er hielt die Geisteskrankheiten allerdings für Abweichungen vom normalen Seelenleben, aber in Entstehung wie Aeußerungsweise den bekannten psychischen Alterationen, dem Irrthume, dem Aberglauben, dem Verbrechen, zur Seite stehend; die Erforschung der Seelenvorgänge, der normalen wie abnormen, sei aber Sache der Philosophie.

„In der bürgerlichen Verfassung," hebt Kant in einer anderen seiner kleinen Schriften über die Entstehung der Geisteskrankheiten hervor, „finden sich eigentlich die Gährungsmittel zu all diesem Verderben, die, wenn sie es gleich nicht hervorbringen, gleichwohl es zu unterhalten und zu vergrößern dienen ... Denn im Zustande der Natur," so argumentirt er zu diesem Zwecke, „kann der Mensch nur wenig Thorheiten begehen und schwerlich der Narrheit unterworfen sein. In der Befriedigung seiner Bedürfnisse fast nur der Erfahrung folgend, ist sein Verstand so wenig angestrengt, daß er kaum bemerkt, er habe zu seinen Handlungen Verstand nöthig. — Gleichergestalt kann die Störung in diesem Stande der Einfalt nur selten stattfinden. Wenn das Gehirn des Wilden einigen Anstoß erlitten hat, so weiß ich nicht, wo die Phantasterei herkommen sollte, um die gewöhnlichen Empfindungen, die ihn allein unabläßig beschäftigen, zu ver-

drängen. Welcher Wahnsinn kann ihn wohl anwandeln, da er niemals Ursach hat, sich in seinem Urtheile weit zu versteigen?"

Die Urtheile und Anschauungen des großen deutschen Philosophen hatten zwar in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts einen geradezu maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung medicinischer Theorien. Immerhin überrascht es, gegenüber der sehr beschränkten Zahl von Geisteskranken, welche der ärztlichen Untersuchung zu Gebote standen, wie diese, Staat und Gesellschaft in ihren Cirkel ziehende Begründung geisteskranker Zustände in potenzirter Weise von hervorragenden Autoritäten der deutschen Irrenheilkunde geltend gemacht wurden, einem Reil, einem Langermann, einem Heinroth. Es genüge eine Bemerkung Reil's, des bekannten Klinikers und Gehirnanatomen, aus den Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen: „Wir rücken Schritt vor Schritt dem Tollhause näher, sowie wir auf dem Wege der sinnlichen und intellectuellen Cultur fortschreiten." Zum Verständniß dieser, mit dem Erwachen der modernen Psychiatrie sich vordrängenden Anschauung wird man wiederum auf Rousseau zurückgreifen müssen. Es soll indeß hier nicht ausgeführt werden, wie viele jener Maximen, welche die ersten Systeme der Irrenheilkunde bis in die Einzelheiten der Praxis hinein beherrschten, in ihren Wurzeln zu echt Rousseau'schen Ideen hinabreichen — am ersichtlichsten allerdings sind die Beziehungen der sog. directen psychischen Behandlung der Geisteskrankheiten zu Rousseau's Erziehungstheorie. Von weit größerer Bedeutung erscheint es, daß weder vorher noch nachher die intimsten Bewegungen der menschlichen Seele mit so großer Intensität und Feinheit geschildert worden sind, daß Rousseau es war, welcher die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor sich gehende Umwälzung der Gefühlsanschauung zum vollen Ausdruck und dadurch zur Herrschaft in den Gemüthern brachte. Die Welt wandte sich mit einer gewissen Plötzlichkeit von dem Utilitätsprincipe und dem Rationalismus der vorausgegangenen Epoche ab — es bemächtigte sich ihrer der typische Rousseau'sche Genius, eine elegische oder, wenn man lieber will, sentimentale Stimmung, eine überall, in der Literatur, der Sitte, den Umgangsformen ꝛc. hervortretende Gefühlsseligkeit. Wenn die gesteigerte Reizbarkeit menschlichen Empfindens allen sog. Humanitätsbestrebungen zu Gute kam, so war sie, namentlich in ihrer Beziehung zu den eigenen inneren Vorgängen und deren Abschweifungen, geradezu eine Vorbedingung der modernen Irrenpflege. Denn die Leiden der Geisteskranken lagen nicht offen vor Jedermann da, wie die Geschwüre des Lazarus; das Versenken in die Erregungen der eigenen Seele und ihre Schmerzen öffnete hier die Augen und führte zu jenem thatkräftigen Mitleid, welches die Schwester der Selbstsucht ist. „Dies sind Gründe," ich citire wieder Reil, „die uns Milde gegen die Irren gebieten, aus Eigenliebe, ohne Nächstenliebe."

Daß die ganze Art und Weise, wie diese Frage hier aufgeworfen und erörtert ist, nach Form wie Inhalt eine aprioristische und ausgesprochen tendenziöse sei, soll nicht bestritten werden; ihre Bedeutung für den eigentlich anthropologischen Charakter der complicirten und vielfach contrastirenden Verhältnisse, welche man Civilisation nennt, kann kaum überschätzt werden. Die große Zahl der Geisteskranken selbst, welche von Jahr zu Jahr steigend, der modernen Ge-

sellschaft entsprechende Opfer auferlegen, kommt dabei in erster Linie nicht in Betracht. Die Entwicklung unserer Irrenfürsorge wird auch bei uns mit den Schwierigkeiten und Hemmnissen, welche der Gesellschaft daraus erwachsen, gleichen Schritt halten lernen. Allerdings sind, wie das nebenher zu erwähnen, in dieser Beziehung Frankreich und namentlich England weit voraus. Einen Maßstab dessen, was seitens Preußens wie fast aller übrigen deutschen Staaten in Zukunft noch zu leisten sein dürfte, gibt die Betrachtung, daß in England von 79,000 Geisteskranken nur 6000 keine Unterkunft in entsprechenden Instituten gefunden haben, während von den 70,000 Irren des preußischen Staates 50,000 sich außerhalb der Irrenanstalten befinden. Deutschland müßte sich auf eine einmalige Ausgabe von mindestens 300 Millionen, auf eine jährliche Mehrausgabe von ca. 30 Millionen Mark gefaßt machen, wollte es die Leistungen der englischen Irrenpflege erreichen, deren Last im reichen England so drückend erschien, daß die Regierung den Gemeinden für jeden in einer Anstalt untergebrachten armen Irren (pauper lunatic) einen jährlichen Zuschuß von 104 Mark gewährt.

Die Ueberhandnahme der Geisteskrankheiten in der modernen Gesellschaft würde bedeuten, daß große Kreise der Bevölkerung, wenn nicht die gesammte Masse derselben, eine Veränderung in der Constitution ihres Nervensystems, namentlich des Gehirns, erlitten hätten, welche nicht anders als eine krankhafte aufgefaßt werden kann, eine nervöse Diathese im Sinne der Alten. Dieser schwerwiegende Rückschluß wird uns nicht nur durch den eminent hereditären Charakter dieser Erkrankungen auferlegt; in noch höherem Grade ergibt ihn die Entstehungsweise derselben. Den vielfältigen Schädigungen, welche erfahrungsgemäß zum Irresein führen, weicht das völlig gesunde Gehirn nur langsam. Aus kaum beachteten nervösen Abweichungen entwickelt sich, in der Regel erst in einer späteren Generation, unter Fortdauer der gleichen oft nur minimalen Einflüsse die volle Geisteskrankheit. Wir stoßen hier in der Pathologie des Nervensystems auf das gleiche Gesetz, welches in mannigfachen Gebieten der Naturwissenschaften als Häufung kleinster Ursachen anerkannt ist, und erscheint mir an dieser Stelle der Hinweis eine Art Pflicht, daß der unvergeßliche Psychiater Morel von Rouen dieses Gesetz im Gebiete seiner engeren Wissenschaft vor Darwin und völlig unabhängig von seinem Einflusse festgestellt hatte in seinem Werke: „Sur la dégenerescence physique et morale“.

Die Feststellung der Zahl unserer Geisteskranken, an und für sich eine trockene statistische Aufgabe, dürfte nach diesen kaum bestreitbaren Voraussetzungen, außer dem pathologischen, ein gewisses naturwissenschaftliches und nicht weniger culturhistorisches Interesse beanspruchen, und glaubte ich mir daher die Aufmerksamkeit der Leser für diese grundlegenden Thatsachen der vorliegenden Arbeit: „Ueber die Zunahme der Geisteskrankheiten“, erbitten zu dürfen. —

Von einer ganz anderen Seite der medicinischen Studien, mitten aus der ärztlichen Praxis heraus, wurde übrigens vor etwa einem Menschenalter dieselbe Anschauung von der vorwiegend nervösen Constitution des modernen Menschen laut und zum Ausgangspunkte einer Umwälzung im Gebiete der Therapie gemacht, welche in der Geschichte der Medicin kaum ihres Gleichen hat. Der

Aderlaß, welcher seit Hippokrates, so lange überhaupt von einer methodischen Medicin geredet werden kann, über zwei Jahrtausende hindurch unerschüttert die Behandlung der fieberhaften Erkrankungen beherrschte und welcher unter den Händen des bekannten, noch vor wenigen Jahren lebenden Pariser Klinikers Bouillaud sich zu einem wirklichen Vampyrismus entwickelte, wurde plötzlich, so proclamirte man, von der Generation nicht mehr ertragen und zwar aus keinem anderen Grunde, weil das Nervensystem bei uns wegen gesteigerter Reizbarkeit schwächer und resistenzloser gegen plötzliche erhebliche Entziehungen, wie der Aderlaß sie bedinge, geworden sei. Zuerst zurückgedrängt, ist dann die Blutentziehung, durch die jetzt zur Herrschaft gelangte Fiebertheorie, wie es scheint, definitiv beseitigt. Die Aderlaßlanzette, einst der Speer des Achilles für die Jünger Aesculaps, dürfte heute nur noch in der Erinnerung der älteren Aerzte existiren.

Die methodisch wiederholte Zählung der Geisteskranken in den größeren Culturstaaten ist verhältnißmäßig neu und gestattet erst seit wenigen Jahren einen einigermaßen zuverlässigen Rückschluß auf ihre Bewegung innerhalb der Gesammtbevölkerung. Eine raschere Lösung des gestellten Problems schien von Anfang an die unmittelbare Beobachtung unter einer Bevölkerung zu versprechen, welche aller oder doch der wesentlichen Einrichtungen unserer Cultur entbehrten, den sog. wilden und halbcivilisirten Völkern. In der That fehlt es nicht an entsprechenden Mittheilungen von reisenden Naturforschern und Aerzten. Bereits Alexander von Humboldt war es aufgefallen, daß man unter den Wilden und Halbwilden Asiens und Amerika's kaum einem Irren begegne. Smet sah unter den Indianern Amerika's nur einige Idioten und wenig eigentlich Alienirte. Spengler fand in Cairo, bei 300,000 Einwohnern, als Insassen der dortigen Irrenanstalt nur 65, und unter diesen stammten nicht wenige aus benachbarten Ländern. Dem bekannten belgischen Irrenarzte Guislain berichteten Missionäre, welche diesen Verhältnissen während ihres Aufenthaltes im Orient besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatten, daß sie in Alexandrien nur zwei, in Jerusalem überhaupt keine Geisteskranken gesehen hätten. Ein französischer Irrenarzt von Bedeutung, Moreau de Tours, bestätigte diese Beobachtung; er fand sehr selten Irre im Orient, gar keine im Sudan. In seinem Werke über primitive Cultur faßt Tylor, indem er sich auf diese und ähnliche Beobachtungen bezieht, die Gründe für die Seltenheit des Irreseins bei wilden Völkern zusammen. Der Gebrauch narkotischer Mittel war und ist bei barbarischen Völkern beschränkt auf die religiösen Riten ihrer Priester. Intoxicationen in irgend einer anderen Form oder durch andere Mittel sind unvergleichlich seltener, als der Alcoholismus bei den civilisirten Nationen. Glaubenskämpfe, Handelsspeculationen, politische Erregungen sind dem Wilden ebenso fremd, wie die tieferen Gemüthsbewegungen, welche bei den cultivirten Völkern der Neuzeit der Entwicklung des Familienlebens entspringen.

Als ein Ergebniß dieser, allerdings aus sehr naheliegenden Gründen etwas sporadischen Untersuchungen, darf man nicht nur die weit höhere Zahl der Geisteskranken bei hochcivilisirten Völkern im Gegensatze zu den wilden bezeichnen; es liegt auch die Voraussetzung nahe, daß nicht die Gesammtheit unserer Cultur-

einrichtungen in diesem Sinne wirksam sei. Denn das gleiche Verhältniß zeigen die Bevölkerungen der sog. halbcivilisirten Staaten, wie die Türkei und China. Namentlich verdient letzteres unsere volle Berücksichtigung. China besitzt eine völlig selbständige, in gewissem Sinne hochentwickelte Cultur; nach allen zuverlässigen Mittheilungen sucht man aber vergebens nach Erscheinungen jener rast- und rücksichtslosen Thätigkeit in allen Gebieten des Erwerbes, welche für unsere europäischen und noch mehr die amerikanischen Verhältnisse so bezeichnend ist. Dann besitzen wir in den Berichten der englischen Aerzte, welche an den Hospitälern der sog. Zollhäfen und der Wesleyaner Missionen angestellt sind, umfangreiche und gut geordnete Beobachtungen, welche ein zuverlässiges Urtheil über das Vorkommen der Geisteskrankheiten in China gestatten. Denn, wie mit Recht Porter Smith, der Arzt der Wesleyanischen Mission zu Hankow, hervorhebt, ist es bei der übertriebenen Vorstellung der Chinesen von der Kunst des europäischen Arztes undenkbar, daß sie gerade bei den allarmirendsten Erkrankungen, den Geisteskrankheiten, diese Kunst verschmähen sollten. Es ist also sicher anzunehmen, daß die Geisteskrankheiten, mindestens in dem Verhältniß ihres Vorkommens im Vergleich zu anderen Erkrankungen, zur Beobachtung gelangen.

China besitzt bei 300 Millionen Einwohnern und vielen großen Städten keine Irrenanstalt. Eine gewisse geringe Zahl Geisteskranker wird in den genannten Krankenhäusern behandelt. Im Hospital zu Shangai kommen auf die im Durchschnitt jährlich behandelten 22,000 Kranken nur 11 Geisteskranke, in Swatow auf 3000 — 2, im Hankow auf 5700 — 2 und so fort. Dabei hebt Dr. Lockhart, Arzt des Missionshospitals zu Peking, ausdrücklich hervor, daß Lähmungen und Erschöpfungszustände nach excessiven Studien, namentlich bei dem Auswendiglernen der sehr umfangreichen chinesischen Classiker zu Examenzwecken, nicht selten seien; einen gewissen Antheil an diesen Zuständen hätte noch das Sitzen in den mit schornsteinlosen Oefen geheizten und deshalb mit Kohlendunst erfüllten Zimmern — wie mir scheinen will, vielleicht den Hauptantheil. Die wohl nicht anzuzweifelnde große Seltenheit der Geisteskrankheiten ist um so bemerkenswerther, da dem Opiumrauchen bekanntlich dort in allen Volksclassen gefröhnt wird. Auch in jenen Hospitalberichten geschieht der weiten Verbreitung der Opiumpfeife Erwähnung; doch sei es nicht bekannt, ob und in welchem Maße der Opiumrausch dauernde Seelenstörungen hervorrufe, wie der Mißbrauch des Alcohols. Letzterer sei in China fast unbekannt, obwohl der dort von Sorghum oder Barbadoshirse hergestellte Branntwein sehr billig und zugleich reich an Fusel sei. Ein Arzt sah in Peking in 8 Jahren nur 2 Fälle von Alcoholismus; ein großes öffentliches Hospital nahm innerhalb 7 Jahren nur 8 Fälle auf, welche überhaupt mit Excessen im Trinken zusammenhingen. Im Allgemeinen sind jene Aerzte nicht zweifelhaft darüber, daß in dem Fehlen jenes oben bereits erwähnten treibenden oder, wenn man lieber will, hetzenden Princips unseres modernen Lebens der hauptsächliche, wenn nicht ausschließliche Grund der relativen Seltenheit psychischer Störungen in China gesucht werden müsse. Seine Bevölkerung bestehe vorwiegend aus Ackerbauern, welche eine Art arkadischen Lebens führten. Der Chinese sei in seiner Arbeit regelmäßig, methodisch, arbeite ohne Hast, aber auch ohne Leichtfertigkeit. Es mangle die scharfe Concurrenz unserer

Industrie, da Gilden und Corporationen die Preise regelten. Im Allgemeinen herrsche Einfachheit auch bei Wohlhabenden — man liebe die Unscheinbarkeit und habe keine Neigung, über seine Mittel zu leben. Ein Wechsel der Geschicke sei selten und würde vermöge früherer Gewöhnung und in Folge der herrschenden Lebensanschauung verhältnißmäßig leicht ertragen.

Es gibt kaum einen Umstand, welcher in weitesten Kreisen häufiger und lebhafter die Ansicht von der raschen Zunahme der Geisteskranken erweckt, als die Erweiterung und Vermehrung der Irrenanstalten. Wohlthätigkeitsinstitute, welche Geisteskranken, und zwar ausschließlich diesen, Schutz und Pflege gewährten, fehlten zwar früheren Jahrhunderten nicht gänzlich; in Metz befand sich eine solche Stiftung bereits ums Jahr 1100, in anderen deutschen Städten, namentlich des Hansabundes, wie Braunschweig, Hamburg, läßt sich das Bestehen entsprechender Einrichtungen durch mehrere Jahrhunderte verfolgen; am Rhein hat die Brüderschaft der Alexianer sehr früh ihre Klöster der Irrenpflege geöffnet (in Aachen 1396). Die bei Weitem größere Mehrzahl der Irren, soweit sie öffentlicher Hilfe bedurften, befand sich in Gefängnissen, Corrigendenanstalten, Armenhäusern. Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts werden Klagen laut, daß die Irren den Platz jener Institute in wachsendem Maße beanspruchen. „Erst im Jahre 1772," sagt Langemann, Director der Irrenanstalt Bayreuth und späterer preußischer Cultusminister, „sind die Stellen für Wahnsinnige in den öffentlichen Häusern zu Torgau und Waldheim verdoppelt und zwanzig Jahre nachher fehlte es schon wieder an Raum, alle zuströmenden Narren aus Churfachsen aufzunehmen." Wie naiv erscheint diese Klage gegenüber der Entwicklung der modernen Irrenanstalten! Um das nächst liegende Beispiel heranzuziehen, so besaß die Provinz Hannover vor zwanzig Jahren eine Irrenanstalt mit etwa 700 Geisteskranken; jetzt stehen letzteren in drei öffentlichen und zwei privaten Irrenanstalten gegen 2000 Plätze zur Verfügung, und einem weiteren Andrange ist bereits seitens der Provinzialverwaltung vorgesehen. Werfen wir zum Vergleiche einen Blick auf dieselben Verhältnisse in England und Frankreich, als denjenigen Staaten, welche am längsten ein geordnetes Irrenanstaltswesen besitzen. In England (ohne Schottland und Irland) befanden sich am 1. Januar 1883 in runder Ziffer 67,000 Geisteskranke in seinen verschiedenen diesem Zwecke bestimmten Instituten, 1863 etwa 34,000; innerhalb zwanzig Jahren hätte sich demnach die Anstaltsbevölkerung verdoppelt. Die Irrenanstalten Frankreichs beherbergten Mitte der dreißiger Jahre, kurze Zeit nach Herstellung seiner Irrengesetzgebung, etwa 10,000, zwanzig Jahre später 36,000 Irre; es kam 1835 auf etwa 3600 Einwohner ein Geisteskranker, 1882 zählte man einen auf 770 Einwohner. Diese Ziffern zeigen bereits zur Genüge, daß das Wachsen der Irrenanstaltsbevölkerung auch nicht entfernt einen Maßstab für die etwaige Zunahme der Geisteskranken innerhalb der Bevölkerung abgeben kann; denn ein Anwachsen derselben um das Zwei- bis Fünffache in den gedachten Zeiträumen ist undenkbar. Die Unterbringung der Geisteskranken in Anstalten hängt von sehr verschiedenen Factoren ab, unter denen die Zahl der überhaupt vorhandenen Geisteskranken sicherlich einer der schwächeren ist. Von entscheidendem Einflusse erscheinen zunächst die zu Humanitätszwecken verwendbaren Mittel, die Wohl-

habenheit eines Landes und dann die seitens des Staates durch Gesetzgebung und Verwaltung ausgeübte staatliche Fürsorge. Im Allgemeinen werden die Geisteskranken innerhalb der hoch civilisirten Staaten sich ihrem Vorkommen nach wesentlich gleichstehen und lassen sich die sehr erheblichen Differenzen in der Irrenanstaltsbevölkerung der verschiedenen Staaten ungezwungen auf die bezeichneten Einflüsse zurückführen, deren Entwicklung ohne Zweifel auch im Verlaufe der Zeit, wie wir gesehen haben, die Plätze in den Irrenanstalten des gleichen Staates so erheblich sich vermehren ließ. So waren 1881 auf 1 Million Einwohner in Schweden etwa 400, in Deutschland 650, in Frankreich 1300, im Amerika 1850, in England fast 1900 Geisteskranke in Anstalten untergebracht.

Von größerer Bedeutung erscheint für unsere Frage die Zahl derjenigen Geisteskranken, welche im Laufe der Jahre Aufnahme in den Anstalten gefunden haben. Denn unter diesen sind die zum ersten Male geisteskrank gewordenen, die sog. frisch Erkrankten in weit stärkerem Verhältniß vertreten, als unter der stationär gewordenen Bevölkerung der Anstalt. Für diese Kategorie der Geisteskranken bildet die ärztliche Behandlung den Zweck der Aufnahme, und da andererseits aus mannigfaltigen Gründen angenommen werden muß, daß die Zahl der zu Hause behandelten eher zugenommen hat, so gewährt die Statistik der Aufnahme ein einigermaßen zutreffendes Bild der Ab- und Zunahme der stattfindenden Erkrankungen. Wenn man jene Zeit außer Betracht läßt, als die Zahl und Größe der Anstalten dem Bedürfnisse nach Unterbringung der vorhandenen Geisteskranken noch nicht entsprachen und jede neu errichtete Anstalt eine rapide Steigerung der Aufnahmen zur Folge hatte, so bleibt dennoch für die jüngste Vergangenheit eine constante Steigerung von Jahr zu Jahr, welche nicht auf jenes Bedürfniß nach Unterbringung zurückzuführen ist, welche also auf eine Zunahme der psychischen Erkrankungen überhaupt hinweist. In Frankreich zählen die Irrenanstalten 1855 — 9300, 1865, also zehn Jahre später, 11000 und 1876, obwohl die Bevölkerung durch den Verlust Elsaß-Lothringens erheblich abgenommen hatte, über 12,000 Aufnahmen. Im Jahre 1848 wurden von einer Million Einwohner durchschnittlich 207 Geisteskranke in die Irrenanstalten geschickt, 1882 — 307. Es war demnach die Zahl Geisteskranker, welche im Laufe eines Jahres die Hilfe der Irrenanstalten aufsuchten, in 34 Jahren um mehr als 30 Proc. gestiegen, während die Bevölkerung Frankreichs seit 50 Jahren sich nur um 10 Proc. vermehrt hat.

Wenn es gestattet ist, aus dem bisher Erörterten mit hoher Wahrscheinlichkeit die Vermehrung der Geisteskranken in unseren civilisirten Bevölkerungen anzunehmen, so kann selbstverständlich der bestimmte Nachweis nur von einer zuverlässigen Zählung in gewissen sich gleichbleibenden Zeiträumen erwartet werden. In Frankreich und England sind diese Zählungen seit etwa einem halben Jahrhundert, in anderen Staaten, auch in einzelnen deutschen, seit mehreren Decennien angeordnet. Die Zeiträume, über welche sich diese Zählungen erstrecken, wären entschieden ausgedehnt genug für bestimmtere Rückschlüsse, hätte man es überall mit nur einigermaßen zuverlässigen Ergebnissen zu thun. Das ist aber mit den älteren Statistiken durchaus nicht der Fall. Abgesehen von der noch mangelhaften Methode der Zählung, war das, was man unter geisteskrank

zu verstehen habe, selbst in ärztlichen Kreisen nicht genügend festgestellt. Dann mußte das Vorurtheil, welches dieses Gebiet noch beherrschte, zu vielfachen beabsichtigten und unbeabsichtigten Täuschungen führen. Ein Vergleich der älteren und jüngeren Zählungen wird unschwer die große Ungenauigkeit ersterer darthun; denn wenn wir erfahren, daß man in Frankreich 1835 bei 33 Millionen Einwohnern etwa 17,000 Irre, 1866 bei 38 Millionen Einwohnern 91,000 Irre, daß England 1859 — 36,000 Geisteskranke, 1884, also fünfundzwanzig Jahre später, fast 79,000 zählte, so bedarf es wahrlich keiner weiteren Kritik. Eine englische Autorität auf diesem Gebiete, Lockhart Robertson, hat noch in Besonderem hervorgehoben, wie, außer der Neuanlage von Irrenanstalten, die genaueren gesetzlichen Bestimmungen über die Zahlungspflicht für arme Irre (pauper lunatics) und ähnliche Aenderungen der Irrengesetzgebung jedesmal eine erhebliche Steigerung der Zählungsergebnisse im darauf folgenden Jahre zu Wege gebracht hatten. Leider sind diese tröstlichen Einwendungen gegenüber den neueren Irrenzählungen, welche zwar erst seit 1877 ganz Deutschland umfassen, denen aber ältere in Preußen und anderen Einzelstaaten ergänzend zur Seite stehen, nicht mehr stichhaltig. Es soll nur noch darauf hingewiesen werden, daß Deutschland, welches noch nicht 30 Proc. seiner Irren in Anstalten untergebracht hat, in seinen Irrenzählungen zu wesentlich gleichen Resultaten gelangt, wie England, wo sich über 90 Proc. der Geisteskranken in Anstalten befinden. Die Zählungen der letzten beiden Decennien können also schwerlich durch die Zunahme der Irrenanstalten in merklichem Maße beeinflußt sein. In Preußen ist die Zahl der Geisteskranken in der Zeit von 1880 bis 1884 von 66,000 auf 70,000 gestiegen, was, mit Berücksichtigung der Bevölkerungsvermehrung, eine Zunahme um 4—5 Proc. bedeutet. Im Königreich Würtemberg wies die Zählung 1853 — 5600, 1875 — 7700 Geisteskranke nach; es kam ein Geisteskranker bei der ersteren Zählung auf 312, bei der letzten bereits auf 240 Einwohner. In England gelangte man zu ziemlich gleichen Ergebnissen. Man zählte am 1. Januar 1883 ca. 76,800, am 1. Januar 1884 — 78,500 Irre; während der letzten zehn Jahre betrug der durchschnittliche Jahreszuwachs 1660 Geisteskranke. Am erheblichsten scheint die Vermehrung derselben in den Vereinigten Staaten Nordamerika's vor sich zu gehen; man zählte dort 1883 fast 170,000 Geisteskranke, einen auf 299 Köpfe der Bevölkerung. Allerdings wurde bereits 1874 das gleiche Verhältniß für Mecklenburg-Schwerin nachgewiesen.

Wenn wir uns bemühen, die Verhältnisse zu eruiren, welche eine Erklärung für die nun wohl unbestreitbare Thatsache der Zunahme der Geisteskrankheiten in unserer Zeit darbieten, so ist vor Allem Enthaltsamkeit von allen psychologischen Deductionen geboten. Eine Kritik der Ideen, welche den modernen Menschen bewegen und beherrschen, würde, gerade wie die Untersuchung seines sittlich-moralischen Werthes, je nach dem politisch-religiösen Standpunkte des Untersuchenden, zu den abweichendsten Ansichten führen. Es ist daher nothwendig, sich auf Factoren der Civilisation zu beschränken, welche in ihrer Wirkung einer einfachen Beobachtung zugänglich bleiben.

Der rapide Aufschwung der Fabrik- oder Großindustrie, das Zurücktreten des Ackerbaues und kleineren Handwerks auf der einen Seite und die Folge

und zugleich Bedingung dieses Vorgangs, die Anhäufung der Bevölkerung um industrielle Centren, das stetige Wachsthum der größeren Städte und die Abnahme der Bevölkerung des eigentlichen Landes und der kleineren Städte auf der anderen Seite, sind so sehr wesentliche Züge der modernen Civilisation geworden, daß man an ihnen den Fortschritt derselben gewissermaßen abzumessen pflegte. Nun hat es seit undenklicher Zeit nicht an Autoritäten gefehlt, welche sich über den schädlichen Einfluß der großen Städte und der Fabrikarbeit auf die körperliche Gesundheit haben vernehmen lassen. In demselben Maße, als jene Uebelstände wuchsen, sind diese Stimmen zahlreicher und lauter geworden, und so konnte es nicht fehlen, daß die Hygiene einen steigenden Einfluß in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung erlangt hat. Weniger bekannt und kaum berücksichtigt ist die Schädigung der psychischen Gesundheit, welche aus demselben Boden erwachsen ist. Wenn überhaupt, so sind die psychischen Einflüsse der Großstädte eher von ihrer günstigen Seite geltend gemacht worden — man hat die größere Bildsamkeit des eigentlichen Städters, seine durchschnittlich weit höhere Intelligenz, die Regsamkeit seines Gemüthslebens hervorgehoben. Wiederholt sind namentlich die großen Hauptstädte eines Landes, wie Paris, mit Sonnen, mit mächtigen Centralfeuerungen verglichen, welche dem ganzen Lande Licht und Wärme spenden und das große Schwungrad der Cultur im Gange erhalten. Aber „wo Feuer ist, da ist auch Rauch", da häufen sich auch Schlacken und Asche an.

Bereits in den vierziger Jahren war es der Aufmerksamkeit französischer Irrenärzte nicht entgangen, daß die städtischen, vor Allem die großstädtischen Bevölkerungen im Verhältniß weit mehr Geisteskranke in die Anstalten sandten, als die ländlichen Districte; so Paris drei- bis viermal so viel im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, als die benachbarten Departements, Rouen mehr als drei Mal so viel, als sein im Uebrigen an kleineren Städten nicht armes Gebiet. Ein Vergleich der rein ländlichen Bevölkerung aus den Arrondissements mit der der größeren Städte bis zu 15,000 Einwohnern fiel noch weit ungünstiger aus, indem letztere fast sechs Mal so viel Irre in die departementalen Anstalten geschickt hatten, als erstere. In England, Belgien, selbst in Norwegen wurden diese Beobachtungen durch directe Zählungen sämmtlicher Geisteskranker bestätigt und verstärkt. Der bereits erwähnte namhafte belgische Irrenarzt Guislain fand in Gent ungefähr um dieselbe Zeit einen Irren unter 300, in den benachbarten Landbezirken einen unter 1400 Einwohnern. In England verglich man in dieser Beziehung gewisse fast rein ackerbautreibende Grafschaften mit vorwiegend industriellen und fand das Verhältniß der Geisteskranken der ersteren zu letzteren wie 28 : 44. Das fast gleiche Ergebniß hatte der Vergleich der ländlichen und großstädtischen Bevölkerung, wie verschiedener Bezirke der Grafschaften, je nachdem sie sich einer mehr primitiven oder fortgeschrittenen Erziehung erfreuten.

Selbstverständlich würde die gleiche Untersuchung für Deutschland dieselben in die Augen springenden Resultate zeigen. Dafür spricht schon die enorme Zahl der Irren, welche die Anstalten unserer Großstädte belasten. Hamburg bewahrt — bei ca. 450 000 Einwohnern — in verschiedenen Instituten über 1400 Irre, und man ist augenblicklich mit dem Plane beschäftigt, die dortige, gegen 1200 Plätze enthaltende Irrenanstalt sehr erheblich zu erweitern. Berlin, welches in

öffentlichen und privaten Instituten gegen 2000 Geisteskranke untergebracht hat, befindet sich in der gleichen schwierigen Lage. Man darf umsomehr darauf verzichten, die hier in Frage kommenden schädlichen Verhältnisse im Einzelnen zu bezeichnen, je größer die Fülle ist, mit welcher sie sich dem unbefangenen Beobachter aufdrängen. Ueberdies dürfte der Nachweis einer isolirten und unmittelbaren psychischen Schädigung kaum jemals zu führen sein; es handelt sich fast immer um complicirte, über lange Zeiträume sich erstreckende Einwirkungen.

Es bedarf keines Zurückgreifens in die antike Welt oder das Mittelalter, es liegt im Bereiche der Erinnerung des reiferen Mannes, wie sehr sich in allen Classen der Gesellschaft, fast in gleicher Weise bei Frauen wie Männern, in jeder Art der Thätigkeit die geistigen Ansprüche gesteigert haben. Die intellectuelle Leistungsfähigkeit bedingt mehr als zu irgend einem anderen Zeitalter das materielle Fortkommen des Individuums und seiner Familie, von ihr hängt mehr und mehr seine gesellschaftliche Stellung, seine Bedeutung für den Staat ab. Der jüngst verstorbene englische Minister Fawcet, vordem Professor der National-Oekonomie der Universität Cambridge, bezeichnete in seinem Werke „Arbeit und Löhne" die Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts als das beste Heilmittel für die Löhne der Arbeiter.

Nun besteht aber ein ebenso leicht durch zahlreiche Erfahrungen zu belegendes, wie a priori fast selbstverständliches pathologisches Gesetz, daß ein Organ um so häufigeren und schwereren Erkrankungen ausgesetzt ist, je stärker und einseitiger dasselbe in seiner sogenannten physiologischen Thätigkeit beansprucht wird. Es kann daher Niemanden Wunder nehmen, daß das Organ der psychischen Thätigkeit verwundbarer, mehr und mehr zum sogenannten „locus minoris resistentiae" unserer Zeit geworden ist.

Es ist ersichtlich, daß man der Forderung des praktischen Lebens nach vermehrten geistigen Leistungen zunächst durch eine Steigerung des Unterrichts zu entsprechen versuchte. Wie hätte sich die Schule diesem Drucke entziehen, ihre Alles versprechende Hilfe in dem vielberufenen „Kampfe ums Dasein" versagen können, selbst auf die Gefahr hin, die Waffen zu schädigen, mit denen dieser Kampf geführt wurde? Klagen über diese Schädigung unserer Jugend durch Schulüberbürdung richteten sich bekanntlich in Deutschland zunächst gegen den höheren Unterricht in den oberen Gymnasialclassen. Untersuchungen, wie sie auf Anordnung des preußischen Unterrichts-Ministeriums von sachverständiger Seite stattfanden, haben zwar nicht ergeben, daß unsere Primaner der Gefahr, geisteskrank zu werden, in irgend welchem Grade mehr ausgesetzt seien, als ihre übrigen Altersgenossen; es dürfte indeß zugleich zweckmäßig sein, sich zu erinnern, daß diese Klagen, weit entfernt, vorzugsweise unserer Zeit anzugehören, vielmehr mit dem ersten Auftreten einer sogenannten gelehrten Bildung sich geltend gemacht zu haben scheinen. In den „Wolken" spottet Aristophanes über die dürftige Leiblichkeit der gelehrten Jünglinge; vordem hätte man solche mit breiten Schultern und schmalen Zungen gesehen, jetzt wären die Schultern schmal und die Zungen breit. Quintilian sah sich zu einer eingehenden Widerlegung der Vorwürfe veranlaßt, welche gegen die Schulen seiner Zeit gerichtet waren, als ob dieselben durch zu große Anstrengungen den Geist der Schüler schädigten.

Er macht die lächerlich, welche eine Gefahr in der Ueberfülle von Kenntnissen erblickten, welche man in die Köpfe der Jungen hineinbringe, — die, welche so sprächen, müßten wohl selbst durch ein zu Vielerlei ihrer Studien verwirrt geworden sein — und schließt mit der bemerkenswerthen Aeußerung, daß kein Alter besser geistige Anstrengungen vertrage, als die Jugend. Im Mittelalter waren bekanntlich die gelehrten Uebungen, soweit sie überhaupt möglich waren, fast ausschließlich auf den geistlichen Stand beschränkt. Sobald mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhundert das Streben nach einer besseren Erziehung weitere Kreise ergriff, traten dieselben Befürchtungen einer Schädigung der geistigen und körperlichen Entwicklung durch gelehrte Studien wieder hervor. Macchiavell warnt seinen Prinzen vor ihnen; vieles Lernen mache den Körper schwach und den Geist schläfrig. Nach Plater, Fernelius und anderen Aerzten dieses Zeitalters vermehrte nichts so sehr die Anlage zu Gemüthskrankheiten als eifriges Studiren. Trinius macht in seiner Gesundheitslehre den Gelehrten geradezu den Vorwurf, daß sie nachlässiger als die Handwerker seien, welche doch ihre Werkzeuge in Ordnung hielten, indem sie das Instrument ihres täglichen Gebrauches, das Gehirn, zerstörten. Burton, welcher im Beginn des 17. Jahrhunderts ein sehr gelehrtes und umfangreiches Werk über die Melancholie verfaßte, schildert, wie es scheint aus eigner Erfahrung, sehr beweglich die psychischen Leiden des gelehrten Standes und ruft am Ende emphatisch aus: „Willst Du erfahren, wie viele arme Scholaren ihren Verstand verloren haben, so gehe nach Bedlam und frage dort!“

Man ist nur allzu geneigt, die Mängel, welche der Erziehung der besseren Classen in der gedachten Richtung anhaften sollten, als eine vorzugsweise deutsche Eigenthümlichkeit zu betrachten und auf England als den Vertreter eines entgegengesetzten Systems zu blicken. Wie oft mußten wir hören, daß dort Knaben und Jünglinge sich körperlich wie geistig harmonisch entwickelten, ja die Erlangung körperlicher Kraft und Tüchtigkeit den Vorrang einnehme. Diese Anschauung, wenn überhaupt in dieser Ausdehnung jemals begründet, gehört auch für England den überwundenen Standpunkten einer Zeit an, in welcher es genügte, ein Gentleman von durchschnittlicher geistiger Befähigung zu sein, um im Civil- oder Militärdienst zu einer Anstellung zu gelangen. In England herrscht seit einer Reihe von Jahren so gut wie in den Staaten des Continents ein genau regulirtes und, wie es scheint, scharf gehandhabtes Examinationssystem, welches nicht verfehlt hat, in gleichem Sinne auf den vorbereitenden höheren Schulunterricht zurückzuwirken. In Zeitschriften, Monographien, Vereinsberichten ertönen seitdem die Klagen über Ueberbürdung des Unterrichtes weit zahlreicher und lauter jenseits des Canales, als jemals bei uns. „Wenn das so fortgehe, werde es bald dahin kommen, daß sich alle Welt gegenseitig examinire.“ Autoritäten ersten Ranges weisen mit einer gewissen Entrüstung darauf hin, daß die Jugend allein Neigung und Begabung zu körperlicher Ausbildung habe; sie sei die Zeit der Erziehung der Sinne und Bewegungsapparate, — lasse man sie vorübergehen, so habe man den Vortheil für das ganze Leben verloren. Durch die anhaltende geistige Arbeit entständen in der Jugend Hypochondrie und verwandte nervöse Erkrankungen, welche, da derselbe Zug auch das spätere Leben beherrsche, nur zu

leicht in wirkliche Seelenstörungen ausarteten. Der Schatten des Examens, welcher auf den Universitätsstudien laste, habe den Sonnenschein der Spielstunden aus den höheren Schulen verdrängt und verdunkele bereits die Schwelle der Kinderstube.

Wenn von pädagogischer Seite mit Entschiedenheit in Abrede gestellt wird, daß die heutigen Gelehrtenschulen wesentlich höhere Ansprüche an die Leistungsfähigkeit ihrer Schüler erheben, so mag diese Seite der Frage hier unentschieden bleiben. — Aber es sollte nicht vergessen werden, daß bei einem Vergleiche mit der Vergangenheit als der erheblichste Unterschied, von unserem Standpunkte aus, die außerordentlich große und, wie es scheint, noch stetig wachsende Zahl derjenigen bezeichnet werden muß, welche sich zum höheren Schulunterrichte drängen. Die Zeiten liegen nicht so weit zurück, in welchen dieser Unterricht, mit einigen meist dem wohlhabenden Mittelstande angehörigen Ausnahmen, auf die im Dienste des Staates und der Kirche sich befindenden Classen der Gesellschaft beschränkt war; dem eigentlichen Mittelstand wurde so wenig wie den arbeitenden Classen zugemuthet, sich in ihrer Jugend mit ernsthafter Geistesarbeit zu plagen. Jetzt greift der höhere Unterricht tief in Volksschichten hinein, welche ihm bis vor Kurzem ferne gestanden hatten und welche seine Anforderungen als eine Last empfinden müssen, bis, vielleicht im Laufe von Generationen, der psychische Organismus sich ihnen adaptirt hat.

Von diesem Standpunkte aus kann es nicht überraschen, daß die gleichen Vorwürfe der Ueberbürdung dem Elementar-Unterrichte entgegentreten, sobald derselbe, wie beispielsweise in England, den in dieser Beziehung bisher vernachlässigten Massen der niederen Bevölkerung als allgemeine strengere Forderung auferlegt wird. Eine ärztliche Autorität ersten Ranges auf diesem Gebiete führt in seinem officiellen Berichte an die staatliche leitende Schulbehörde die häufigen Klagen über verschiedene cerebrale Beschwerden der Kinder in den Volksschulen auf geistige Ueberbürdung, namentlich durch die auch bei uns vielberufenen häuslichen Arbeiten, zurück, und eine zahlreiche Lehrer-Versammlung fühlte sich verpflichtet, dem Urtheile des Arztes mit einer öffentlich abgegebenen Erklärung beizutreten. In der That kann man den Aufschwung, welchen der Volksunterricht in fast allen civilisirten Staaten extensiv wie intensiv innerhalb der letzten Decennien genommen hat, kaum überschätzen. Im Jahre 1848 vertrat Thiers in der Commission zur Ausarbeitung eines neuen Unterrichtsgesetzes für Frankreich die Ansicht: „der Elementarunterricht braucht nicht Jedermann zugänglich zu sein, denn er ist ein Luxus und der ist nicht für Jedermann." Zur Zeit gibt es wohl keine Regierung, welche die allgemeine Einführung des Volksunterrichts nicht acceptirt hätte, und überall, wo das, wie bei uns, nicht bereits geschehen, ist die Gesetzgebung und Verwaltung mit dieser Aufgabe beschäftigt. Der Unterricht selbst hat aber nach Inhalt wie Methode die erheblichsten Veränderungen erlitten. Die älteren elementaren Uebungen, deren Resultate die Schulzeit nicht in vielen Fällen überlebten, genügen auch der einfachsten Dorfschule nicht mehr. In den städtischen Schulen, namentlich bei dem sogenannten gehobenen Unterrichte, läßt die Vielseitigkeit der Gegenstände und ihre Durchdringung kaum mehr einen wesentlichen Unterschied von den höheren Schulen erkennen.

Ist so die Schule auf dem besten Wege, den Volksmassen aller civilisirten Länder die Grundlage einer höheren geistigen Erregbarkeit zu gewähren, so ist das spätere Leben wiederum geeigneter als früher, diesen Keim zu erhalten und zu weiterer gesteigerter Entwicklung zu bringen. Das Bedürfniß nach Abwechslung und Unterhaltung außerhalb des Kreises der täglichen Beschäftigung war vordem wenig entwickelt und konnte leicht in einfachster Weise mehr körperlich als geistig befriedigt werden. Das Volk im Großen und Ganzen war zufrieden mit den Gedanken und der Alteration seines Gefühlslebens, welche die Kirche boten. Jetzt findet und sucht der gemeine Mann in seiner unmittelbaren Umgebung die Mittel geistiger und gemüthlicher Erregung. Das Wehe und Wohl seiner Familie erschöpft sein Interesse nicht. — Die Zeitungen bringen ihm täglich und fast so schnell, als wäre er Augenzeuge gewesen, Nachrichten über die für die Menge bemerkenswerthen Vorgänge auf dem Erdballe, und wenn seine Phantasie noch weiterer Nahrung bedarf, so steht eine mehr als reichliche Unterhaltungslecture in jeder Form und zu jedem Preise zur Verfügung. Versammlungen jeder Art geben ihm die Möglichkeit, in mehr selbstthätiger Weise seine Intelligenz zu bethätigen, und wenn ihm seine Umgebung nicht geeignet erscheint zur Verwerthung seiner Kräfte, so steht ihm Faust's Zaubermantel bereit, „der ihn fortträgt über Thal und Hügel." Wenn die Geschwindigkeit, mit welcher Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse sich folgen, ein Maßstab ist für den Grad der Reizbarkeit des psychischen Lebens, so ergibt sich für unser modernes Leben mit aller Sicherheit eine erheblich gesteigerte psychische Reizbarkeit und damit Erkrankungsfähigkeit.

In wie hohem Grade der Zug der Zeit Gehirn wie das Nervensystem überhaupt in den Vordergrund geschoben hat, dafür spricht vor Allem auch der Verbrauch der sog. Nervina, der auf das Nervensystem wirkenden Genußmittel. Einige, wie Kaffee und Thee, sind zum täglichen Bedürfniß aller Volksclassen geworden, und man hat fast vergessen, daß sie keine Nahrungsmittel, sondern Reiz- und Erregungsmittel sind. Wenn die Pathologie bisher wenig Gelegenheit gefunden hat, sich mit ihren Wirkungen zu beschäftigen, so liegt in ihrer unaufhaltsamen Ausbreitung ein kaum mißzuverstehender Hinweis auf die gedachte Veränderung unseres Nervensystems. Ihnen reiht sich zunächst der Tabak an, welchem indeß durch die medicinische Erfahrung schon Vieles von seiner vermeintlichen Harmlosigkeit abhanden gekommen ist, während die alcoholischen Genußmittel sich fast ganz auf der Schattenseite dieses Gebietes befinden. Die ethische Seite der Alcohol-Frage mag hier unerörtert bleiben; ob man sich vordem häufiger und stärker berauschte, wird schwerlich jemals entschieden werden können. Wenn darüber Zweifel bestehen könnten, daß der Alcoholgenuß an Ausdehnung und Schädlichkeit gewonnen, so müßten dieselben schwinden gegenüber der Thatsache, daß die Alcohol-Erkrankungen, der chronische Alcoholismus, erst seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts den Aerzten bekannt geworden sind. Die höchst auffallenden Erscheinungen dieser Erkrankung hätten der ärztlichen Beobachtung nicht entgehen können, wäre sie früher in einer merklichen Anzahl aufgetreten. Ueber den innigen Zusammenhang der Geisteskrankheiten mit dem chronischen Alcoholismus besitzen wir die sichersten Nach-

weise. In Deutschland gehören von 100 den Irrenanstalten zugeführten Kranken 15—20 dieser Erkrankung an, noch höhere Ziffern enthalten die Berichte des Irrenwesens Englands und der Schweiz. Der Alcoholverbrauch in allen civilisirten Staaten weist in verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen eine erhebliche Zunahme nach. In Holland stieg der Schnapsverbrauch, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, von 1864 bis 1881, also in siebzehn Jahren, um 30 Procent, in Belgien hat sich derselbe innerhalb der letzten vierzig Jahre mehr als verdoppelt, und, was am erstaunlichsten erscheinen dürfte, in dem Weinlande Frankreich ist derselbe innerhalb zwanzig Jahren von 1860 bis 1880 von ca. 4 auf ca. 7 Liter (auf den Kopf der Bevölkerung), also um etwa 70 Procent gestiegen. Im preußischen Staate stieg der Jahres-Consum von 1865 bis 1880, also in fünfzehn Jahren, von 8 auf 10 Liter für den Kopf der Bevölkerung, gleichzeitig vermehrte sich der für Bier von 37 auf 88 Liter. Man berechnete, daß die Bevölkerung unseres Staates für geistige Getränke überhaupt in runder Summe 900 Mill. Mark, die Englands 3000 Mill. Mark ausgebe. Die Anschauung, daß die leichteren geistigen Getränke, vor Allem das Bier, den Branntwein einschränkten, hat sich als eine irrige erwiesen — überall ist eine starke Zunahme im Consum beider zu constatiren.

Es hat fast den Anschein, als ob das stärkste der im Laufe der Zeit aus der Hand des Arztes in die des Publicums übergegangenen Nervenmittel, das Morphium, in den engeren Kreisen der höheren Stände die Herrschaft erlangen könne, welche dem Branntwein in den niederen seit Decennien gehört. Die subcutane Morphiuminterjection erfreut sich des höchst zweifelhaften Vorzugs, sich ohne Mühe fremder Beobachtung zu entziehen, sowie in ihrer Anwendung wie ihren Folgen gesellschaftlich nicht anstößig zu sein — Grund genug, daß sich, nach den Worten eines französischen Arztes, die gute Gesellschaft auf dieses Mittel förmlich stürzte; „denn der moderne Mensch," führt dieser Autor weiter aus, „sucht ohne Unterlaß nach allen Mitteln, um die schmerzliche Wirklichkeit in einem, ihm stets verfügbaren, angenehmen Rausche zu vergessen."

Es ist nach alledem nicht gut möglich sich dem Schlusse zu entziehen, daß in der That die moderne Civilisation Factoren enthält, welche eine Vermehrung der Geisteskrankheiten, wie sie ja statistisch nachgewiesen ist, begünstigen, und daß die Wirkung dieser Factoren zunächst darin besteht, die Empfänglichkeit des Gehirns zu erhöhen, ein Vorgang, welcher, bei den einmal vorhandenen zahlreichen schädigenden Einflüssen, außerordentlich viele Chancen besitzt, sich in übergroße Reizbarkeit mit entsprechender verminderter Widerstandskraft umzusetzen. Wenn der Zustand des Nervensystems einen wesentlichen Antheil an der Richtung besitzt, welche unsere Gefühle und Anschauungen nehmen, so muß auch in den Empfindungen und Gedanken, welche unsere Zeit bewegen, dieser weit verbreitete labile psychische Zustand zum Ausdruck gelangt sein. Diesem in der Literatur, der Kunst, den Aeußerungsweisen des menschlichen Geistes überhaupt nachzugehen, liegt unserer Aufgabe fern. Aber die Frage kann doch nicht unterdrückt werden, ob nicht gerade hier eine der stärksten und tiefsten Wurzeln des modernen Pessimismus zu suchen sei? Eine ihm angehörende Erscheinung müssen

wir indeß noch in den engeren Kreis unserer Betrachtungen ziehen, weil sie mehr unmittelbar dem gleichen Boden der veränderten psychischen Constitution entspringt, wie die Geisteskrankheiten selbst, den Selbstmord. Um seine Bedeutung für die Gegenwart zu würdigen, genügt es zu wissen, daß ihm zur Zeit in den civilisirten Staaten jährlich etwa 30,000 Opfer fallen. Der oft ausgesprochene und noch öfter gehegte Gedanke, daß der Selbstmord ganz und gar dem Gebiete der Geisteskrankheiten angehöre, findet, abgesehen von dem Widerspruch zahlreicher directer Beobachtungen, seine entschiedene Abweisung in der Thatsache, daß die verschiedenen civilisirten Staaten eine wesentlich gleiche Häufigkeit der Geisteskrankheiten aufweisen, in Bezug auf die Frequenz des Selbstmords aber sehr erheblich differiren. So zählte Italien vor etwa zehn Jahren 40, England 70, Frankreich 150, Preußen 170 Selbstmorde auf 1 Million ihrer Einwohner. Selbst in dem gleichen Staatenbezirk und bei ziemlich gleichartiger Bevölkerung bestehen die größten Unterschiede. In Deutschland ergab sich um die gleiche Zeit für Bayern eine Verhältnißziffer von 120, für Hannover von 140, Württemberg von 180, Sachsen von fast 400. — Die größten Differenzen herrschen auf dem engen Gebiete der Schweiz, oft in benachbarten Kantonen; denn während die Verhältnißziffer von Wallis kaum 50 betrug, stieg sie in dem nahen Bern auf 230, in dem dicht angrenzenden Waadtlande auf 430. Aehnliche klaffende Unterschiede ergeben die Selbstmordziffern der Skandinavischen Staaten, Norwegen mit 70, Schweden mit 90, Dänemark mit 350. Die Zunahme der Selbstmorde in moderner Zeit ist eine weit erheblichere als die der Geisteskrankheiten und zwar in allen Ländern. Auf die Million Einwohner berechnet, fand in Preußen und Frankreich seit 1840 eine Zunahme um etwa 80 Procent statt, in Sachsen hat sich in der gleichen Zeit die Zahl der Selbstmorde mehr als verdoppelt. In der Statistik der Ursachen erscheint nur der Einfluß der Geisteskrankheiten mit einiger thatsächlicher Sicherheit bestimmbar, er erstreckt sich überall etwa auf den dritten Theil aller Fälle. Die übrigen in den statistischen Mittheilungen angeführten Motive, welche sich als Existenzbedrohungen zusammenfassen lassen, haben eine durchaus subjective Bedeutung und drücken, in sehr schwankenden Ziffern für das Einzelmotiv, nur aus, daß Zweidrittel der Selbstmörder psychisch nicht stark genug waren, den „Schlägen und Stößen des Geschicks“ Widerstand zu leisten. Käme die Existenzbedrohung in erster Linie in Frage, so würde sich ihrer Zu- und Abnahme in gleicher Bewegung die Zahl der Selbstmorde einigermaßen anschließen, letztere wäre gleichsam die Scala der nach Zeit und Ort wechselnden Noth und Unsicherheit des Lebens. Eine auch nur oberflächliche Untersuchung dieser Beziehungen führt sehr bald zu dem allerdings nicht unerwarteten Resultate, daß eher das Umgekehrte zutrifft. In den älteren Zeiten mit ihrer relativ großen Lebensunsicherheit und entsprechend kurzen Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens, in Ländern mit den allerelendesten Lebensverhältnissen ist der Selbstmord fast unbekannt — England zählt achtmal mehr Selbstmorde als Irland, und seitdem Seuchen, Krieg und Hungersnoth die Bevölkerungen Europa's nicht mehr decimiren, ist der Selbstmord in stetem Steigen begriffen. Die Erforschung seiner ursächlichen Momente liegt daher durchaus auf subjectivem Gebiete, sie

können nur in der psychischen Constitution unserer Zeit gesucht und gefunden werden.

Es drängt sich fast unwillkürlich die Frage auf, welche Bedeutung die Vermehrung der Geisteskrankheiten mit der ihr zu Grunde liegenden Veränderung des Nervensystems in ihrer weiteren Entwicklung für die Zukunft der modernen Civilisation besitze. Diese Frage, wiederholt gestellt und beantwortet, hat zu geradezu entgegengesetzten Prognosen geführt, einer optimistischen und einer pessimistischen. Erstere, hauptsächlich durch die französische Psychiatrie der drei letzten Decennien vertreten, stützt sich auf die populäre Anschauung der Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn. Das Wohl der Menschheit, ihr Fortschritt in intellectueller wie materieller Beziehung, würde fast ausschließlich gefördert durch die Gedanken, Entdeckungen und Erfindungen einzelner außerordentlicher, sog. genialer Menschen. Wie sich bei diesen in gewissen Excentricitäten eine Anlage zur Geisteskrankheit documentire, so legten andererseits die geistreichen Einfälle, die excessive intellectuelle Productivität nicht weniger Geisteskranken den Gedanken nahe, daß es sich bei letzteren oft nur um eine Abirrung vom Genialen handle. Diese Ansicht steht, wie man das wohl ohne Uebertreibung aussprechen darf, mit beiden Stützen in der Luft. Die Zahl der einigermaßen bedeutenden Menschen, welche an einer Geisteskrankheit gelitten haben, bleibt doch verschwindend klein gegen die incommensurable Reihe der Geisteshelden aller Nationen, denen jede derartige Beziehung fern blieb. Auf der andern Seite hat man absonderliche Wahnsysteme und das überstürzte Bilden von Vorstellungen vieler Geisteskranken fälschlich für Originalität und gesteigerte Gedankenproductivität genommen.

Der Gedanke, daß die Geisteskrankheit namentlich in ihren stark hervortretenden hereditären Beziehungen eine Degeneration des psychischen Organismus bedeute, ist, wie wir hervorgehoben haben, zuerst von einem französischen Gelehrten aufgestellt worden. Diese Idee der psychischen wie moralischen Degeneration in ihren äußersten Consequenzen verfolgt und im Zusammenhange mit der Vermehrung der Geisteskrankheiten der Zukunft der ganzen Menschheit vindicirt zu haben, ist aber das zweifelhafte Verdienst einiger nicht unrühmlicher Forscher im Gebiete der Psychiatrie Englands und Nordamerika's, der Repräsentanten der modernen Civilisation par excellence, was in dieser Verbindung immerhin erwähnenswerth erscheint. Die zunehmende Verschlechterung der psychischen Constitution würde sich aber nicht nur auf dem pathologischen Gebiete äußern, sondern schließlich in gleichem Maße die ethischen und intellectuellen Stützen unseres gesammten heutigen Staatswesens untergraben. Daran würde unsere moderne Civilisation zu Grunde gehen müssen, wie jede ältere Civilisation nach kürzerem oder längerem Bestehen verblüht und zerstört sei. Daß dieser Vergleich aus nicht wenigen und recht triftigen Gründen kaum haltbar sei, braucht hier nicht des Näheren ausgeführt zu werden. Nur das mag noch betont werden, wie die Lage des Gegenstandes, mit welchem wir uns bisher beschäftigt haben, keine Nöthigung enthält, diese düstere Anschauung, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit gewissen modernen Weltuntergangstheorien darbietet, zu acceptiren. Uebergangsepochen, zu denen unser Zeitalter gehört, sind stets reich an Störungen

des körperlichen wie geistigen Behagens im Ganzen wie im Einzelnen, welche sich naturgemäß in den herrschenden Anschauungen widerspiegeln. Der moderne Pessimismus hat trotz seiner glänzenden wissenschaftlichen Rüstung eine frappante Aehnlichkeit mit den Gedanken des drohenden Weltuntergangs und jüngsten Gerichtes, welcher in anderen Wendezeiten der Geschichte das Volksgemüth bedrückte.

Einem jeden Lebendigen ist es gegeben, im Kampfe zu erstarken; aber der Mensch allein besitzt zugleich die Fähigkeit, die Ziele seines Lebens zu erkennen und mit Bewußtsein die Natur ihnen dienstbar zu machen. Wenn diesen jetzt aus den Erfolgen selbst die größte Gefahr erwachsen scheint, wenn die schwerste Aufgabe unserer noch wartet: mit Bewußtsein das eigne Wesen zu schützen und zu fördern, so steht uns dafür die ganze geistige Energie zu Gebote, welche wir in dem langen Kampfe um ein menschliches Dasein erworben haben. Die Hoffnung erscheint daher keine trügerische, daß auch unserem Geschlecht noch die Kraft innewohnt, nach den Worten Marc Aurel's, „den Genius im Inneren unentweiht und unverletzt zu erhalten."

Die politischen Parteien in England.

Von

Sir **Roland Blennerhassett,** Bart. M. P.

Am Abend des letztverflossenen 8. Juni wurde im englischen Unterhaus der Antrag eingebracht, die in den Budgetvorschlägen des Ministeriums Gladstone mit einbegriffene Steuererhöhung auf Bier und Spirituosen zu verwerfen. Weder die Antragsteller selbst, noch das Publicum, welches die parlamentarischen Angelegenheiten verfolgte, hatten eine Ahnung davon, daß damit die Waffe zum tödtlichen Stoß gegen die Administration geschmiedet war, die während der letzten fünf Jahre die Geschicke Englands geleitet hatte, obwohl zugestanden werden mußte, daß das Cabinet in der öffentlichen Achtung gesunken war, und die längst cursirenden Gerüchte über innere Zerwürfnisse in seinem Schoß und die wachsende Schwierigkeit, das Einvernehmen nach Außen aufrecht zu erhalten, auf Wahrheit beruhten. Auch fiel es schwer ins Gewicht, daß die jährlichen Ausgaben, die während des letzten Jahres der Administration von Lord Beaconsfield wenig mehr als 84,000,000 £ betragen hatten, nun auf die kaum jemals erreichte Höhe von 100,000,000 £ gestiegen waren, ohne daß die erzielten Resultate den gebrachten Opfern entsprochen hätten. Die Armee zwar legte Proben der zähen Ausdauer, des Muthes und der Hingebung ab, wie sie auf jeder Seite der Geschichte ihrer Vergangenheit zu finden sind, und an Beispielen der edelsten und glänzendsten Vorzüge des britischen Officiers gebrach es der Jugend nicht; aber der Widerschein dieser heroischen Thaten fiel nicht auf das Ministerium zurück, und ebenso wenig konnte es einen Antheil an den Verdiensten des Heeres beanspruchen. Es war in London wohlbekannt, daß Lord Wolseley lange und vergebens darauf gedrungen hatte, die Expedition nach Khartum zu senden und in Wady Halfa im Augenblick zum Vormarsch bereit zu stehen, wo der Nil zu steigen begann, in welchem Fall die betreffende Macht zum Entsatz von Gordon spätestens im October eingetroffen wäre. Der Zufall wollte es, daß gerade am Morgen des Tages, welcher der letzte ihrer Amtsübung sein sollte, die Regierung dem Haus eine Depesche von Lord Wolseley mittheilte, worin er in den stärksten von der Disciplin noch gestatteten Ausdrücken gegen den ihm zugegangenen Befehl protestirte,

nicht nur den Vormarsch auf Khartum, sondern auch die Provinz Dongola aufzugeben und sie der Verwüstung durch die Horden des Mahdi zu überlassen. Unter solchen Umständen war die Ungeduld, mit welcher erhöhte Besteuerungsvorschläge aufgenommen wurden, begreiflich. Die Verdächtigung jedoch, bei dieser Gelegenheit ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung geplant zu haben, wies die Opposition aufs Entschiedenste zurück. Sie hatte die Minister nur veranlassen wollen, ihre Finanzvorschläge einer nochmaligen Erwägung zu unterziehen. Da erhob sich, kurz nach Mitternacht, Mr. Gladstone mit der Erklärung, daß der Antrag eine Lebensfrage für das Cabinet sei, was selbstverständlich zur Folge hatte, daß die Annahme desselben zu seinem Rücktritt führen mußte. Die Abstimmung erfolgte unmittelbar nachdem der erste Minister seinen Sitz wieder eingenommen hatte. Sie vollzieht sich nach dem Brauch des englischen Unterhauses bekanntlich dadurch, daß sämmtliche Mitglieder den Saal verlassen. Diejenigen, die mit „Ja" zu stimmen beabsichtigen, wenden sich dem Gang zur Rechten des Sprechers zu; die Gegenpartei begibt sich in den Gang zur Linken. An den Ausgangsthüren eines jeden dieser Gänge stehen je zwei Mitglieder des Hauses, die mit dem Namen „Tellers" (Zähler) bezeichnet werden. Wenn alle Abgeordneten gestimmt und ins Haus sich zurückbegeben haben, dann melden diese vier „Tellers" dem mit am Tische des Hauses sitzenden dritten Secretär, dem sogenannten „Junior Clerk" desselben, die Zahl der in jedem dieser, „lobby" genannten, Gänge abgegebenen Stimmen, worauf er dieselben zu Papier bringt und dieses einem der Zähler der siegreichen Partei einhändigt, von dem das Ergebniß dem Hause verkündet wird. Bei der hier besprochenen Gelegenheit hatte sich schon während der Abstimmung das Gerücht von einer Niederlage des Ministeriums verbreitet. In größter Erregung, aber inmitten tiefsten Schweigens, war die Aufzeichnung der abgegebenen Stimmen vor sich gegangen. Als jedoch ein Viertel vor zwei Uhr Nachts der Clerk des Hauses sein Blatt Papier einem der beiden Zähler der Opposition einhändigte, folgte eine Scene, wie deren nicht viele in letzter Zeit gesehen worden sind. Hüte wurden geschwenkt, einige derselben flogen in die Luft, Triumphgeschrei ertönte, und mit einer, bei solchen Anlässen seltenen Uebereinstimmung begrüßte die große Mehrheit der Nation am folgenden Junimorgen den Sturz der Regierung von Mr. Gladstone. Ebenso wenig wie in den Reihen der Whigs fehlte es jedoch in jenen der Tories auch an Solchen, die mit ernsten Bedenken die Folgen des Geschehenen erwogen und es vorgezogen hätten, das liberale Cabinet bis nach den allgemeinen Wahlen im Amt zu wissen und, statt so wie es geschah, an seiner eigenen Uneinigkeit scheitern zu sehen. Diese Wünsche blieben unerfüllt. Die Königin nahm die Entlassung von Mr. Gladstone an, übertrug Lord Salisbury die Bildung einer neuen Administration, und es gelang ihm, sie zu Stande zu bringen.

I.

Das neue Tory-Cabinet hatte die Leitung der Geschäfte in einem für die englische Geschichte kritischen Zeitpunkt zu übernehmen. Die Wahlkreise waren nicht nur erweitert, sondern auch in ihrer Zusammensetzung verändert worden, und unter ganz neuen Lebensbedingungen drängt sich überhaupt die Frage heran,

wie künftig die beiden großen historischen Parteien ihre Aufgabe zu lösen und ihre Ziele zu erreichen gedenken.

Auf ihre Ausgangspunkte zurückgehend, begegnen wir der Scheidung zwischen ihnen mitten in den Wirren des XVII. Jahrhunderts. Die Tories vertraten die Anhänger der Kirche und des Königs, die Lehre vom göttlichen Recht, wie sie zuerst unter Jakob I. in England Eingang fand und für die Sache der Stuarts eintrat. Die Whigs hingegen griffen auf die alte englische Verfassung, auf Gesetz und Herkommen des Reichs zurück. Sie setzten die Habeas Corpus-Acte und die Bill of Rights durch und standen unentwegt zum Haus Hannover. Dem älteren Pitt, der Geschichte besser als Earl of Chatham bekannt, sollte es gelingen, alte Bande zu lösen und während einer glänzenden Amtsführung die Reihen von Whigs und Tories für größere Ziele zu durchbrechen. Doch hielten sich, bis zum Tode Georg's II., viele Toryfamilien fern und erschienen nicht bei Hofe. Erst als Georg III., in England geboren und erzogen und stolz auf diese seine englische Herkunft, 1760 den Thron bestieg, fanden sich viele Jakobiten veranlaßt, ihrem politischen Bekenntniß zu entsagen. Der König empfing sie besonders gnädig und verlieh mehreren unter ihnen die höchsten Würden des Hofes, eine kluge Taktik, welche die persönliche Annäherung und Aussöhnung mit der ganzen Partei förderte, ohne von diesen Jakobiten ausdrückliche Zustimmung für die neuen Regierungsgrundsätze zu verlangen. Eine freundschaftliche Verständigung verband die meisten von ihnen mit Lord Bute, und ihres Zusammenhangs mit den alten Tories wegen wurden sie auch Tories genannt, eine Bezeichnung, die bald auf alle Anhänger von Lord Bute ausgedehnt wurde, während seine Gegner sich unter dem Namen Whigs zusammenfanden. Beide Parteien waren sowohl aristokratisch als demokratisch, und vertraten wirklich vorhandene Meinungsverschiedenheiten, wie es denn stets vor Augen behalten werden muß, daß in England politische Unterscheidungen nicht etwa, wie in Frankreich und in andern Ländern in lateraler, sondern in verticaler Richtung sich vollziehen.

Die leitende Doctrin der Whigs war religiöse Freiheit und Aufhebung aller auf religiöser Meinungsverschiedenheit beruhenden Einschränkungen, Bedrückungen und Ungleichheiten im bürgerlichen Leben. Der Fundamentalsatz des Credo der Tories hingegen war der vollständigste und engste Bund zwischen Kirche und Staat. Jeder Versuch, den Vollgenuß bürgerlicher Rechte solchen Personen zu gewähren, die keine Mitglieder der englischen Staatskirche waren, begegnete dem Schlachtruf, die Kirche sei in Gefahr. Der damit aufgebotene Widerstand war um so ernster, als er vollkommen ehrlich war. Der Gedanke an eine vom Staat getrennte Kirche bezeichnete etwas der damaligen Auffassung vollkommen Unverständliches. Die zwei getrennten Begriffe, der Kirche ihr staatliches Einkommen und ihre äußere, politische und bürgerliche Stellung zu nehmen, oder das Aufhören ihres Bestehens überhaupt, galten damals als gleichlautende Sätze, und zwischen Entstaatlichung oder Zerstörung unterschied man nicht. So kam es, daß jedes den römischen Katholiken oder den Dissenters gemachte Zugeständniß als ein Schritt auf dem Wege zur Vernichtung der Kirche betrachtet wurde, und insbesondere war dies in Bezug auf alle Vorschläge der Fall, welche ihre Theilnahme an der Gesetzgebung bezweckten, weil man darin das Eindringen der

Laien ins Kirchenregiment erkannte. Innerhalb der Kirche selbst bildeten sich damals zwei Parteien; die eine war die alte hochkirchliche oder orthodoxe, die andere die sogenannte „low Church“, oder evangelische Partei. Die erstere rühmte sich der Unterstützung vieler gelehrter und hochangesehener Männer; die zweite hatte einen starken Rückhalt in der Bevölkerung der großen Städte. Während die Einen besondern Nachdruck auf genaue Beobachtung der Canons und Rubriken der kirchlichen Gesetzgebung legten, befliſſen sich die Andern des eifrigen Besuchs der oft bis zu unerträglicher Länge sich ausdehnenden Predigt und neigten in der Lehre zum reinen Protestantismus. Sie legten den größten Werth auf gemeinsame Gebetsübungen, bei welchen der langen Predigt als Frucht momentaner Eingebung ein nicht minder langes Gebet voranging. Beide Parteien verband gemeinsame Opposition gegen die Römisch-Katholischen. Die Orthodoxen, weil sie vom Grundsatz ausgingen, daß die römischen Katholiken in Folge ihres Systems keine loyalen Unterthanen der englischen Krone und des englischen Staates sein konnten, wofür sie Beweise erbrachten, ähnlich denjenigen, wie sie seit Ausbruch des Culturkampfes in Deutschland geläufig genug geworden sind. Den Evangelischen galt andrerseits die römische Kirche als der Greuel der Verwüstung, von welchem im zweiten Paulinischen Brief an die Thessaloniker die Rede ist; als die Zauberin der Offenbarung, die in Purpur gehüllt, die goldene Sündenschale in der Hand einherschreitet. Sie verkündeten laut, daß jede Duldung römischen Wesens den Bund mit der Abgötterei schließen heiße, und die Gerichte Gottes über die Nation herabbeschwören werde. Solcher Art war der Geist in jenem Theil der Kirche, auf welchen die Tories sich vornehmlich und zur selben Zeit stützten, wo unter dem Einfluß der Whigs der auf ihnen lastende Druck von den Dissenters hinweggenommen zu werden begann und die Katholiken-Emancipation durchgeführt wurde. Diesem Ereigniß folgte bald die Reformbill; und die der Kirche feindliche Bewegung, die im Laufe dieses großen Kampfes zu Tag getreten war, verbreitete Schrecken unter den Tories und eifrigen Anhängern des kirchlichen Systems. Die Zusammensetzung des ersten Parlamentes, das aus dem veränderten Wahlsystem hervorging, war nicht geeignet, ihre Besorgnisse zu beschwichtigen. Die Majorität des Hauses zeigte sich bereit, jeder etwa vom Cabinet des Lord Grey beabsichtigten Maßregel gegen die Kirche zuzustimmen, und die Gesinnung der überwiegenden Mehrheit der Nation ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß eine solche Politik ihre begeisterte Unterstützung kaum weniger als die Reformbill selbst gefunden hätte. Daß Lord Grey persönlich nicht nur keine Trennung der Kirche vom Staat, sondern vielmehr eine Stärkung ihres Einflusses wünschte, war damals nicht bekannt; man fürchtete aber schon, die Whigs und gemäßigten Liberalen durch Persönlichkeiten ersetzt zu sehen, die aus ihrer Absicht, die Kirche anzugreifen, kein Hehl mehr machten. Aus dieser geistigen Atmosphäre war es, daß eine Bewegung sich entwickelte, die nicht nur die politische Basis des alten Torythums vollständig zerstörte, sondern auch eine tiefgreifende Wirkung auf die geistige Fortentwicklung Englands und der gesammten angelsächsischen Race ausgeübt hat.

Im altehrwürdigen Oxford erhebt sich ein Bau, der viele Jahrhunderte hindurch die Heimstätte einer und derselben geistigen Familie geblieben ist. Am 24. Juni 1314 wurde König Eduard II. von Robert Bruce in der Ebene zu Bannockburn aufs Haupt geschlagen, und nur mit Mühe entkam der englische Monarch nach Dunbar und dem offenen Meer. In seiner Noth gelobte er der heiligen Jungfrau die Errichtung eines Klosters, wenn es ihm gelinge, die Heimath zu erreichen. Nach seiner Rettung bestimmte ihn sein Almosenier, das fromme Haus unfern des Schreins der heiligen Frideswida, in der Stadt Alfred's, zu errichten. Es wurde „Oriel College" genannt. Viele Generationen hindurch lebte die dort vereinigte kleine Gemeinde ruhig dahin, ohne Antheil an den verschiedenen Bewegungen zu nehmen, die, von andern Collegien der Universität ausgehend, ihre Rolle bei den Weltereignissen spielten. So sandte Baliol in Wicklif den Vorgänger von Huß aus, während Magdalen College den Anstoß zur Weiterentwicklung der Dinge gab, die zur Austreibung Jakob's II. führten. Von Oriel war bei diesen und ähnlichen Ereignissen wenig die Rede. Sein fast einziger Anspruch auf Ruhm war die ernste, einflußreiche Persönlichkeit von Buttler. In Bezug auf weltliche Ehren waren weder ausgedehnter Besitz, noch majestätische Hallen, reich geschmückte Gärten oder schattenreiche Laubgänge der Antheil der Stiftung, die das Andenken des unglücklichen Eduard von Carnarvon wach erhielt. Da, vor etwa achtzig oder neunzig Jahren, wurde Oriel von einem Geist erfaßt, der nicht mehr ruhte, bis er ihn zu großen und außergewöhnlichen Dingen befähigt hatte.

Zur damaligen Zeit pflegten nämlich alle Collegien von Oxford sich durch Wahl und dadurch zu ergänzen, daß der Lehrkörper eines jeden derselben frei gewordene Stellen mit jungen Leuten besetzte, die entweder ihre Studien im Colleg selbst zurückgelegt hatten, oder sonst auf irgend eine Weise in näherer Beziehung zu demselben standen. Nun beschloß Oriel, sich ein für alle Mal von diesem System zu emancipiren und in der Wahl seiner Mitglieder künftig weder mehr auf Familienbeziehungen, noch auf die politische Gesinnung, das Parteiinteresse oder sonst ein Vorurtheil irgend welcher Art das geringste Gewicht zu legen, sondern sich einzig und allein durch Gründe des öffentlichen Wohles bestimmen zu lassen und seine Lehrstellen, Pfründen und Stipendien der freien Concurrenz offen zu halten, bei welcher das bloße Verdienst entscheiden sollte. Unbekümmert um die Gehässigkeit einer solchen Maßregel gingen seine Mitglieder selbst weiter als das, und beschlossen, daß sogar der Besitz der akademischen Ehren an sich noch kein Grund der Bevorzugung sein, sondern jeder Candidat einer neuen Prüfung sich unterziehen sollte. Sie behielten sich vor, nach dem Ergebniß derselben so zu wählen, wie sie es nach bestem Wissen und Gewissen, zum Wohl des Gemeinwesens und im Sinne des Stifters verantworten konnten, als ob, wie sie es ausdrückten, dieser selbst noch auf Erden wandelte und zur größten Ehre seiner Schöpfung selbst die Entscheidung treffen könnte. Das freiwillige Vorgehen von Oriel, dessen Beispiel wenig Nachahmer fand, wurde später obligatorisch für alle Collegien der beiden Universitäten Oxford und Cambridge.

Inzwischen aber erntete Oriel die Früchte seiner muthigen Reform. Die Aufnahme in dasselbe galt als die höchste, begehrenswertheste Auszeichnung und wurde das Ziel des Ehrgeizes der Besten unter der englischen, akademischen Jugend.

Im Jahre 1823 bot sich Gelegenheit, für eine seiner Lehrstellen, einer sogenannten „Fellowship", zu concurriren, und es bewarben sich um dieselbe verschiedene Candidaten, die alle seit der Zeit als Staatsmänner, Juristen oder Schriftsteller sich einen Namen in der Welt gemacht haben. Der Preis fiel jedoch dem jüngsten unter ihnen, einem Studenten von Trinity-College, zu, dem zwei Jahre früher die akademischen Ehren in einem Alter zuerkannt worden waren, in welchem andere junge Leute ihre Studien zu beginnen pflegen. Es war John Henry Newman, der durch die vollendete Beherrschung der englischen Sprache, seine Schriften, seine Gabe der Rede, seinen reinen Charakter und eminente Begabung binnen weniger Jahre eine hervorragende Stellung an der Universität einnahm, und zur gegebenen Zeit der eigentliche Urheber und vornehmste Träger der Bewegung wurde, von welcher hier die Rede sein soll.

Die nach Annahme der Reformbill versuchten Angriffe auf das Kirchengut, und zwar ganz besonders der Vorschlag, einen Theil der Einkünfte der Staatskirche in Irland zu weltlichen Zwecken zu verwenden, gaben die nächste Veranlassung dazu. Newman und seine Gesinnungsgenossen beschäftigten sich jedoch weit mehr mit den geistigen Zwecken der Kirche als mit Habe und Einkommen derselben: was ihnen am Herzen lag, war nicht so sehr ihre Vertheidigung, als vielmehr ihre Umgestaltung. Newman verachtete die Doctrinen der bestehenden Schulen und war der Ansicht, daß weder die Kirche der Whigs noch die Low Church sich auf logischer Grundlage vertheidigen ließen. Viele unter den Anwälten beider Parteien erfüllten ihn, und dies mit vollem Rechte, mit Verehrung für ihren Charakter; aber die Sympathie für die Personen verblendete ihn nicht über die Stichhaltigkeit und den Werth ihrer Argumente. Ihm schien es, als ob eine Kirche, das heißt eine innerhalb der Nation bestehende Körperschaft, deren Zweck es ist, durch das Bekenntniß der Wahrheit zur Uebung der Tugend anzuleiten, einer besseren Beglaubigung ihrer Autorität als einige isolirte Schrifttexte, und eines höheren Beweises ihrer Mission, als Parlamentsacte und Gesetzesparagraphen bedürfe. Ihm zu Folge lag die Ursache der Schwächung der Kirche in ihrem Mangel an Muth: weil sie davor zurückschreckte, die Grundsätze zu verkünden, auf welchen ihre Macht beruhte, war diese Macht von ihr gewichen. Die beste Hebung des Uebels, das rechte Mittel, um den gegen sie gerichteten Angriffen zu widerstehen, bestand darin, kühn und muthig ihre Sendung zu verkünden und zu zeigen, daß sie nicht „die Kirche der Parlamentsacte", sondern ein freier, selbständiger, apostolischer Zweig der universellen, katholischen Kirche sei. Diese Anschauung vertrat der vom 9. September 1833 datirte „Tract", der erste der berühmten, in der „Times" erschienenen Serie. Er war an den Clerus gerichtet, und stellte die bündige Frage, auf was dieser seine Ansprüche im Fall zu begründen gedächte, wo die Regierung des Landes den Entschluß fassen sollte, der Kirche ihre weltlichen Auszeichnungen und ihr staatliches Einkommen zu entziehen. Er verlangte ferner von den Dienern der anglikanischen Kirche zu

wissen, auf welche Art und Weise sie das ihnen anvertraute Gut zu bewahren gedächten, und ob ihr Einfluß lediglich auf ihrer Popularität beruhe; ob es ihre Absicht sei, ihre Stellung dadurch zu retten, daß sie den Trägen und Reichen die Wege des Lebens ebneten, die niederen Classen der Gesellschaft aber durch moralisch erschütternde, aufregende Lehren zu gewinnen suchten. Hierauf entwickelte er seine eigene Auffassung dessen, was der Clerus, wenn der Staat sich von ihm lossagte, in Bezug auf Leitung und Lehre als Autorität zu betrachten habe.

Dieser Theil der Argumentation von Newman ist hier nur insofern von Belang, als sie seine Auffassung der Kirche als einer vom Staat verschiedenen und gesonderten Gesellschaft feststellt, nicht nur fähig und im Stande, ohne seinen Schutz zu leben, sondern durch den Zusammenhang mit ihm in der Ausübung ihrer höchsten Obliegenheiten eher behindert als gefördert. Newman selbst hat übrigens niemals nach Entstaatlichung der Kirche gestrebt, weil er auch im entgegengesetzten System große Vortheile für sie wie nicht minder für den Staat fand; nur flößten ihm der Gedanke ihrer Trennung von diesem und die Möglichkeit einer ganzen oder theilweisen Confiscation ihres Einkommens nicht dieselbe Panik wie den alten Tories ein. Viele unter seinen Anhängern gingen jedoch weiter als er, und man pflegte oft als Motto von ihnen anzuführen: „Gebt uns unser Eigen und laßt uns gehen." Wie die Bewegung wuchs und sich ausdehnte, und wie in dem durch sie entfesselten Sturme die edelsten und begabtesten Geister an den verschiedensten Küsten scheiterten, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die tiefsten Spuren ihres Einflusses trugen in politischer Beziehung die Tories. Die bisherige Theorie, daß die Verfassung in Kirche und Staat unverändert zu conserviren sei, erwies sich ferner als nicht mehr haltbar. Ohne sich immer bestimmte Rechenschaft darüber zu geben, suchte die jüngere Generation in den Universitäten, die ältere im öffentlichen Leben nach neuen Grundlagen für ihr Denken und Streben. Die Oxforder Bewegung hatte nicht nur den Clerus aus seiner Lethargie aufgerüttelt; sie enthielt auch die Aufforderung an die Aristokratie und den kleineren Grundbesitz, sich dem Gemeinwesen nützlich zu erweisen. Die Whigs waren die Träger der politischen Reform. Was blieb den Tories zu thun?

II.

Die Zustände des Landes wiesen ihnen die Stellung, die sie einzunehmen, die Wege, die sie zu gehen hatten, an. Diese Zustände waren ernster Natur. Die landwirthschaftliche Krisis hatte sich in einigen Gegenden bis zu thatsächlicher Hungersnoth gesteigert. Umsonst ermäßigten die Gutsherren den Pachtzins, entsagte die Geistlichkeit ihren Gebühren; die Löhne fuhren fort zu fallen und genügten endlich auch den bescheidensten Anforderungen des Lebens nicht mehr. Die Arbeiter begannen, sich auf ungesetzliche Weise zu versammeln, eine Pression auf ihre Kameraden auszuüben und höheren Lohn zu begehren. Als ihnen dieser verweigert wurde, schlugen sie die Dreschmaschinen und sonstiges landwirthschaftliches Geräthe in Trümmer und verbrannten, nachdem solche Mittel zu keiner Milderung ihres Elends geführt hatten, in blinder Wuth die Kornvorräthe ihrer

Brotherren. In sechsundzwanzig englischen Grafschaften rötheten Nacht um Nacht solche Feuerbrände den Horizont, in welchen die Nahrung des Landes in Flammen aufging. Dumpfe Trauer bemächtigte sich der Nation, Besorgniß erfüllte ihre Staatsmänner, und vom Ausland her erscholl der übliche Cassandra-Ruf wankend gewordener Freunde und schadenfroher Gegner, nun sei die unvermeidliche Stunde des Verfalls nach so viel Größe und Erfolgen gekommen. Glücklicher Weise lagen Englands Geschicke in den Händen Solcher, die, ihrer Verpflichtungen gegen die Freiheit eingedenk, die Abhilfe des Uebels nicht allein von Repressiv-Maßregeln erwarteten. An der Spitze der Whigs stand Lord Grey, von Jugend auf ein Vertheidiger der Rechte des Volks und nach Sülly's Worten der Wahrheit eingedenk, daß solchen Erhebungen fast immer ein ungewöhnliches Maß erduldeter Entbehrung und Noth zu Grunde liegen. Das Haupt der Tories war der Herzog von Wellington, dessen ritterlicher Soldatennatur nichts antipathischer war, als Verwendung der militärischen Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung im Inneren, und dessen Scharfblick früher und vollständiger als irgend einer seiner Zeitgenossen erkannt hatte, daß die Haupturſache der Calamität, mit welcher man zu kämpfen hatte, in der falschen Handhabung des Armengesetzes liege. Wie denn überhaupt in dieser Geschichte der Armenpflege eine seltene Quelle der Betrachtung und Belehrung zum bessern Verständniß dessen verborgen liegt, was als gemeinsame Errungenschaft gesunder Vernunft und politischer Energie zum großen Ganzen sich zusammengefügt hat, welches wir als „unsere Constitution in Kirche und Staat" bezeichnen.

Die Bestimmungen in Bezug auf die Armenpflege trugen in den älteren Zeiten einen doppelten Charakter. Nach einer Richtung hin waren sie autoritär; nach der andern fakultativ. In den Instructionen an Augustinus, den Gründer der Kirche von England, erinnert ihn der heilige Papst Gregor an die Verpflichtung, ein Viertel des kirchlichen Einkommens den Armen zuzuwenden. In den früheren Zeiten englischer Geschichte blieb das Vorschrift und Regel, und ein bestimmter Antheil der Bezüge des Clerus wurde zum Unterhalt der Armen des Pfarrsprengels bei Seite gelegt. Die freiwillige Unterstützung derselben übernahmen der Säcular- und Regularclerus durch Aufopferung des Lebens im Dienste der Leidenden und Bedürftigen, die fromme Laienwelt durch Zuwendung ihres Besitzes, oder eines Theils dieses Besitzes, an gute Werke aller Art. Von diesen zwei Strömungen zu Gunsten der Linderung von Armuth und Noth gewann zunächst die erste politische Bedeutung. Das ursprüngliche Problem bestand darin, die Bevölkerung an den Boden zu fesseln, und zur Erreichung dieses Zweckes vereinigten Kirche und Staat ihre Anstrengungen. Angesehene und gelehrte Priester und Mönche suchten der vielverbreiteten Sitte der Pilgerfahrten zu steuern; der mehr und mehr um sich greifende Brauch, die Gemeinden für alle, innerhalb ihrer Grenzen begangenen Ausschreitungen verantwortlich zu machen, bereitete dem Vagabundenwesen stets wachsende Schwierigkeiten. Mit der fortschreitenden Entwicklung veränderte sich jedoch das Problem dahin, daß nicht mehr für die Ansässigmachung, sondern für die Fortbewegung der Bevölkerung Sorge getragen werden mußte. Auch dabei war vornehmlich die Kirche betheiligt, und zwar suchte sie weniger durch den weltlichen Clerus und die ihm zu Gebote

stehenden Mittel aus dem Kirchenfond, als durch die Ordensleute zu wirken. Die Benedictiner hatten hier den Weg durch Gründung von Niederlassungen gebahnt, in welchen, nach Verlauf eines Jahres und eines Tages, der seßhaft gewordene Sklave auch zum freien Mann wurde, während ihre ausgedehnten Besitzungen die Entwicklung von Pachtverhältnissen und die Umwandlung des Leibeigenen zum freien Eigenthümer begünstigten. Die Franciscaner folgten und thaten für den Landstreicher und den Bettler Aehnliches wie die Benedictiner für den Arbeiter. Die Gutheißung und Unterstützung des Vagabundenwesens durch die Jünger des heiligen Franciscus muß als ein nothwendiger, wenn auch beklagenswerther Factor im Uebergangsstadium von der Sklaverei zur Freiheit hingenommen werden. Die Existenzbedingungen des heimathlos Umherziehenden wären kaum erträglicher gewesen, als jene des an die Scholle gebundenen Leibeigenen, wenn der freiwillige Beitritt dieser, der ganzen Christenheit ehrwürdigen Verbrüderung sie nicht vor Mißachtung geschützt hätte. So befremdend es daher auch klingen mag, ist es doch wahr, zu sagen, daß diese umherziehenden Scharen, trotz aller Uebelstände, die sie mit im Geleite führten, bereits die Vorboten einer besseren Zukunft waren. Denn nicht nur, daß ihre selbstgewählte Lebensweise ihre eigene Unabhängigkeit bekundete, sie veranlaßte auch das Volk dazu, die seinige zu erstreben. Die Thatsache war in jenen Zeiten so wohl bekannt, daß alle Gegner der Aufhebung der Leibeigenschaft ihre Angriffe nicht gegen diese Aufhebung selbst, sondern gegen das Vagabundenwesen richteten, weil sie wohl wußten, daß mit dem Verschwinden desselben auch die Lösung der Emancipationsfrage auf unbestimmte Zeiten vertagt werden würde.

So lange als die Kirche diese wandernde Bevölkerung nicht officiell unter ihren Schutz nahm, sondern sich damit begnügte, ihr den verfügbaren Antheil ihres Almosens zuzuwenden, kam es mit dem Staat zu keinem Conflict. Dieser brach erst dann aus, als das Streben nach Freiheit des gemeinen Mannes die Unterstützung der kirchlichen Behörden fand, und damit eine Opposition herausgefordert wurde, deren Heftigkeit sich mit den Jahren steigerte.

Das Eingreifen des Staates zur Unterdrückung des Vagabundenwesens wurde zum Ausgangspunkte der englischen Armengesetzgebung. Die Kirche gab dem Wanderer Speis' und Trank und segnete den Bettler; der Staat erließ strenge Verordnungen gegen den Landstreicher. Der Bauer sah sich an den Boden gekettet: das Recht freier Bewegung wurde ihm mit seltenen, an bestimmte Zeiten gebundenen Ausnahmen genommen. Nicht nur die Arbeitszeit, die sein Herr von ihm zu verlangen hatte, sondern auch der dafür schuldige Lohn wurden genau vorgeschrieben. Der Staat bezweckte durch solche Maßregeln vor Allem Abstellung der Mißbräuche, die sich überall einzuschleichen pflegen, wo reiche Stiftungen nicht nur der wirklichen Armuth helfend entgegenkommen, sondern auch Trägheit und Verschwendung ermuthigen.

Auf diese Weise vereinigten sich ursprünglich drei verschiedene Elemente zur Bildung der englischen Armengesetzgebung. Zuerst kam die locale, pfarrliche, nach bestimmten Vorschriften zu leistende Unterstützung. Dann folgte die freiwillige Spende, die hauptsächlich in den über das ganze Land verbreiteten großen Klöstern und Abteien zusammenfloß, und von dort aus sich wieder nach Bedürfniß

und Umständen vertheilte. Endlich traten die staatlichen Verordnungen als nothwendige Beschränkung der unvermeidlich auftauchenden Mißbräuche hinzu. Auf diesen Grundlagen erhob sich die Gesetzgebung von Elisabeth, von welcher noch bis zur Stunde die ganze englische Armengesetzgebung ausgeht. Das alte, auf der Eintheilung nach Pfarrsprengeln fußende System wurde beibehalten und ein strenges Strafverfahren gegen Bettelunwesen und Landstreicher eingeführt; alle aus freiwilligen Beiträgen und Stiftungen fundirten Spitäler aber, die zuerst durch die Klosteraufhebung unter Heinrich VIII., und hierauf durch die vollständig ungerechtfertigte Confiscation ihres Vermögens unter Eduard VI. schwer, wenn nicht tödtlich getroffen worden waren, stellte die Legislation der Königin wieder her.

Bis ungefähr zur Zeit der Annahme der Reformbill blieb das sogenannte große Statut von Elisabeth in Kraft. Von da an begann es, sich unzureichend zu erweisen, und mit den hereinbrechenden schweren Zeiten und der Stockung des Erwerbs bedeckten sich die Landstraßen mit so vielen Bettlern und umherziehendem Volk, daß ihre Zahl allein schon zur Gefahr wurde und Lord Grey eine besondere Commission zur Prüfung der gesammten Armengesetzgebung einsetzen zu müssen glaubte. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung führten zur Aufdeckung einer Menge von Mißbräuchen. Während Kranke und Erwerbsunfähige nur ungenügende Unterstützung fanden, bezogen Bettler von Profession höhere Bezüge als fleißige Arbeiter an Lohn verdienen konnten. Im Arbeitshaus — dem vielbesprochenen englischen „workhouse“ — wurde der auf Kosten der Gemeinde unterhaltene Arme mit der besten Qualität von Fleisch genährt, während der Handwerker, der für ihn mitbezahlte, sich mit einem gemessenen Brotvorrath und dem gewöhnlichsten Gemüse zu begnügen hatte. Die Aussicht auf Unterstützung und die Sicherheit des Schutzes vor der äußersten Noth ermuthigten zur Schließung absolut mittelloser Ehen. Es kam vor, daß die Leute vom Traualtar weg sich direct an die Armencasse begaben und ihre soeben eingegangenen neuen Verpflichtungen als Anspruch auf das öffentliche Almosen geltend machten. War dann eine solche Unterstützung einmal erreicht, so betrachtete man sie als eine Art von Lebensrente, auf welche man als auf ein gesichertes Einkommen rechnete. An manchen Orten erzwang man sie durch Drohungen und mit Gewalt; in anderen Gemeinden vertheilte man sie als eine Art von Lösegeld gegen Brandstifter und Störenfriede. Wieder in andern Pfarreien galten sie als Ersatz für Löhne. Pächter entließen nämlich ihre Feldarbeiter und nahmen sie, wenn die Pfarrei zum Lebensunterhalt der brotlos Gewordenen beigesteuert hatte, mit ermäßigtem Lohn wieder in ihren Dienst. Fabrikanten und Industrielle handelten nach einem ähnlichen Plan und brachten es dahin, daß der Arbeitslohn vom Steuerpflichtigen getragen wurde. Die daraus folgende Demoralisation wirkte nach allen Richtungen hin. Abgaben und Gemeindeauslage waren beständig im Steigen begriffen; Pächter klagten über die hereinbrechende Verarmung; das Capital wurde aufgezehrt und man steuerte dem Pauperismus und einer gewaltigen nationalen Demüthigung entgegen.

Mit diesem wenig erfreulichen Ergebniß schloß der Bericht der Commission. Unter den Mitgliedern derselben war Mr. Edwin Chadwick, der seine Collegen

an Verständniß der verwickelten Frage und praktischer Einsicht übertraf und dessen Rathschläge bei Regierung und Parlament die gleiche Berücksichtigung fanden. Sie gingen vornehmlich dahin, die Controle über Handhabung des Armengesetzes einer centralen Behörde mit ausgedehnten Vollmachten zu übertragen. Eine hauptsächlich unter seiner Eingebung entworfene Bill befolgte die Theorie, daß Unterstützungen niemals außerhalb des Armenhauses, es sei denn als Entschädigung für entsprechende Arbeitsleistungen, gereicht werden sollten. Diese Normen wurden bei Ausarbeitung des Gesetzes so viel als nur immer thunlich eingehalten, und die glücklichen Resultate, die seiner Anwendung folgten, übertrafen noch die Erwartungen der Urheber der Reform. Das Gesetz war kaum in Kraft getreten, als die Gemeindeumlagen sich verringerten, die Löhne stiegen, Ruhestörungen und Brandstiftungen aufhörten und wesentliche Veränderungen zum Bessern in den Lebensgewohnheiten der arbeitenden Classen sich fühlbar machten, wie sie nur selten als Folge einer gesetzgeberischen Maßregel nachgewiesen werden können. So verminderte sich in den nächstfolgenden Jahren die Zahl der illegitimen Geburten, und ein specielles Beispiel unter vielen wird die Tragweite der erzielten Veränderung bemessen lassen. In der Grafschaft Sussex standen 6160 mit gesunden Gliedern ausgestattete Persönlichkeiten auf den Armenlisten als Bettler eingetragen: es waren kaum zwei Jahre seit Veröffentlichung des Gesetzes verstrichen, als ihre Zahl auf 124 herabsank[1]). Unter solchen Umständen konnte es nicht Wunder nehmen, daß in den 22 Grafschaften, in welchen dasselbe in Wirksamkeit trat, die localen Steuern und Abgaben bereits 1836 um 43½ Proc. sich verminderten. Mr. Chadwick, dem das Resultat hauptsächlich zu danken war, ist noch heute im ungeschmälerten Besitz seiner geistigen Kraft und Gesundheit und hat seine vierundachtzig Winter mit jugendlicher Frische überstanden. Er versichert mir, daß die Reform der Armengesetzgebung vor Allem der einsichtsvollen Unterstützung des Herzogs von Wellington zu danken war, der bereits dreißig Jahre früher und mit seltener Klarheit in Indien die leitenden Grundsätze festgestellt hatte, nach welchen bei Gewährung der Staatshilfe verfahren werden soll[2]).

III.

Eine andere kaum minder wichtige Frage in der Geschichte des englischen Parteilebens und der Nation betraf die Verwendung von Frauen und Kindern in den Minen und Kohlengruben. Auch diesmal ging der Gesetzgebung eine sorgfältige Prüfung der bestehenden Verhältnisse voraus. Die Berufung einer königlichen Commission zu diesem Zweck wurde durch das Mitglied der Tories, Lord Ashley, den gegenwärtigen Lord Shaftesbury, begehrt und erhalten, der seine lange, ehrenvolle, glücklicher Weise noch nicht abgeschlossene Laufbahn, seine großen Fähigkeiten, seine ganze Kraft und alle Hilfsmittel einer vornehmen Stellung aufgeboten hat, um nicht etwa dem Volk zu schmeicheln und es durch

[1]) S. Molesworth, „History of England", Vol. II.

[2]) S. Wellington's „Despatches in India", Vol. II, p. 202 und ff., die höchst merkwürdige, von Bombay, 11. April 1804 datirte Depesche.

trügerische Vorstellungen zu gewinnen, sondern um die Existenz derjenigen zu erleichtern und zu verschönen, die mühselig und beladen die Hitze des Tages zu bestehen haben. Das Ergebniß der damaligen Untersuchung war ein über alles Erwarten düsteres und beklagenswerthes, und der Bericht der Commission an das Parlament enthüllte das Bild schauerlicher Zustände, wie etwa nur Zola's Feder im Roman „Germinal" sie als noch heutzutage in Frankreich bestehend schildert, und wie sie überall und vom Augenblick an sich entwickeln werden, wo die Arbeit von Frauen und Kindern in Minen überhaupt gestattet ist.

Den unermüdlichen Anstrengungen von Lord Shaftesbury ist es vor Allem zu danken, daß das Verbot der Gesetzgebung dagegen erwirkt und diese Schmach für immer aus dem englischen Volksleben getilgt wurde. Lord Shaftesbury, um ihn gleich bei seinem spätern, besser bekannten Namen zu nennen, fand, daß Kinder von sechs und sieben Jahren in der dunklen Erde und in vergifteter Atmosphäre dahinsiechten. Frauen wurden zu Arbeiten verwendet, die ihre Kraft aufzehrten. Da wo die Kohlengänge so eng waren, daß an kein Aufrechtstehen gedacht werden konnte, krochen Frauen und Kinder auf allen Vieren wie Thiere umher, Karren mit Kohlen nach sich ziehend, die ihnen an Stricken um die Hüften befestigt waren, wozu noch kam, daß sie häufig dabei in Feuchtigkeit und Kälte im Wasser waten, eine mit den schädlichsten Miasmen versetzte Luft einathmen mußten und allen Gräueln moralischer und physischer Art ausgesetzt waren. Die Wirkungen dieser unnatürlichen, unverhältnißmäßigen Kraftanstrengungen zeigten sich in der Form von gehemmter Entwicklung, gebogenem Rückgrat, früher Altersschwäche, schweren Herzleiden und vorschnellem Tod. Schwerer noch als die Gesundheit der zur Finsterniß Verurtheilten litten ihre Sitten und ihr Charakter.

Die wilde Rohheit der Männer war eine bestialische. Kinder wurden von ihnen zu Krüppeln geschlagen, selbst auf fahrlässige Weise getödtet, ohne daß strafrechtliche Untersuchungen stattfanden. Ihre Sprache beleidigte das Ohr; Trunkenheit war das gemeinsame Laster von Männern und Frauen, die an Ausschweifung mit einander zu wetteifern schienen, und ihr frevelhafter Leichtsinn verursachte fortwährende, oft schreckliche Katastrophen. Um in so trostloser Lage Abhilfe zu schaffen, drang Lord Shaftesbury, wie schon erwähnt, darauf, daß die Beschäftigung der Frauen in Minen und Kohlenwerken unter allen Umständen untersagt wurde, und gab damit ein Beispiel, das in allen civilisirten Ländern, auch in solchen befolgt zu werden verdiente, wo zwar keine starke Aristokratie mehr vorhanden ist, den Arbeiter gegen die Ausnützung durch das Capital zu schützen, wo es aber nicht an jungen Leuten fehlen wird, muthig und hingebend genug, um in die Fußstapfen des jungen Tory zu treten. Lord Shaftesbury trug auch dafür Sorge, daß die Männerarbeit gesetzlich beschränkt und geregelt wurde. Es gelang ihm, das sog. Lehrlingssystem vollständig abzuschaffen, durch welches die Kinder armer Leute bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre ohne Lohn und Entschädigung von den Besitzern von Kohlenminen zur Arbeit verwendet wurden. Eine weitere Bestimmung verfügte, daß Niemand unter dem einundzwanzigsten Jahr Verwendung als Ingenieur finden durfte, weil es festgestellt worden war, daß eine Menge von Unglücksfällen dem Umstande zuge-

schrieben werden mußten, daß bloße Kinder den Dienst bei den Dampfmaschinen versahen. Im Unterhause begegnete die Bill keinem ernsten Widerstande. Bei den Lords stimmte bereits nach der zweiten Lesung Niemand mehr dagegen. Die Folgen dieser Maßregel in den Kohlendistricten vermöchte ich nicht besser zu schildern, als durch das Zurückgreifen auf eine Scene, die sich etwa zwanzig Jahre nach dem Zeitpunkt abspielte, wo die Bill Gesetzeskraft erlangt hatte. In einer Mine unfern von North Shields fand am 16. Januar 1862 ein entsetzlicher Unglücksfall statt.

An einer Pumpe brach nämlich ein schwerer Balken, stürzte in den unter demselben befindlichen Stollen und tödtete fünf eben herauffahrende Arbeiter. Dadurch wurde der Stollen so vollständig verstopft, daß man weder mehr heraus noch hinein gelangen konnte. Die Mineninspection hatte wiederholt und dringend auf die Nothwendigkeit verwiesen, bei jedem Schacht mindestens zwei Ausgänge frei zu halten, aber eine eigens darauf bezügliche und seitdem erlassene gesetzliche Bestimmung bestand noch nicht und die Minenbesitzer entgegneten, die Auslagen dafür seien zu groß. An jenem Januartag 1862 wurden in Folge dessen über zweihundert Männer und Knaben lebend von der Erde verschlungen. Um sie zu retten, bot man die ungeheuersten Anstrengungen auf; aber es vergingen mehrere Tage und Nächte in unausgesetzter Arbeit, bis die Hindernisse beseitigt wurden, weil tödtliche Ausströmungen von Gasen die dabei Beschäftigten immer wieder zurücktrieben. Endlich gelang es, eine Bahn zu brechen, und unter dem Schweigen des Grabes drang man in die Tiefe. Dort lagen die Grubenarbeiter, der Reihe nach hingestreckt, mit ruhigen, friedlichen Zügen. Die Häupter von Knaben ruhten auf den Schultern ihrer Väter, und einen armen Jungen fand man, der den Bruder treu umschlungen hielt. Neben Einigen lagen Zettel oder beschriebene Büchsen und Schächtelchen mit letzten Abschiedsworten an die Hinterbliebenen. In der Tasche eines Mannes fand sich in einem Buche mit einfachen, schmucklosen Worten verzeichnet, wie er und seine Gefährten sich fromm ergeben auf das schauerliche Ende vorbereitet hatten: „Freitag Nachmittag halb drei Uhr," so lauteten sie, „wurden Edward Armstrong, Thomas Gladson und mehrere Andere sehr elend. Um ein Viertel vor zwei Uhr hatten wir auch eine Gebetstunde . . . . Tibbs sprach uns zu, und dasselbe that Scharp" [1]). Welcher Gegensatz zur Stimmung, die ein Vierteljahrhundert früher unter diesen armen Leuten geherrscht hatte!

Es bleibt mir auf socialem Gebiete ein dritter Act gesetzgeberischer Thätigkeit, die Regelung der Arbeitsstunden in den Fabriken nämlich, zu erwähnen. Dieselben waren übermäßig lang und besonders die Frauen und Kinder genöthigt, zwölf Stunden des Tages und noch mehr ihren Brotherren zu Diensten zu sein. Die Bevölkerung ganzer Districte, besonders in Yorkshire und Lancashire, trug die Spuren davon, und die Leute sahen elend und abgehärmt aus. Vergebens war eine Agitation gegen diese Ausnützung des Menschenmaterials versucht worden; die Mittelclassen, voran die Arbeitgeber, widerstanden allen Abänderungen der bestehenden Verhältnisse, bis 1832 Mr. Sadler, Parlaments-

[1]) S. Molesworth, „History of England", III, 261.

mitglied der Torypartei für Leeds, eine Vorlage einbrachte, welche die Einschränkung der Arbeitszeit bezweckte. Nach den allgemeinen Wahlen, welche auf die Reformbill folgten, verlor Mr. Sadler seinen Sitz im Unterhaus und Lord Shaftesbury nahm sich der bisher von Jenem vertretenen Sache an. Die heftigsten Angriffe der Liberalen und Radicalen wandten sich nun gegen ihn, aber es gelang ihm doch, eine Bill durchzubringen, welche die Arbeitszeit aller Personen unter 18 Jahren fühlbar herabsetzte und die Anstellung von Fabrikinspectoren beschloß, um über die genaue Ausführung dieser Bestimmungen zu wachen. Darin lag ein großer Gewinn, denn aus den Berichten dieser Inspectoren erhielt man bessere Kenntniß der Verhältnisse und damit die Möglichkeit zu gründlicher Heilung der vorhandenen Schäden. Der nächste Schritt wurde mit der berühmten Bill von 1847 gethan, welche die Arbeitszeit auf zehn Stunden herabsetzte und davon ihren Namen: Zehnstundenbill, erhielt. Was sie für die Bevölkerung leistete, mag das Folgende erhärten. In der Grafschaft Surrey war vor fünfzig Jahren der Procentsatz der Sterbefälle ausnehmend hoch, was hauptsächlich, nächst dem schlechten Verdienst, der verkehrten Handhabung des Armengesetzes zugeschrieben werden mußte. Die Grafschaft selbst, das heißt der landwirthschaftliche Theil derselben, ohne die in London miteinbegriffene Fläche, zählt nun etwa 25,000 Seelen mehr als die Stadt Manchester. Dessen ungeachtet wies Manchester mit seiner geringeren Bevölkerung während der Jahre 1838 bis 1844 um 16,000 Todesfälle mehr als die Grafschaft Surrey auf und zwar entfielen 13,362 derselben auf Kinder, die unter günstigeren Existenzbedingungen am Leben geblieben wären. Es ließ sich aufs Einfachste nachweisen, daß ohne die Sorge, Mühe und Pflege einer Hausfrau weder die Wohnung, noch die Kinder des Arbeiters rein und gesund erhalten werden konnten; daran war aber in Lancashire, wo die Frauen den ganzen Tag über in den Fabriken beschäftigt waren, nicht entfernt zu denken. Von Seiten dieser Fabrikherren wurde Alles aufgeboten, um die Bill zu Fall zu bringen. Sie fanden dabei die Unterstützung des großen radicalen Lichtes jener Tage, Mr. Hume, sowie jene von Mr. Bright. Lord John Manners dagegen und mit ihm die überwiegende Mehrzahl der Tories trat für dieselbe ein. In den Lords bekämpfte sie Lord Brougham mit maßloser Heftigkeit, fand aber, als es zum Abstimmen kam, nur elf liberale Pairs, um mit ihm die Bill zu verwerfen.

IV.

Zu den drei wichtigsten hier erwähnten Maßregeln auf dem Gebiet der socialen Reform kamen im Lauf dieser fünfzig Jahre noch eine ganze Reihe anderer Gesetze, so zur Verhinderung von Unglücksfällen in Minen, Grubenwerken und Fabriken, und besonders hygienische Maßregeln, denen es zu danken ist, daß die noch bei Beginn der Regierung von Königin Victoria weitverbreiteten zymotischen und ähnliche Krankheiten nun beinahe vollständig verschwunden sind. In dieser selben Spanne Zeit hat sich die Bevölkerung von England und Wales nahezu verdoppelt, und dennoch ist sie besser versorgt, unvergleichlich besser genährt, häuslich untergebracht, gekleidet und erzogen, als am Tage, wo die alte englische Königskrone an die gegenwärtige Monarchin überging. Wäh-

rend der ganzen Dauer ihrer Regierung hat sich der Pauperismus stetig vermindert, und zwar nicht nur relativ und mit der Bevölkerungszahl verglichen, sondern absolut vermindert, so daß England jetzt weniger Arme als die meisten anderen Länder zählt. Diese Thatsache will ich hier nur ganz vorübergehend, und ohne auf dieselbe das gebührende Gewicht legen zu können, erwähnen. Ich konnte sie aber deshalb nicht mit Stillschweigen übergehen, weil stets wiederholt wird, daß in England dem colossalen Reichthum eine ebenso krasse Armuth gegenüberstehe und die größere Zahl der reichen Leute durch eine nicht minder große Zahl elender Bettler aufgewogen werde. So häufig dies auch versichert sich findet, ist es dennoch nicht wahr. Man vergleiche vorläufig nur zwei Länder mit England, und zwar Frankreich und Bayern. Die Bevölkerungszahl von Frankreich beträgt ungefähr 37 Millionen. Die Zahl derjenigen Franzosen, die auf Unterstützung durch die sogenannten bureaux de bienfaisance angewiesen sind, umfaßt, ohne Hinzurechnung dessen, was durch kirchliche Vermittlung an Almosen erhalten wird, anderthalb Millionen; Bayern zählt 5,284,778 Seelen. Im Jahre 1881 bezogen dort 160,650 Personen öffentliche Unterstützungen. Die Bevölkerung von England und Wales beziffert sich auf etwa 27 Millionen. Hiervon wurden im verflossenen Jahre 1884 774,310 Personen unterstützt. So daß in Frankreich die Armen nahezu 5 %, in Bayern kaum 3¼ %, in England kaum 3 % betragen. Nicht minder merkwürdig ist der statistische Nachweis in Bezug auf Verminderung der Verbrechen. Im Jahre 1842 wurden 31,309 Personen gerichtlich als Verbrecher belangt und 22,733 derselben schuldig erkannt. Im Jahre 1883 erschienen 14,659 Angeklagte vor Gericht und unter diesen fanden sich 11,347 Schuldige. Nicht nur, daß also ein enormer Zuwachs der Bevölkerung einen beträchtlich verminderten Procentsatz ergab, sondern der Schuldige sah sich auch um Vieles sicherer von der Strafe ereilt.

Den Fortschritt und die Entwicklung der Nation auf anderen Gebieten zu verfolgen, ist hier nicht die Aufgabe. Ganz besonders würde es sich aber lohnen, den Antheil wenigstens annähernd zu bestimmen, den jede Partei dabei für sich zu beanspruchen das Recht hätte. Im Allgemeinen, und ohne auf einzelne Punkte näher einzugehen, läßt sich nur sagen, daß die Tories mehr für sociale, die Whigs für politische Reformen eingestanden sind, und daß sowohl große politische Veränderungen sich unter der Administration der Tories, große sociale Reformen unter jener der Whigs vollzogen haben, ohne daß die allgemeinen Tendenzen der beiden Parteien dadurch eine wesentliche Abweichung erfahren hätten.

Der Herzog von Wellington war es, der die Katholikenemancipation durchsetzte; aber die Vertreter dieser Sache während eines Menschenalters und Diejenigen, die dem Herzog endlich zum Sieg verhalfen, waren nicht seine Parteigenossen, sondern die Whigs. Sir Robert Peel hob die Kornzölle auf, aber es kam darüber zum Bruch zwischen ihm und seiner Partei, und die Vertreter der Ideen, die bei jener Gelegenheit triumphirten, waren Mr. Charles Villers, Mr. Cobden und die Radicalen. Aehnlich verhielten sich die Dinge in Bezug auf die „Zehnstundenbill". Die Whigs waren am Ruder, als sie durchgesetzt wurde, aber ihre wärmsten Freunde besaß sie in den Reihen der Tories. So theilen sich die Parteien

in den Anspruch, den Nutzen des Landes gefördert zu haben. Wenn die Whigs mit Recht es sich zur Ehre rechnen, die auf Grund religiöser Meinungsverschiedenheiten bestehenden bürgerlichen Hindernisse und Ungleichheiten beseitigt, die municipalen Einrichtungen reformirt, das System der Colonialregierung verbessert und andere große und wichtige Veränderungen durchgesetzt zu haben, so können andererseits die Tories mit nicht geringerem Selbstgefühl daran erinnern, daß Millionen ihrer Landsleute ihnen die Sicherung oder Wiedergewinnung der theuersten Güter des Lebens verdanken.

Mit dem Punkte jedoch, bei welchem wir jetzt angelangt sind, ist ein Capitel der englischen Chronik abgeschlossen, und wir stehen im Begriff, ein neues aufzuschlagen. Die verschiedensten Anzeichen deuten auf neue Combinationen hin und, wie schon einmal im Lauf unserer Geschichte, werden aller Wahrscheinlichkeit nach alte Bande sich lösen und Solche, die Generationen hindurch Schulter an Schulter fochten, wohl für immer sich von einander trennen.

Unter diesen Voraussetzungen ist es von begreiflichem Interesse, nach der Basis zu fragen, auf welcher künftig britische Gentlemen dieses und wohl auch des nächsten Menschenalters zusammengehen werden.

Der Leitfaden für die Zukunft ist aufmerksamen Beobachtern schon mit der Art der Zusammensetzung der bisherigen politischen Parteien gegeben. In beiden Lagern befinden sich Gruppirungen, die ihren Parteigenossen ganz antagonistische Principien bekennen, indem sie, statt am Grundsatz persönlicher Freiheit festzuhalten, nicht nur ohne Bangen, sondern sogar mit einer gewissen Befriedigung das Gebiet staatlicher Einmischung beständig erweitert sehen. Daß nun aber Diejenigen, welche in diesem Punkt einer Meinung sind, früher oder später zusammengehen werden, unterliegt kaum einem Zweifel. Der radicale Flügel der liberalen Partei ist zu Gunsten dieser Erweiterung staatlicher Intervention gestimmt, während die Tories viele Solche unter ihren Mitgliedern zählen, welchen der Gedanke an eine vergrößerte Machtsphäre derselben ebenso große Abneigung und keine geringeren Besorgnisse als ehedem den großen Staatsmännern und Philosophen der Whigs einflößt.

Wenn also die Frage, ob Intervention des Staates oder individuelle Freiheit zum zersetzenden Element alter Parteibildungen zu werden bestimmt ist, so erscheint sie wohl näherer Prüfung werth.

Angeregt wurde die Controverse über die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit dieser staatlichen Einmischung zunächst durch die hereinbrechende Erkenntniß von der moralischen Tragweite vieler auf industrielle Verhältnisse sich beziehender Einrichtungen. Die hier erwähnten Thatsachen in Bezug auf Verwendung von Frauen und Kindern in den Minen, auf ihre Ausnützung in Fabriken, und so viele ähnliche, lange ganz unbekannt oder falsch verstanden gebliebene Dinge wurden von wohlwollenden, rechtlich denkenden Politikern oder Fachleuten dem öffentlichen Gewissen nahe gelegt. Denn damit verbundene Uebel verfehlte man nicht, in grellen Farben auszumalen; die allgemeine Aufmerksamkeit ließ sich, einmal auf diese Schäden aufmerksam gemacht, nicht wieder sogleich beruhigen, und das in die Debatte hineingezogene englische Volk, in des Wortes größter und bester Bedeutung, bestand in einer Weise auf radicale Abhilfe, die Ver-

tuschung oder Verzögerung der Sache nicht mehr zuließ. Das erste Eingreifen in die Freiheit oder Unabhängigkeit des Vertragsrechtes zwischen Arbeitern und Arbeitgebern erfolgte somit vor etwa fünfzig Jahren im Namen und Interesse der natürlichsten und besten Impulse, die das Menschenherz bewegen. Aber wenn auch diese ursprünglich treibende Kraft in Fällen, wie die oben genannten, durchaus sittlichen Beweggründen ihren Ursprung verdankte, so lag es nicht weniger in der Natur der Dinge, daß auch noch andere Motive auf Staatshilfe verwiesen. Das Verlangen nach gesetzlicher Beihilfe und Regelung pflegt gleichen Schritt mit dem Anwachsen der Bevölkerung, der Vervielfältigung collidirender Interessen, der Vielseitigkeit der sich entwickelnden socialen Fragen zu halten. Vor einigen Jahren illustrirte Mr. Goschen das Gesagte durch ein dem Londoner Straßenverkehr entnommenes Beispiel. Bis vor wenigen Jahren regulirte dieser sich selbst. Der Wagenzug bewegte sich hin und her und die gewöhnliche Fahrordnung genügte. Mit der Zeit und dem wachsenden Verkehr jedoch traten häufig Stockungen ein; Zusammenstöße und Unfälle aller Art mehrten sich beständig, und endlich wurde die staatliche Einmischung unvermeidlich, die sich in Gestalt von zwei an jeder wichtigen Kreuzung aufgestellten Schutzmännern fühlbar macht. Seitdem werden Karren und Wagen aufgehalten und ihnen die Richtung angewiesen, Fußgänger geschützt, und an die Stelle der individuellen Freiheit ist die organisirte Controle getreten. Mr. Goschen bemerkt dann, die Sache weiter ausführend, daß dieselbe Veränderung, wie in den Straßen von London, sich in der Bewegung der Gesellschaft auf ihren verschiedenen Entwicklungsbahnen und auf allen Verkehrswegen des großen industriellen Marktes vollzogen habe. Es ist klar, daß dagegen nichts zu machen ist; aber es ist auch möglich, daß die Ausdehnung dieser Intervention auf neue, umfangreiche Gebiete eine Bedingung nationalen Wohlstandes und Gedeihens sein wird. Nichtsdestoweniger wäre es schlecht um England bestellt, wenn die Anhänger der Staatshilfe nicht durch die Vertheidiger der Freiheit in Schach gehalten würden. Gerade Lord Shaftesbury, der diese Vermittlung des Staates in gewissen Fällen aufs Nachdrücklichste angerufen und veranlaßt hat, ist auch da, wo er sie für entbehrlich hielt, gegen sie, als eine Gefährdung nationaler Würde und Thatkraft, in beredten Worten aufgetreten. Denn unleugbar ist die Stärke des englischen Nationalcharakters und die Blüthe der englischen Cultur dem Freiheitsprincip und seiner nothwendigen Folge, dem gesteigerten Selbstvertrauen, zu danken. Was England ist, bleibt das Resultat eines politischen Systems, das jedem Engländer gestattet, auf seine Weise und nach eigener Wahl sein Glück zu versuchen, und nie versäumt hat, persönliche Initiative zu ermuthigen.

Als Beweis dafür mag das englische Eisenbahnsystem angeführt werden. Der Engländer, dessen Eisenbahnen sämmtlich das Werk der Privatindustrie sind, ist ungleich besser bedient als das Publicum solcher Länder, in welchen der Staat Besitzer der Bahnen ist oder doch fortwährend in ihre Verwaltung eingreift. Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, daß es nicht Länder gäbe, wo es absolut nothwendig für den Staat ist, selbst den Bau und Betrieb der Bahnen in der Hand zu haben; nur halte ich für erwiesen, daß überall, wo freie Concurrenz in Bezug auf Eisenbahnwesen besteht, das Publikum besser versorgt und

der Betrieb ein rationellerer ist. Frankreich unter anderen verwarf bekanntlich in den Anfängen der Bahnunternehmungen dieses Princip der freien Concurrenz. Monsieur Vignoles, als er in Edinburgh zum Präsidenten des Instituts der Civilingenieure gewählt wurde, hat in seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Antrittsrede erzählt, wie Monsieur Thiers, als damaliger Minister für öffentliche Arbeiten, nach England kam, um sich über die dortigen Eisenbahnverhältnisse zu informiren. Kurz vor der Abreise sagte er zu Vignoles: „Ich halte Eisenbahnen für Frankreich nicht geeignet." Als er dorthin zurückgekehrt war, gesellte er sich zu den Gegnern aller Privatunternehmung auf diesem Gebiet und veranlaßte eine Verzögerung von acht bis zehn Jahren in der Entwicklung materiellen Wohlstands, die Frankreich mit dem Bau seiner Bahnen zu Theil wurde. Die Politik in Bezug auf das Eisenbahnwesen aber blieb die gleiche, und die Folge davon ist, daß die Franzosen, sowohl in Bezug auf die Verwaltungskosten, als auf Zahl und Schnelligkeit der Züge, im Nachtheil gegen ihre englischen Nachbarn sind, die zu wohl den Vortheil der Freizügigkeit auf diesen wie auf andern Gebieten kennen, um ihn sobald gegen eine andere Theorie zu vertauschen. Glücklicher Weise für den Engländer ist nicht nur die Liebe zur Freiheit in Fleisch und Blut bei ihm übergegangen, sondern er beginnt auch einzusehen, daß die von Socialisten und Halbsocialisten gegen sie vorgebrachte und anscheinend stichhaltige Einwendung, daß sie nämlich der Ungleichheit der Besitzvertheilung Vorschub leiste, auf oberflächlicher Beobachtung und irrigen Schlußfolgerungen beruht.

Von den zwei Parteien also, die sich wohl auch künftig und unter den alten Namen von Whig und Tory in das politische Leben Englands theilen werden, wird die eine eifersüchtig über individuelle Freiheit wachen, die andere mehr oder minder entschieden für Staatsintervention eintreten. Die eine oder die andere dieser Parteien wird triumphiren und regieren, je nachdem die Principien ihrer Gegner nicht länger mehr anwendbar oder durch Uebertreibung unmöglich geworden sein werden. Für den Augenblick scheinen die Anhänger staatlicher Einmischung die Stärkeren zu sein. Aber schon beginnt man auch wieder die Gefahren dieses Systems zu erwägen, das in letzter Zeit, und zwar in Bezug auf sociale und ökonomische Fragen, zu empfindlichen Niederlagen geführt hat. So ist zum Beispiel die Einführung der elektrischen Beleuchtung in größerem Umfang an einer parlamentarischen Bestimmung gescheitert, wonach der Staat das Recht hat, nach 21 Jahren den Besitz der Gesellschaften für elektrische Beleuchtung in allen Fällen, wo diese zu öffentlichen Zwecken verwendet wird, für sich zu beanspruchen. Das unvermeidliche Ergebniß dieser Maßregel ist, daß alle derartigen Gesellschaften die Sache aufgegeben haben; denn sie hätten in Wirklichkeit Alles riskirt, und im Fall des bei der Unvollständigkeit des gegenwärtigen, noch nicht genug erprobten Systems immerhin unsichern Erfolgs auf den Gewinn verzichten müssen. Statt also, wie bisher, auf dem Gebiet der Erfindungen mit dem Beispiel voranzugehen und es anderen Nationen zuvorzuthun, ist England diesmal im Rückstand, und ein hervorragender Fachgelehrter auf diesem Gebiet sagte mir noch vor einigen Tagen, statt eines Fortschritts habe diese Technik in Folge der verfehlten gesetzgeberischen Maßregeln bei uns einen Still-

stä[illegible]. Derartige Verkommnisse sind es jedoch kaum, die nachhaltigen Eindruck zu machen pflegen. Die Menschen entbehren Verbesserungen nicht, welche sie noch nicht kennen, und fragen nichts nach Erfindungen, die ihnen nicht praktisch zugänglich gemacht worden sind. Eine durchgreifende Reaction zu Gunsten des Gewährenlassens in allen derartigen Dingen wird erst dann eintreten, wenn die lästige, hindernde Einmischung des Staates sich bei Angelegenheiten fühlbar gemacht haben wird, die Einzelne viel besser zu beurtheilen im Stande sind, als er.

Es gibt Andere, die der Ansicht zuneigen, als ob eine Spaltung der Parteien durch die Verschiedenheit des Standpunktes in Bezug auf auswärtige und Colonialpolitik bedingt sein werde. Ich vermag diese Ansicht nicht zu theilen. In der Hauptsache besteht keine durchgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen den Parteien in Bezug auf dasjenige, was zum Nutzen des Landes nach Außen zu geschehen hat. Einige Staatsmänner der älteren Schule mögen zwar von besonderen Allianzen oder wenigstens Freundschaften mit diesen oder jenen continentalen Mächten träumen; aber im Ganzen und Großen werden Interesse, Patriotismus und gesunde Vernunft jedem englischen verantwortlichen Minister die Nothwendigkeit auferlegen, sich von den innern Zerwürfnissen europäischer Staaten fern zu halten. Aehnlich verhält es sich mit der Colonialpolitik. Die engherzigen Anschauungen einer immer kleiner werdenden Zahl von Theoretikern, die sich der Erkenntniß von den Lebensbedingungen eines großen Staates verschließen, haben keine Zukunft. Noch vor einigen Jahren waren sie zahlreich und nicht ohne Einfluß und pflegten unbedenklich zu argumentiren und zu deduciren, wie ein England ohne Indien und ohne Colonien stärker sein werde als zuvor. Der nationale Instinct aber verschloß sich allein schon dieser Art von Philosophie, und die praktische Widerlegung derselben ließ nicht auf sich warten. Ja, die imperiale Politik läßt sich gerade auf die Gründe hin vertheidigen, welche die Manchesterschule als uneinnehmbare Schutzwehr ihrer Doctrinen aufgestellt hat. Unser Exporthandel ins Ausland ist schwer geschädigt und das vielleicht für immer; unser Colonialhandel dagegen nimmt an Werth und Ausdehnung beständig zu. Der Handel folgt der Flagge, und jeder Tag liefert die Bestätigung dafür, wie unzertrennlich Macht und Reichthum sind. Von einer Bewegung zu Gunsten des Aufgebens der Colonien ist keine Rede mehr; dagegen manifestirt sich eher die Tendenz, solche unter ihnen, die sich selbständig und wie freie Nationalitäten regieren, wieder fester an das Mutterland zu binden.

Auch das halte ich durchaus nicht für wahrscheinlich, daß in England, wie früher und jetzt wieder in Frankreich, Classenkämpfe bevorstehen. Vor Allem deswegen nicht, weil die Engländer ein homogenes Volk sind. Der Herzog und der Straßenkehrer sind durch manchen, ihnen Beiden gemeinsamen Wunsch verbunden, und zwischen der Denkungsart der Dorfbewohner, die in der Ortsschenke ihr Bier trinken, und dem Gutsherrn drüben im Schloß besteht nichts weniger als ein Gegensatz. Zu allen Zeiten ihrer Geschichte sind die Engländer ein aristokratisches Volk gewesen, und nichts läßt voraussetzen, daß dieser Charakterzug sich bei ihnen verlieren werde. Aeußere Formen aristokratischer Regierung mögen

immerhin verändert, Institutionen wie das englische [illegible] unterzogen oder selbst abgeschafft werden. Alles das ist, wenn auch nicht eben wahrscheinlich, so doch immerhin ganz möglich. Der Herzog von Wellington, und Mr. Pitt vor ihm, waren bereits der Meinung, daß dem Haus [illegible] kein langes Leben bevorstehe. Vor fünfzig Jahren hielt Wellington das Ende desselben für nahe; vor hundert Jahren prophezeite es Pitt. Aber, ob nah oder fern, wird der Sturz des englischen Oberhauses niemals zugleich den Sturz der englischen Aristokratie bedeuten.

Wer das voraussetzte, würde sich arg verrechnen und die entscheidende Thatsache außer Acht lassen, daß in England eine ganze Classe von Personen von Jugend auf im Hinblick darauf erzogen und gebildet wird, sie zur Leitung und Regierung ihrer Mitmenschen zu befähigen und vorzubereiten. Eben darin liegt die Bedeutung und nach allgemeinem Urtheil auch der Vorzug des englischen Erziehungssystems. Der Knabe, der im Stande ist, die Bemannung eines Bootes anzuleiten und in Ordnung zu halten, oder während eines Semesters, ohne Unannehmlichkeiten für sich und Andere, eine Truppe von elf Kricketspielern zu führen und zu befehligen, erwirbt Uebung in der Behandlung von Menschen und bethätigt ein Administrationstalent, das ihm in späteren Tagen von unberechenbarem Nutzen sein wird, sei es nun, daß er als Industrieller, oder als Lehrer in einer Universität, oder in den Reihen eines Regimentes in der Stunde der Schwierigkeiten und Gefahren, oder als Landsquire bei Behandlung von localen Angelegenheiten, oder als Senator mit den Interessen des Staates betraut, in der Lage sein wird, die Erfahrungen seiner Jugend in größeren Verhältnissen zu verwerthen. An solchen Persönlichkeiten ist kein Mangel, noch weist ihre Zahl eine Verminderung auf. Die großen Schulen und Universitäten des Landes stellen alljährlich ihr Contingent dieser, aus dem besten Mark und Blut der Nation hervorgegangenen, zu tüchtigen Männern herangebildeten jungen Leute, deren Erziehung sich nicht auf Bücherweisheit beschränkt hat, deren physische Kraft großen Aufgaben gewachsen und deren angeborner muthiger Sinn durch athletische Uebungen so entwickelt ist, daß sie bereit und entschlossen sind, Alles zur Erreichung des einmal vorgesteckten Zieles zu wagen. Diejenigen von ihnen, die als dieses Ziel sich die Politik erwählen, werden ihren Vätern nicht nachstehen, und ich, für meinen Theil, halte mich überzeugt, daß englische Gentlemen in Zukunft wie in der Vergangenheit an der Spitze der englischen Staatsgeschäfte stehen werden. Ich stelle nicht in Abrede, daß, besonders in ihren jungen Tagen, viele derselben verkehrten Ansichten huldigen und nicht selten mit beklagenswerthem Eigensinn gerade auf ihren schwächsten Paradoxen bestehen; aber nichtsdestoweniger findet sich bei ihnen mehr Charakter, mehr wahre Lebensphilosophie, mehr Empfänglichkeit für gedeihliche Entwicklung und Verbesserung, als bei den ernsten Doctrinären oder herandrängenden Neulingen, die, nicht dem heimischen Boden entsprungen, ihre Wissenschaft lediglich aus Büchern und ihre socialen Doctrinen aus der Tagesliteratur schöpfen, und nach denselben Normen über tausendjährige Institutionen und über Schiffbarmachung des Congo aburtheilen. Noch vor Kurzem hat der Herzog von Argyll den Vorwurf gegen sie erhoben, daß sie, vor dem Volk auf die Kniee sinkend, versprechen, was sie nicht zu halten im Stande sind.

Es wird sie, wenn einmal besser mit ihnen vertraut, nicht gegen seine alten Freunde vertauschen.

Um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen, so ist nach meinem Dafürhalten die künftige englische Parteibildung weder von der auswärtigen oder Colonialpolitik, noch vom Gegensatz zwischen einzelnen Classen der Gesellschaft, sondern von dem Antagonismus zwischen Staatshilfe auf der einen, Freiheit auf der andern Seite zu erwarten. Beide Systeme sind wahr und beide lassen sich vertheidigen. Nur über die Art und Weise ihrer Auslegung trennen sich die Anschauungen der Menschen. Die Einen wollen die Einmischung des Staates bis zum Socialismus getrieben wissen. Die Andern würden, sich selbst überlassen, auch die einschränkenden Maßregeln gegen die Uebergriffe von Capital und Industrie wieder aufheben, den Staat aus allen Verwaltungsgebieten verbannen und zum Beispiel selbst das Austragen von Briefen der Privatindustrie anheimgeben. Die Extremen in beiden Lagern sind jedoch weder zahlreich noch einflußreich genug, um den Lauf der Dinge in ihrem Sinn zu lenken. Zwar ist der vom Herzog von Wellington nach Durchsetzung der ersten Reformbill in Aussicht gestellte Moment gekommen, wo das Staatsschiff von kundiger Hand durch Klippen und Felsen während Sturm und Gewitter hindurch gesteuert werden muß. Aber nicht nur die Männer am Steuer, auch die Seeleute sind erfahren, und das Schiff hat seine Probe bestanden.

Persische Briefe.

Von

H. Brugsch.

I.

Nach persischer Auffassung bin ich ein „Erdmesser" und gehöre zu jenen Männern, welche „die Stationen des Festlandes und des Meeres durchpilgert, die Zonen des Ostens und Westens durchwandert, der Kälte und der Wärme des Schicksales in das Angesicht geschaut und das Bittere und das Süße der Welt reichlich gekostet haben."

Als ein solcher war es mir in einem vielbewegten Leben vom Loos zweimal beschieden, ohne viel Besinnens den Wanderstab in die Hand zu nehmen, um den weiten Weg nach den „gesegneten Königreichen Irans" zurückzulegen und auf fremdem Boden von unverfälschter Eigenthümlichkeit eine geraume Zeit mit den heutigen Nachkommen des alten Perservolkes in unmittelbaren Verkehr zu treten.

Fast gegen meine eigenen Neigungen und Wünsche hatte ich beide Male die Reise zu Lande und zu Wasser nach dem Herzen Asiens angetreten. Nur das Bewußtsein, dem Vaterlande auch in so weiter Ferne vielleicht gute Dienste leisten zu können, leuchtete mir wie ein glänzender Leitstern auf meiner langen Pilgerschaft voran und ließ mich alle Bedenken und Erwägungen in den Wind schlagen. Als ich, ein Dreiunddreißiger, gegen Ende des Jahres 1859 zum ersten Male ins Perserland gefahren war, stand ich in vollster Jugendkraft, und mit fröhlicher Stimmung zog ich in das Land der Rosen und Nachtigallen. Genau fünfundzwanzig Jahre darauf, im Spätherbste meines Daseins, war die Stimmung freilich nicht mehr dieselbe und es bedurfte eines gewissen Muthes, um noch einmal aus meiner Heimath nach Teheran zu eilen, um den indogermanischen Brüdern am Fuße des Elburz die Hand beim Wiedersehen zu reichen.

„Mir war ordentlich bange um Sie, daß Sie so lange in den tückischen Hinterländern des historischen Orients staken," schrieb mir von Kairo aus ein

Afrikareisender von Weltruf nach meiner glücklichen Rückkehr in die Heimath. Beim Lesen dieser Zeilen wurde mir fast bange vor mir selber, und ich legte mir alles Ernstes nachträglich die Frage vor, ob ich denn wirklich ein Wagstück unternommen hatte. Thatsächlich konnte sich auf einer so langen Wanderung Manches ereignen, was einem verwegenen Reisenden nicht gerade zum Heile gereicht; denn weite Länderstrecken mußten durchmessen, zwei verrufene Meere durchschifft, die fieberhaften Gegenden in den malerischen Urwäldern des Gilan durchpilgert und auf schwindelnden Bergpfaden die unwirthsamsten Höhen zu Roß überschritten werden, bevor im Angesicht der Platanenstadt Teheran, „der Wohnung des Chalifates", der Staub von den Füßen geschüttelt werden konnte. Aber auch über meinem Haupte schwebte der Schatten des deutschen Aares, und wiederum hatte sich an mir der Reisespruch eines hohen-fürstlichen Gönners bewahrheitet, daß Gott einen guten Deutschen nie verläßt.

Mein Leben in Teheran, getheilt zwischen amtlicher Beschäftigung und geselligen Verpflichtungen der kleinen, meist auf Zeit ansässigen Schaar von Herren und Damen aus allen Ländern Frengistans gegenüber, schloß nicht eine gewisse Einförmigkeit aus, die sich gelegentlich bis zu dem Gefühle beängstigender Einsamkeit steigerte.

Jeder, in dessen Adern europäisches Blut fließt, ist in dieser von der Außenwelt abgeschlossenen Stadt mehr als irgendwo auf sich selbst angewiesen. Briefe und Zeitungen gelangen im glücklichsten Falle nach Verlauf von fünfundzwanzig Tagen vom Orte des Absenders an die Aufschrift, und der englische Draht meldet nur die hervorragendsten Ereignisse, welche die Geister und die Börsen in Europa in Bewegung setzen, und auch das nur auf einem Umwege über Indien, auf dem das unterseeische Kabel häufig genug zu reißen pflegt. In Persien sitzt der Knabe keineswegs an der Quelle, um die Blumen der Tagesneuigkeiten zu pflücken, und wie im Westen und Osten Irans die Völker aufeinander schlagen, das wissen die Zeitungen in den Hauptstädten Europa's mindestens vierzehn Tage früher als in der „gesegneten" Hauptstadt des Landes Iran, inmitten der unendlich traurigen Hochebene am Fuße des Elburz. Hat auch der Schah von den Beobachtungen und Erfahrungen auf seinen beiden Reisen in Frengistan Vortheil gezogen und durch manche Neuerungen und Verschönerungen der seit 1861 um das Doppelte erweiterten Stadt ein besseres Aussehen verliehen (brennt doch in den gepflasterten Hauptstraßen das Gaslicht und rollt selbst die Haremswelt in geschmackvollen „Kaleskes" über das feste Pflaster dahin), so ruht dennoch, wie gesagt, für den empfindsamen Europäer über dem Ganzen ein unsägliches Gefühl geistiger Verlassenheit und Einöde, eine natürliche Folge des Daseins in einer fremden, weil unverstandenen Welt im innersten Asien.

Denn ich kann und mag es nicht ableugnen, daß ein großer Theil der Schuld jener geistigen Verstimmung auf Rechnung der geehrten Frengis selber zu setzen ist, aus dem einfachen Grunde, weil die Sünden der Väter von den Kindern getragen werden müssen. Seit einer langen Reihe von Jahren hat das Vertrauen der Perser zu den Europäern die stärkste Einbuße erlitten, nachdem es den ersteren zum Bewußtsein gekommen war, daß die Söhne Frengistans, an ihrer Spitze zweideutige Abenteurer und durchreisende Weltverbesserer,

eine wahre Lust daran empfanden, mit bitterem Spott und Hohn den Stab über das gesammte Perserthum zu brechen und dasselbe in Wort und Schrift um allen Credit zu bringen.

Die Folgen der vernichtenden Aburtheilungen, welche ohne Unterschied des Namens und der Stellung Hoch und Niedrig unter das Messer nahmen, konnten selbstverständlich nicht ausbleiben und zeigten sich zunächst in der auffallenden Scheu der Landesbewohner vor jedem näheren Umgang mit den ansässigen Fremden. Nachdem das Vertrauen zu diesen einen argen Stoß erlitten hatte, baute sich von selbst eine Scheidewand zwischen den Persern und Europäern auf, und mit höflicher Kälte begegneten die ersteren den letzteren.

Von Anfang an, seit meiner Ankunft auf dem Boden Irans, nahm ich mir vor das Eis zu durchbrechen und in meinem persönlichen Verkehr mit meinen persischen Freunden Vertrauen gegen Vertrauen einzutauschen, mich nicht nur in die Sprache, sondern auch in den Geist, die Sitten und Gewohnheiten dieses in jeder Beziehung merkwürdigen Volkes einzuleben, aus den Gesprächen und Unterhaltungen mit meinen Persern das einzig richtige Mittel zu finden, mich in vorurtheilsfreier Weise zu unterrichten, und damit jene Leere auszufüllen, welche den vorerwähnten Frengis den Aufenthalt im Lande Iran so gründlich versalzt. Ich faßte hinein in das frische Menschenleben und kann mich heute nur des Gewinnes freuen, der meiner seelischen Stimmung im Angesicht der schneebedeckten Bergwand des Elburz erwuchs.

Während meiner ersten Reisen in Iran mit der herrschenden Landessprache des Farsi[1]) vertraut geworden und durch meinen vieljährigen Aufenthalt im Morgenlande mitten unter Mohammedanern mit den religiösen Ansichten und Satzungen ihrer beiden Hauptsecten: der Sunniten und Schiiten, bekannt, hatte ich um so weniger Veranlassung den Standpunkt dünkelhafter Ueberhebung eines oberflächlichen Europäers einzunehmen, als ich der Ueberzeugung bin, daß eine litterarisch hochgebildete und geistig regsame Nation, welche einen Firdousi, Sadi und Hafiz zu ihren Landsleuten zählt, unmöglich in die Liste der Barbaren eingetragen werden darf.

Selbst die heutigen Tages in Persien gesprochene Sprache hat die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit nicht verloren, und ihr Reichthum an Bildern und liebenswürdigen Wendungen, und nicht zum Letzten ihre Fähigkeit nach dem Muster der griechischen und deutschen Sprache sinnreiche Zusammensetzungen zu bilden, bleibt für den Kenner eine Quelle geistigen Genusses und geistiger Erfrischung. Nur die wörtliche Uebersetzung, mit bewußter oder unbewußter Verkennung der dem Ausdruck zu Grunde liegenden Anschauung, kann ihr in einzelnen Fällen den Beigeschmack des Lächerlichen verleihen.

So weit die Farsi-Sprache klingt, ist den Bewohnern in Stadt und Dorf

[1]) Dies ist die Bezeichnung für die neupersische Sprache, welche von den heutigen Persern gesprochen wird. Zum Unterschied davon bezeichnet Parsi die ausgewanderten und gegenwärtig zum größten Theile in Indien lebenden Perser, welche unter dem Namen der Feueranbeter bekannter sind. Beide Wörter sind von dem Namen des Stammlandes der alten Perser, Persis der griechischen Schriftsteller, dem heutigen Fars abgeleitet. Die eingeborenen Perser benennen ihr Land gegenwärtig mit Iran und sich selber Irani.

das Lesen unterhaltender oder belehrender Handschriften und gedruckter Bücher ein unentbehrliches Bedürfniß. Im Hause wie auf der Straße, auf öffentlichen Plätzen wie in den Verkaufsläden der Bazare oder in den blumengeschmückten Theehäusern, unter dem Schatten des Baumlaubes wie auf dem grünen Rasen neben duftigen Rosenhecken benutzt der Perser die Stunden der Ruhe und Erholung, um sich an den Werken älterer und jüngerer Dichter, Geschichtsschreiber, Romanschriftsteller u. s. w. zu erbauen, und nicht selten glüht es in seinen schwarzen Augen wie feurige Kohlen über den weißen oder gelben Blättern des aufgeschlagenen Buches. Ist er nicht im Stande Geschriebenes selber zu lesen, so wird er jede Veranlassung benutzen, dem zufällig Lesenden die murmelnd gesprochenen Worte von den Lippen abzulauschen oder sich dem Kreise der versammelten Menge anzuschließen, welche auf offener Gasse den Erzählungen und Recitationen wunderlicher Heiliger und zerlumpter Derwische mit gespannter Aufmerksamkeit das Ohr leiht.

In einer mir unvergeßlichen Unterhaltung, die ich Gelegenheit hatte mit einem mir befreundeten und hochgebildeten Perser zu pflegen, der eine ganze Reihe von Jahren im Dienste seiner Regierung eine vornehme Stellung in Europa eingenommen hatte, äußerte sich derselbe, — ich will ihn Mirza Ali Chan nennen, — in folgender Weise über die verschobene Stellung zwischen den Persern und den Frengis:

„Die Urtheile," sagte er, „die von Seiten der Frengis in Pausch und Bogen über uns gefällt werden, gehen von einem falschen und verdrehten Standpunkte aus. Im Herzen Asiens wohnhaft, im Osten und Westen von rohen und ungebildeten Reitervölkern und Wanderstämmen umgeben, werden wir unterschätzt. Man übersieht geflissentlich Alles, was wir zur Hebung und Förderung gesitteter Zustände im eigenen Lande bisher gethan haben, und mißt unsere Leistungen mit der Elle der frengischen Bildung und Culturstufe. Von Frengistan durch weite Entfernungen und schwierige Wege getrennt, leben wir außer allem Verkehr mit der sogenannten civilisirten Welt, und wenn auch der Einzelne unter uns auf seinen Reisen oder während eines längeren Aufenthaltes in Europa im Stande gewesen ist sich einen gewissen Bildungsgrad zu erwerben, so bleibt die große Masse des Volkes davon unberührt und ihr jedes Verständniß für die wahren Segnungen Ihrer Cultur fremd. Alte Sitten und tief eingewurzelte Gewohnheiten, meist in Zusammenhang mit religiösen Vorurtheilen, lassen sich nicht mit einem Male ausrotten. Es bedarf der Zeit und vor allem solcher Lehrer und Erzieher, welche Nachsicht und Mitleid mit unseren Zuständen haben, aber nicht den Spott zu dem Schaden fügen und die Berechtigung zu besitzen glauben, sich über uns in jeder Form lustig zu machen.

Selbst unsere Sprachweise dient jenen Unberufenen als Zielscheibe ihrer übermüthigen Urtheile, aber wie wenige unter den Frengis haben sich unsere Sprache angeeignet, wie wenige sind in den Geist derselben eingedrungen und haben die Vorzüge und Schönheiten derselben erkannt! Die Lieder und Sprüche unserer früheren Dichterkönige leben noch heute unter dem Volke in Iran, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß in dem hochgebildeten Frengistan nach dieser Richtung hin keine Nation der persischen an die Seite gestellt werden kann.

Freilich ist es traurig, daß die Perser angefangen haben sich ihrer Sprache zu schämen, indem sie es geflissentlich vermeiden, im Verkehr mit sprachkundigen Frengis sich der landläufigen Bilder und Gleichnisse zu bedienen, und es vorziehen, sich einen eigenen Stil nach frengischem Geschmacke zu bilden, ja nicht davor zurückschrecken, eine Unmasse von europäischen Wörtern und Redewendungen in die persische Sprache einzuführen. Leset unsere Zeitungen, sowohl den „Iran" als die „Itelât", Ihr werdet auf jeder Seite eine Fülle von Frengi-Worten, meist französischen Ursprunges oder französischer Form, bis zu Eurem Imperator Guillaume und Prince Bismarck in persischer Umkleidung finden. Das Jung-Perserthum mag sich dabei in den Glauben einwiegen, einen Fortschritt nach europäischen Mustern gethan zu haben; wir Alten erkennen darin nur einen bedauerlichen Rückschritt und beklagen diese Art des Durchbruches des frengischen Einflusses, der auf einem ganz andern Felde gesucht und gepflegt werden sollte."

„Jedes Volk," so fuhr mein Chan fort, „hat die Verpflichtung, seine Sprache in Ehren zu halten und sie vor dem Eindringen fremdländischer Ausdrücke zu schützen. Es verräth keinen Geschmack und Mangel an Denkvermögen, wenn die Träger und Pfleger einer ausgebildeten Sprache nicht im Stande sind, die Fluth des Fremdländischen abzuwehren und jedem andringenden Gegner einen ebenbürtigen Vertheidiger und Ersatzmann gegenüber zu stellen. Es ist wahr, wir tragen selber eine mehr als tausendjährige Schuld und beklagen es noch heute, daß seit der Einführung des Islam die arabische Sprache und in Folge politischer Ereignisse sogar das Türkische sich in das alte Farsi eingeschlichen und den persischen Wortreichthum allmälig verdrängt haben. Seitdem der unsterbliche Dichter des Königsbuches (Schâh-nâme) Firdousi nicht davor zurückgeschreckt ist sich der arabischen Wortliebe hinzugeben, ist durch die geöffnete Bresche die Sturmfluth der Fremdzüngigkeit hereingebrochen und hat mehr als drei Viertel unseres alten Wortschatzes hinweggeschwemmt. Fast nur die Ausdrücke für das Haus und die Gegenstände im Hause, für die Thiere und Pflanzen sind im Persischen geblieben; alles Andere lautet arabisch, türkisch oder frengisch. An Sprachreinigern hat es bis in die neueste Zeit hinein nicht gefehlt, und selbst der Schah verfolgt in Wort und Schrift das löbliche Streben, so viel als möglich sich der reinen Farsi-Sprache zu bedienen; aber solche Erscheinungen bleiben vereinzelt und finden in der großen Menge nur wenig Anerkennung und Nachahmung. Man greift eine Schlange mit der Hand, will man dem eingerissenen Schlendrian einen Damm entgegensetzen. Er ist nicht mehr zu hemmen, denn selbst die Mirzas und Schriftsteller setzen heutigen Tages eine Ehre darein, ihre Schriftstücke mit arabischen Redensarten und Wortformen aus dem entlegensten Winkel ihrer Kenntnisse zu spicken."

„Der Geist ist es, der lebendig macht," erwiderte ich meinem verständnißvoll redenden persischen Freunde, „und das todte Wort kann unter allen Gestalten geistreichen und erhabenen Gedanken einen angemessenen Ausdruck verleihen. Eure Dichter und Buchschreiber haben die beredtesten Beweise geliefert und den Gelehrten und Ungelehrten Frengistans selbst in der Uebersetzung die ungetheilteste Bewunderung abgerungen."

„Möge Euer Schatten sich nie verkleinern," entgegnete der Chan,

„und Euer Wohlwollen sich mehren! Euer nachsichtiges Urtheil verbindet mich zu allem Danke: aber Ihr sprecht von längst vergangenen Zeiten und habt vergessen, daß zwischen den edelsten und herrlichsten Meistern meines Volkes und dem heutigen Schriftthum viele Jahrhunderte liegen und die heilige Flamme auf dem Feueraltar der Begeisterung längst erloschen ist. Nur große Zeiten erzeugen große Männer. Wir zehren von dem Ruhme der Vergangenheit und schmücken uns mit den erborgten Purpurlappen der Altzeit. Ihr wisset sonder Zweifel, daß nicht einmal der Staub, den ein gutes Rennpferd bei seinem Laufe auf der Straße aufwirbelt, von dem schwachen Hinterpferde erreicht werden kann. Und so schmachten und singen unsere heutigen Poeten mit des Dichters Worten:

Da ich seines Ruhmesmantels
Staub kann nimmermehr erreichen,
Muß der Staub von seinem Mantel
Schon zu mir hinüberstreichen.

„Und wie lechzen sie nach diesem Staube, wie sammeln sie die goldenen Atome, welche in der Dichterluft flimmern, um sie als eigene Waare der kauflustigen Menge anzupreisen! Es ist erstaunlich," so fügte er hinzu, „was nach dieser Richtung hin von den Kleingeistern der Heutzeit an kecken Diebstählen geleistet wird; aber trotzdem findet ein Jeder seinen Kreis, der ihm Anerkennung zollt und seinem Worte vergnügten Sinnes lauscht. Es ist eine schöne Eigenschaft in dem Charakter des iranischen Volkes, daß es bis auf den gegenwärtigen Tag dem Nachtigallenschlag im Rosengebüsch und den Worten des Dichters in der Rede voll Entzücken sein Ohr zuwendet. Das ist ein unverkennbares Erbtheil der guten alten Zeit, wenn auch die Harfe der Väter längst verklungen ist und nur das Echo ihrer Lieder wie Geisterstimmen zu uns herübertönt. Und ist nicht die Sonne des Glaubens, unser unsterblicher Meister Hafiz, noch in unseren Tagen ein Prophet? Befragen wir ihn nicht bei zweifelhaften Fällen des alltäglichen Lebens um Rath, indem wir seinen Lieder-Diwan auf den Zufall hin öffnen und die betreffenden Verse der aufgeschlagenen Seite als ein Orakel betrachten? Wie ich die Ehre hatte Euch zu versichern, hat sich das Gold zu Kupfer verwandelt und aus den Dichterkönigen sind Nachahmer geworden, unfähig Eigenes zu schaffen. Sie sind Augen ohne Wasser, d. h. schamlos genug, um nicht die Alten auszubeuten und aus den geraubten und zerstückelten Herrlichkeiten ein elendes Ganzes zusammenzuflicken.

„Ich will meine Zunge weiter feuchten und Euch die Beweise für meine Behauptung nicht vorenthalten, damit ihr nicht meint, ich schlüge mit dem Säbel ins Wasser.

„Ihr kennt die Schauspiele, welche alljährlich in der Aschura des Monats Moharrem von wandernden Schauspieler-Gesellschaften aufgeführt zu werden pflegen, um das Gedächtniß an die Leiden und Kämpfe des Imam Ali und seiner beiden Söhne, der beiden Märtyrer Hassan und Hussein, gegen den Erzfeind Jezid und die Erinnerung an ihren Tod auf der Ebene von Kerbela zu erhalten?"

Ich bejahte die Frage mit dem Hinzufügen, daß Sprache und Handlung der Darsteller mich im höchsten Maße ergriffen haben, besonders bei den Vorstellungen, welchen ich in dem Schauspielhause des Schah beigewohnt hatte.

„Ich sehe", so setzte er seine Rede weiter fort, „das Sprichwort behält Recht, daß Fremde, welche scharf sehen, im Auslande blind sind. Jene Schauspiele, welche Euch so ergriffen haben, sind verhältnißmäßig jungen Ursprunges, denn sie bestehen seit kaum einhundert und fünfzig Jahren und kein älterer Schriftsteller hat ihrer erwähnt. Aus verschiedenen Zeiten jener späten Epoche und von verschiedenen Verfassern herrührend, lassen sich etwa siebenzig verschiedene Texte nachweisen, welchen die ergreifende Handlung zu Grunde liegt und deren Inhalt je nach dem Talente des Verfassers in einer hochpoetischen Sprache ausgedrückt ist. Unterzieht aber die einzelnen Stücke einer genauen Prüfung und Ihr werdet sehr bald erkennen, daß die Verfasser sich die Sache leicht gemacht hatten, indem sie aus den Werken der Dichterkönige die besten und erhabensten Verse ausschrieben und wie Flickwerk zusammennähten."

Die Unterhaltung, einmal in Fluß gekommen, hatte meine Frengi-Neugierde im höchsten Maße erregt, und ich rief nach meinem Bädsche (Diener), um eine neue Auflage von Thee und Kalium zu bestellen. Geehrten Gästen gebührt eine derartige Aufmerksamkeit, und man würde unhöflich erscheinen, wollte man gegen die Landessitte verstoßen.

Nachdem mein Freund in langen Zügen aus dem hölzernen Rohre den Rauch des Schirazer Tumbaki verständnißvoll eingesogen und die bläulichen Wolken aus dem Schlote seines Mundes langsam und gemessen wieder hinausgedampft hatte, wobei er es nicht unterließ, sich bildende Ringe mit der flachen Hand zu durchschneiden, — denn Rauchringe gelten als Unglücksboten, — brachte sein „Möge Eure Güte zunehmen!" — mit anderen Worten: „Ich danke Euch!" — das Gespräch von Neuem in Fluß und wir betraten wiederum die Rennbahn der Rede, um uns auf den Rossen der Unterhaltung herumzutummeln.

Mir lag daran, durch meinen persischen Freund Näheres über das Leben und Treiben der zahlreichen Derwische zu erfahren, welche sich auf den Plätzen und Straßen Teherans gruppenweise angesiedelt haben und den Vorübergehenden durch ihre Bettelei fast zu einer Landplage geworden sind. Vor Allem zeichnet sich in dieser Hinsicht die vielbesuchte große Promenade zur Seite des sogenannten Lalezar- oder Tulpenbeet-Gartens aus, welche von der inneren Stadt aus über den Kanonenplatz nach Norden hin führt und eine mit Bäumen besetzte Allee bildet, über welche im Hintergrunde die weißen Kämme des Elburz in majestätischer Höhe hinwegragen. Kaum hat der Spaziergänger die ersten hundert Schritte gethan, so tönt ihm plötzlich von allen Seiten ein laut gellendes „Ja Hu" — „O Er!" oder „Ja Haqq" d. h. „O Gerechter!" entgegen, nicht selten unterbrochen von den Stoßseufzern: „O du Dulder von Kerbela! o du Durstiger von Kerbela! O du Fremdling im Lande Tus!" Diese drei letzten Ausrufe beziehen sich keineswegs auf den Ankommenden, sondern die ersten zwei auf den Imam Hussein, der letztere auf den Imam Reza. Es sind Derwische und Bettler, die solche oder ähnliche Rufe ausstoßen, um das Mitleid der Vorübergehenden für sich zu erregen. Ihre äußere Erscheinung, von malerischer Wirkung, läßt an Eigenthümlichkeit nichts zu wünschen übrig und ist darauf berechnet, den Eindruck lumpigster Armuth wachzurufen, obgleich schon der Dichter sich dagegen mit den Worten ausgesprochen hat:

Ziert den Derwisch Tugendwerth,
Braucht er keine Lumpen:
Eine schöne Frau entbehrt
Leicht des Schmucks zum Prunken.

Das gebräunte Gesicht, bald von sanftem, bald von verschmitztem Ausdruck, umrahmt ein langer struppiger Bart und unbedecktes, in dichten Locken oder Mähnen herunterfallendes Haar, beide niemals vom Scheermesser und selten vom ordnenden Kamme berührt. Nicht allzu häufig sah ich Derwische, auf deren Haupte eine mit gestickten Inschriften versehene zuckerhutförmige Mütze thronte. Den Körper, mit geöffneter haarbedeckter Brust, umgibt bald ein dunkelfarbiger Mantel aus Wolle, bald ein Schafspelz, bald ein Lumpenkleid, das aus tausend buntfarbigen Fetzen besteht. Mit einem Worte, die vollendetste Bettlertracht bildet das Ideal der Derwische. Ein Rosenkranz, eine bunt geschnitzte Schale, die wie ein Korb an einer Kette am Arme hängt, ein Stock, ein Beil, ein hölzerner Rückenkratzer, ein schmutziger Kamm, ein thönerner Krug, bisweilen auch die hölzerne Wasserpfeife des Kaliun scheinen das einzige Besitzthum des ungewaschenen und ungekämmten Gottesmannes zu sein, der nach dem Ausspruche des Propheten Mohammed die Armuth als seine höchste Zier betrachtet.

Nachlässig an die Mauer des Lalezar-Gartens gelehnt oder an einer der gegenüberliegenden Häuserecken wie eine Schildwache aufgestellt, erwartet der Derwisch das ankommende Opfer, dem er die vorerwähnten Worte, oft mit einer wahren Stentorstimme entgegenruft. Welchen Namens und welchen Volkes der Anrufer sein möchte, läßt sich schwer erkennen. Nur die Neger, denn auch aus solchen recrutirt sich die ehrsame Zunft der Derwische, verräth die schwarze Hautfarbe als afrikanische Ureinwohner.

Der Derwisch, wie ich ihn soeben beschrieben habe, lungert den langen lieben Tag auf der Straße herum, unbekümmert um Regen und Sonnenschein, in den besten Jahren seines Lebens unthätig faullenzend und den Ruf einer Heiligkeit genießend, der ihn wie einen Liebling Gottes erscheinen läßt. Er soll die irdischen Dinge verachten und nur im Aufgehen in den Glauben seine höchste Befriedigung finden. Im Gegensatz dazu habe ich die ehrenwerthen Sonnenbrüder von Teheran stets als eine unverschämte Menschenklasse kennen gelernt, denen jedes Mittel recht ist, um ihr höchstes Ziel: Pul und immer wieder Pul, d. h. Geld, ohne Saat wie eine gebührende Ernte einzuheimsen. Der persische Mutterwitz fehlt ihnen dabei nicht, wie ich es aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Eines Tages, bei einem Spaziergange zum Thore hinaus, belästigte mich in gewöhnlicher Weise ein Bruder Derwisch und brüllte mir sein: „Ja Hu“ in die erschütterten Ohren. „Ja wohl,“ rief ich ihm zu, „ich werde Euch morgen einen ganzen Toman (etwa 7 Mark) verabreichen.“ Am nächsten Tage wiederholte sich derselbe Anruf und mein Straßenfreund redete mich mit den kecken Worten an: „Mein Herr, Ihr seid mir einen Toman schuldig, zahlt mir heute wenigstens auf Abschlag die Hälfte meines Guthabens.“

Vornehme Personen und die europäischen Gesandtschaften entziehen sich den Derwischbetteleien im eigenen Hause durch ein landesübliches Aushilfsmittel. Am Nauruzfeste oder der Feier des älteren persischen Sonnenjahres pflanzt ein

legitimirter Derwisch sein winziges Zelt vor dem Eingange zu dem Gebäude des Heimgesuchten auf, bedeckt den Boden seiner luftigen Wohnung mit einem Schaf-, Tiger- oder Leopardenfelle und richtet sich vollständig häuslich zu einem längeren Aufenthalte ein. Jeder Eintretende oder Herauskommende wird mit einem kräftigen „Ja Hu“ oder „Ja Haqq“ begrüßt. Man erlöst sich von der Plage durch Zahlung einer größeren Summe (im Werthe von etwa 70 bis 100 Mark), worauf der Derwisch sammt seinem Zelte verschwindet, nachdem er durch eine beglaubigte Quittung mit dem Siegel des obersten Vorstehers seines Ordens die richtige Abführung der Baarzahlung an die vorgesetzte Behörde bescheinigt hat. Eine längere Verzögerung des Tributes, der den Bewohner des Hauses vor jedem Derwischbesuch im laufenden Sonnenjahre befreit, wird durch die seltsamsten Mahnrufe getadelt. Der Bruder Derwisch stößt in Pausen bei Tag und Nacht in eine Trompete, verscheucht damit dem Säumigen alle Ruhe und allen Schlaf und bringt ihn außerdem in üblen Ruf bei der Nachbarschaft. Er zahlt schließlich und der Derwisch sammt seiner Mahntrompete verschwindet von der Bildfläche, um nach Jahresfrist pünktlich an derselben Stelle wieder zu erscheinen.

„Ich verstehe es,“ erwiderte mein iranischer Gastfreund auf meine Frage nach dem Teheraner Derwischthum, „daß die Derwische Euch unbequem sind und Euer Gefallen nicht erregen; allein Ihr müßt berücksichtigen, daß sie bei dem ungebildeten und abergläubischen Theile der Bevölkerung in dem Geruch besonderer Heiligkeit und selbst in dem Rufe von Wunderthätern stehen. Wie in allen übrigen Schichten des Volkes, gibt es unter ihnen gebildete und ungebildete, fromme und heuchlerische, gute und schlechte Menschen, die aus innerer Ueberzeugung oder aus gewinnsüchtigen Absichten in einen der bestehenden Derwischorden eingetreten sind, nach herkömmlicher Weise ein faules unstätes Wanderleben auf den Gassen der Dörfer und Städte oder auf den Karawanenstraßen des Landes führen und unter der Aufsicht ihrer Oberen stehen. Sie verstehen nur das Nehmen, und wenn sie geben, so ist es höchstens ein grünes Blatt vom nächsten Baume. Ich bekenne, daß heutzutage das Derwischthum eine wahre Landplage geworden ist, daß sich die Orden überlebt haben und daß der Zeitgeist selbst in Iran ihrer spottet; allein das Alter und der ehemalige Ruf der Stiftung hat äußerlich ihr Ansehen erhalten, wenn auch der Dichter Sadi sich seiner heutigen Ordensbrüder schämen müßte. Der Ursprung des Derwischthums reicht bis in die ersten Zeiten des Islams hinauf, in welchem gottergebene Anhänger der geoffenbarten Lehre des Heiles sich aller irdischen Güter und aller irdischen Größe freiwillig begaben, den Leib kasteiten und in geistiger Verzückung ihre höchste Glückseligkeit und den vollkommensten Zustand ihres Daseins in der beständigen Betrachtung und Prüfung der himmlischen Dinge ansahen, um in solcher Weise die Welt und ihre Lüste zu vergessen und in unmittelbare Verbindung mit Allah zu treten. Ihre Lehren waren in ein mystisches Gewand gekleidet und ihre Auslegungen des heiligen Buches des Koran darauf gerichtet, in den überlieferten Worten Sinnbilder und Gleichnisse für die überirdischen Geheimnisse zu erkennen. Daß die Anhänger dieser Richtung des Islams sehr häufig in vollem Widerspruch zu den Ansichten der strenggläubigen Geistlichkeit

standen, brauche ich wohl kaum anzuführen, da Ihr wissen werdet, daß die sogenannten Sufis von den Mollas im Laufe der Jahrhunderte vielfach angegriffen und bedrängt wurden und wie gefährliche Ketzer allen Leiden unduldsamster Verfolgungen ausgesetzt waren. Erst in den jüngsten Zeiten hat sich dieser Zustand zum Besseren gewendet, nachdem die Geistlichkeit eingesehen hatte, daß gerade die Verfolgungen dazu beitrugen, die Zahl der Sufis zu vergrößern und die gebildetsten und hochstehendsten Personen in die Arme des Sufismus zu treiben. Wenn die letzteren die Moscheen regelmäßig besuchen und die Vorschriften des religiösen Gesetzes mit aller Pünktlichkeit vollziehen, sogar Sammet und Seide auf ihrem Leibe tragen, so sind sie dennoch im Geheimen Sufis und nur äußerlich frommscheinende Muslimanen."

Ich warf die Frage ein, was es mit dem Sammet- und Seidetragen für eine Bewandtniß habe, und erhielt darauf die folgende erklärende Antwort.

„Da Ihr der arabischen Schrift mächtig seid und die arabische Sprache zu reden versteht wie Euer Freund, der russische Arabsahab, so werdet Ihr doch wissen, daß in dieser Sprache Suf so viel als Wolle bedeutet und Sufi eine Person bezeichnet, deren Bekleidung aus Wolle besteht."

Ich lächelte unwillkürlich und veranlaßte meinen erschreckten Freund zu der Bemerkung: „Habe ich etwas Fehlerhaftes oder Thörichtes gesagt, so habt die Güte mich darauf aufmerksam zu machen und verbessert meinen Irrthum."

„Im Gegentheile," erwiderte ich, „Ihr habt weise gesprochen. Ich erinnerte mich nur in diesem Augenblicke, daß auch in meiner Heimath der Sufismus seine Anhänger gewonnen hat, welche sich in Wolle zu kleiden für nöthig halten, seitdem ihr Lehrer und Meister, ein deutscher Hakim, die wichtige Entdeckung zu Tage gefördert hat, daß die Tracht aus Wolle allein den menschlichen Körper vor Erkältungen und Krankheiten zu schützen und zu wahren im Stande sei. Er würde in Iran unter den geheimen Sufis die besten Geschäfte machen. Hätte er in den Zeiten der alten Aegypter gelebt, so würde er als der Unreinste unter den Unreinen erschienen sein, da wollene Kleider bei den Priestern verabscheut waren und Niemand den Tempel betreten durfte, der Wolle an seinem Leibe trug."

„Ich vermag Euch nicht die Gründe anzugeben," fuhr der Chan fort, „weshalb den Sufis wollene Gewänder zu tragen vorgeschrieben wurde; allein mir scheint es richtig zu glauben, daß Wolle der billigste Stoff für ein Kleid der Armuth sei und daß aus diesem Grunde die heutigen Derwische sich in Schafpelze und wollene Mäntel zu hüllen pflegen."

„Sind denn die heutigen Derwische Sufis?" warf ich ein.

„Sicherlich, wenn auch in beschränkterem Sinne des Wortes. Der Sufismus, wie er sich in den ältesten Zeiten entwickelt hat, beruht auf philosophischen Anschauungen, welche sich auf das Wesen des Göttlichen beziehen und bei den Unverständigen zu dem Glauben führen, als sei Gott gleichbedeutend mit dem All und das Göttliche in jedem todten und lebenden Wesen dieser Welt verborgen. Das Leben der Welt sei nur eine Umwandlung des Stoffes nach den periodisch wirkenden Naturgesetzen. Eine solche Philosophie ist Nahrung der Freigeisterei und führt zum Unglauben; sie schafft die Religion aus der Welt und raubt uns den

Trost auf eine bessere Zukunft im Jenseit nach dem irdischen Tode. Leset die Vierzeiler der Dichtungen Omar's mit dem Beinamen des Zeltemachers (Chajjam), und Ihr werdet eine Vorstellung von dem erlangen, was die Freidenkerei bereits vor neun Jahrhunderten geleistet hat. Einem gebildeten Weltweisen mag man derlei Ausgeburten des grübelnden Verstandes verzeihen, bei einem Derwische werden sie eine Gefahr für diejenigen, welche mit ihm auf der Gasse verkehren und seinen Worten und Lehren Glauben schenken. Zum Glück ist der Derwisch schlau genug, um seine unreife Lebensphilosophie nicht dem ersten besten Gläubigen aufzudrängen, und allzusehr auf den Ruf der Heiligkeit erpicht, der ihm die Almosenspenden aus den Händen der Muselmanen zuführt. Er zieht es vor, auf der Straße den wahnsinnig Verzückten zu spielen, seine Erzählungen, aus Tausend und einer Nacht und aus unseren Heldensagen und Romanen zusammengestoppelt, der horchenden Volksmenge zum Besten zu geben, die Kaufleute im Bazar an einer verwelkten Blume riechen zu lassen und dazu seinen gereimten und ungereimten Vers zu sprechen, Alles nur zu dem Zweck, um in bequemster Weise den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken und im Stillen die Dummen zu verlachen, die er, der Schlaue, in sein Netz gezogen hat."

Nachdem der Chan seine Rede beendet hatte, fürchtete ich, ihn zu ermüden, rief nach meinem Bädsche und trug ihm auf Kaffee zu bringen. Diese dritte Auflage der gastfreundschaftlichen Bewirthung ist nach Landessitte das Zeichen, daß der Wirth sich von seinem Besuche zu verabschieden wünscht, nachdem zwischen Beiden noch einige höfliche Redensarten gewechselt worden sind.

„Ich bedaure Euch ermüdet zu haben." —

„Im Gegentheil, es war keine Mühe, sondern eitel Erholung für Euren Diener."

„Ihr seid sehr gütig und habt mich zu höchstem Danke verpflichtet." —

„Ich bin stets Euer ergebenster Diener. Möge Euer Schatten über meinem Haupte nie klein werden. Ich bitte mich verabschieden zu dürfen."

„Nun denn, chuda hafiz-i-schuma, Gott sei Euer Hüter!" —

Mit meinen persischen Freunden in Teheran Unterredungen ähnlicher Natur zu führen ward mir häufig die Gelegenheit geboten und ich wies sie nie zurück, da ich dem Austausche unserer Meinungen und Ansichten, sei es über Frengistan, sei es über Iran, ebenso genußvolle als lehrreiche Stunden verdankte. Ich kann es hierbei nicht verschweigen, daß von den Persern mein eigenes Vaterland, das große Reich Aleman, nicht nur seiner politischen Bedeutung wegen, sondern auch des Fleißes, der Arbeit, der Treue und Ehrlichkeit seiner Bewohner halber hoch gepriesen zu werden pflegte. Sie ergingen sich in den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen über die Eigenschaften der Deutschen und alle meine Beredsamkeit würde nicht ausreichen, die Wärme der Empfindungen zu schildern, mit welcher sie besonders von unserem ehrwürdigen „Imperator" und vom großen „Schazadeh Bismarck" zu sprechen gewohnt waren.

Bei solcher Stimmung öffneten sich allmälig die Herzen, das gegenseitige Vertrauen schlug feste Wurzeln und führte zu so aufrichtigen und freundschaftlichen Beziehungen, daß meine kühnsten Erwartungen nach dieser Richtung hin überflügelt wurden.

Auch das Leben und Treiben der mir ferner stehenden Bevölkerung in den Gassen und Bazaren der Stadt fing an meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und vor meinen Augen entpuppte sich ein Stück der asiatischen Welt, wie es naturwüchsiger und anziehender kaum gedacht werden kann.

An der Spitze der geistigen Anlagen, welche dieses überaus bewegliche Volk auszeichnen, steht ohne Zweifel die ungewöhnliche Schärfe des Verstandes, die jedem Einzelnen, vom Knabenalter an, gleichsam angeboren ist. Eine feine Beobachtungsgabe, eine schnelle Auffassung und ein zutreffendes Urtheil bilden die Grundlagen ihres Denkens und Handelns, denen ein natürlicher Tact, selbst den Frengis gegenüber, ebenbürtig zur Seite steht. Man ist nicht selten erstaunt, bei Leuten ohne Schulung und Bildung jenes wohlthuende Gefühl für das Schickliche zu finden, das bei civilisirten Völkern nur eine Folge guter Erziehung, guten Umganges und guter Vorbilder im Leben in und außer dem Hause ist. Daß diese Verstandesschärfe im gewöhnlichen Verkehr häufig genug in Schlauheit und Berechnung ausartet, daß ihr jedes Mittel zum Zweck als erlaubt erscheint, kann nicht Wunder nehmen, da auch im Herzen Asiens, wo noch die Börse ein ungepflanzter Giftbaum ist, *der Einzug in die Pforten des Glückes und des Reichthums* das Ziel aller Wünsche ist und Jeder danach strebt *seinen Knoten zu schürzen, um das Wasser ohne Maulkorb zu trinken*, d. h. unabhängig zu sein. *Pul*, „Geld", ist das große Losungswort, das den Einzelnen wie die Masse rührig macht, wenn auch die Wege dazu, nach unseren Vorstellungen wenigstens, bisweilen so krumm und verschlungen sind, daß man Anfang und Ende nicht mehr zu unterscheiden vermag. Man *verkauft* aber lieber *nasses Holz*, um es zu vermeiden *eine Mütze ohne Wolle zu tragen*. *Geld*, wie man in Iran sagt, *hat Moschusgeruch* und die Eigenschaft *nicht zu sprechen*. Es ist der Sorgenbrecher, der Thür und Thor öffnet, Ansehn und Würde gibt und der Arbeit, des Fleißes und der Kenntnisse spottet. Nichts scheut man deshalb so sehr als das Fehlen dieses Zaubermittels, und man empfindet es im höchsten Grade, wenn das *Antlitz schwarz geworden ist* und der *Waschtrog vom Dache fällt*, mit andern Worten: die Existenz gefährdet und die Armuth eingetreten ist.

Die Bildungsfähigkeit der Perser kann bei der beschriebenen Verstandesschärfe nicht angezweifelt werden und zeigt sich vor Allem bei denjenigen Personen iranischer Herkunft, welche das Glück hatten, in Frengistan als Knaben und Jünglinge die Erziehung und den Unterricht auf europäischen Lehranstalten zu erwerben oder im Mannesalter auf ihren Reisen im Auslande mit den gebildeten Völkern in Verkehr zu treten. Sie erlernen mit großer Leichtigkeit fremde Sprachen und eignen sich äußern Schliff und guten Anstand in dem Maße an, daß sie sich von einem wohl erzogenen Europäer in keiner Weise unterscheiden. Ich bewunderte unter den Persern im Kreise meiner Bekannten in Teheran nicht am letzten die Söhne eines Ministers, welche in Wort und Schrift unsere schwierige deutsche Sprache beherrschten und ihren Schiller und Goethe so gut wie Einer unter uns Deutschen gelesen hatten, ja selbst längere Verse unserer Dichter aus dem Gedächtnisse anführten. Fast mehr als dies überraschte mich die Aussprache des Deutschen bei einem der Söhne, da er während seines Aufenthaltes in

Deutschland seiner Pflegemutter sogar den ostpreußischen Dialekt abgelernt hatte. Leider erscheinen die Zurückgekehrten ihren Landsleuten wie weiße Raben. Sie fühlen sich deshalb vereinsamt, kommen sich wie Fremde in ihrem eigenen Vaterlande vor und wünschen nichts sehnlicher, als die baldigste Rückkehr nach Frengistan.

Im geistigen Wesen der echten Perser, so sehr auch das Volk durch Einwanderungen mit fremden Rassen eine Mischung des Blutes erfahren hat, lebt immer noch etwas vom Indogermanischen, und es heimelt den Europäer eigenthümlich an, wenn in den Sagengeschichten, in den Werken über Moral, in den Dichtungen, in den Romanen und Volksbüchern (sogar eine Art von Till Eulenspiegel wird gelesen, in welchem die lustigen Schwänke des unsrigen theilweise wiederkehren), ja selbst in dem Aberglauben und in gewissen Gebräuchen ein unverkennbarer europäischer Geist weht, der mächtig einwirkt und an die asiatische Urheimath der europäischen Völkergruppen neben den Indern und Persern erinnert. Daher auch die Erscheinung, daß die persischen Dichtungen mit ihren klaren, verständnißvollen Worten ebenso wohl durch ihren Inhalt als durch ihre geschmackvolle Form ein unbestrittenes Gefallen in den Westländern der alten Welt erregen.

Wer an Ort und Stelle die Darstellungen auf den Wänden des zerstörten Tempels von Persepolis oder gute Photographien und Abbildungen der zahlreichen Figuren desselben mit Aufmerksamkeit gesehen hat, wird sich des Eindruckes nicht erwehrt haben, daß die wohlfrisirten, langbärtigen, in reiche Gewänder gekleideten Männer, Abbilder altpersischer Könige und Hofbeamten, welche in scharfen Umrissen aus dem Marmor hervortreten, eine gewisse ceremonielle Grandezza in ihrer würdevollen Haltung und in ihrem pomphaften Auftreten offenbaren. Man fühlt, selbst vor den todten Steinbildern, die Nähe ungemein vornehmer Personen und empfindet es deutlich, wie der Anblick der Lebenden den Athem zum Stocken gebracht haben würde.

Den alten Persern geben die heutigen Nachkommen nach dieser Richtung hin nichts nach; denn Jeder will *ein Etwas* sein und der Welt den Beweis liefern, daß seine Kleider, seine Waffen, sein Schmuck, sein reich geschirrtes Pferd, seine Diener und sein Haus den Mann von Ansehen und Würde kennzeichnen. Der Bart und das Haupthaar ist rabenschwarz gefärbt, der Blick ruht mit einer gewissen Vornehmheit auf den Begegnenden, man reitet nur im Schritte, denn ein schnelles Tempo verräth ein dienendes Wesen, und geht man zu Fuß, so wird das Bein nur langsam gehoben, während man die Kügelchen des Rosenkranzes in der linken Hand durch die Finger der rechten gleiten läßt. Man spricht gemessen in einer gewählten Redeweise, läßt durch gelegentliche Citate bekannter Dichter seine Belesenheit erkennen und bemüht sich durch liebenswürdig höfliche Redensarten die Aufmerksamkeit des Angeredeten zu fesseln. Man versäumt es nicht, die gebührende Titulatur an entsprechender Stelle einzusetzen, und redet sich mit den Worten „*Herr*“ (Aga, nicht zu verwechseln mit dem Eunuchentitel Agha), „*Geschäftsführer*“ (*Serkar*), *Excellenz* (*Dschenab*) oder „*Hohe Excellenz*“ u. s. w. an und ist vor allem darauf bedacht, *den Säulen des Reiches*, oder den Staatswürdenträgern, und *den Augen der Gegenwart*, oder den persönlichen Hofbeamten, in der unterwürfigsten Weise

gegenüber zu treten. Bei ihrem Anblick setzt man die Füße eng nebeneinander, läßt die Arme nach vorwärts fallen, legt eine Hand auf die andere, senkt die Augen zur Erde nieder und neigt das Haupt bescheidentlich zur Seite, — ein Bild der vollendetsten Demuth.

Bei Begegnungen oder im geselligen Verkehr bei den Besuchen und Gegenbesuchen wird eine strenge Etiquette beobachtet und der Entgegenkommende oder der Gast seinem Range gemäß geehrt. Die Folge, in welcher der Kaliun oder die Wasserpfeife den Anwesenden gereicht wird, bildet den Maßstab für die entsprechende höhere oder niedere Stellung derselben. Selbst auf die Diener, welche den Herrn mitunter begleiten oder im eigenen Hause die Bewirthung übernehmen, überträgt sich die Rangstufe des Herrn und jeder Einzelne beansprucht den ihm gebührenden Pas. Auch sie reden sich mit den artigsten Worten an und beschenken sich bis zur „Excellenz" hin mit den erforderlichen Titulaturen.

Im Laufe der angesponnenen Unterhaltung herrscht der höflichste Ton, und bei den Besuchen, die vorher stets angemeldet werden müssen, wetteifert man mit den schmeichelhaftesten Wendungen, in welchen sich der Sprechende wie ein Sklave oder Diener dem Angeredeten gegenüber verhält. Die Einleitung bilden gewisse stehende Redensarten, mit welchen die Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohlbefinden erledigt werden. Der Frage nach dem geehrten Befinden, nicht selten in die sonderbare Formel: „ist Euer Gehirn gesund?" gekleidet, folgt die übliche Erwiderung, daß man in Folge der Güte, des Wohlwollens, der Macht, des Mitleids und der Liebe des Anredenden wohl und munter sei.

Gemeine Ausdrücke sind verpönt und gehören am allerwenigsten zum guten Tone. Nur der Pöbel flucht und schimpft ganz lästerlich und bedient sich so roher, haarsträubender Bilder, daß eine Uebersetzung davon kaum andeutungsweise vorgelegt werden kann.

Die sogenannte conventionelle Höflichkeit, so auffallend ihr häufiges Vorkommen und so lächerlich die wörtliche Uebertragung der landesüblichen bilderreichen Phrasen einem in den Geist und die Anschauungen der Iranier nicht eingeweihten Frengi erscheinen mag, beruht jedenfalls auf althergebrachter Sitte und Gewohnheit, hat aber eine Ausgeburt erzeugt, die selbst unserem Frengistan, wenn auch in geringerem Maße, nicht fremd ist: die Lüge und den Betrug. Die Perser lügen, um höflich zu erscheinen, und sie sind höflich, um eine Lüge zu bemänteln. Schon ein persischer Dichter nahm es mit der Wahrheit nicht allzu genau und entschuldigte das Reden von Unwahrheiten wie eine erlaubte Regel:

Besser, eine Lüge wagen,
Die des Nächsten Herz erfreut,
Als die Wahrheit auszusagen,
Wenn sie Leid und Unglück streut.

Was in diesem heiligen Punkte im ganzen sonnigen Iran in Wort und Schrift geleistet wird, übersteigt häufig das Maß des Erträglichen, um so mehr, als nicht selten der ausgedrückten offenbaren Lüge die Versicherung folgt, daß man darauf einen Eid essen wolle. Zum Glück geht selten Jemand in die Falle, da Vertrauensseligkeit nicht die Sache der Perser ist und die gewohnheits-

mäßige Lüge zur Folge hat, daß sich Jeder durch ein gleiches Gegenmittel vor Täuschung und Verrath hütet.

Mit der Höflichkeit hängt in einem weiteren Sinne die Achtung der jüngeren Personen vor den älteren und in erster Linie der unbedingte Respect der Kinder vor den Eltern zusammen. Es würde als ein Mangel an Bildung und guter Erziehung angesehen und von allen Seiten sofort auf das Schärfste getadelt werden, wollte die jüngere Welt ohne ausdrückliche Erlaubniß sich in Gegenwart älterer Personen niedersetzen oder unaufgefordert an den geführten Gesprächen Theil nehmen. Ich kenne manche Familie in Europa, deren Kinder das gerade Gegentheil leisten und denen die persische gute Sitte auf das Nachdrücklichste zur Nachahmung empfohlen werden könnte.

Dem herrschenden Fürsten oder dem Schahynschah („König der Könige") wird selbstverständlich die höchste Verehrung gezollt, weniger in seiner Eigenschaft als König des Landes, wie vielmehr als Vater Aller, dem seine Kinder, die Unterthanen, unbedingten Gehorsam leisten. Herrscht auch in dem Lande, wie ich mich selber zu überzeugen mehrfach Gelegenheit hatte, eine gewisse Redefreiheit und kann man sogar in den Vorhöfen der Paläste absprechende Aeußerungen über den König und seine Handlungsweisen zu hören bekommen, so tritt vor dem Angesicht der „gesegneten Gegenwart" die ehrerbietigste Huldigung ein, denn Jeder fühlt, daß er vor dem Vater des Vaterlandes steht und ihm als solchem die tiefste Demuth schuldig ist.

Bei einem regen und lebenslustigen Volke, wie es das persische ist, wird man es nur erklärlich finden, wenn der Schärfe des Geistes jenes fröhliche Kind des Augenblickes entspringt, das wir mit dem Namen des Witzes bezeichnen. Der persische Witz, ein echter Mutterwitz, beruht auf mehr als nur einem oberflächlichen Wortspiele. Er ist ein schlagfertiger, selbstbewußter Geselle, ein geübter und gewandter Schütze, der mit scharfem Pfeile sein Ziel mitten in das Schwarze hinein trifft und von Jedermann gern belacht und belobt wird. Selbst die Könige Irans pflegen an ihren Höfen den Umgang mit witzigen Personen, und sogar Hofnarren gehörten zu ihrer Umgebung. Auch die beißendsten Witze werden von den fürstlichen Personen mit gemüthlichster Selbstbeherrschung aufgenommen. Das nachstehende Gedicht mag als Beweis für die Art dieser Hofwitze gelten:

Unsern Hofnarr'n, sprach der König,
Will ich heute hoch beglücken:
Legt ihm einen Eselssattel
Sammt der Decke auf den Rücken!

Schmunzelnd sprach der Narr: Der König
Schenkt sonst neue Ehrenkleider,
Was er aber selbst getragen,
Schafft mir hunderttausend Neider.

Die sprudelndsten Witze kommen und gehen, man weiß oft nicht woher und wohin. Sie werden nach kurzer Zeit ein Gemeingut der Bevölkerung, die Namen ihrer Urheber verschwinden, und wie es zu gehen pflegt, selbst die Personen, auf welche sie gemünzt waren, ändern je nach Ort und Zeit ihre Titel und ihre

Stellung. Daß viel Altes aufgewärmt, manches Wort eines halbvergessenen Dichters oder Schriftstellers aus dem Staube gezogen wird, um als neuester Tageswitz auf der Gasse von Mund zu Mund getragen zu werden, steht außer Frage; aber die Thatsache ist unumstößlich, daß der gute Witz dem Teheraner die Prosa des Lebens wie das Salz würzt und seine heiterste Stimmung wach ruft.

Und wie heiter und fröhlich kann der echte Perser sein, mit welchem homerischen Lachen eine spaßhafte Geschichte begrüßen, mit welcher Zwangslosigkeit sich dem vollen Lebensgenuß hingeben, besonders wenn er das Capitel der Liebe, des Trinkens und des Gesanges berührt!

Ueber den ersten und schwierigsten Paragraphen dieses Capitels habe ich selbstverständlich keine Erfahrungen sammeln können; denn es gilt für unschicklich, besonders von Seiten eines Frengi, auch nur eine leise Andeutung über das Weib fallen zu lassen, und das Enderun (wörtlich: das Innere, die modern-persische Bezeichnung für das arabisch-türkische Harem) bleibt Jedem, der nicht zur Familie gehört, ein mit sieben Siegeln verschlossenes Geheimniß. Wer es zu brechen wagt, büßt das kühne Wagstück mit dem Leben, und ist es ein Christ, der sich erkeckt hat, einer mohammedanischen Wittib oder einer ehrsamen Jungfrau zu nahen, so rettet ihn nur der sofortige Uebertritt zum Islam vor dem unvermeidlichen Tode. Im Uebrigen ist die Gefahr, in die Netze der Schönen zu fallen, wenig zu fürchten, da die Perserin niemals ihr Haus verläßt, ohne sich durch eine bauschige Körperumhüllung vollständig unkennbar zu machen. Selbst der lange weiße Gesichtsschleier ist so undurchdringlich dicht, daß er nicht einmal gestattet die Größe und Farbe der Augen darunter zu beurtheilen, wenn auch erfahrungsmäßig einzelne Weibsbilder es nicht verschmähen, in einsamen Gassen oder an entlegenen Stellen der öffentlichen Gärten ihren Schleier zu lüften und das Mondsgesicht dem vorübergehenden Manne zu enthüllen. Die beredten Schilderungen, mit welchen verliebte Dichter der Vergangenheit mit himmelhoch jauchzenden Worten die unvergleichliche Schönheit ihres angebeteten Gegenstandes zu preisen nie aufhörten, scheinen gegenwärtig nur theilweise zuzutreffen. Denn an den Wuchs der Pinie und die Schlankheit der Cypresse erinnert durchaus nicht das moderne Gefallen an möglichst umfangreichen Göttinnen.

Die Liebeslieder neuesten Datums, welche nach meinen eingezogenen Erkundigungen besonders häufig in den Enderuns gesungen oder recitirt werden, reichen nicht entfernt an die alten heran. Weder Zartheit der Empfindungen noch glühende Leidenschaft spricht aus den mir vorliegenden Proben. Höchstens können die volksthümlichen Weisen, wie sie in der Landschaft des Gilan und Mazenderans, an den Ufern des kaspischen Meeres, von den Hirten und Dörflern gesungen werden, Anspruch auf einige Originalität erheben. Als ein Muster dieser Dichtungen möge das folgende Beispiel dienen, das eine so gut wie wörtliche Uebersetzung eines mir bekannten Liedes enthält:

Wenn in finst'rer Nacht die Wolfsbrut
Sich ein Schäflein holt zum Schmaus,
Laß die schwarzen Locken fliegen,
Tritt zu mir ins Feld hinaus.

Will die Mutter dich befragen,
Was du treibst in deinem Sinn,
Sag' ihr: „Das, was Gott gehörte,
Gab ich einem Armen hin."

Allah hat in seiner Barmherzigkeit nicht die besten und stärksten Töchter der Traube in den Weingärten von Schiraz, Ispahan, Hamadan, Kaswin und Teheran gedeihen lassen, damit sie elendiglich verderben. Zwar Mohammedaner, schrecken die Perser vor dem Genuß der edlen Gottesgabe dennoch nicht zurück und bekennen sich offen zu des Dichters Worten:

Des Weines Mutter ist die Traube,
Der Traube Tochter ist der Wein:
Die Mutter gönnt mir zwar mein Glaube,
Doch lieb' ich mehr das Töchterlein.

Obwohl sie sehr genau wissen, daß nach dem religiösen Strafgesetz vierzig bis achtzig Peitschenhiebe dem ertappten Weintrinker als Strafe beschieden sind, so hütet sich dennoch männiglich, um mich der persischen Ausdrücke zu bedienen, den Stein auf die Flasche zu werfen oder den Krug zu zerschlagen. Es ist leicht ein Molla zu werden, sagt ein iranisches Sprüchwort, aber schwer ein Mensch zu werden. Dennoch gibt es im Lande genug Menschen, welche in dem Gewande eines Molla würdevoll umhergehen und in stiller Zurückgezogenheit sich des Weingenusses erfreuen, wie jener unvorsichtige geistliche Herr, von dem folgende verfängliche Geschichte in Umgang ist. Nachdem er einen angetrunkenen Perser wegen der Ueberschreitung eines so fürnehmen Gebotes, als welches die Enthaltsamkeit vor dem Weintrinken gilt, vor aller Welt gehörig abgekanzelt hatte, machte er ihn, um seiner Rede noch einen besonderen Nachdruck zu verleihen, auf die Verschwendung seines Geldes aufmerksam mit der hinzugefügten Frage, wie viel er für die Flasche gezahlt habe. Auf die Antwort des Sünders: „einen Kran", erwiderte der Molla unbesonnener Weise: „Nur einen Kran? Wo kaufst Du ihn? Ich muß für die Flasche zwei Kran erlegen."

Bei den Weingelagen, die im geschlossenen Zimmer und bei hellster Beleuchtung nach dem Untergange des scheidenden Tagesgestirnes zu beginnen pflegen, kredenzen Mignons den funkelnden Wein und es wird bis in die späte Nacht hinein übermäßig gezecht. Tritt an die Stelle des Weins der Araki, ein scharfes gebranntes Wasser, so soll es bisweilen recht schlimm hergehen und ein schwerer Rausch die Folge der übertriebensten Unmäßigkeit sein. Herren und Diener laufen am Morgen hohläugig, übernächtig und mißmuthig einher und begeben sich widerwillig zu ihrem Tagesgeschäft. Ihre Stärkung holen sie regelmäßig aus einer winzigen runden Metalldose heraus: Opiumpillen, die sie von Zeit zu Zeit in den Mund nehmen und verschlucken, um die erschlafften Geister wieder zu beleben.

Unschädlicher und den Gebräuchen des Landes mehr entsprechend ist der häufige Genuß des Tschai oder Thees, der in den sogenannten Kaffeehäusern in den Hauptstraßen der Stadt und in den Theebuden der Dörfer den durstigen Seelen in Miniatur-Porzellantassen verabreicht wird. Je nach der Lage des betreffenden Locales ist das offene Gastzimmer mehr oder weniger reich decorirt. Die werthen Gäste sitzen auf diwanartigen Holzgestellen, damit beschäftigt, ihren

Tschai zu schlürfen und die kollernde Wasserpfeife zu rauchen. Im Hintergrunde prangen Hunderte buntfarbiger Glasleuchter, deren Lichter des Abends in schimmerndem Farbenglanze schillern, dazwischen sind duftige Blumensträuße in Vasen aufgestellt und an den Wänden prangen große Bilder mit den wunderbarsten bunten Malereien unbekannter Meister. Hauptscene gewöhnlich ein Liebespaar in Strümpfen, das die Augen verdreht und Thee trinkt, auf einem altfränkischen Canapé sitzend; auf den Teppichen davor in knieender Stellung, wie die Perser zu hocken pflegen, Gäste männlichen Geschlechtes als Zeugen der Liebesscene. Die halbverhüllten Vorhänge hinter dem Canapé lassen die Anwesenheit eines baumreichen Gartens errathen. Der letztere bildet in Wirklichkeit die nothwendige Ergänzung eines vollkommenen Theehauses. Bei schönem Wetter in der warmen Jahreszeit nehmen die Gäste ihren Sitz im Garten ein und genießen im zweifelhaften Schatten langaufgeschossener Platanen die Annehmlichkeit eines Aufenthaltes im Freien, voller Entzücken den Tönen des Sängers lauschend, welcher sein Lied zu den Klängen der Laute herunternäselt.

Das Ergehen in einem blumenreichen Garten und das Wandeln in den Baumalleen gehört überhaupt zu dem vergnüglichsten Zeitvertreib der Perser. Zieht ein Bächlein seine nassen Pfade durch die Anpflanzung, so hocken sie am Rande des dünnen feuchten Streifens nieder und erfrischen sich an dem Anblick des kärglich laufenden Wassers. Fehlt der Bach, so rückt man bis zu der Umhegung der nie fehlenden Bassins im Garten vor und ergötzt sich an dem bunten Spiel der hin und her schießenden Goldfische im künstlichen Teiche im Angesicht eines Imaret oder sonstigen luftigen Baues im Hintergrunde eines lieblichen Paradieses. Es ist in einem gewissen Sinne beschämend für die durch Vergnügungen jeder Art verwöhnten Frengis, daß die Perser und mit ihnen der größte Theil der morgenländischen Völker eine unbeschreibliche Wonne an den einfachsten Naturgenüssen empfinden. Sie sind im Stande, eine Stunde lang vor einem Bäumchen zu sitzen und sich an dem Anblick der frischen grünen Blätter mit wahrer Herzensfreude zu erquicken. Mehr als einmal ist es mir selber auf meinen Ausritten vor die Thore Teherans begegnet, daß ich auf der offenen, mit Bäumen dünn bepflanzten Landstraße hier und da eines Persers ansichtig ward, der vor einem Bäumchen seinen Kaliun rauchte und sein Gesicht starr auf das bischen Frühlingsgrün an den Aesten gerichtet hatte. Selbst bei einer Première in unseren besten Theatern würde man vergeblich solche Augen suchen und finden!

Gustav bekommt das Pastorat.

Skizze
von
Anna Charlotte Edgren-Leffler.

„Gustav bekommt das Pastorat," sagte die alte Frau Muurmeister — Muur mit zwei „u", denn die Familie war adelig. „Du magst sagen, was Du willst, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß er es bekommt."

„Das hast Du früher schon so oft gesagt, Mama, wenn er sich ohne Erfolg beworben hat", erwiderten die Fräulein Muurmeister.

„Das mag wohl sein, aber diesmal habe ich eine ganz sichere Ahnung. Ja, ja, Ihr werdet schon sehen."

Sie nickte mit dem alten zitternden Haupte und lächelte.

„Ach, liebe Mama, unser Einem gelingt niemals Etwas. Wir gehören nicht zu den Menschen, die Glück haben in dieser Welt. Ach nein — man muß es verstehen, sich vordrängen, wenn man zu Etwas kommen will — aber das kann Gustav nicht."

„Ich will solche sündige Reden nicht wieder hören, liebe Amalie. Glück und Unglück — das sind sehr thörichte Ausdrücke, die wohl für Heiden passen mögen, aber nicht für einen Christen. Wir wissen ja, daß es ein liebevoller Gott ist, welcher unsere Geschicke lenkt."

„Jawohl — wenn man so sein könnte wie Du, Mama! Aber Du bist wie ein Kind, das nicht weiß, wie es zugeht in der Welt."

„Vor dem lieben Gott müssen wir alle sein wie die Kinder," sagte die alte Frau Muurmeister.

Ein gewisser milder Frieden lag über ihrem ganzen Wesen. Derselbe war erst mit dem hohen Alter über sie gekommen — lange genug war sie gewesen wie Amalie: mißvergnügt, bitter, immer klagend über die Ungerechtigkeit der Welt und über ihr und ihrer Kinder beschwerliches, freudloses Leben. Sie war von jeher eine unbeugsame Natur gewesen — unruhig und thätig, voll von unbefriedigten, niemals erlöschenden Hoffnungen — aber nun war sie über achtzig Jahre alt und das Leben begann sich ihr darzustellen wie eine Landschaft in der Dämmerstunde, wenn die kleinen zufälligen Linien sich unterordnen und unwesentlich erscheinen und nur die großen Züge hervortreten. Die glückliche Stumpfheit des Greisenalters war über sie gekommen und bewirkte, daß die

Sorgen des Lebens nunmehr leicht an ihr vorüber glitten. Wenn nur Gustav das Pastorat bekäme — das war eigentlich das Einzige, was ihr so recht am Herzen lag, wenn sie mild und friedlich im Lehnstuhl mit ihrem Strickstrumpf dasaß. Ihr gegenüber am Fenster hatte Amalie ihren Platz. Von dort aus genoß man die schönste Aussicht auf den Marktplatz und deshalb sollte Amalie dort sitzen, denn es machte ihr besonderes Vergnügen, die Vorübergehenden zu betrachten. Von dem Platze der alten Frau Muurmeister sah man nur eine schmutzige Gasse hinauf und sie hatte diesen Platz gewählt, als sie dahin gezogen waren. Amalie arbeitete für den Frauenverein. Sie nähte vorzüglich und besaß auch etwas Talent zum Musterzeichnen.

Am anderen Fenster, das ganz und gar der Gasse zu gelegen war, saß das älteste von den „Mädchen", Hilda, welche schon ihre sechzig Jahre hinter sich hatte, aber trotzdem die geschickteste Arbeiterin von allen dreien war. Hilda hinkte ein wenig, und hatte niemals, wie die anderen, Etwas vom Leben erhofft. Deshalb hatte sie auch schon in ihrer Jugend, als die Schwestern unruhig umher flatterten und auf den verzauberten Prinzen der Sage warteten, still ihren Platz im Leben unter den unbemerkten Arbeitsbienen eingenommen. „Hilda hat niemals eine Spur von Phantasie gehabt," sagte Amalie. Sie erwarb ihren Lebensunterhalt durch Sticken von Laken und Taschentüchern. Diese Arbeit lohnte sich ganz gut, und da sie äußerst fleißig war, so lebte die ganze Familie größtentheils von ihrem Erwerb.

„Aber wie man so dasitzen und Jahr aus Jahr ein Weißstickereien machen kann, das ist mir unbegreiflich," sagte Amalie. „Die Farben sind es, welche die Arbeit beleben. In Farben zu sticken, das grenzt nahe an Malerei — das halte ich nicht für Handarbeit, das nenne ich eine schöne Kunst." Auch konnte Amalie bisweilen einen ganzen Vormittag damit zubringen, über die Zusammensetzung von vier Farben in einem Muster nachzugrübeln: ob die blaue zu äußerst in der Kante stehen mußte oder die rothe, ob die grüne in der helleren Nüance oder in der dunkleren genommen werden müßte. Aber diese Vormittags-Farbenstudien bezahlten sich nicht.

Henriette, die kleine Henriette, die noch jung und kindlich war, mit trippelndem Gang, rosigen Wangen und reizenden kleinen Füßen — Henriette, sie sollte sich natürlich verheirathen. Aber in Erwartung dieses Ereignisses hatte sie sich nun seit zwanzig Jahren mit Malen beschäftigt — nicht mit Garn, wie Amalie, sondern mit wirklichen Farben. Bei ihr hatten sich die künstlerischen Anlagen der Familie ganz besonders entwickelt. Als sie siebzehn, achtzehn Jahre alt war — das heißt vor zwanzig Jahren — hatte sie Unterricht in der Aquarellmalerei bei einem jungen Künstler genommen, der die Malerakademie besuchte, die Ferien aber daheim bei seiner Mutter in Upsala verlebte. Ja, wenn Henriette damals gewollt hätte, dann wäre sie jetzt die Frau eines großen Künstlers, der seine Gemälde in Paris verkauft — das war wenigstens Amalie's Ueberzeugung. Aber Henriette hatte immer etwas so vornehm Zurückhaltendes in ihrer Art und Weise den Herren gegenüber — nach Amalie's Auffassung. Die Herren dagegen sagten, sie sei affectirt, und nichts sei unerträglicher als ein affectirtes Frauenzimmer.

Mittlerweile hatte Jettchen ihr geringes Talent in mannigfacher Weise verwerthet. Augenblicklich saß sie mitten in der Stube an einem großen weißen Klapptische und malte kleine Blumenranken, Vögel und Schmetterlinge auf Gratulationskarten, die sie in Buchläden verkaufte. Sie malte gewöhnlich ganz und gar aus freier Hand und hatte einen wunderbar feinen Blick für die wahren Formen und Farben der Natur. Aber langsam ging es, denn Jettchen war äußerst sorgfältig. Amalie bewunderte sie sehr, aber sie konnte es nicht unterlassen, ihr ungebeten gute Rathschläge und kleine Zurechtweisungen zu geben.

„Nein, süßes Jettchen, siehst Du denn nicht, daß der Stiel dort zu dick ist — und warte, jenes Blatt darf da nicht so hervorstehen. Gieb' mal, liebes Kind, ich will Dir zeigen."

Darauf Jettchen verdrießlich: „Wenn Du Dich doch um Deine Sachen kümmern und mich in Ruhe lassen wolltest! Ich werde so nervös von dem ewigen Nörgeln und Schmälen, daß ich gar nichts fertig bringe."

Und dazwischen ertönte die Stimme der Mutter liebreich und ermahnend: „Kinder, Kinder, nun laßt doch das Zanken."

Hilda, über ihre Stickerei gebeugt, sprach nie ein Wort. Denn Hilda war seltsam zurückhaltend.

Jetzt klingelte es an der Thür des Vorzimmers. Amalie und Jettchen fuhren empor.

„Was hast Du nun wieder für Unordnung angerichtet!" rief Jettchen. „Es sieht hier immer aus, daß man sich schämen muß, wenn Jemand kommt!"

Amalie raffte geschwind Alles zusammen und warf es drunter und drüber in die Kammer hinein.

„Arbeit ist ja keine Schande, Kinder," sagte die Mutter, welche noch ruhig mit ihrem Strickstrumpf dasaß.

Jettchen ordnete eilig vor dem Spiegel ihr schwarzes glänzendes Haar, das übrigens nicht geordnet zu werden brauchte, denn es lag stets fein und blank, geglättet mit Quittensaft. Ihr ganzer Anzug war überhaupt stets nett und rein mit einer Eleganz, welche um so schwerer zu erklären war, als ihr einziges Kleid wiederholt gewendet und aufgarnirt war. Sie trippelte jetzt mit leichten kurzen Schritten zur Thür, um zu öffnen, während Amalie, die ihrerseits niemals in Toilette war, wenn sie zu Hause saß und nähte, hinter einem Schirm verschwand, der den ziemlich großen Raum so abtheilte, daß er ihr Schlafgemach den Blicken entzog. Nun hörte man im Vorzimmer Jettchen rufen: „Ach nein, liebe Mathilde! Wie reizend, daß Du uns nicht vergessen hast!"

Amalie hinter dem Schirm und die Mutter vom Lehnstuhl am Fenster stimmten gleich ein: „O, da ist Mathilde! Nein, die liebe Frau Oberst! Das ist zu liebenswürdig! Ja, Mathilde ist doch so süß!"

Nirgends wurde man so herzlich empfangen als bei Muurmeisters. Es war wirklich der Mühe werth, die steilen Treppen hinaufzuklimmen, um diese frohen und vergnügten Gesichter zu sehen. Eine kleine Visite war hier ein großer Freundschaftsdienst — ein Ereigniß in ihrem einförmigen abgeschlossenen Dasein.

Die Frau Oberst war eine Schwestertochter von Frau Muurmeister, aber ihre Lebensumstände waren sehr ungleich. Mathilde lebte in der großen Welt und wurde von ihren Cousinen mit Ehrerbietung betrachtet.

„Nun, liebe Tante, wie geht es mit dem Pastorat?“ fragte sie jetzt, indem sie sich setzte.

„Ja, diesmal gelingt es ihm, Gott sei Dank, sicher. Alles deutet darauf hin, daß es der Gemeinde sehr um ihn zu thun ist.“

Die Frau Oberst wurde etwas überrascht. Sie hatte das Gegentheil gehört, und war gerade deshalb hergekommen, um die Familie darauf vorzubereiten, daß Gustav das Pastorat nicht bekommen würde. Ihr Mann hatte Verwandte in der Gemeinde und sie wußte, daß die Probepredigt nichts weniger als glücklich gewesen war. Er hatte die Worte nicht sonderlich in der Gewalt, der gute Junge, und mit dem Vortrag war es auch nur so, so — und außerdem hatte er wie gewöhnlich sehr viel dummes Zeug geschwatzt — hatte gesagt, daß er das Leserpack[1]) ausrotten wolle und dergleichen mehr. Die Frau Oberst, selbst eine begeisterte Anhängerin der neuevangelischen Bewegung, fand das sehr empörend, und sie konnte sich einer kleinen Bemerkung nicht enthalten.

„Sie dürfen die Sache nicht etwa für unbedingt sicher halten, Tante,“ sagte sie. „Es herrscht viel geistiges Leben hier in der Gemeinde, und ich glaube nicht, daß Gustav Verständniß für diese Bewegung hat.“

„Warum sollte er kein Verständniß dafür haben?“ fragte gleich aufbrausend die alte Frau. „Glaubst Du etwa nicht, daß Gustav ein ebenso gottesfürchtiger Mensch ist, wie irgend ein Leser?“

„Aber — liebe Mama, rege Dich nur nicht so auf,“ fiel Jettchen beschwichtigend ein, denn sie fürchtete, ihre Mutter möchte den hochgeschätzten Gast beleidigen. „Mathilde beabsichtigt gewiß nicht, etwas Schlechtes von Gustav zu sagen.“

„Man kann auf manche Weise gottesfürchtig sein,“ sagte die Frau Oberst. „Aber das rechte geistige Leben ist doch etwas Anderes, und das, glaube ich, ist bei Gustav noch nicht erwacht.“

„Das kommt nur daher, daß Gustav nicht versteht zu seufzen und die Augen zu verdrehen wie die Leser,“ ließ sich jetzt eine Stimme hinter dem Schirm vernehmen und Amalie's Haupt, das Haar auf der einen Seite zu einem großen Wulst zusammengedreht, auf der andern in dünnen Strähnen herunterhängend, wurde plötzlich sichtbar.

„Ich kann wirklich nicht mit Dir über eine solche Sache streiten, so lange Du da hinter dem Schirm stehst,“ fiel die Frau Oberst in etwas gereiztem Tone ein. „Wenn Du hervorkommen und Dich setzen willst, so stehe ich gern zu Diensten.“

„Da ist nichts zu streiten,“ sagte Frau Muurmeister. „Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem geistigen Leben und all dergleichen meinen. Aber das weiß ich, daß die wahre Gottesfurcht sich in der Erfüllung der göttlichen Gebote bekundet. Sagt nicht die Bibel selbst, daß es dem wohl ergehen soll, der seinen Vater und seine Mutter ehrt? Und das hat Gustav gethan, und wenn er sich nicht auf die modernen Redensarten und dergleichen versteht, so ist er doch auf jeden Fall der beste Sohn und der beste Mensch, den es gibt.“

---

[1]) Schwedische Secte.

Die Stimme der Alten bebte und sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Bitte, liebe Mama, beruhige Dich doch," sagte Jettchen erregt. „Können wir Mathilde nichts anbieten? Ach ja, etwas Saft! Deine Tochter Marie war gerade vorige Woche hier und hat uns ganz delicaten Saft geschenkt, den sie selbst gekocht hat."

Frau Muurmeister's natürliche Gastfreundschaft gewann bei dieser glücklichen Wendung der Unterhaltung die Oberhand über ihre verletzte Mutterliebe. Ihre größte Freude bestand darin, Jemanden zu bewirthen, und sie nahm eiligst ihren Schlüsselbund und ging in die Küche, um die Vorbereitungen zu treffen.

„Aber, liebe Tante, Sie wollen sich doch nicht selbst bemühen," wendete die Frau Oberst ein, welche ein wenig bereute, daß sie der Alten weh gethan hatte.

„Ja, liebe Mathilde, die Mama will immer Alles selbst thun," entgegnete Amalie, die noch immer mit dem größten Theil ihrer Persönlichkeit unsichtbar war. „Sie vertraut uns nicht das Geringste an."

„Wie kannst Du nur so sprechen, Amalie," sagte Jettchen, welche die Offenherzigkeit ihrer Schwester nicht ganz comme il faut fand. „Der guten Mama macht es Freude, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen."

„Aber kommst Du denn noch nicht hervor, Amalie?" fiel jetzt die Frau Oberst ein. „Und kannst Du nicht bald einen Augenblick Platz nehmen, Jettchen — Ihr seid so unruhig, man kann ja kaum ein Wort sprechen." Jettchen war nämlich die ganze Zeit im Zimmer umhergelaufen und hatte sich mit den wenigen Möbeln zu schaffen gemacht, hier den Ueberzug eines Stuhles zurecht gezogen, dort eine Haarnadel vom Boden aufgehoben, einige Staubkörnchen vom Pulte weg geblasen, an der Gardine etwas geordnet und allerhand kleine Verrichtungen besorgt — das pflegte sie immer zu thun, wenn Gäste da waren, ähnlich wie Amalie sich stets hinter dem Schirm aufzuhalten pflegte, bis der Besuch im Begriff war, sich zu verabschieden; dann kam sie hervor, fein geputzt, so gut sie konnte, jedenfalls aber sauber und nett. Sie zeigte sich jetzt mit einer vergilbten und zerknitterten Spitzenkrause um den Hals. In ihrer Jugend trug man stets ausgeschnittene Kleider, und sie hatte sich nie recht an die hohen Taillen gewöhnen können, die sie nicht kleidsam fand. Sie bog daher ihr Kleid gern vorn zurück und so kam der lange magere dunkele Hals in einem Dreieck zum Vorschein, was sich etwas wunderlich ausnahm, zusammen mit einem alten grauen Tuchjäckchen und einem fadenscheinigen schwarzen Seidenrock, vielfach gestopft und voll von Garnierungen. Sie war sehr lang und hager mit schmalen Hüften; die Kleider baumelten daher an ihr wie die Kränze an einer Maistange — so hatte einmal ein Student an einem Maifeste in unhöflicher Weise gesagt. Aber als sie noch jung war, hatte man sie mit einem Lilienstengel verglichen, ja man hatte ihr sogar einmal eine Serenade gebracht, und die Erinnerung daran erfüllte sie noch heute mit Stolz und Freude.

Die Mädchen ließen sich endlich zu beiden Seiten der Frau Oberst nieder, welche freundlich in das wacklige Sopha mit niedergesessenen Sprungfedern und geflicktem Ueberzug niedergedrückt worden war.

„Nun, liebe Mathilde, erzähle! Was gibt es Neues draußen in der Welt?"

„Ich komme jetzt so selten hinaus. Seitdem Marie verheirathet ist, muß Anna sie begleiten."

„Na, verlautet denn noch nichts von einer Partie für Anna?" fragte Jettchen.

„Ich glaube, Anna bekommt keinen Mann," wendete Amalie ein. „Sie ist nicht dazu geschaffen — sie ist so störrig gegen die Männer — ganz wie Jettchen."

„Aber, beste Amalie," sagte Jettchen erröthend. „Sollte sie unverheirathet bleiben — ein so schönes Mädchen!"

„Was denn!" bemerkte Amalie mit einem bewundernden Blick auf Jettchen. „Das wäre wahrhaftig nicht die erste Schönheit, welche sitzen bliebe."

„Es ist nicht immer ein Glück, Kinder, sich zu verheirathen," sagte die Mutter, die eben eintrat und sich mit den Gläsern zu schaffen machte.

„Natürlich, das sagst Du immer, Mama," fiel Amalie ein. „In jedem Falle — nun ich weiß, was ich weiß."

„Was denn?" fragte die Frau Oberst mit einem kleinen Lächeln in den Augenwinkeln. Sie wußte sehr gut, was folgen würde.

„Mädchen, die solche Mütter haben wie wir, kommen nie zum Heirathen."

„Du meinst, daß die Tante nichts gethan hat, um Euch unterzubringen?"

„Ach ja — ich sage nichts. Aber Niemand wird mir einreden, daß arme Mädchen unter die Haube kommen, wenn nicht das Geringste dafür gethan wird."

Das war der ständige Vorwurf, den die Mädchen der Mutter machten — Amalie ganz offen, Jedem gegenüber, der es hören wollte, Jettchen mehr versteckt und nicht in Gegenwart Fremder. Aber nie kam eine Verlobung zur Sprache, ohne daß jener Vorwurf aufgetaucht wäre.

„Ja — glücklicher Weise sind nicht alle Mütter wie Mama — sonst würden wohl keine Ehen mehr zu Stande kommen."

Frau Muurmeister war sich bewußt, daß sie so weit davon entfernt gewesen sei, sie am Heirathen zu hindern, daß sie vielmehr herzlich froh gewesen wäre, wenn sich ein Freier gemeldet hätte. Aber die Mädchen hatten einmal die fixe Idee, und die Mutter bemühte sich nicht mehr, sich gegen ihre Vorwürfe zu vertheidigen.

„Ich hoffe, daß sich Anna einen Wirkungskreis schaffen wird, der sie unabhängig macht," sagte die Frau Oberst. „Sie hat kein Vermögen zu erwarten. Ich denke daran, sie die doppelte Buchhaltung lernen zu lassen, damit sie in irgend einem Comptoir ankommen kann."

Zum ersten Mal während der ganzen Unterredung erhob jetzt Hilda den Kopf mit einem Ausdruck von Interesse. „Wie wohl Du daran thust!" sagte sie.

„Wie kannst Du so reden, Hilda," fiel Amalie ein. „Ein feines Mädchen aus gutem Hause wie Anna!"

„Und dann, wie unweiblich!" fügte Jettchen hinzu, „so im öffentlichen Comptoir zu sitzen und unter fremden Herren zu arbeiten!"

„Und ebenso viel zu verdienen, wie die Männer und frei und selbständig zu werden wie sie," antwortete Hilda energisch. „Und wie anregend muß es sein, mit Männern in Berührung zu kommen und ihre Arbeit zu theilen."

„Nein, das muß ich sagen, woher Du diese Ideen hast, Hilda, begreife ich nicht," rief Amalie. „Ich habe früher niemals gehört, daß Du solche Schwäche für Herren hast, liebe Hilda."

„Und ich habe früher niemals gehört, daß Du mit unserm Leben so zufrieden wärst, um es nicht anders gewünscht zu haben," fiel Hilda ein.

„Zankt Euch nicht, Kinder!" sagte die Mutter. „Ich bin Amalie's Ansicht; eine Frau muß vor allen Dingen weiblich sein, und ich halte nichts von den modernen Einfällen, sie aus dem Hause hinauszutragen, wo sie auf alle Fälle immer ihren rechten Platz hat."

„Hätte man uns Mädchen in der Jugend eine andere Erziehung gegeben," sagte Hilda, „so hätte sich Dein Alter, liebe Mama, wohl lichtvoller und sorgenfreier gestalten können. Und hätte mir die Wahl meines Looses freigestanden, ich wäre nicht „weiblich" geworden, das ist sicher. Warum sollte man sich freiwillig in ein Schneckenhaus verkriechen, wenn es erlaubt wäre, sich frei zu bewegen?"

„Arme Hilda! ihr wunder Fuß macht sie so unzufrieden," sagte Amalie halblaut zu ihrer Cousine. „Es kommt zuweilen so über sie, obschon sie meistens recht ruhig und zufrieden ist."

„Freilich bin ich ruhig und zufrieden," sagte Hilda, welche die letzten Worte aufgefangen hatte. „Und während ich hier sitze und mechanisch den einen Stich an den andern reihe, freue ich mich, daß die Mädchen, welche jetzt aufwachsen, wahre, ganze Menschen werden und nicht wie wir — nur . . . ich weiß nicht, wie ich es nennen soll . . . nur Frauen."

„Ich werde es stets als meinen Stolz betrachten, eine echte Frau zu sein," sagte Jettchen und erröthete über ihre eigene Weiblichkeit.

„Ist es im Sommer nicht schrecklich heiß hier in der Stadt gewesen?" fragte die Frau Oberst, die einen Meinungsaustausch über einen rein objectiven Gegenstand in diesem Kreise für völlig nutzlos ansah.

„O, das ist nicht so schlimm," sagte Jettchen. „Wir haben ja den großen luftigen Marktplatz dicht vor der Thür," — es war der Markt, wo auf Bauernwagen allerlei Eßwaaren ihren Duft verbreiteten —, „und dann sitzen wir auch oft im Park mit einer Arbeit."

„Im Carolinenpark?" fragte die Frau Oberst.

„Nein, hu! im Carolinenpark ist es zwar recht schön, aber es ist da so einsam und so trist. Wir gehen lieber am Fluß entlang; da ist so viel Leben, und dann die schöne Musik!"

Die Frau Oberst dachte mitleidig, daß es doch ein trauriger Ersatz für die ländliche Natur sei, dieser kleine staubige Fleck mit seinem unruhigen Leben.

„Besucht uns doch einmal auf unserm Landgut," sagte sie. „Wollen wir gleich einen Tag festsetzen? Nächsten Donnerstag zum Beispiel."

„Schönen Dank, liebe, gute Mathilde. Du bist doch immer so freundlich. Allein, beide können wir die Mutter nicht verlassen. Aber wenn Amalie vielleicht kommen darf?"

Von Hilda konnte nie die Rede sein, — das Gehen wurde ihr so schwer, daß sie nur selten ihren Arbeitstisch am Fenster verließ.

„Warum gerade ich?" fiel Amalie schnell ein. „Jettchen hat es nöthiger, ein wenig Landluft zu genießen. Sie sehnt sich so sehr hinaus, das arme Kind. Und sie hat oft so heftige Kopfschmerzen."

„Ja, aber Du hustest so sehr. Die Seeluft würde Dir gewiß gut thun."

Es war, als gälte es eine richtige Brunnenkur. Ein einziger Tag auf dem Lande bedeutete für sie ebenso viel, wie für Andere ein ganzer Sommeraufenthalt.

„Nun, ihr könnt ja nach einander kommen," sagte die Frau Oberst.

Nein, das konnte nicht geschehen — aber sie wollten nicht sagen, warum nicht. Die Frau Oberst errieth den Grund. Das Eisenbahnbillet hin und zurück kostete zwei Kronen[1]), und es fehlten ihnen die Mittel, um diese Ausgabe zweimal im Jahre bestreiten zu können. Die Frau Oberst sann nun darüber nach, wie sie auf eine taktvolle Art und Weise zu verstehen geben könnte, daß sie natürlich die Kosten der Reise tragen würde, — aber die guten Mädchen hatten ihren kleinen Stolz und kämpften tapfer gegen jeden äußeren Schein von Armuth an.

Nach einem lange fortgesetzten Streite zwischen den Schwestern, in welchem dieselben Gründe und Gegengründe unaufhörlich wiederholt wurden, bestimmte man schließlich, daß Jettchen am Donnerstag reisen solle.

„Aber um welche Tageszeit kommt sie denn wieder nach Hause?" fragte die Mutter.

„Der letzte Zug fährt um 9 Uhr. Um 10 Uhr kann sie dann zu Hause sein."

„Zehn Uhr!" brach Frau Muurmeister aus. „Gott bewahre! so spät kann Jettchen nicht allein über die Straßen gehen! Nein, liebe Mathilde, das geht auf keinen Fall."

„Das macht ja nichts, liebe Tante! Heutzutage können im Sommer sogar junge Mädchen so spät allein gehen. Und in meinem und Jettchens Alter . . ."

Ein leichter Schatten flog über Jettchens Gesicht, aber sie sagte nichts. Sie war fünf Jahre jünger als ihre Cousine. Aber die gute Mathilde hatte in letzterer Zeit sich daran gewöhnt, sie als gleichaltrig zu bezeichnen. Das war etwas eigenthümlich von Mathilde. Denn wer sie neben einander gesehen hätte, würde gleich bemerkt haben, wie viel jünger Jettchen war. Sie wußte bestimmt, daß sie nicht älter aussah als höchstens dreißig Jahre, und da war es etwas ärgerlich, für gleichaltrig angesehen zu werden mit einer großen corpulenten Frau, die schon zwei Enkel hatte. Aber das war nun Mathildens kleine Schwäche.

„Ich habe niemals geduldet, daß meine Töchter so spät draußen waren," sagte Frau Muurmeister, die sich nicht daran gewöhnen konnte, ihre Tochter als erwachsen zu betrachten. „Das sieht so vulgär aus, scheint mir, und außerdem würde ich in Todesangst schweben."

„Gut, dann bleibe ich zu Hause und wir reden nicht weiter über die Sache," sagte Jettchen. „So geht es allemal, wenn ich aus will; da gibt's keinen andern Rath, als immer zu Hause zu sitzen."

„O, wie kannst Du nur so sprechen," sagte die Mutter betrübt. „Du weißt doch, daß ich Dir so gern eine Freude gönne."

Nun wurde endlich festgesetzt, daß Jettchen am Donnerstag reisen solle, und dann nahm die Frau Oberst Abschied, entschlossen, ihr einen Fünfkronenschein brieflich zuzuschicken. Das war leichter, als ihr denselben in die Hand zu stecken.

---

[1]) 2 Mark 25 Pfennige.

Jettchen hatte inzwischen ausgedacht, daß sie möglicherweise etwas Geld in der akademischen Buchhandlung erheben könnte, welche ihre Karten in Vertrieb hatte. Sie wollte gleich hingehen und sich erkundigen, es war so angenehm in Gesellschaft der Frau Oberst zu gehen; dann sah wenigstens die Wirthin, eine einfache Portierswittwe, die gern einen vertraulichen Ton ihnen gegenüber einschlug, weil sie unterm Dache wohnten, daß sie wirkliche Standespersonen seien.

„Wenn Du erlaubst, Mathilde, begleite ich Dich," sagte sie.

Die Frau Oberst wußte, daß es eine große Geduldsprobe sei, auf sie zu warten; aber sie setzte sich doch resignirt wieder ins Sopha nieder.

Es war keine Kleinigkeit für Jettchen, sich zur Promenade anzukleiden. Nur den Hut aufzusetzen nahm mehr als eine halbe Stunde in Anspruch — und jedes einzelne Härchen mußte gestreichelt und geglättet, jedes Staubkörnchen vom Mantel gebürstet, jede Falte des Kleides geordnet werden. Ein paar Mal lugte sie durch die Thür und rief — einmal Amalie, die ihren neuen Unterrock geborgt hatte, als sie dieser Tage ausgewesen war, und den sie jetzt nicht an seinem Platze wiederfinden konnte, und ein ander Mal die Mutter, um den Schlüssel zu ihrem gemeinsamen Schrank von ihr zu leihen, den die Alte stets in der Tasche trug. Endlich, nach Verlauf einer ganzen Stunde, kam sie fertig angekleidet zum Vorschein, zierlich und sauber, als sei ihr Kleid eben von der Schneiderin gekommen.

„Du wirst doch wohl nicht ganz ohne Geld ausgehen wollen," sagte die Mutter, nahm zwei Fünfundzwanzig-Öre[1]) aus ihrer Pultlade und gab sie Jettchen, welche sie dankbar in ihr leeres Portemonnaie gleiten ließ. Keins von den Mädchen besaß auch nur ein Öre eigen; denn ihren geringen Verdienst gaben sie immer gleich der Mutter, von der sie später als Geschenk zurückerhielten, was sie gebrauchten.

Die Alte und Amalie begleiteten sie bis ins Vorzimmer, und die Mutter beugte sich über das Geländer, um die Weggehenden so lange als möglich zu sehen; der Abschied war immer so lang und herzlich, als gelte er fürs Leben.

Amalie rief auf der Treppe der Cousine nach: „Grüße Deinen Mann, den Herrn Oberst, bestens — und grüße Deine Tochter, die Frau Geheimrath — und Deinen Sohn, den Lieutenant, auch." Die Mädchen hatten ihre besondere kleine Absicht bei diesen lauten Abschiedsgrüßen und der Wiederholung der Titel, die sie stets über die Treppen widerhallen ließen, wenn ein Besuch sie verließ.

In der andern Wohnung desselben Corridors wohnte eine Arbeiterfamilie und sie wollten „diese Leute" doch gern hören lassen, daß sie nicht ganz ihresgleichen wären —, „solche Leute" werden sonst leicht zudringlich.

Sie empfanden eine große Geringschätzung „solchen Leuten" gegenüber und hielten streng auf Klassenunterschiede als eine göttliche Institution, die nicht ohne große Unzuträglichkeiten für die bürgerliche Gesellschaft beseitigt werden könne.

Als Jettchen nach ein paar Stunden von ihrem Ausgange heimkehrte, war sie sehr froh. Sie hatte in der Buchhandlung fünf Kronen bekommen; davon

[1]) Etwas mehr als eine halbe Mark.

gab sie der Mutter drei, zwei steckte sie in ihr Portemonnaie für die große Reise, welche nun alle ihre Gedanken in Anspruch nahm. Jetzt wollte sie auch einige feine Gräser sammeln, die sie schon lange für ihre Zeichnungen nöthig hatte.

„Wie Mathilde doch so herzlich gut und lieb ist," sagte sie.

„Ja, und es ist so angenehm, daß man ihr immer ruhig den Rücken wenden kann," sagte Amalie, die auf Grund unangenehmer Erfahrungen oder natürlicher Empfindlichkeit beständig eine heimliche Angst hatte, lächerlich gemacht zu werden. „Man ist überzeugt, daß sie hinter dem Rücken nur Gutes von einem spricht."

„Ja, das ist wahr," stimmten Mutter und Jettchen ein.

Beim Mittagstisch daheim auf dem Lande saß inzwischen die Frau Oberst und beschrieb den ganzen Verlauf ihres Besuchs bei den Verwandten. Und die ganze Familie lachte herzlich.

„Das wird ein Hauptspaß, wenn Tante Jettchen kommt," sagte der Sohn, der Lieutenant. „Ich will ihr ein Bischen den Hof machen, dann freut sie sich — obgleich sie natürlich eine sehr würdige Miene aufsetzen wird."

Während die alte Frau Muurmeister damit beschäftigt war, zum Mittag den großen Klapptisch zu decken, schellte es wieder im Vorzimmer. Diesmal ging sie selbst und öffnete — sie wußte genau, wer um diese Zeit zu kommen pflegte.

Es war ihr Sohn, welcher seine alte Mutter mit großer Zärtlichkeit und Herzlichkeit küßte. Er war Hilfsprediger in einer Landgemeinde in Upsala und pflegte an Markttagen auf einem Bauernwagen zur Stadt zu fahren, um die Seinen zu besuchen. „Wie befindest Du Dich heute, Mütterchen?"

„Je nun, ich habe es immer etwas auf der Brust, aber in meinem Alter darf man so kleine Leiden nicht achten."

Er klopfte ihr auf die Achsel und sagte stolz zu einem nicht vorhandenen Publicum: „Ahnt wohl Jemand, daß sie vierundachtzig Jahr alt ist, gut gezählt? Das möchte ich wissen!"

„Nun, lieber Gustav, hast Du noch nicht gehört, wie es steht?"

„Nein, ich habe noch nichts gehört — aber ich darf jeden Tag meine Ernennung erwarten."

Die Alte wurde seit der Unterredung mit der Frau Oberst etwas von Zweifeln beunruhigt. „Deine Predigt hat doch gefallen?" fragte sie. „Das hast Du ja von mehreren Seiten gehört?"

„Ja, das ist bei Gott wahr," sagte der Collaborator und spuckte an den Kachelofen. Es sollte in den Spucknapf kommen, aber er verstand nicht zu zielen. Jettchen fuhr gleich auf. „Es ist unausstehlich, Gustav, daß Du das nicht lassen kannst. Man kann es ja nie sauber haben."

Gustav, der immer heftig wurde, wenn die Schwestern anfingen, Bemerkungen über ihn zu machen, brauste auf und setzte sich ins Sopha nieder, daß die Fenster krachten.

„Du hast aber doch wohl nicht unvorsichtig über die Leser gesprochen," sagte die Mutter, indem sie wieder auf die wichtige Sache in Betreff des Pastorats zurückkam.

„Unvorsichtig — nein, ich habe lediglich die nackte Wahrheit gesagt. Ich habe gesagt, es solle ein Ende haben mit der verwünschten Colportage und Gottes Wort solle rein und lauter gelehrt werden — und das Volk solle lernen wieder in die Kirche zu gehn, statt in die Bethäuser zu laufen. Ihr habt mein Haus zu einer Mördergrube gemacht," habe ich gesagt.

„Aber das paßt ja gar nicht auf die Verhältnisse," bemerkte Hilda.

„Das paßt nicht?" Er warf sich mit solcher Schnelligkeit im Sopha herum, daß wieder eine Feder sprang. „Du bist gut und wohlmeinend, liebe Schwester, aber in diese Sache darfst Du Dich nicht einmischen, denn davon verstehst Du, bei meiner Seele, gar nichts! Oder glaubst Du etwa nicht, daß ich weiß, was ich sage? Und glaubst Du vielleicht nicht, daß ich in Gottes Wort zu Hause bin?"

„Aber zu wem hast Du das gesagt, lieber Gustav?"

„Ja sieh, das war eine komische Geschichte," versetzte der Collaborator und lachte. „Es war der Patron von Okersberg, zu dem ich es sagte. Aber später erfuhr ich, daß gerade er der schlimmste „Leser" von der ganzen Gesellschaft ist, und daß er es war, welcher an das Vaterlandsstift um Colporteure schrieb."

„Gott sei uns gnädig, Gustav, davon hast Du früher nie Etwas gesagt."

„Ja, es ist eine verflixte Geschichte," sagte Gustav und lachte wieder auf seine geräuschvolle Weise, die Hände in den Hosentaschen und den Kopf vornüber gebeugt. „Aber das schadet nichts," fuhr er in ernstem Tone fort. „Im Gegentheil, ich habe ihn überzeugt — ich habe allen Anlaß zu glauben, daß ich ihn überzeugt habe."

„Warum glaubst Du das?"

„Man merkte es ihm an. Er wurde so ruhig und in sich selbst gekehrt — und nachher ließ er mich während des ganzen Mittags erzählen, was ich über die Sache dächte, ohne den geringsten Einwand. — O, er ist ein sehr vernünftiger Mann — er ist für Argumente zugänglich — das ist er. — Was soll das?" fuhr er in demselben Augenblicke auf, als Jettchen hinter seinem Kopfe sich etwas zu schaffen machte.

„Ich will nur den Schoner weg nehmen," sagte Jettchen. „Du ruinirst ihn völlig mit Deiner Haarpomade."

„Was soll man mit solchem Plunder, wenn man ihn nicht gebrauchen darf," warf er verdrießlich hin.

„Ich wollte sagen, Mama, — ein Umstand war es besonders, der tiefen Eindruck auf meinen lieben Leserpatron machte," fuhr er fort. „Er interessirt sich sehr für Gefangene; seine Frau gehört einem Frauenverein an und pflegt in den Bezirksgefängnissen umherzugehen und mit den Gefangenen zu sprechen und ihnen Schriften und dergl. zu geben. Und da nahm ich die Gelegenheit wahr und erzählte ihm von einem Gefangenen, mit dem ich vor einiger Zeit gesprochen, und wie ich ihm das Gesetz und die Propheten auslegte und sein Gewissen derartig aufrüttelte, daß sich der Kerl in der folgenden Nacht erhängte."

„Aber Gustav!" rief Jettchen.

„Was gibt's denn?" fragte er und hielt inne, gerade im Begriff, sich die Nase zu putzen.

Jettchen zeigte mit dem Finger auf das Taschentuch, das er in der Hand hatte. Es bestand fast nur aus einem Loch, durch welches er jetzt die Finger hindurchsteckte, im Begriff dasselbe an die Nase zu führen.

„Ja, warum flicken meine Schwestern mir meine Sachen nicht?"

Hilda erhob sich auf eine etwas mühsame Weise, zog ohne ein Wort zu sagen das Taschentuch aus seiner Hand und setzte sich nieder, um es zu stopfen.

„Du bemühst Dich auf jeden Fall nicht, proper zu sein," sagte Jettchen. „Wenn Du mit dem alten Havelock da gehst, siehst Du aus, daß man sich vor Dir schämen muß, wenn man Dir auf der Straße begegnet."

Der alte Havelock hatte seine eigene kleine Geschichte. Er war wohl seit mindestens zwanzig Jahren schon unmodern und fadenscheinig, und jedes Jahr hatte man beabsichtigt, einen neuen zu kaufen und das Geld war eigens zu dem Zwecke bei Seite gelegt — aber dies Geld fand doch immer schließlich den Weg zu der knappen Kasse der Mutter. Obgleich es einfach genug sein mochte, dies auszurechnen, so hatte Jettchen doch niemals den Zusammenhang zwischen dem alten Mantel und dem Gelde, welches die Mutter bekam, verstanden.

„Gustav ist merkwürdig versessen auf den Mantel," pflegte sie zu sagen.

Aber diesmal tröstete der Bruder sie damit, daß er nun wirklich einen neuen Ueberrock bestellt habe, den er im Herbst beim Antritt des neuen Amtes einweihen wolle. Und damit waren sie wieder bei ihrem Lieblingsthema angelangt. Sie setzten sich zu Tische, und beim Mittagsessen, welches die alte Frau selbst bereitet hatte — die Mädchen verstanden kaum, Kartoffeln zu kochen — schmiedeten sie Pläne für die Zukunft. Sie wollten allesammt in die neue Pfarre übersiedeln — die Mädchen sollten jedes ein kleines Zimmer in der oberen Etage und die Mutter ein großes Eckzimmer neben dem des Sohnes bekommen, mit der Aussicht auf die Kirche.

„Und auf den Kirchhof," fügte die Alte hinzu. „Wenn Du mich dann später hinaustragen lässest, so hast Du mich doch noch nahe — ich habe immer so herzlich gewünscht, auf dem Lande sterben zu dürfen."

„Nein, nicht sterben, sondern leben wirst Du, liebe Mama — leben für uns alle, die wir Dein bedürfen."

Die Alte lächelte. „Vielleicht noch einige Jahre, wenn Gott so will. Aber wenn ich auch nicht mehr mit Euch leben kann, so werde ich doch glücklich sterben; denn ich weiß, daß meine armen Töchter nicht einsam und hilflos dastehen und weiß, daß ihr alle zusammen haltet. — Aber das Schlimmste ist," fiel sie gleich nachher ein, „wenn Du Dich einmal solltest verheirathen wollen, Gustav. Wie soll es dann gehen?" Sie bedachte niemals, daß ihr Sohn schon fünfundsechzig Jahr alt war.

„Dann verheirathe ich mich auf keinen Fall mit einer, die meine Mama und meine Schwestern nicht gern im Hause hätte."

Gleich nach Mittag mußte der Collaborator gehen, und er und die Mutter nahmen sehr herzlich Abschied von einander, wie gewöhnlich. Sie begleiteten ihn alle, außer Hilda, bis ins Treppenhaus, aber als Amalie unten an der Treppe seine Hand ergriff, rief die Mutter ihn zurück — sie wolle den letzten Händedruck von ihm haben. Nachher eilten sie ans Fenster und nickten ihm zu; unten

auf dem Markt standen mehrere Leute und lachten über den alten Mann mit dem wunderlichen Mantel, der sich unaufhörlich umwendete und mit dem Hute winkte und Kußhände nach dem kleinen Fenster hinaufwarf, wo sich drei Gesichter an die Scheiben lehnten. Jetzt bog er gerade um die Ecke und zu Jettchens Verzweiflung zog er noch ein zerknumptes Taschentuch aus der Tasche und ließ es im Winde flattern.

Nachdem er ganz und gar außer Sicht war, nahm Frau Muurmeister wieder ihren Strickstrumpf zur Hand. Aber sie war heute ungewöhnlich müde, ließ bald die Arbeit in den Schoß sinken und schlief ein. Die Mädchen bewegten sich so lautlos wie möglich, um sie nicht zu stören. Sie erwachte bald wieder durch einen gelinden Hustenanfall und verlangte etwas Brustsaft. Sie hatte das ganze letzte Jahr hindurch gehustet, aber so unbedeutend, daß sie niemals einen Arzt hatte um Rath fragen wollen. „Das bringt das Alter so mit sich," sagte sie. Der Brustsaft linderte den Reiz und sie schlief wieder ein. Nach einigen Augenblicken erwachte sie und fragte, wie viel Uhr es wäre.

„Ihr werdet sehen, die Ernennung steht heute Abend in der Zeitung," sagte sie. „Ich habe es soeben ganz klar und deutlich im Traume gesehen — dann kommt Gustav morgen schon wieder."

„Willst Du Dich nicht zu Bett legen, Mamachen?"

„Ja, ich glaube es ist das Beste." Sie erhob sich und begann selbst ihr Bett zurecht zu machen. Aber als sie sich niederlegte, wurde sie von einem Schwindel ergriffen und fiel vornüber.

Die Mädchen liefen erschreckt herbei, hoben sie auf und führten sie zu einem Stuhl. Während Amalie und Jettchen schalten, daß sie sich nie von Jemandem führen lassen wolle, ordnete Hilda ruhig das Bett und half ihr beim Auskleiden. Die Mutter und Amalie hatten ihre Schlafstätten im äußern Zimmer, Jettchen und Hilda im innern. Aber jetzt wollte Jettchen auch draußen liegen, um zur Hand zu sein, wenn die Mutter etwas nöthig hätte, und Amalie bot ihr das eigene Bett an, während sie selbst sitzend wachen wollte. Aber als Jettchen das hörte, wollte sie auch wachen und die Schwestern geriethen in eine ihrer gewöhnlichen Streitigkeiten. Amalie wurde bei solchen Gelegenheiten immer so laut, und Jettchens dünner, feiner Diskant war so durchdringend, daß es der Kranken unangenehm war, es anzuhören.

„Zankt Euch doch nicht, Kinder," bat sie mit müder Stimme. „Ich verstehe ja Euern guten Willen, aber es hat keine Gefahr mit mir, ich will nur etwas Ruhe haben, und es braucht Niemand bei mir zu wachen. Aber setzt Euch jetzt zu mir und laßt mich ein paar Worte sagen, die mir am Herzen liegen ... Jettchen," begann sie und ergriff die Hand ihrer jüngsten Tochter. „Nimm es mir nicht übel, aber ich muß Dich um Etwas bitten. Ich lebe vielleicht nicht so lange, bis Gustav das Pastorat antreten wird. In meinem Alter kann es ja jeden Augenblick zu Ende gehen und Ihr müßt vielleicht ohne mich umziehen. Aber dann denke daran, daß Du Gustav nicht um jede Kleinigkeit so ausschelten darfst. — Siehst Du, die Männer denken nicht an solche Sachen — das sagte mir meine selige Mutter, als ich mich verheirathete, und seitdem habe ich niemals eine Bemerkung gemacht über die kleinen übeln Angewohnheiten

meines Mannes. Da muß man ein Auge zudrücken, das kommt der Frau zu und ist nothwendig; und ich möchte so ungern, wenn Euch Gustav nun in sein Haus aufnimmt, daß er es als eine Last empfände — Ihr müßt immer darauf bedacht sein, es ihm so gemüthlich wie möglich zu machen."

Als der Collaborator am Abend nach Hause kam, ging er hinauf zur Pfarre, um einen Blick in die Zeitung zu werfen. Da stand die Ernennung — eines seiner Mitbewerber.

„Es ist Deine eigene Schuld, Du kannst es nie unterlassen, Unsinn zu schwatzen," sagte der Pfarrer in aller Freundschaft. „Warum konntest Du nicht mit Deinen Ansichten zurückhalten bis die Sache in Ordnung war? Nachher hattest Du immer noch Zeit genug, und den Mund voll zu nehmen. Wenn es ans Handeln geht, bist Du doch zu herzensgut, um energisch durchzugreifen."

„Willst Du damit sagen, daß ich mit meiner Meinung hätte hinterm Berge halten sollen?" rief der Collaborator mit donnernder Predigerstimme. „Nein, Lieber, ich bin bis dahin ein ehrlicher Mensch gewesen und das hoffe ich zu bleiben bis an meinen Tod."

Damit ging er. Es war schon düster, so daß er tastend durch den Pfarrhof stolperte. Angekommen in seinem eigenen kleinen, dürftigen Junggesellenheim, sank er unmittelbar an der Thür auf einen Stuhl nieder und blieb im Dunkeln sitzen, mit Hut und Mantel, ohne sich zu rühren. Er saß ganz geknickt da, die Hände lagen schlaff auf den Knieen und das Haupt war tief hernieder zwischen die Achseln gesunken. Die Hoffnung eines ganzen Lebens war ihm heute erloschen. Er hatte jetzt mehr als dreißig Jahr sich fast um jedes Pastorat beworben, das vacant geworden war. Jedesmal war er gleich voll kindlicher Hoffnung gewesen, jedesmal hatte er sich die eine oder die andere Tactlosigkeit zu Schulden kommen lassen, die ihn unmöglich gemacht hatte, und jedesmal war die Enttäuschung bitterer, und es war ihm immer schwerer geworden, mit der getäuschten Hoffnung vor Mutter und Schwester hinzutreten.

Aber diesmal war es bitterer als je; denn jetzt war ihm endlich Hoffnung und Muth völlig gebrochen. Er war alt, daran dachte er nun zum ersten Mal, zu alt um etwas Neues aufzubauen, zu alt um länger umherzulaufen und seine Aufwartungen zu machen und im Geheimen ausgelacht zu werden, wie er wohl wußte, daß es manchmal geschehen war. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, daß seine Mutter zu alt war, um länger warten zu können. Sie war zu alt, um auf ein sorgenfreies Alter zu warten, dessen sie nach einem strebsamen und freudlosen Leben so sehr bedurft hätte. Sollte sie jetzt ins Grab steigen, ohne den geringsten kleinen Lichtschimmer, mit den Bitterkeiten der getäuschten Hoffnungen eines ganzen Lebens? Er hielt sich fast für einen undankbaren, unwürdigen Sohn! Sollte er ihr nur Sorgen machen in ihrem hohen Alter, er, der ihr Trost und ihre Stütze hatte sein wollen?

Als er am folgenden Tage zur Stadt kam, ging er zuerst zum Schneider, bestellte den neuen Ueberzieher ab, zu welchem er den Stoff schon gekauft hatte, und ließ statt dessen der Mutter einen warmen Wintermantel daraus machen.

Langsam und schweren Schrittes näherte er sich der Wohnung der Mutter.

Im Hausflur erwartete ihn die Wirthin, die von der Herrschaft da oben noch die Miethe für das letzte Quartal zu fordern hatte. Die Fräulein hätten gesagt, daß der Collaborator bald ein Pastorat bekommen würde, und dann würde er für sie bezahlen. Sie wolle jetzt wissen, ob daraus etwas werde, denn sie hätte sonst andere Miether in Aussicht.

Die Schwestern hatten ihm gegenüber kein Wort von ihrer Verlegenheit gesagt, wie sie ihn überhaupt nie um Geld baten. Sie wußten, daß er gab, so lange er Etwas hatte — und das war nicht viel, nicht einmal so viel, daß er bis zu dem Tage sich von den Schulden hatte frei machen können, die er während seiner Studienzeit gemacht.

Woher sollte er jetzt Geld nehmen für die Miethe? Die arme Hilda war in der letzten Zeit so schwächlich gewesen, daran hätte er denken müssen. Sie hatte natürlich die Summe jetzt nicht zusammenbringen können.

„Und dann muß ich den Herrn Pastor bitten, sich gefälligst die Füße abzutreten und nicht all den Schmutz da in meinen reinen Flur zu tragen," sagte die Wirthin in gereiztem Tone. Der Collaborator sah etwas bestürzt auf seine Füße. Er war heute zu Fuß vom Lande gekommen — es war kein Markttag und er hatte nicht fahren können. Er kratzte die Stiefel gewissenhaft ab, spuckte aber in demselben Augenblick in den Flur. Jetzt kam die lange aufgespeicherte Galle der Wirthin richtig zum Ausbruch; aber auch dem gutmüthigen Collaborator riß nun schließlich die Geduld; er erhob warnend seine Hand mit einer Geberde, die er vorzugsweise bei seinen Predigten an Buß- und Bettagen anzuwenden pflegte und rief aus: „Weib, hüte Deine Zunge! Sie ist nur ein kleines Glied und doch bringt sie große Dinge zu Wege!"

Und damit eilte er die Treppen hinauf, so schnell wie möglich.

Dieser kleine Verdruß hatte indessen ganz wohlthätig gewirkt; er hatte seine Gedanken von der drückenden Sorge abgelenkt, und als er oben angelangt war, hatte er Pastorat wie Miethe vergessen über der gellenden Stimme der Wirthin, die ihm noch immer in den Ohren klang, und er hatte beschlossen, der Mutter eine andere Wohnung und höflichere Wirthsleute zu verschaffen.

Er sah nun die beiden jüngern Schwestern aus ihrer Wohnung treten, indem sie eine alte Familienfreundin begleiteten, die zu Besuch da gewesen war. Er bemerkte nicht, daß sie eigenthümliche, zusammengesuchte Trauerkleider trugen.

„Ah, unterthänigster Diener, Frau Professor, wie geht es — wie geht es?"

„Ich danke," antwortete sie mit abgewendetem Gesicht und eilte hastig hinunter. Der Collaborator wunderte sich über das Schweigen der Schwestern; er war so gewöhnt, ihren Abschiedsruf im Treppenhause zu hören und glaubte in seines Herzens Einfalt, daß das nur eine schuldige und übliche Höflichkeit sei, weshalb er jetzt das Versäumniß der Schwestern wieder gut machte und mit lauter Stimme rief: „Meinen herzlichsten Gruß dem Herrn Professor — und meinem Pathen, dem jungen Herrn Candidaten, auch!"

Jettchen legte jetzt die Hand auf seine Achsel und nun nahm er erst wahr, daß sie verweint aussah und vor Rührung kaum sprechen konnte. Die ganze traurige Wirklichkeit tauchte nun mit einem Mal in seinem Gedächtniß wieder auf. Sie hatten die Neuigkeit schon gehört, das war klar. Die Frau Professor

hatte es ihnen natürlich erzählt. Und darum weinten die beiden Mädchen. Und die Mutter? „Mama?“ fragte er nur.

Sie antworteten nicht, sondern zogen ihn hinein und schlossen die Thür. Im Vorzimmer fielen die Beiden einander um den Hals und weinten.

„Mama?“ wiederholte er.

„Sie ist todt,“ schluchzten die Schwestern.

Er riß sich von ihnen los und stürzte, über die Schwelle strauchelnd und taumelnd, über den Boden hin und fiel schwer am Bette der Mutter auf die Knie nieder. Er verbarg sein Haupt in den Händen und es begann gewaltsam in seiner Brust zu arbeiten. Auf ihrem gewohnten Stuhl am Fenster nach der Gasse zu saß Hilda ruhig, die Hände vor dem Antlitz. Amalie und Jettchen umarmten einander und weinten wie hilflose Kinder, die nicht wußten, wie sie sich in der großen unbekannten Welt zurecht finden sollten ohne die Mutter.

„Wie ist es zugegangen?“ konnte der Collaborator schließlich hervorbringen.

„Es war in der Nacht,“ begann Jettchen.

„In der Nacht!“ Er erhob den Kopf. „War es in der Nacht? Ist sie während der Nacht gestorben?“

„Ja, in der Nacht um 2 Uhr.“

„In der Nacht,“ wiederholte er noch einmal. „War denn gestern Abend ein Fremder da?“

Die Schwestern verstanden die Frage nicht. Hilda war die Einzige, welche ihr Schluchzen hinreichend beherrschen konnte, um den Verlauf zu erzählen.

„Nein, die Mama legte sich gleich nachdem Du gegangen warst. Sie hatte etwas Husten und war sehr matt, aber wir glaubten nicht, daß es gefährlich sei. Am Abend erzählte sie viel von Dir und wie schön es für uns werden würde, wenn Du das Pastorat bekämest. In der Nacht begann sie zu phantasieren und glaubte, daß Du es schon bekommen hättest. Und dann sagte sie: ‚Du darfst nicht traurig sein, lieber Gustav, daß Du mich hinaus tragen mußt. Der Kirchhof liegt ja so nahe — Du hast mich ja gleich vor dem Fenster‘ — und eine Stunde später hob sie den Kopf, als ob sie lauschte, und sagte: ‚Ist das mein Sohn, der Pfarrer, der da kommt?‘“

Hier brachen die Schwestern in lautes Weinen aus, aber Hilda legte mit einer für sie ungewöhnlichen Milde ihre Hand auf die Schulter des Bruders und sagte: „Ist es nicht gut, Gustav, daß sie in diesem Glauben sterben durfte! Wie es nun auch mit dem Pastorat gehen mag — *sie* ist jedenfalls in ihrer Hoffnung nicht getäuscht worden.“ Es begann heftiger in der Brust des Collaborators zu arbeiten; er räusperte sich gewaltsam, bekam schließlich seine klare Stimme wieder und rief aus: „Gott sei Dank! Gott sei Dank! Dann ist es ja eben so gut als ob ich das Pastorat bekommen hätte!“

Politische Rundschau.

Berlin, im September.

Die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit dem Kaiser von Oesterreich, die am 25. und 26. August in Kremsier stattgefunden hat, ist eine neue Bürgschaft für die Friedenspolitik der Centralmächte. Im Zusammenhange mit den Besuchen, welche der Kaiser Franz Joseph unserem Kaiser in Gastein, der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Kalnoky, dem Fürsten Bismarck in Varzin kurze Zeit vor der Entrevue in Kremsier abstatteten, erhält die letztere ihre volle Bedeutung für das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen den drei Kaiserreichen besteht und bereits im September vorigen Jahres bei der Zusammenkunft in Skierniewice zum charakteristischen Ausdrucke gelangte. Daß Fürst Bismarck und Graf Kalnoky, daß der letztere und der russische Minister des Auswärtigen, von Giers, bei ihren vertraulichen Unterredungen nicht bloß akademische Erörterungen über den Weltfrieden gepflogen haben — wer wollte es leugnen; wohl aber darf angenommen werden, daß weder in Varzin zwischen Oesterreich und Deutschland, noch in Kremsier zwischen dem ersteren und Rußland besondere Vereinbarungen getroffen worden sind, die etwas anderes bezweckten, als die Bekräftigung und Entwicklung des friedlichen Einvernehmens der drei Kaiserreiche. An kühnen Combinationen über die Tragweite der Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oesterreich fehlte es keineswegs. Dieselbe sollte unter anderem den verhängnißvollen Folgen eines englisch-türkischen Bündnisses vorbeugen, dessen Abschließung nach der Ansicht der Conjecturalpolitiker den Zweck der Reise Sir Henry Drummond Wolff's bildet. In Konstantinopel würde man sich aber kaum bereit finden lassen, den eigenen Besitzstand zu gefährden, weil England für nothwendig erachtet, das weitere Vordringen Rußlands in Centralasien zu verhindern. Wenn daher der englische General Sir Arnold B. Kemball in der „Contemporary Review" jüngst die Hoffnung äußerte, nicht bloß Afghanistan und Persien, sondern auch die Türkei und China unter der Führung Englands zu einem großen asiatischen Bündnisse vereinigt zu sehen, so steht die Verwirklichung derartiger allzu sanguinischen Erwartungen keineswegs in Aussicht, zumal da die Türkei, welches auch der Ausgang eines Krieges zwischen England und Rußland sein möchte, beim Friedensschlusse vermuthlich das „Compensations-Object" hergeben würde. Andererseits ist die Gefahr eines Zusammenpralls zwischen den beiden Großmächten in Central-Asien mehr in die Ferne gerückt, seitdem die Frage wegen des Zulfikar-Passes eine friedliche Lösung verheißt. Die Königin von England konnte daher in der Thronrede, mit welcher das Parlament am 14. August geschlossen wurde, mit Fug versichern, daß zwar Schwierigkeiten, die zu einer bestimmten Zeit einen ernsten Charakter annahmen, zwischen Rußland und England über die Gebietsgrenzen des Emirs von Afghanistan entstanden wären, daß jedoch die Unterhandlungen ihren Fortgang nähmen und hoffentlich bald zu einer befriedigenden Lösung geführt werden würden. Die weitere Ankündigung, daß die nordwestliche Grenze des indischen Reiches in einen Zustand angemessener Vertheidigung versetzt werden sollte, da in Ermangelung

derselben das Gedeihen und die Ruhe der indischen Unterthanen Englands von Zeit zu Zeit der Unterbrechung und Störung ausgesetzt wären, eröffnet allerdings Perspectiven für die Zukunft, die auf ein gewisses Mißtrauen gegen die letzten Absichten Rußlands schließen lassen.

Was die Mission Sir Henry Drummond Wolff's in Konstantinopel betrifft, so stimmen alle von autorisirter Seite ausgehenden Meldungen darin überein, daß es sich an erster Stelle um die ägyptische Angelegenheit handle. Welche Consequenzen die englische Regierung daraus ableiten würde, falls die Pforte, wie von ihr verlangt werden soll, die Oberhoheit über Aegypten schärfer accentuirte, bleibt abzuwarten. Richtig ist, daß engere Beziehungen zwischen England und der Türkei hergestellt wären, sobald Sir Henry Drummond Wolff als der beim Sultan und nicht beim Khedive beglaubigte Gesandte nach Aegypten ginge. Es wäre jedoch durchaus verfehlt, anzunehmen, daß die britische Regierung auf ihren maßgebenden Einfluß am Nil verzichten will; vielmehr erklärte die Königin von England in ihrer Thronrede ausdrücklich, daß sie durch den Tod des Mahdi wahrscheinlich in den Stand gesetzt werden würde, die ihr von den Ereignissen auferlegten Pflichten gegen den Herrscher und die Bevölkerung Aegyptens mit weniger Schwierigkeit zu erfüllen, und daß sie in ihren Anstrengungen nicht nachlassen würde, um die Regierung und gute Ordnung in jenem Lande auf eine feste Grundlage zu stellen. Der Hinweis auf die „Pflichten gegen den Herrscher und die Bevölkerung Aegyptens" darf freilich nicht allzu ernsthaft genommen werden; aufrichtiger wäre es gewesen, lediglich von den Interessen Englands zu sprechen. Inzwischen haben sich die Verhältnisse durch das Vorrücken der Aufständischen des Sudan und durch die Uebergabe Kassala's mehr verwickelt. Während jüngst noch gemeldet wurde, daß die Engländer mit den Abessyniern in Bezug auf die Entsetzung der von den Insurgenten bedrohten Stadt eine Vereinbarung schließen wollten, hatte Kassala bereits capitulirt. Dieser Vorgang ist auch für die Italiener bedeutsam, deren Expeditionstruppen sich noch immer in Massowah am rothen Meere befinden und unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen schwer leiden. Wenn vor einiger Zeit verlautete, daß die Italiener im Einvernehmen mit der englischen Regierung sich der Aufgabe unterziehen würden, von Massowah aus nach dem nahen Kassala vorzurücken, so konnte später nach den Meldungen über das geplante Abkommen mit den Abessyniern kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß das Cabinet Salisbury einer Cooperation der Italiener im Sudan keineswegs geneigt ist. Der italienische Conseilpräsident Depretis, der nach dem Ausscheiden Mancini's aus dem Cabinet das Portefeuille des Auswärtigen übernahm, wird daher jedenfalls nach der Parlaments-Eröffnung directen Angriffen im Hinblick auf die italienische Colonialpolitik ausgesetzt sein, wenn anders er nicht, den Rathschlägen eines „ehemaligen Diplomaten" in der „Nuova Antologia" entsprechend, den unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders gefährlichen Posten als Minister des Auswärtigen aufgibt, um sich auf das „Altentheil" als Conseilpräsident zurückzuziehen. Allerdings wird dem Anschein nach das gesammte Cabinet bei dem nächsten parlamentarischen Ansturme für die abenteuerliche Politik am rothen Meere verantwortlich gemacht werden.

Die Colonialpolitik bildete in den letzten Wochen auch in Deutschland einen hauptsächlichen Gegenstand der Erörterungen. Während der drohende Conflict mit dem Sultan von Zanzibar als endgültig beseitigt gelten kann, nachdem der letztere die Schutzherrschaft des Kaisers Wilhelm über die von Deutschen in Ost-Afrika in Besitz genommenen Gebiete anerkannt, hat die Meldung hinsichtlich der Occupation der Carolinen-Inseln durch Deutschland in Spanien die Leidenschaften in hohem Grade entfesselt, gleichsam als ob die Landsleute des edlen Ritters von La Mancha unmittelbar ausziehen wollten, Heldenthaten gegen die soeben noch befreundete Nation zu verrichten, welche den Spaniern, als sie von schweren Schicksalsschlägen betroffen wurden, aufs bereitwilligste zu Hilfe gekommen ist. „Tu te fâches, donc tu as tort!" Diesen alten Satz hätten insbesondere auch die Franzosen im Hinblick auf das Verhalten der spanischen Presse beherzigen sollen, anstatt, zunächst wenigstens, die Wuthausbrüche eines Theils

derselben mit Genugthuung wiederzugeben und als beachtenswerthe Symptome für den Haß Spaniens gegen Deutschland zu verzeichnen. Einige französische Blätter waren sogar naiv genug, bereits auf die günstigen Aussichten hinzuweisen, die sich für Spanien bei einem Seekriege eröffnen sollten. In Deutschland durfte man von Anfang an allen diesen Demonstrationen kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen; war die Regierung sich doch bewußt, nicht bloß im besten Glauben gehandelt, sondern auch keinerlei wohlerworbene Rechte verletzt zu haben. Die Besitzansprüche Spaniens auf die Carolinen-Inseln sind bereits im Jahre 1875 von Deutschland, sowie von England zurückgewiesen worden, ohne daß Widerspruch gegen die in diplomatischen Noten ausgesprochene formelle Verwahrung erhoben worden wäre. Als Curiosum verdient angeführt zu werden, daß unter anderen anfechtbaren historischen Anrechten von spanischer Seite auch geltend gemacht wird, Papst Alexander VI. habe in seiner berühmten Bulle, in welcher die neue Welt zwischen Spanien und Portugal getheilt wird, die Carolinen-Inseln stillschweigend dem erstern zugesprochen. Abgesehen davon, daß jene päpstliche Bulle ohne jede völkerrechtliche Bedeutung ist, da anderenfalls Spanien und Portugal jede andere Nation ohne Weiteres vom Meere „wegfegen" könnten, erfolgte der Tod des freigebigen Papstes, der so bereitwillig verschenkte, was ihm gar nicht gehörte, bereits vor der Entdeckung der Carolinen-Inseln. Unter diesen Verhältnissen kann Deutschland die Entscheidung über die „historischen Anrechte" Spaniens unbedenklich dem Schiedsspruche einer befreundeten Macht übertragen, zumal da hervorragende Geographen, wie Coello, der bei Gelegenheit der Congo-Conferenz als sachverständiger Delegirter dem spanischen Bevollmächtigten zur Seite stand, in Bezug auf die Palaos- und Carolinen-Inseln ausdrücklich betont, daß keine derselben von Spanien factisch in Besitz genommen worden sei. An einer anderen Stelle hebt der spanische Gelehrte hervor, daß seine Landsleute in den Jahren 1710 und 1731 auf einzelne Inseln der Carolinen Expeditionen gesandt hätten, ohne daß jedoch ein günstiges Ergebniß erzielt worden wäre. Wenn ferner ein Decret des General-Gouverneurs der Philippinen veröffentlicht wird, in dem nähere Anordnungen für Errichtung einer politisch-militärischen Administration auf einer Insel der Karolinen-Gruppe getroffen werden, so wird von deutscher Seite darauf hingewiesen, daß das „Document" nicht einmal ein Datum trage und wohl erst in diesen Tagen „hergestellt" worden sei. Ueberdies würde eine Besitzergreifung, die eben nur auf dem Papier steht, ohne jeden Werth sein, nachdem die deutsche Flagge auf den Carolinen am 24. August gehißt worden ist. Auffallend ist, daß die gegen Deutschland gerichteten Kundgebungen in Spanien zunächst keinen Widerspruch fanden, während doch die der Regierung nahestehende Presse sich noch vor nicht allzu langer Zeit in Freundschaftsversicherungen für die nunmehr heftig befehdete Nation überbot. Daß die republicanische Partei in Spanien die Carolinen-Angelegenheit von Anfang an zu einer Haupt- und Staatsaction aufzubauschen suchte, kann nicht überraschen; bot sich doch eine günstige Gelegenheit, für die eigene Sache im Hinblick auf die frühere Reise des Königs Alfons nach Berlin Propaganda zu machen. Das Cabinet Canovas del Castillo wiederum, welches den Vertheidiger der weltlichen Herrschaft des Papstes, Pidal, als einflußreiches Mitglied aufweist, sieht sich vor so zahlreiche Schwierigkeiten der inneren Politik gestellt, daß ihm eine Ablenkung der öffentlichen Meinung willkommen sein mußte. Freilich wurde dabei übersehen, daß es nicht leicht sein würde, die Geister, nachdem sie einmal gerufen worden waren, wieder los zu werden. Die tumultuarischen Vorgänge, die sich in den ersten Tagen d. Mon. in den Straßen Madrids abspielten, sind in verstärktem Maße fortgesetzt worden, als die Meldung eintraf, ein deutsches Kanonenboot, der „Iltis", habe von der größten Insel der mittleren Carolinen, Yap, Besitz ergriffen, während spanische Kriegsschiffe die Landung vorbereiteten. Trotz der Angriffe des Madrider Pöbels auf das Gebäude der deutschen Gesandtschaft, sowie trotz der unwürdigen Scenen, die am 4. September in der Hauptstadt Spaniens erfolgten, bewahrte die deutsche Regierung ihre volle Besonnenheit.

Deutschland bleibt trotz dem Strohfeuer jenseits der Pyrenäen entschlossen, den Frieden nach besten Kräften aufrecht zu erhalten. In diesem Sinne darf auch die

Wiedergenesung des Kaisers Wilhelm, der zur großen Genugthuung der gesammten Bevölkerung am 2. September auf dem Parade-Felde bei Berlin „inmitten seiner Soldaten" erschien, begrüßt werden. Diese Thatsache ist um so erfreulicher, als das Haus Hohenzollern in wenigen Wochen einen Ehrentag festlich begehen darf. Am 29. October d. J. feiern die französischen Colonien in Preußen die zweihundertjährige Wiederkehr des Tages des Edictes von Potsdam. „Wir feiern diesen Tag," heißt es in der Einleitung, welche das Consistorium der französischen Kirche zu Berlin der von Eduard Muret aus Anlaß der Jubelfeier unter Mitwirkung des hierzu berufenen Comités, insbesondere des Ancien Jean Guillaume Bertrand, verfaßten Festschrift vorangehen läßt, „als den Geburtstag der Colonie und preisen die Gnade Gottes, welche unseren Vorfahren durch die hochherzigen und weisen Fürsten unseres Herrscherhauses ein neues und glückliches Vaterland gab, als die alte Heimath die strebsamsten ihrer Kinder von sich gestoßen hatte." Mag immerhin die preußische Geschichte glanzvollere Blätter aufweisen, auf denen die Heldenthaten Friedrich's des Großen, die Befreiungskriege, die Wiederbegründung des deutschen Kaiserreiches in goldenen Lettern verzeichnet stehn, so darf doch vom humanen Standpunkte aus jenes von echter Menschenliebe und Duldsamkeit erfüllte Potsdamer Edict des großen Kurfürsten als einer der herrlichsten Ruhmestitel der Hohenzollern bezeichnet werden. Der 18. October 1685, an welchem Ludwig XIV. den Widerruf des Edictes von Nantes unterzeichnete, der 29. October 1685, an welchem der große Kurfürst den „bedrängten Glaubensgenossen" aus Frankreich ein Asyl gewährte, — diese beiden Daten stellen zwei bedeutsame Marksteine in der neueren Geschichte dar, welche für die spätere Entwicklung Frankreichs verhängnißvoll, für diejenige Preußens segensreich werden sollten. Mit vollem Rechte konnte Friedrich der Große am 18. December 1770 an d'Alembert schreiben: „Erlauben Sie mir über den Widerruf des Edictes von Nantes anders zu denken als Sie; ich danke Ludwig XIV. sehr dafür und würde es seinem Enkel sehr danken, wenn er es ebenso machte." Der große König, dessen Grundsatz war, einen Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, brachte in den wenigen an d'Alembert gerichteten Worten die staatspolitische Bedeutung des Potsdamer Edictes zum charakteristischen Ausdrucke. Es wäre jedoch durchaus verfehlt, anzunehmen, daß der große Kurfürst sich nicht an erster Stelle durch ideale Rücksichten leiten ließ, wenn er den französischen Réfugiés seine Lande gastfrei eröffnete. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurfte, daß es vor Allem aufrichtige Theilnahme für die bedrängten, aufs grausamste gemißhandelten Hugenotten war, und daß die Berufung der letzteren keineswegs in der Hauptsache darauf zurückgeführt werden muß, tüchtige Arbeiter zu gewinnen und eine Reihe neuer Industrien zu schaffen, so braucht nur auf das Edict von Potsdam selbst hingewiesen zu werden. Wie stolz und würdig ist die Entgegnung des großen Kurfürsten, in welcher er die von Seiten der französischen Regierung erhobenen Beschwerden zurückweist! Im Hinblick auf die Behauptung, daß er kein Recht hätte, sich in die Angelegenheiten der französischen Protestanten einzumischen, und daß er um so mehr Grund zur Beschwerde gäbe, als er der Verbündete Frankreichs wäre und Subsidiengelder erhielte, erwiderte derselbe, daß die Subsidien nicht umsonst gezahlt würden und daß er außerdem durchaus nicht gewillt wäre, seine Ehre und das Interesse seines Staates für eine Summe Geldes preiszugeben. Wenn ferner in dem Potsdamer Edicte die Ausdrücke „harte Verfolgungen" und „rigoureuse procéduren" bemängelt wurden, so hob der große Kurfürst hervor, daß er nicht wüßte, wie er die von den Reformirten erduldete Behandlung anders hätte bezeichnen sollen. Den Hinweis auf seine katholischen Unterthanen widerlegt er mit der Bemerkung, daß er dieselben nicht verfolgt, und daß die Hugenotten in Frankreich zufrieden sein würden, wenn sie dieselbe Behandlung erführen wie die Katholiken in Brandenburg. Wie uneigennützig die Hohenzollern sich gegenüber den Réfugiés erwiesen, erhellt auch daraus, daß Kurfürst Friedrich III. trotz den großen Aufwendungen, welche bereits für die französische Colonie erfolgt waren, den auf Wiederherstellung des Edictes von Nantes abzielenden Bestrebungen keinerlei Hinderniß bereitete. Hoffte doch ein Theil der französischen Reformirten, daß die

protestantischen Mächte in erfolgreicher Weise für sie wirken könnten. Bezeichnend ist, daß Kurfürst Friedrich III. den Réfugiés sogar gestattete, aus Anlaß der Ryswycker Friedensverhandlungen, die Unterstützung des Königs von England behufs Wahrung ihrer Interessen anzurufen, und daß er seinem eigenen Gesandten in demselben Sinne gehaltene Instructionen zugehen ließ. Als die letzten Versuche, in die alte Heimath zurückzukehren und den verlorenen Besitz wieder zu erlangen, gescheitert waren, bewiesen die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten ihre Dankbarkeit für das Adoptivvaterland sehr bald durch eine nie versagende Anhänglichkeit und durch den Eifer, mit welchem sie nicht bloß auf dem Gebiete der Industrie, sondern auch in Kunst und Wissenschaft sowie im Kriegsdienste ihre besten Kräfte einsetzten. Zahlreiche Anregungen gingen von den Réfugiés aus, die, wenn sie auch ihre Eigenart lange Zeit hindurch zu bewahren vermochten, doch bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit der deutschen Bevölkerung an Patriotismus wetteiferten. Die Nachkommen der französischen Reformirten, welche auf deutschem Boden eine neue Heimath fanden, trugen den Zoll der Dankbarkeit nicht erst ab, als sie Schulter an Schulter mit den übrigen Preußen in den Freiheitskriegen, in den Schlachten von 1870—1871 kämpften; vielmehr lassen sich bereits lange vorher zahlreiche Spuren des segensreichen Wirkens und Schaffens der Réfugiés nachweisen, so daß dieselben tausendfältig vergalten, was ihnen durch menschenfreundliche Duldsamkeit in trüben Tagen gewährt worden war. So ist der 29. October 1885 nicht nur ein Festtag für die französische Colonie, sondern auch ein Ehrentag für das preußische Volk und dessen Herrscherhaus. Möge das Werk des großen Kurfürsten auch in Zukunft seine Lebenskraft bethätigen und wachsen und blühen; möge die französische Colonie durch die Jahrhunderte hindurch als ein Symbol protestantischer Glaubensfreiheit zur Nachahmung anspornen!

Die Jubelfeier der französischen Colonien in Preußen ist wohl geeignet, zu Betrachtungen über die gegenwärtigen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern anzuregen. Die unlängst von deutscher Seite an die französische Regierung gerichtete Mahnung, den Chauvinisten keinerlei Vorschub zu leisten, ist nicht erfolglos geblieben. Bei der Enthüllung des Chanzy-Denkmals, die am 16. August in Le Mans stattfand, hielt sich sowohl der Kriegsminister, General Campenon, als auch der ehemalige Marineminister, Admiral Jauréguiberry, der als Waffengefährte des Feldherrn der Loire-Armee sprach, streng innerhalb der durch die internationalen Beziehungen zu Deutschland vorgeschriebenen Grenzen, während die angekündigte Rede des Präsidenten der Patrioten-Liga, Paul Déroulède, überhaupt unterbleiben mußte. Die Ansprache des Admirals Jauréguiberry enthielt unter Anderem das bemerkenswerthe Zugeständniß, daß der Loire-Feldzug keineswegs populär war. „Die Nation," führte der Redner aus, „ertrug mit Resignation die von der Regierung geforderten Opfer, sie erglühte jedoch nicht von jenem heiligen Feuer, das uns zu anderen Zeiten in den Stand setzte, dem gesammten gegen uns verbündeten Europa siegreichen Widerstand zu leisten. Indem sie schließlich den unglücklichen Einfluß derjenigen erduldete, welche nicht davor zurückschreckten, allzu laut die Fortsetzung der Feindseligkeiten zu tadeln, bekundete sie geringes Vertrauen auf den Ausgang eines Kampfes, der sehr mit Unrecht der verblendeten Hartnäckigkeit eines einzelnen Mannes zur Last gelegt wurde." Vergleicht man mit diesen besonnenen Worten die Ueberschwänglichkeit französischer Blätter, nach denen es beinahe erscheinen könnte, als ob General Chanzy nur durch einen unbedeutenden Zufall im letzten Augenblicke verhindert worden wäre, die deutsche Armee aus dem Felde zu schlagen, Paris zu entsetzen und das „Landesgebiet zu befreien", so begreift man, daß die Rede des Admirals im chauvinistischen Lager wenig Beifall findet. Ein Jeder aber, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, auf deutscher Seite am Loire-Feldzuge theilnahm, weiß aus eigener Erfahrung, wie zutreffend die Bemerkungen Jauréguiberry's über die Truppen des Generals Chanzy sind, denen bei allem Patriotismus und aller Tapferkeit doch diejenigen kriegerischen Eigenschaften mangelten, welche nur durch eine lange geübte straffe Disciplin, durch gewissenhafte militärische Erziehung, sowie durch das volle Vertrauen auf die Befehle der Führer erlangt werden können. Man muß in der Zeit der

Kämpfe im Sarthe-Departement, insbesondere bei Le Mans die mangelhaft ausgerüsteten, schlecht ernährten, jungen Mannschaften der französischen Loire-Armee gesehen, man muß Abends in den matterleuchteten Dorfkirchen die mannigfaltigen Beschwerden der dicht zusammengepferchten Gefangenen vernommen haben, die, ohne an militärische Strapazen gewöhnt zu sein, plötzlich allen Unbilden eines harten Winterfeldzuges ausgesetzt wurden, um zu begreifen, daß dem ersten „élan" dieser improvisirten Soldaten wohl ein Handstreich, niemals jedoch die Durchführung eines phantastischen Feldzugsplanes gegenüber einer kriegstüchtigen, sieggewöhnten Armee gelingen konnte. Immerhin darf anerkannt werden, daß ein so competenter Beurtheiler wie Admiral Jauréguiberry — derselbe commandirte bei Le Mans das XVI. Corps — die Legende zerstreute, nach welcher der von Gambetta angekündigte Widerstand „à outrance" populär gewesen wäre. Bei dem Banket, welches nach der Denkmals-Enthüllung in Le Mans stattfand, betonte der Minister des Innern, Allain-Targé, daß Frankreich den Frieden wünschte, und daß dieser Wunsch nicht bloß aufrichtig gehegt, sondern dem Lande auch durch die Bedingungen, denen jede Demokratie unterworfen wäre, aufgedrängt würde, zumal da letztere von ihrer Arbeit lebe und darin nicht gestört werden wolle. Wenn der Minister hinzufügt, daß Frankreich zugleich die Sicherung und Würde dieses Friedens anstrebte, indem es die neuen Generationen daran gewöhnte, die Waffen zu führen und den Tod nicht zu fürchten, so ändert dieser Hinweis nichts an dem friedlichen Charakter der officiellen Kundgebungen bei der Chanzy-Feier. Man darf wohl annehmen, daß nach den stürmischen Kammerdebatten aus Anlaß der Madagaskar-Angelegenheit das maßvolle Verhalten der Regierung in Le Mans auch auf die Bewegung für die am 4. October stattfindenden Deputirtenwahlen nicht ohne Einfluß sein wird.

In den Wahlprogrammen der Monarchisten, sowie in denjenigen der Radicalen fehlen allerdings Anschuldigungen gegen die Regierung aus Anlaß der Tongking-Expedition keineswegs; der Ansturm der Opposition wird jedoch zumeist auf dem Gebiete der inneren Politik erfolgen. So verlangt die äußerste Linke unter Anderem die vollständige Trennung der Kirche vom Staate, während Jules Ferry in seiner am 30. August zu Bordeaux gehaltenen Rede betonte, man dürfte nur denjenigen Radicalen die Reihen öffnen, die sich zwar als Anhänger jenes Princips bekennen, zugleich aber gestehen, daß das allgemeine Stimmrecht noch nicht für die Beseitigung des Cultusbudgets vorbereitet sei. Die „Opportunisten" können sich aber nicht länger verhehlen, daß die Trennung der Kirche vom Staate in Frankreich nur ein Schlagwort sei. Cavour mochte ganz Recht haben, als er die „libera Chiesa in libero Stato" ausspielte, um die auf den Besitz Roms abzielenden Bestrebungen Italiens annehmbarer zu machen. Im Hinblick auf die Herrschsucht der römischen Curie, die stets zu Uebergriffen in die Machtsphäre des Staates bereit ist, verkannte aber Cavour sicherlich nicht, wie schwierig es wäre, die Grenze zwischen den unveräußerlichen Rechten des Staates und den Befugnissen der Kirche abzustecken. Bemerkenswerth ist, daß sogar Clémenceau im Gegensatze zu dem Ultraradicalen Maujan die Trennung der Kirche vom Staate nicht unmittelbar verlangt, vielmehr einem „programme minimum" zustimmt, welches sich auf die Forderung der erreichbaren Reformen beschränkt. Man kann daher aus Anlaß der gegenwärtigen Wahlcampagne in Frankreich von „opportunistischen Radicalen" sprechen, so daß die Spielarten des französischen Parteiwesens um eine weitere vermehrt werden. Die Thatsache ist auch deshalb bezeichnend, weil daraus erhellt, daß die Zersplitterung der Parteien in Frankreich immer größere Fortschritte macht. Unter diesen Verhältnissen erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Regierung auch in der neuen Deputirtenkammer, die am 4. October zum ersten Male auf der Grundlage des Listenscrutiniums gewählt wird, keineswegs dauernd über eine geschlossene Mehrheit verfügen wird.

ψ. **Im Bruch.** Eine Biographie von Heinrich Krzyzanowski. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Ein Werkchen, welches seinen Dichter lobt und seinen Leser vom ersten bis zum letzten Wort zwar nicht mit fiebernder Spannung, wohl aber mit leiser, ins Herz greifender Kraft am Gegenstande festhält. Man hört oft behaupten, daß der Geist unserer Zeit nach dem Leben der Großstadt begehre und die Schilderung kleiner enger Verhältnisse ihn spießbürgerlich und altmodisch an die Epoche der Thurn- und Taxis-Post gemahne. Das mag sein, wo der Verfasser selber ein Philister ist. Wenn aber ein echter Poet über die Kleinstadt und das Dorfleben kommt, so findet er sich noch heute so gut zurecht, wie ehedem Keller in Seldwyla oder Fritz Reuter in Stemhagen. Das beweist die vorliegende Geschichte des armen einäugigen Schlossers, welcher seine bescheiden gesicherte Existenz, Elternhaus und Vaterstadt, Brot und Gewerbe verläßt und in die weite Welt hinaus, will sagen 20 Meilen fort wandert, weil er gewahr wird, daß ihn die Frau seines Bruders, nicht in sündhafter Leidenschaft, sondern in wahrer unbezwinglicher Herzensneigung, liebt. Wie ein entwurzeltes Pflänzlein muß der Gute in der Fremde allmälig verdorren, und erst als es zu spät ist, legt die still Geliebte den Sterbensreifen noch für einen kurzen Augenblick an ihr Herz, oder, um treuer in der Art des Dichters zu berichten, sie speist und tränkt den halb Verhungerten in ihrer behaglichen Wohnung, ehe er weiterziehen muß. So einfach und alltäglich ein solches Schicksal sein mag, es ergibt sich hier in all seinen Wendungen und leise aber doch verderblich treffenden Schlägen als psychologisch begründete Folge eines persönlichen Charakters. Nicht Jeder ist und handelt so, wie dieses „Sonntagskind" Gabriel Engel, den Jedermann für einen Alltagsmenschen halten würde, wenn ihn nicht das seltsame innere Erlebniß zu einer besondern Handlungsweise triebe. Diese enge, mit feinem künstlerischen Blick erkannte Wechselbeziehung von Schicksal und Charakter — man könnte sie als das eigentliche Geschäft der Novellisten bezeichnen — erhebt die vorliegende Erzählung hoch empor über die große Mehrzahl dessen, was in neuerer Zeit bei uns erschienen ist. Es spricht zu uns in der schlichten Sprache der wahren Empfindung ein Dichter, dem sein Gegenstand ganz das Gemüth erfüllte. Nicht weil er seinen Helden für groß und bedeutend hielt, hat der Verfasser das Wort „Biographie" gewählt, sondern vielleicht, weil er auf alle Raffinements unserer Novellentechnik stolz bescheiden verzichtete und, ganz wie es Biographen thun, einem Lebenswandel von der Geburt bis zum Sarge chronologisch und sachlich referirend folgte, an den großen Wendepunkten des kleinen Daseins verweilend und mit anschaulichem Detail erzählend Halt machte, und die zwischenliegenden Alltagszeiten kurz erledigte. Uebrigens ist nicht so gut, wie das Büchlein selbst, sein Titel, dessen Symbolik nur eine entscheidende Situation, nicht die ganze Erzählung bezeichnet.

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. F. A. Brockhaus, Leipzig. 1884—1885.

Zwei weitere Bände dieser seit vielen Jahren rühmlichst bekannten und in weiten Kreisen des deutschen Volkes als unschätzbares Bildungsmittel eingebürgerten Encyclopädie liegen hier vor, der zehnte und der eilfte; gleich ihren Vorgängern in dieser neuen Auflage vollständig umgearbeitet und den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt. Von jeher hat Brockhaus' Conversations-Lexikon sich durch seinen Bilder- und Kartenschmuck ausgezeichnet; und dieser erscheint auch hier wieder in großem Reichthum und seltener Vortrefflichkeit der Ausführung. Von den durch Tafeln oder Karten begleiteten umfangreicheren und wichtigeren Artikeln der beiden letzten Bände heben wir besonders hervor: Kairo und die Pyramidenfelder; Kapstaaten; Kärnten; Krain und Steiermark; Katzen; Keramik; Kochherde und Kochmaschinen; Kölner Dom; Kolonien; Korvette; Küstenbefestigung; Landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen (2 Tafeln); La-Plata-Staaten, Chile und Patagonien; Laubhölzer (3 Tafeln); Leuchtthürme; Lokomobilen und transportable Dampfmaschinen; Lokomotiven; London und Umgegend; Luftschiffahrt; Mecklenburg und Pommern; Meeresströmungen; Menschenrassen (2 Tafeln); Metallurgie; Metz (die Kämpfe um Metz am 14., 16. und 18. August 1870); Mexiko und Centralamerika; Mittelländisches Meer; Mollusken; Mondkarte; Mosaik; Münzen und Münzwesen (2 Tafeln). Beträchtlich ist außerdem die Zahl der im Texte selbst gegebenen Illustrationen, figürlichen Darstellungen und topographischen Aufnahmen ꝛc., so daß überall, wo es auf die reale Anschauung ankommt, das Wort und das Bild zusammengehen und einander ergänzen. Die einzelnen Artikel zeichnen sich durch Vollständigkeit der Information aus, die stets bis auf den Moment des Abschlusses reicht und alle neuesten Resultate der Forschung umfaßt, immer unter genauester Registrirung der einschlägigen Literatur, so daß für jeden Gegenstand ein sicherer Weg weiterer Orientirung vorgezeichnet ist. Alles in Allem können wir nur wiederholen, was wir an dieser Stelle schon mehrfach gesagt, daß „Brockhaus' Conversations-Lexikon", wiewohl das älteste seiner Art, dennoch die Concurrenz mit keinem jüngeren zu scheuen braucht.

ρτ. **Machiavelli als Komödiendichter und italienische Profile.** Von Siegfried Samosch. Minden, Bruns' Verlag. 1885.

Herr S. Samosch hat in diesem Bändchen eine Anzahl von Aufsätzen zur italienischen Literaturgeschichte vereinigt, die, wie in dem ähnlichen vor einigen Jahren erschienenen und von der Presse mit Beifall aufgenommenen Werke: „Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe" sich an einen leitenden Aufsatz anlehnen, nach dem dann der Titel gewählt ist. Hier folgen auf den Essay, in welchem die Lustspiele N. Machiavelli's wenn auch nicht gerade tief eindringend, so doch für einen weiteren Leserkreis, dem der große italienische Historiker und Staatsmann nur von einer ganz anderen Seite her

bekannt zu sein pflegt, recht instructiv besprochen und analysirt werden, noch sechs andere, die sich auf Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts beziehen. Herr Samosch folgt in seiner Kritik der Aechtheit der zweifelhaften Stücke Machiavelli's, namentlich der der „Commedia in versi", dem Urtheile Pasquale Villari's, der sich, trotzdem sich eine Handschrift dieses Stückes von der Hand Machiavelli's geschrieben auf der Biblioteca Nazionale zu Florenz befindet, doch für die Unächtheit entschieden hat. Die Analysen von Samosch beziehen sich daher nur auf die „Mandragola" und die „Clizia", nebenbei wird auch die ganz fragliche „Commedia in prosa" erwähnt. Das letzte Wort über dieses Stück ist unseres Erachtens noch nicht gesprochen. Herr Samosch hat seine Analyse der „Mandragola" sehr decent gehalten. Denn kaum dürfte ein größeres Publikum eine mehr wörtliche Wiedergabe einer Anzahl der entscheidenden Stellen verlangen, obwohl das Lustspiel vor einem Papste wiederholt aufgeführt und lebhaft applaudirt worden ist. Berühren sich hierdurch die Ausführungen von Samosch mit der allgemeinen Culturgeschichte Italiens im Renaissancezeitalter, so weisen auch die weiteren Essays über Metastasio, Ugo Foscolo, Niccolini und die ganz modernen Praga, Verga und Stecchetti mancherlei Streiflichter auf die politische und sociale Entwicklung der Halbinsel. Wir hätten gewünscht, daß es Herrn Samosch, der Italien recht gut kennt, gefallen hätte, sich noch ausgiebiger über die Bedingungen zu verbreiten, unter denen in unserer Zeit die naturalistische Schule, welche ja auch in den bildenden Künsten triumphirt, so zur Herrschaft in der Literatur Italiens hat gelangen können. Wir finden diese Entwicklung sehr natürlich, wenn auch ihre Leistungen nicht besonders herzerfreuende sind; möchten aber glauben, daß die naturalistischen Schilderungen Verga's mit ihrem düsteren Hintergrund noch die auch künstlerisch berechtigsten sind. Figuren, wie z. B. die des „Reverendo" sind in ganz Unteritalien noch weit häufiger vohanden, als sich die Meisten, die von Italien nur die großen Städte kennen, träumen lassen. Es ist nur eine Abart von dem Fra Timoteo in der „Mandragola".

μ. **Um Afrika.** Von Wilhelm Joest. Köln, Verlag der Du Mont Schauberg'schen Buchhandlung. 1885.

Der Verfasser, in der Reiseliteratur durch seine anregenden Beschreibungen Japans und des asiatischen Continents bestens bekannt, hat im verflossenen Jahre der „Kölnischen Zeitung" eine Reihe trefflicher Schilderungen seiner Reise um Afrika geliefert und den glücklichen Gedanken gehabt, sie im günstigen Zeitpunkt als ein abgerundetes Ganzes in dem uns vorliegenden Bande zusammenzufassen. Dasselbe ist mit vierzehn ausgezeichneten Lichtdrucken, Landschaften und Typen aus den verschiedenen, vom Verfasser besuchten Ländergebieten Afrika's darstellend, sowie mit zahlreichen Illustrationen und einer ganz vortrefflichen Karte Afrika's ausgestattet. Die Mittheilungen Joest's sind ebenso belehrend wie unterhaltend. Er verweilt länger bei seinem Aufenthalte auf Madeira und im Lande der „Boeren" und Kaffern, wo er das Verdienst hat, manchen falschen Vorstellungen, die nur zu oft aus leichtfertig behandelten Angaben entspringen, entgegenzutreten. Auf seiner Rundreise berührt Joest hauptsächlich die südlichen und östlichen Häfen Afrika's; die Westküste, namentlich der für uns gerade jetzt so interessante Golf von Guinea, lag wohl außerhalb der Dampferroute, — immerhin ist dies bedauerlich, da interessante und sachkundige Mittheilungen über jene Küstenstriche besonders willkommen gewesen wären.

μ. **Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, kolonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels.** Von Ed. Robert Flegel. Hamburg, in Commission bei L. Friederichsen & Co. 1885.

Von diesen drei Briefen sind zwei im Jahre 1883 und der dritte im Jahre 1884 geschrieben worden, haben also gegenwärtig, wie der Verfasser selbst in seiner Vorrede sagt, nur ein historisches Interesse. Wir wollen ihm aber nichtsdestoweniger dankbar sein für deren Veröffentlichung, bilden sie doch zwar nicht den umfangreichsten, aber sicherlich auch nicht den unbedeutendsten Theil unserer Colonialliteratur. Von Lagos aus, an der Sklavenküste, hat Flegel, der rühmlichst bekannte Afrikareisende und Ehrenmitglied des Deutschen Kolonialvereins, seinen patriotischen Ruf nach Deutschland erschallen lassen. Er verficht in seinen drei Briefen den Gedanken, daß es Sache des deutschen Volkes sein müsse, nunmehr für das Emporschießen der unter so glücklichen Auspizien gestreuten Saat Sorge zu tragen. Seine Vorschläge gipfeln darin, das Stromgebiet zwischen dem Niger-Benuë und dem Congo zu erwerben. Treffend weiß er die Vorzüge dieser Operationsbasis in's Licht zu stellen. Aus jedem Wort fühlt man heraus, daß es von einem Manne gesprochen worden, der nicht allein mit seiner ganzen Persönlichkeit für dasselbe einzutreten Willens ist, sondern der dasselbe auch mit seiner aus vieljähriger Erfahrung und gründlichem Studium gewonnenen Ueberzeugung zu vertreten vermag. Die inzwischen eingetretenen Ereignisse sind Flegel einigermaßen gerecht geworden: Kamerun mit seinem reichen Hinterlande steht unter deutschem Protektorat, von hier aus dürften sich im Laufe der Zeit weitere Erwerbungen vollziehen. Die Winke, welche der Verfasser in seinen Briefen bezüglich des Im- und Exports, sowie der Anlage wissenschaftlicher Beobachtungsstationen in jenem Gebiete giebt, sind höchst beachtenswerth und werden sicherlich in den maßgebenden Kreisen einer eingehenden Prüfung unterzogen werden.

μ. **Mehr Licht im dunklen Welttheil.** Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets. Von Dr. G. A. Fischer. Hamburg, L. Friedrichsen & Co. 1885.

Ein seit sieben Jahren in Sansibar thätig gewesener Arzt, der aber reichlich Lust und Muße gehabt hat, seine Kenntnisse durch mehrere Reisen zu bereichern, sucht von seinem Standpunkt aus

die für Deutschland brennende afrikanische Frage zu lösen. Es darf durchaus nicht befremdend auffallen, daß ein Mediziner von Beruf es wagt, solch' tief in das ganze wirthschaftliche Leben einer Nation einschneidende Frage, wie diejenige der Kolonialpolitik, zu erörtern. Für Leute allgemeiner Bildung, welche eine Reihe von Jahren in überseeischen Ländern zugebracht haben, erweitert sich unwillkürlich der Gesichtskreis, sie erhalten von allen dort zu Tage tretenden Verhältnissen gründliche Kenntniß, sie befähigen sich, über Dinge ein maßgebendes Urtheil zu fällen, von welchen sie im Vaterlande, weil außerhalb ihres Wirkungskreises liegend, nur oberflächliche Kenntniß erlangen. Liest man das vorliegende Buch mit Aufmerksamkeit durch, so gewinnt man den Eindruck, daß der Verfasser seine Zeit im „dunklen Welttheil" nicht unbenutzt und resultatlos hat verstreichen lassen, daß es ihm im Gegentheil gelungen ist, über viele thatsächlichen Verhältnisse, die gegenwärtig für uns Deutsche von besonderer Wichtigkeit sind, „mehr Licht" zu verbreiten. Kapitel wie diejenigen, welche über den Handel, insbesondere den Elfenbeinhandel, die Cultivation des Bodens, die Lebensweise und Krankheiten (hier spricht überdies der Fachmann), die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung der Neger, deren Charakter und Sitten handeln, verdienen unsere ungetheilteste Aufmerksamkeit, sie wirken sehr belehrend, da sie durchgängig sachlich gehalten sind. Beachtenswerth ist auch das Kapitel über den Sultan von Sansibar und die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, indem, wie bekannt, zwischen diesen beiden bedeutendsten Faktoren an der Ostküste Afrika's Differenzen obgewaltet haben, welche glücklicherweise beigelegt scheinen. Im letzten Kapitel ergeht sich der Verfasser über die Deutschen oder besser das Deutschthum in Afrika, er zieht Parallelen zwischen unserer und englisch-, sowie niederländisch-indischer Colonialwirthschaft, wobei er zu dem Schlusse kommt, daß in Afrika sich ein Colonialsystem selbst entwickeln müsse. Abweichend von andern über diese Materie erschienenen Schriften empfiehlt Dr. Fischer baldigen Uebergang des Grund und Bodens in Afrika von dem Privaten an den Staat, weil er nur dann eine gesunde, das Gesammtwohl fördernde Ausnutzung sieht. Wir können die Arbeit des Verfassers allen denen angelegentlichst empfehlen, welche den jungen Colonialbestrebungen Deutschlands ein warmes Interesse entgegentragen.

ψ. **Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Wort und Bild.** Herausgegeben von Heinrich Groß. 3 Bände. Berlin, Fr. Thiel. 1885.

Es wäre ein culturgeschichtliches Verdienst, wenn von berufenem Forscher der Antheil, welchen activ oder passiv die Frauen an der deutschen Dichtung genommen haben, entweder im Zusammenhang mit der historischen Gesammtentwickelung unseres Volkes oder in einer losen Reihe biographischer Einzeldarstellungen verfolgt würde, und das literarische Porträt der Dichterin oder Dichterfreundin jedes Mal aus dem Rahmen ihres Zeitalters charakteristisch und charakterisirend hervorträte. Das hat Herr Groß hier nicht gewollt. Er begnügt sich mit allerdürftigsten, nicht immer zuverlässigen biographischen Notizen und mit veritablen Holzschnittporträts, welche aber den weiblichen Eitelkeit ihrer Originale nicht eben schmeicheln. Der erste Band führt die Todten, der zweite und dritte die Lebenden auf. Die Damen stellen sich uns mit eigenen Produktionen vor, aber schwerlich wird man sie daraus kennen lernen. Wer erfährt aus einem dürren Nachspiel der Gottschedin etwas von dem reichen Seelenleben, das sich in den Briefen dieser edlen Frau spiegelt? Was nützen uns Scenen aus einem Schauspiele der Birch-Pfeiffer oder der Prinzessin von Sachsen?

Ein Romanfragment der Marlitt läßt man sich gefallen, denn hier genügt jedes beliebige Pfötchen, um immer wieder dieselbe schnurrende Haustatze daraus zu erkennen; wenn aber eine wirkliche Löwin, wie L. v. François' „letzte Reckenburgerin" vor uns erscheinen soll, so kann uns die abgerissene Klaue nicht helfen. Ein Kunstwerk offenbart sich erst in der Harmonie aller seiner Theile und durch die Wirkung seiner Ganzheit, und eine geistige Schöpfung verliert vollständig ihre Größe und Bedeutung, wenn sie in kleine Stücke zerhackt wird. Wer wollte, einen Baumschlag zu bewundern, in den Holzstall gehen? Wenn wir uns vom Standpunkte des Kunst- und Stilprincips gegen eine solche Sammlung von Fragmenten aussprechen müssen, so wird sich mit einiger Mühe in der vorliegenden Anthologie an kleinen Gaben manches Erfreuliche entdecken lassen: so die sinnvollen Aphorismen der Frau Marie von Ebner-Eschenbach oder die hübschen Beiträge des Fräulein Marie von Olfers. Diesen Dichterinnen und noch Einer oder der Andern möchte man länger zuhören. Möchte man auch länger zuhören, wenn eine Schriftstellerin ihren Essay über „Perikles und Aspasia", den sie noch obendrein „für die vorliegende Anthologie selbst ausgearbeitet hat", also beginnt: „Es ist mehr als 2000 Jahre her, daß dies berühmte Liebespaar ein Gegenstand der Bewunderung und — der Verleumdung war, ja es eigentlich noch immer ist" —?

ρ. **Italien in sechzig Tagen** von Dr. Th. Gsell-Fels. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885.

Das Publicum hat allen Grund, dem Verfasser und dem Verleger dieses anerkannten Reisebuchs, welches bisher in einem starken Bande vorlag, für die Zweitheilung dankbar zu sein. Jeder, der mit dem bisherigen Volumen unter dem Arm den Dom zu Mailand erstieg, oder durch die Ruinen des Palatin wanderte, weiß, was diese Erleichterung werth ist. Jetzt hat der Reisende nur einen Band für Ober- und Mittelitalien, den andern für Rom und den Süden, wobei besonders rühmend hervorgehoben werden muß, daß jeder sein eigenes Register, Verzeichniß der Künstler und der Kunstausdrücke hat, mithin ein in sich abgeschlossenes und für sich allein brauchbares Ganzes bildet. Ein weiteres Lob diesem praktischen Reiseführer zu ertheilen, ist an dieser Stelle nicht nöthig; wir haben ihn mehrfach empfohlen und können ihn, nach der angedeuteten Verbesserung, nur um so mehr empfehlen.

ϱ. **L'œuvre complète de Victor Hugo.** Extraits. (Paris.) Hetzel-Quantin. Edition du Monument. Mai 1885.

An dem Tag, an welchem in nie zuvor gesehenem Pompe die Leiche von Frankreichs nationalem Dichter im Panthéon beigesetzt ward, erschien ein kleines Buch „L'œuvre complète de Victor Hugo", welches für 1 Franken auf den Straßen von Paris feilgeboten wurde. Man sollte Victor Hugo selber sprechen hören an diesem Tage, hieß es in der Vorrede. Das Werkchen, 252 Seiten stark, eng, aber sehr lesbar gedruckt, mit dem Porträt und einem Facsimile des Dichters geschmückt, enthält sehr geschickt gewählte Auszüge aus seinen sämmtlichen Werken, Gedichten, Dramen, Romanen und vermischten Schriften, chronologisch geordnet, so daß man einen genauen Ueberblick über die Summe seines Schaffens und eine annähernde Vorstellung von dem Charakter jeder einzelnen seiner Schöpfungen gewinnt. Die beiden Verleger von Victor Hugo's Werken, der eben vollendeten Prachtausgabe (Quantin) und der populären Ausgaben (Hetzel), haben sich mit der Familie dahin geeinigt, daß der Ertrag aus dem Verkauf dieser „Extraits" den Sammlungen für das Denkmal überwiesen werde, „welches Frankreich seinem Dichter errichten und welches des einen und des anderen würdig werden wird." Zu diesem Denkmal zu contribuieren, haben wir Deutsche sicher keinen Grund; aber Victor Hugo's eigentliches und wahres Denkmal sind seine Werke, und daß wir gegen das, was dauernd und bleibend in ihnen erscheint, gerecht zu sein vermögen, das haben wir bewiesen, indem wir über dem großen Gegner niemals den großen, der Weltliteratur angehörigen Dichter vergaßen.

ϱ. **Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands.** Von George Eliot. Deutsch von G. Kuhr. Leipzig, Franz Duncker. 1885.

Uebersetzen ist unter allen Umständen schwer; George Eliot zu übersetzen bietet, schon wegen des häufig eingestreuten Dialects, besondere Schwierigkeiten. Daß sie nicht unüberwindlich, hat Julius Frese in der Uebersetzung von „Adam Bede", „Die Mühle am Floß" und „Silas Marner", Adolf Strodtmann in der von „Daniel Deronda" gezeigt. An diese meisterhaften Leistungen reicht die vorliegende Reproduction der „Scenes of Clerical life" nicht heran. Schon der Titel ist ungenau, um nicht zu sagen unrichtig, wiedergegeben. „Clerical" heißt nicht „kirchlich", sondern „geistlich". Dem englischen Titel einigermaßen adäquat sollte der deutsche lauten: „Bilder aus dem Leben der englischen Geistlichkeit." Eigentliche, den Sinn ganz entstellende Fehler haben wir in der Uebersetzung nicht bemerkt; wohl aber gar manchen Druckfehler, welcher hätte vermieden werden können. Im Uebrigen ist die Ausstattung vortrefflich, und da das Werk, mit welchem George Eliot ihre glorreiche Laufbahn als Romanschriftstellerin eröffnet hat, unsres Wissens bisher in deutscher Uebersetzung nicht existirte, so wird diese sicherlich zahlreiche Leser finden.

ιν. **Volkslieder.** In Bayern, Tirol und Land Salzburg gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Erster Band: Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Der erstgenannte Herausgeber ist bereits durch frühere Publicationen („Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern", „Volksschauspiele aus Bayern und Oesterreich-Ungarn", „Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt") als ein gründlicher Forscher auf dem Gebiete der volksthümlichen Dichtung bekannt. Auch die vorliegende Sammlung von Weihnachtsliedern ist eine dankenswerthe. Sie enthält 151 Liedertexte, welche theils aus mündlicher Mittheilung, theils aus alten Handschriften gewonnen sind; die dazu gehörigen Singweisen — 170 an der Zahl — hat der gleichbefähigte Mitherausgeber aufgezeichnet. Es ist viel Schönes und bisher Ungedrucktes darunter. Den Fleiß und die kritische Sorgfalt der Herausgeber ersieht man aus den zahlreichen Anmerkungen und Quellennachweisen.

ειλ. **Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit** in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von H. v. Sybel. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Ein fast ganz verschollener Schriftsteller wird durch diese interessante Publication in seiner Verbindung mit der Romantik vorgeführt, die sich doch mehr, als Th. Paur, der Verfasser der dem Buche vorausgeschickten kurzen Biographie, zugeben will, durch Uechtritz' starke Zuneigung zum Katholicismus documentirt. Vor Allem müssen wir dem Herausgeber für die Briefe Dorothea's, der Tochter Ludwig Tieck's, danken, die, durch feine Empfindung und wirkliche Gelehrsamkeit ausgezeichnet, uns besonders durch ihre Theilnahme an der Shakespeare-Uebersetzung interessant wird. Beachtenswerth ist auch die Correspondenz mit Fr. Hebbel, dessen Producten Uechtritz manchmal allzufreundschaftlich bewundernd gegenüber steht. Im Ganzen sind die Briefe an ihn viel wichtiger als die von ihm, die aber oft hübsche Einblicke in sein Leben, besonders unter den Düsseldorfer Künstlern gewähren.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 5. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allmania. — Dreisprachiges Studentenliederbuch. Von Franz Weinkauff. Zweites Heft. (Schluß.) Heilbronn, Gebr. Henninger. 1885.

Bayard Taylor. — Ein Lebensbild, aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder. Ueberseßt und bearbeitet von Anna M. Koch. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Bibliothek für moderne Völkerkunde. — Großbritannien und Irland. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von N. Neelmeyer-Bukassowitsch. 1./2. Lfg. Leipzig, Franz Duncker. 1885.

Bierling. — Die konfessionelle Schule in Preußen und ihr Recht. Zwei Abhandlungen von Ernst Rudolf Bierling. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Blankenburg. — Ekbert von Braunschweig. Tragödie in fünf Akten von E. Blankenburg. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Blum. — Aus dem alten Pitaval. Französische Rechts- und Kulturbilder aus den Tagen Ludwig's des Dreizehnten, Vierzehnten und Fünfzehnten. Ausgewählt und erläutert von Hans Blum. I. Bd. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Blum. — Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639. Von Hans Blum. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Bodemann. — Von und über Albrecht von Haller. Ungedruckte Briefe und Gedichte Haller's, sowie ungedruckte Briefe und Notizen über denselben. Herausgegeben von Ed. Bodemann. Hannover, C. Meyer. 1885.

Boettner. — Lehre der Obstkultur und Obstverwerthung. I. Theil. Von Joh. Boettner. Oranienburg, Ed. Freyhoff. 1885.

Bridel. — La femme et le droit. Etude historique sur la condition des femmes. Par Louis Bridel. Paris, F. Pichon. 1885.

Buddensieg. — Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum. (31. December 1884.) Von Rudolf Buddensieg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Bulletin of the United States Geological Survey. — 2/6. Washington, Government Printing Office. 1883.

Cassel. — Aus Literatur und Geschichte. Abhandlungen von D. Paulus Cassel. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Cellini. — Delle rime di Benvenuto Cellini. Roma, G. P. Paravia.

Cercle Saint-Simon, publications du. No. 1: Le Pacha Bonneval, par Albert Vandal. — No. 2: L'expansion de l'Allemagne, par Jules Flammermont. — Paris, au Cercle Saint-Simon. 1885.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2348/2349: Alice, Grand Duchess of Hesse. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun. (Alfred Saker.) Frei nach dem Englischen des Dr. E. B. Underhill von J. G. Lehmann. Hamburg, J. G. Oncken Nachfolger. 1885.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Jahrgang XIV. Heft 212: Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von G. Sartorius, Freih. von Waltershausen. Heft 213/214: Die evangel. Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens. Von Franz Staudinger. Heft 215: Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung. Von Karl Eggers. Berlin, Carl Habel. 1885.

Ebner-Eschenbach. — Zwei Comtessen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Fritz Gbhardt. 1885.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Erste Abtheilung, 43. Lfg. Zweite Abtheilung, 29.—31. Lfg. Breslau, Eduard Trewendt. 1885.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek II. Jhrg. Band 1: Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1885.

Friedheim. — In der besten der Welten. Naturalistisch-sociales Lebensbild aus unsern Tagen von Walther Friedheim. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Girndt. — Das Reich des Glücks. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten von Otto Girndt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Grüße aus Nord und Süd. Novellen-Cyclus von Caroline Häuser. München, Staegmehr'sche Verlagshandlung. 1885.

Günther. — Der Ambergau. Von F. Günther. Erste Abtheilung. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1885.

Heiberg. — Ein Buch. Von Hermann Heiberg. I. Band. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich. 1886.

Hiel. — Volledige Dichtwerken. Van Emanuel Hiel. Historische Gezangen en vaterlandsche Liedern. Roeselare, De Seyn-Verhongstraete. 1885.

Hoffmeister. — Jacob Hoffmeister's Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa 300 Jahren. Herausgegeben von G. Prior. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1885.

Holz. — Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Von Arno Holz. Zürich, Verlags-Magazin. 1886.

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins. V. Jahrgang. 1885. Hermannstadt, Siebenbürgischer Karpathen-Verein. 1885.

Ingenieur-Kalender für Maschinen- und Hüttentechniker 1886. Herausgegeben von Friedrich Bode. Essen, G. D Baedeker.

Kalender für Musiker und Musikfreunde. (Mit Führer durch die gesamte Klavier-Litteratur, Tonkünstler-Lexikon, Katechismus der Musik etc.) Herausgegeben von Gustav Damm. Hannover, Steingräber's Verlag. 1885.

Käpe. — Sozialreform und innere Mission. Von Dr. Georg Käpe. Leipzig, Johannes Lehmann. 1885.

Kemmer. — Gedichte in Prosa. Aus den Papieren eines Pessimisten von Otto Kemmer. Berlin, In Commission der Kamlah'schen Buchhandlung. 1885.

Kostomárow. — Russische Geschichte in Biographien von Nikolaj Iwanowitsch Kostomárow. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henckel. 1. Lfg. Leipzig, Franz Duncker. 1885.

Lackowitz. — Mozart. Leben und Schaffen eines großen Künstlers. Der reiferen Jugend geschildert von W. Lackowitz. Mit sechs Holzschnittillustrationen. Berlin, Fritz Ebhardt. 1885.

Monographs of the United States Geological Survey. Vols. IV/V. Washington, Government Printing Office.

Rentsch. — Neue Thüringer Klänge. Ernste und humoristische Erzählungen und Gedichte in Volksmundart von Otto Rentsch. I. Band. Jena, Friedr. Mauke's Verlag. 1885.

Rethwisch. — Tagebuch eines Winzers. Herausgegeben von Ernst Rethwisch. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1885.

Rocholl. — Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. Aufzeichnungen eines Handwerkers. Von D. Rocholl. 1. Lfg. Bremen, F. A. Wiegand. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 461: Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege von H. Hetzel. Heft 462: Die Pflege der Irren sonst und jetzt. Von Dr. E. Engelhorn. Heft 463: Der Dichter Horatius und seine Zeit. Von Prof. W. Roesch. Heft 464: Der Einfluß der Natur und die Kulturentwicklung der Menschen. Von Dr. F. Hoffmann. Heft 465: Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen. Von Friedr. Czekelius. Berlin, Carl Habel. 1885.

Schaefer. — Was ist Freimaurerei? Eine Darlegung des Inhalts der Freimaurerei und deren Bedeutung für die Gegenwart für Nicht-Maurer. Zweiter Abdruck. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 1885.

Schalk-Kalender für 1886. Sechster Jahrgang. Berlin u. Leipzig, Fr. Thiel.

Schmidt-Weißenfels. — Engel und Teufel. Lustspiel in vier Akten von Schmidt-Weißenfels. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchdruckerei. 1885.

Schwartzkopff. — Die Freiheit des Willens als Grundlage der Sittlichkeit. Von Paul Schwartzkopff. Leipzig, Georg Böhme. 1885.

Seebohm. — Die englische Dorfgemeinde in ihren Beziehungen zur Gutsherrlichkeit, zu der ursprünglichen Stammesverfassung, zur Flureintheilung und Feldgemeinschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkswirtschaft von Frederic Seebohm. Aus dem Englischen von Dr. Theodor von Bunsen. Heidelberg, Carl Winter's Univers.-Buchhandlung. 1885.

Semmig. — Ein Genzianenstrauß. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen. Von Hermann Semmig. Leipzig, Eugen Peterson. 1885

Steinhausen. — Der Korrektor. Scenen aus dem Schattenspiele des Lebens vorgeführt von Heinrich Steinhausen. Vierte Aufl. Leipzig, Johannes Lehmann. 1885.

Stöpel. — Soziale Reform. Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft. Von Franz Stöpel. VII. Die sozialen Aufgaben des Staats und der Gemeinden. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1886. 49. Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Wackernagel. — Wilhelm Wackernagel. Jugendjahre 1806—1833. Dargestellt von Rudolf Wackernagel. Basel, E. Detloff. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Richterin.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Drittes Capitel.

An einem Fenster von Malmort, durch welches der Thalgrund mit seinen Thürmen und Weilern als duftige Ferne hereinschimmerte, stand die Richterin mit Wulfrin und zeigte ihm die Größe ihres Besitzes. „Das beherrsche ich," sagte sie, „und Palma nach mir. Dich aber, Wulfrin, habe ich schon ehevor dazu ausersehen — wie es auch Deine brüderliche Pflicht ist — der Schwester, wenn ich stürbe, dieses weite Erbe zu sichern."

„Planvoll, aber ferneliegend," sagte er.

„Fern oder nahe. Du bist ihr natürlicher Beschützer. Ich kann mein Kind keinem Mächtigen dieses Landes vermählen, denn sie sind ein zuchtloses und sich selbst zerstörendes Geschlecht. Ich bände sie an den Schweif eines gepeitschten Rosses! Ringsherum keine Burg, an der nicht Mord klebte! Soll mir mein Kind in einem Hauszwist oder in einer Blutrache untergehen? Ja, fände ich für sie einen Guten und Starken wie Du bist, dann wäre ich ruhig und könnte Dich freigeben, Du hättest weiter keine Pflicht an ihr zu erfüllen. Ich weiß ihr aber keinen Gatten als allein Gnadenreich, und der besitzt das Erdreich, nach der Verheißung, als ein Sanftmüthiger, kann es jedoch gegen die Gewaltthätigen nicht behaupten, deren Zahl hier Legion ist. Erst seine Söhne werden kraft meines Blutes Männer sein. Bis diese aber kommen und wachsen, wirst Du schon Deine gepanzerte brüderliche Hand über Gnadenreich und Palma halten und die Herrschaft führen müssen. Denn ewig reitest Du nicht mit dem Kaiser. Vielleicht auch, wer weiß, erhebt er Dich zum Grafen über diesen Gau, oder dann erhältst Du von mir eine Burg, jene" — sie wies auf einen Thurm am Horizonte — „oder eine andere, nach Deinem Gefallen. Oder Du hausest hier auf meinem eigenen festen Malmort." Sie legte ihm vertrauend die Hand auf die Schulter.

„Aber, Frau," sagte er, „Du lebst!" und sie erwiderte: „So lang ich lebe, herrsche ich."

„Dann hat es keine Eile," antwortete er. „Daß der Schwester nichts ge-

schehen darf, versteht sich und gelobe ich Dir. Aber jetzt muß ich reiten, heute! in einer Stunde."

„Zum Kaiser? Du hast ihm ja bereits schon meinen ortserfahrenen Rudio geschickt mit der sichern Kundschaft, daß die Lombarden sich am Mons Maurus befestigen und dort noch ein blutiger Sturm wird gegen sie geführt werden müssen. Herr Karl sitzt in Mediolanum, wie wir wissen. So braucht es Dir nicht zu eilen."

„Ich lag schon zu lange hier, mich verlangt nach dem Bügel," sagte der Höfling, und die Richterin erwiderte nachgiebig:

„Dann schenkst Du mir noch diesen Tag. Ich sähe es gerne, wenn Du Palma verlobtest. Warum Gnadenreich sich hier nicht blicken läßt? Er hält sich wohl in seinem Pratum eingeschlossen, der Lombarden halber, vorsichtig wie er ist, obschon, wie ich glaube, diese hier verstoben sind. Weißt Du was? Geh' und bring' ihn. Oder wüßtest Du Deiner Schwester einen bessern Mann?"

„Nein, Frau, wenn sie ihn mag! Aber was habe ich dabei zu rathen und zu thun? Das ist Deine Sache und die des Pfaffen, der sie zusammengibt. Ich aber will den Rappen satteln gehen, den Du mir geschenkt hast."

Sie blickte ihn mit besorgten Augen an. „Was ist mit Dir, Wulfrin? Du siehst bleich! Ist Dir nicht wohl hier? Und mit Palma gehst Du um wie mit einer Puppe, Du stößest sie weg und dann hätschelst Du sie wieder. Du verdirbst mir das Mädchen. Wo hast Du solche Sitte gelernt?"

„Sie ist aufdringlich," sagte er. „Ich liebe freie Ellenbogen und kann es nicht leiden, daß man sich an mich hängt. Sie läuft mir nach, und wenn ich sie schicke, weint sie. Dann muß ich sie wieder trösten. Es ist unerträglich! Ich habe die Gewohnheit breiter Ebenen und großer Räume — auf diesem Felsstück ist Alles zusammengeschoben. Das Gebirge drückt, der Hof beengt, der Strom schüttert — an jeder Ecke, auf jeder Treppe dieselben Gesichter! Verwünschtes Malmort! Hier hältst Du mich nicht. Hier lasse ich mich nicht einmauern. Mache Dir keine Rechnung, Frau!"

„Du thust mir weh," sagte sie.

Die harte Rede reute ihn. „Frau, laß mich ziehen!" bat er. „Und daß Du Dich zufrieden gebest, hole ich heute noch den Gnadenreich und wir verloben die Schwester. Wo haust er?"

„Ich danke Dir, Wulfrin. Graciosus wohnt nicht ferne von hier, in Pratum." Sie deutete nach einer zerrissenen Schlucht, über welcher eine grüne Alp hoch emporstieg. „Ich gebe Dir einen Führer. Den Knaben dort." Sie zeigte in den Hof hinunter, wo ein Hirtenbube sich damit beschäftigte, seine Sense zu wetzen. Palma stand neben ihm und plauderte.

„Gabriel," rief ihn die Richterin, „Du führst Deinen Herrn Wulfrin nach Pratum."

„Den Höfling? Mit Freuden!" jauchzte der Bube.

„Er träumt davon," erklärte die Richterin, „hinter dem Kaiser zu reiten. Besieh Dir ihn."

„Darf ich mit?" fragte Palma und hob das Haupt.

„Nein," sagte die Richterin.

„Bruder!“ bat sie und streckte die Hände.

„Schon wieder! Zum Teufel!“ fluchte er. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „So komm, Närrchen!“

Da die Dreie baarhaupt und reisefertig in dem feuchten Thore standen, während ringsum die Sonne brannte, sagte die geleitende Richterin zu Wulfrin: „Ich anvertraue Dir Palma: hüte sie!“

„Halleluja! Voran, Engel Gabriel!“ jubelte das Mädchen.

Unten am Burgweg sagte der Hirtenbube: „Herr, es gibt zwei Wege nach Pratum. Der eine steigt durch die Schlucht, der andere über die Alp.“ Er wies mit der Hand. „Wenn es Dir und der jungen Herrin beliebt, so nehmen wir diesen. Oben schaut es sich weit und lustig und es könnte trüb werden gegen Abend. Es ist ein Gewitterchen in der Luft.“

„Ja, über die Alp, Wulfrin!“ rief Palma. „Ich will Dir dort meinen See zeigen,“ und leichtgeschürzt schlug sie sich über eine lichte Matte, die bald zu steigen begann und immer steiler wurde.

Leicht wie auf Flügeln, mit frei athmender Brust ging das Mädchen bergan und blieb unter der sengenden Sonne frisch und kühl wie eine hüpfende Quelle. Der Berg hatte an dem Kinde seine Freude. Glänzende Falter nippten ihr den Schweiß von der Stirn und dem gebräunten Nacken und der Wind kräuselte ihr das Blondhaar.

Wulfrin schaute um nach Malmort, das grau schimmernd kaum aus der Morgenlandschaft hervortrat. „Wie geschah mir,“ fragte er sich, „in jenem Gemäuer dort? Wie konnte mich dieses unschuldige Geschöpf beängstigen, dieses fröhliche Gespiel, diese behende Gems mit hellen Augen und flüchtigen Füßen?“ Ihm wurde wohl und er mochte es gerne, daß der Knabe zu plaudern begann.

Gabriel erzählte von den Lombarden, welche er als Späher der Richterin beschlichen hatte. Sie seien überall und nirgends. Sie nisten in den Pässen, belauern die Boten und plündern die Säumer. Sie berauschen sich in dem geraubten heißen Weine von drüben, prahlen mit besiegten Waffen, fabeln von der Herstellung der eisernen Krone und leugnen oder lästern den Weltlauf. Sie beten den Teufel an, der das Regiment führe, „und doch,“ endigte der Knabe, „sind sie gläubige Christen, denn sie stehlen aus unsern Kirchen alles heilige Gebein zusammen, so viel sie davon erwischen können. Es ist Zeit, daß der Herr Kaiser zum Rechten sehe und ihnen feste Bezirke und einen Richter gebe.“

Da nun Gabriel bei dem Kaiser angelangt war, dessen erneuerte Würde selbst dieses wilde Gebirge mit einem prophetischen Licht erfüllte, begeisterten sich seine Augen und er rief: „Diesem und keinem Andern will ich dienen! Ich heiße Gabriel und schlage gerne mit Fäusten, lieber noch hieße ich Michael und hiebe mit dem Schwerte! Recht muß dabei sein und der Kaiser hat immer Recht, denn er ist eins mit Gott Vater, Sohn und Geist. Er hat die Weltregierung übernommen und hütet, ein blitzendes Schwert in der Faust, den christlichen Frieden und das tausendjährige Reich.“

Nun mußte ihm Wulfrin den Kaiser beschreiben, die Spangen seiner Krone, den blauen langen Mantel, das tiefsinnige Antlitz, das kurzgeschorene

Haupt, den hangenden Schnurrbart, „den wir Höflinge ihm nachahmen," sagte er lachend.

„Wie blickt der Kaiser?" fragte Palma, und Wulfrin antwortete ohne Besinnen: „Milde".

Die Kinder lauschten andächtig und bestaunten den Mann, der mit dem Herrn der Welt Umgang pflog; sobald aber die Höhe erreicht war, wo sich der Rasen breitete, war es mit der Andacht vorbei. Gabriel jauchzte gegen eine ernsthafte Felswand, die den Knabenjubel gütig spielend erwiderte, und Palma lief, den Höfling an der Hand, einem gründunkelklaren Gewässer entgegen, das die Wand mit ihrem Riesenschatten noch immer gegen die schon hohe Sonne deckte. Sie umwandelten das mit Felsblöcken besäte Ufer bis zu einem bemoosten Vorsprung, der weiche Sitze bot. Hier zog sie ihn nieder, und wie sie so lagerten, sagte sie: „Nun ist das Märchen erfüllt von dem Bruder und der Schwester, die zusammen über Berg und Thal wandern. Alles ist schön in Erfüllung gegangen."

„Haust hier unten auch Eine?" neckte Wulfrin den Buben. Gabriel blieb die Antwort schuldig, denn er mochte sich vor dem Höfling nicht bloßstellen.

„Dumme Geschichten," lachte dieser, „es gibt keine Elben."

„Nein," sagte Gabriel bedenklich und kratzte sich das Ohr, „es gibt keine, nur darf man sie nicht mit wüsten Worten rufen oder gar ihnen Steine ins Wasser schmeißen. Aber, Herr, wo hast Du Dein Hifthorn? Du trugest es an der Seite, da Du nach Malmort kamst."

„Es ist in den Strom gestürzt," fertigte ihn der Höfling ab.

„Das ist nicht gut," meinte der Knabe.

„Heho, Gabriel!" rief es aus der Ferne, und ein anderer Hirtenbube wurde sichtbar. „Ein Fohlen hat sich nach Alp Grun verlaufen, kohlschwarz mit einem weißen Blatt auf der Stirn. Ich wette, es gehört nach Malmort."

Gabriel sprang mit einem Satz in die Höhe. „Heilige Mutter Gottes," rief er, „das ist unsere Magra, der muß ich nach! Lieber Herr, entlasset mich. Ihr werdet Euch schon zurechtfinden. Ein Mensch ist vernünftiger als ein Vieh. Dort," er deutete rechts, „seht Ihr dort den rothen Grat? Den suchet, dahinter ist Pratum. Auch weiß die kleine Herrin Bescheid." Und weg war er, ohne sich um Antwort zu kümmern.

„Palma," lachte Wulfrin, „wenn da unten eine Elbin leuchtete?"

„Mich würde es nicht wundern," sagte sie. „Oft, wenn ich hier liege, erhebe ich mich, steige sachte ans Ufer nieder und versuche das Wasser mit der Zehe. Und dann ist mir, als löse ich mich von mir selbst, und ich schwimme und plätschere in der Fluth. Aber siehe!"

Sie deutete auf ein majestätisches Schneegebirge, das ihnen gegenüber sich entwölkte. Seine verklärten Linien hoben sich auf dem lautern Himmel rein und zierlich, aber ohne Schärfe, als wollten sie ihn nicht ritzen und verwunden, und waren beides, Ernst und Reiz, Kraft und Lieblichkeit, als hätten sie sich gezeichnet, ehe die Schöpfung in Mann und Weib, in Jugend und Alter auseinanderging.

„Jetzt prangt und jubelt der Schneeberg," sagte Palma; „aber Nachts,

wenn es mondhell ist, zieht er bläulich Gewand an und redet heimlich und sehnlich. Da ich mich jüngst hier verspätete, machte sich der süße Schein mit mir zu schaffen, lockte mir Thränen und zog mir das Herz aus dem Leibe. Aber siehe!" wiederholte sie.

Eine Wolke schwebte über den weißen Gipfeln, ohne sie zu berühren, ein himmlisches Fest mit langsam sich wandelnden Gestalten. Hier hob sich ein Arm mit einem Becher, dort neigten Freunde oder Liebende sich einander zu und leise klang eine luftige Harfe. Palma legte den Finger an den Mund. „Still," flüsterte sie, „das sind Selige!" Schweigend betrachtete das Paar die hohe Fahrt; aber die von irdischen Blicken belauschte himmlische Freude löste sich auf und zerfloß. „Bleibet! oder gehet nur!" rief Palma mit jubelnder Geberde, „wir sind Selige wie ihr! Nicht wahr, Bruder?" und sie blickte mit trunkenen Augen bis in den Grund der seinigen.

Es kam die schwüle Mittagsstunde mit ihrem bestrickenden Zauber. Palma umfing den Bruder in Liebe und Unschuld. Sie schmeichelte seinem Gelocke wie die Luft und küßte ihn traumhaft wie der See zu ihren Füßen das Gestade. Wulfrin aber ging unter in der Natur und wurde eins mit dem Leben der Erde. Seine Brust schwoll. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Feuer loderte vor seinen Augen . . .

Da rief eine kindliche Stimme: „Sieh doch, Wulfrin, wie sie sich in der Tiefe umarmen!"

Sein Blick glitt hinunter in die schattendunkle Fluth, die Felsen und Ufer und das Geschwisterpaar verdoppelte. „Wer sind die Zweie?" rief er.

„Wir, Bruder," sagte Palma schüchtern, und Wulfrin erschrak, daß er die Schwester in den Armen hielt. Von einem Schauder geschüttelt fuhr er auf, und ohne sich nach Palma umzusehen, die ihm auf dem Fuße folgte, eilte er in die Sonne und dem nahen Grate zu, wo jetzt eine Figur mit einem breiten Hut und einem langen Stabe Wache zu halten schien.

„Grüß' Gott! grüß' Gott!" bewillkommte Gnadenreich die Geschwister, ohne einen Schritt vom Platze zu thun. Er streckte ihnen nur die Hände entgegen. „Ich habe es dem Ohm feierlich geloben müssen," erklärte er, „solange die Lombardengefahr dauert, die Grenze meiner Weiden hütend zu umwandeln, aber nicht zu überschreiten, denn Pratum ist ein Lehen des Bisthums und die Kirche liebt den Frieden. Ich habe Dich ersehnt, Wulfrin, und Palma nicht minder." Seine Blicke liefen rasch zwischen dem Höfling und dem Mädchen: Beide schienen ihm befangen. Er wurde es auch, denn er glaubte die Ursache ihres Weges zu wissen, und da sie schwiegen, begann er ein großes Geplauder.

„Sie haben dem guten Ohm böse mitgespielt," erzählte er. „Wir saßen zu Dreien in der Stube beim Nachtische, denn die Richterin war nach Chur gekommen, um den Bischof gegen die Lombarden in die Waffen zu treiben, was er ihr als ein Kind des Friedens verweigern mußte. Frau Stemma und der Ohm stritten sich bei den Nüssen, wie sie zuweilen thun, über die Güte der Menschennatur. Nun hatten sich kürzlich zwei arge Geschichten ereignet. Jucunda, die junge Frau des Montafuners, welche Bischof Felix gefirmelt hatte" —

„Mit mir. Sie war sein Liebling," rief Palma, die wieder dicht neben dem Höfling schritt.

„Still!“ sagte dieser ungeberdig, und das Mädchen lief nach einer Blume. — „wurde von ihrem Manne mit einem Edelknechte ertappt und durch das Burgfenster geworfen. Wenige Tage später schlug der Schamser mitten im Stiftshofe dem Bergüner nach kurzem Wortwechsel den Schädel ein und doch hatten sie eben auf die priesterliche Zusprache des Ohms sich geküßt und mit einander den Leib des Herrn empfangen. Solches hielt ihm Frau Stemma vor, doch der Ohm erwiderte: ‚Das sind Wallungen und augenblickliche Verfinsterungen der Vernunft; aber die Natur ist gut und wird durch die Gnade noch besser.‘ Der Ohm ist ein bischen Pelagianer, hi, hi!“

„Pelagianer?“ fragte der Höfling zerstreut, denn sein Blick rief Palma, die ihm gleich wieder zusprang. „Ist das nicht eine Gattung griechischer Krieger?“

„Nicht doch, Wulfrin, es ist eine Gattung Ketzer. Also: Frau Stemma und der Ohm stritten über das Böse. Da sieht der Bischof, der kurzsichtig ist, auf Felicitas — diesen Namen hat er der nahen Höhe gegeben, wo ihm ein Sommerhaus steht — eine Flamme. ‚Wir feiern den Abzug der Lombarden,‘ lächelte er. Frau Stemma blickt hin und bemerkt in ihrer ruhigen Weise: ‚Ich meine, sie sind es selber,‘ und richtig tanzten sie auf dem Hügel wie Dämonen um den Brand.

„Da lärmt es auf dem Platz. Ein Bösewicht fällt mit der Thüre ins Haus und redet: ‚Bischof, thue nach dem Evangelium und gib mir den Rock, nachdem Du seine Taschen mit Byzantinern gefüllt hast, denn Deine Mäntel haben wir in der Sakristei drüben schon gestohlen!‘ Der Ohm erstarrt. Jetzt tritt der Lombarde auf Stemma zu, welche im Halbdunkel saß. ‚Die Frau da,‘ höhnt er, ‚hat einen Heiligenschein um das Haupt, her mit dem Stirnband!‘ Da erhebt sich Frau Stemma und durchbohrt den Menschen mit ihren fürchterlichen Augen: ‚Unterstehe Dich!‘ ‚Ja so,‘ sagt er, ‚die Richterin!‘ und biegt das Knie. Da der arme Ohm endlich aufathmete, nach erbrochenen Kisten und Kasten, rief ihn der Höllenkerl wieder vom Domplatze her ans Fenster. Er ritt mit nackten Ferſen den schönsten Stiftsgaul, dem er eine purpurne Altardecke übergelegt — sich selbst hatte er ein Meßgewand umgehangen — und zog dem Kirchenschimmel mit dem entwendeten Krummstab von Chur einen solchen über den blanken Hinterbacken, daß er bolzgerade stieg und der Stab in Trümmer flog. ‚Bischof, segne mich!‘ schrie der Lombarde. Der Ohm in seiner Frömmigkeit besiegte sich. ‚Ziehe hin in Frieden, mein Sohn!‘ sprach er und hob die Hände.

‚Dich, Bischof,‘ jauchzte der Lombarde, ‚hole der Teufel!‘

‚Und Dich hole er gleichfalls!‘ gab der Ohm zurück. Ich hätte es eigentlich nicht erzählen sollen,“ endete Gnadenreich halb reuig; „es hat den Ohm schrecklich erbost.“

Palma hatte gelacht, auch der Höfling verzog den Mund und Gnadenreich wurde immer gesprächiger und zuthulicher.

„Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen, Wulfrin,“ sagte er. „Ich verließ Rom bald nach Dir, aber was habe ich nicht dort noch erlebt! Welche Bekanntschaften habe ich gemacht! Ich ging Dein Büchlein im Palaste holen und traf ihn selbst, der es geschrieben. Welch ein Kopf! Fast zu schwer für

den kleinen Körper! Was da alles drinne steckt! Kaum ein Viertelstündchen kostete ich den berühmten Mann, aber in dieser winzigen Spanne Zeit hat er mich für mein Lebtag in allem Guten befestigt. Dann pochte es ganz bescheiden und leise, und wer tritt ein? — ich bitte Dich, Wulfrin! — der Kaiser! Ich verging vor Ehrfurcht. Er aber war gnädig und ergötzte sich, denke Dir! an Deiner Geschichte, Wulfrin, die er sich von mir erzählen ließ."

Jetzt verstand Graciosus sein eigenes Wort nicht mehr, denn sie geriethen zwischen die Herden und das grüne Pratum wurde voller Geblöke und Gebrülle. Einer der magern und wolfähnlichen Berghunde beschnoberte den Höfling, sprang dann aber liebkosend an ihm auf und beleckte ihn, wenn Graciosus dem Thiere seine Ungezogenheit nicht verwiesen hätte. Palma aber wurde von den Hirtenmädchen umringt und mit Verwunderung angestarrt. Die junge Herrin von Malmort war leutselig und frug alle nach ihren Namen und Herden.

„Ich bin gewiß kein Plauderer," sagte Graciosus, nachdem er Raum geschafft hatte; „aber Du begreifst, wenn der Kaiser befiehlt — haarklein mußte ich beichten von Horn und Becher, und zumal die erstaunliche Frau Stemma machte dem hohen Herrn zu schaffen."

Wulfrin blickte verdrießlich.

„Welch ein Mann!" lobpries Gnadenreich. „Der Inhalt und die Höhe des Jahrhunderts! Wer bewundert ihn genug? Und doch, aber doch — Wulfrin, ich habe von den Höflingen, deren Umgang ich nicht ganz meiden konnte, Etwas vernommen, das mich tief betrübt, Etwas von einer gewissen Regina . . . weißt Du es?"

„Das ist seine Kebsin," fuhr Wulfrin ehrlich heraus.

„Schlimm, sehr schlimm! Ein Flecken in der Sonne! Kein vollkommenes Beispiel! Und die Karlstöchter?"

„Alle Wetter und Stürme," brauste Wulfrin auf, „wer hat mich zum Hüter der Karlstöchter bestellt?"

„Die Karlstöchter!" rief mitten aus den Herden Palma, die in der Entfernung die schallende Rede Wulfrin's verstanden hatte. „Sie heißen: Hiltrud, Rotrud, Rothaid, Gisella, Bertha, Adaltrud und Himiltrud. Gnadenreich hat eine Tabelle davon verfertigt." Die rhätischen Mädchen wiederholten die fremdklingenden Namen und zogen unter jubelndem Gelächter die junge Herrin mit sich fort.

Gnadenreich verlangsamte den Schritt. Traulich suchte er die Hand des Höflings. „Die Ehe ist heilig," sagte er, „und das sollte der Kaiser nicht vergessen, da er so hoch steht. Du hast errathen, Wulfrin, daß ich außer ihr geboren bin. Deshalb habe ich eine große Meinung von ihr und eine wahre Leidenschaft, die meinige ohne einen Schatten von Vorwurf zu führen. Ein gutes Mädchen hätte es nicht schlecht mit mir. Du kennst meine Neigung, an der ich festhalte, wenn mir auch Palma zuweilen Sorge macht. Jetzt sind wir allein — sie scheint heute lenksam — das könnte die Stunde sein — wenn es Dein Wille wäre —".

„Sei nur getrost, Gnadenreich," versicherte Wulfrin, „die Sache ist abgemacht." Hätte einer der Gewaltthätigen, welche auf den rhätischen Felsen nisteten,

begehrlich nach Palma gegriffen, Wulfrin möchte ihm ins Angesicht getrotzt und das Schwert aus der Scheide gerissen haben; aber Graciosus war zu harmlos, als daß er ihm hätte zürnen können. Und er selbst fühlte sich mit einem Male von einem dunkeln Schrecken getrieben, die Schwester zu vermählen.

„Abgemacht?“ fragte Graciosus, „Du willst sagen: zwischen Dir und der Richterin? Doch was meinst Du — ist Palma nicht am Ende zu wild und groß für mich?“

„Sei nicht blöde,“ ermuthigte Wulfrin, „und fackle nicht länger! Willst Du sie?“

Die Schreitenden hatten eine Hügelwelle überstiegen und erblickten jetzt diejenige wieder, von der sie redeten. Sie hatte sich von den Hirtinnen getrennt und stand vor einem der tiefen und schnellströmenden Bäche, welche die Hochmatten durchschneiden. Neben ihr irrte ein blökendes Lämmchen, das die Herde verloren hatte, und am Uferrand sitzend löste sich eine kropfige Bettlerin blutige Lumpen von ihrem wunden Fuße und wusch ihn mit dem frischen Wasser. Rasch entledigte sich das Mädchen der Schuhe, stellte dieselben mit einem mitleidigen Blick neben die Cretine, hob das Lamm in die Arme, watete mit ihm durch die Strömung und ließ es seiner Herde nachlaufen.

Da kam über Gnadenreich eine Erleuchtung. „Ich wage es! Ich nehme sie!“ rief er aus. „Sie ist gut und barmherzig mit jeglicher Creatur!“

„So gehe voraus und richte das Brautmahl! Ich werde für Dich werben. Das ist doch Dein Castell?“ In einiger Entfernung stieg aus einem Bezirke von Hürden und Ställen ein neugebauter Rundthurm, über welchem gerade der Föhn einen ungeheuerlichen Wolkendrachen emportrieb. Gnadenreich bog seitwärts, die Brücke suchend, während der Höfling den reißenden Bach in einem Satze übersprang.

Wulfrin erreichte die Schwester. „Du läufst barfuß, Bräutchen?“

„Ich bin kein Bräutchen, und was nützen mir die Schuhe, wenn ich nicht mit Dir durch die Welt laufen darf?“

„Du bist nicht die Thörin, das im Ernste zu reden, und die Frau auf Pratum darf nicht unbeschuht gehen.“

„Gnadenreich hat nicht den Mund gegen mich geöffnet.“

„Er wirbt durch den meinigen. Nimm ihn, rath' ich Dir, wenn Du keinen Andern liebst.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nur Dich, Wulfrin.“

„Das zählt nicht.“

Sie hob die klaren Augen zu ihm auf. „Geschieht Dir damit ein so großer Gefallen?“

Er nickte.

„So thue ich es Dir zu Liebe.“

„Du bist ein gutes Kind.“ Er streichelte ihr die Wange. „Ich werde Euch schützen, daß Euch nichts Feindliches widerfahre, und bei Euerm ersten Buben Gevatter stehn.“

Sie erröthete nicht, sondern die Augen füllten sich mit Thränen. „Nun denn,“ sagte sie, „aber wir wollen langsam gehen, daß es eine Stunde dauert,

bis wir Pratum erreichen." Der Thurm stand vor ihnen. Dem Höfling aber gingen die Augen auf, jetzt da er die Schwester weggab, daß sie ihm das Liebste auf der Erde sei.

„Hier thronen wir wie die Engel," sagte Graciosus, nachdem er die Gäste eine Wendeltreppe empor, durch die drei Gelasse seines Thurmes auf die Zinne geführt hatte, wo das Mahl bereitet war. Der Tisch trug neben den Broten eine Schüssel Milch mit dem geschnitzten Löffel und einen Krug voll schwarzdunkeln Weines, ein bischöfliches Geschirr, denn es war mit der Mitra und den zwei Krummstäben bezeichnet. Die Dreie saßen auf Einer Bank, das Mädchen in der Mitte. Die ringsum laufende Brüstung reichte so hoch, daß sich kaum darüber wegblicken ließ. Nur der Himmel war sichtbar, und an diesem häuften sich unheimliche schwefelgelbe Wolken.

„Die Milch für mich, für Dich der Wein, Wulfrin," sagte Graciosus. „Der verreiste noch glücklich aus dem bischöflichen Keller, ehe ihn die Lombarden leerten. Aber mit wem hält es Fräulein Palma?"

„Mit Dir," meinte der Höfling.

Graciosus sprach das Tischgebet. „Nun gleich auch den andern Spruch, frisch heraus, Gnadenreich!" ermunterte Wulfrin.

Da geschah es, daß der Bischofsneffe, so redegewandt er war, sich auf nichts besinnen konnte von alle dem Zärtlichen und Verständigen, was er sich für diesen entscheidenden Augenblick langher ausgesonnen hatte. Rathlos blickte er in die warmen braunen Augen. Er gedachte des Lämmchens und der bloßen Füße und kam in eine fromme Stimmung. „Palma novella," bekannte er, „ich liebe Dich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe."

Das war hübsch. Das Mädchen wurde gerührt und gab ihm die Hand. Auch Wulfrin mißfiel diese Werbung nicht. „Nun aber wollen wir ein bischen lustig sein!" rief er aus. „Das bringe ich Euch!" Er hob den Krug und trank. Graciosus schöpfte einen Löffel Milch und bot ihn dem Munde seiner Braut. Es war nicht der einzige auf Pratum, aber Gnadenreich wollte eine sinnbildliche Handlung begehen.

Sie öffnete schon die rothen Lippen, da sagte sie: „Heute widersteht mir die Milch. Gib Du mir zu trinken, Wulfrin." Er reichte ihr den Krug und sie schlürfte so hastig, daß er ihr denselben wieder aus den Händen nahm. Darauf schien sie ermüdet, denn sie ließ den Kopf auf die Schulter und allmälig in die Arme sinken und nickte ein. Die Föhnluft wurde zum Ersticken heiß. Wulfrin und Graciosus verstummten ebenfalls und dieser half sich, indem er seine Milch auslöffelte und nach ländlicher Sitte zuletzt die Schüssel mit beiden Händen an den Mund hob. Wulfrin blickte auf den jungen Nacken. Er enthielt sich nicht und berührte ihn mit dem Munde. Palma erwachte.

„Aber wir sitzen auf dem Thurm wie die drei Verzauberten," sagte sie. „Geh, Gnadenreich, hole uns das Buch, wo der Bruder abgebildet ist, das aus dem Stifte — weißt Du — welches Du bei Deinem letzten Besuche der Mutter, der ich über die Schulter blickte, gezeigt hast." Gnadenreich willfahrte ihr, aber sichtlich ungern.

Palma suchte und fand das Blatt. Ueber dem lateinischen Texte war mit

saubern Strichen und hellen Farben abgebildet, wie ein Behelmter den Arm abwehrend gegen ein Mädchen ausstreckt, das ihn zu verfolgen schien. Mit dem Krieger deuchte Wulfrin sich nichts gemein zu haben als den Helm, doch je länger er das gemalte Mädchen betrachtete, desto mehr begann es mit seinen braunen Augen und goldenen Haaren Palma zu gleichen. Um die Figur aber stand geschrieben: „Byblis".

„Erzähle und deute, Gnadenreich," bat Palma. Graciosus blieb stumm. „Nun, so will ich erklären. Das hier ist der Bruder auf Malmort, wie er Anfangs war und mich wegstößt."

„Das ist nichts für Dich, Palma!" wehrte Graciosus ängstlich, „laß!" und er entzog das Buch ihren Händen.

„Ihr seid Beide langweilig!" schmollte sie. „Ich gehe lieber. Drüben am Hange sah ich blühende Rosen in dichten Büschen stehen. Ich will mir einen Kranz winden," und sie entsprang.

Ein blendender Blitz fuhr über Pratum weg und dem Höfling wie Feuer durch die Adern. „Warum hast Du ihr das Buch weggenommen?" fragte er gereizt.

„Weil es für Mädchen nicht taugt," rechtfertigte sich Gnadenreich.

„Warum nicht?"

„Die Schwester im Buche liebt den Bruder."

„Natürlich liebt sie ihn. Was ist da zu suchen?"

Graciosus antwortete mit einer Miene des Abscheus: „Sie liebt ihn sündig! sie begehrt ihn."

Wulfrin entfärbte sich und wurde todtenbleich. „Schweig, Schurke!" schrie er mit entstellten Zügen, „oder ich schleudere Dich über die Mauer!"

„Um Gottes willen," stammelte Graciosus, „was ist Dir? Bist Du verhext? Wirst Du wahnsinnig?" Er war von Wulfrin und dem Buche weggesprungen, in welches dieser mit entsetzten Blicken hineinstarrte. „Ich beschwöre Dich, Wulfrin, nimm Vernunft an und laß Dir sagen: Das hat ein heidnischer Poet ersonnen, leichtfertig und lügnerisch hat er erfunden, was nicht sein darf, was nicht sein kann, was unter Christen und Heiden ein Greuel wäre!"

„Und Du liesest so gemeine Bücher und ergötzest Dich an dem Bösen, Schuft?"

„Ich lese mit christlichen Augen," vertheidigte sich Gnadenreich beleidigt, „zu meiner Warnung und Bewahrung, daß ich den Versucher kenne und nicht unversehens in die Sünde gleite!"

Die Hände des Höflings zitterten und krampften sich über dem Blatte.

„Bei allen Heiligen, Wulfrin, zerstöre das Buch nicht! Es ist das theuerste des Stiftes!"

„Ins Feuer mit ihm!" schrie der Höfling, und weil kein Herd da war als der rothe des offenen Himmels, riß er das Blatt in Fetzen und warf sie hoch auf in den wirbelnden Sturm.

Es trat eine Stille ein. Graciosus betrachtete stöhnend das verstümmelte Buch, während Wulfrin mit verschlungenen Armen und unheimlichen Augen

brütete. So beschlich ihn die zurückkommende Palma und setzte ihm den leichten von ihr geflochtenen Kranz auf das belastete Haupt.

Er fuhr zusammen, da er Zweig und Blätter spürte, zerrte sich den Kranz ab, riß ihn entzwei und warf ihn mit einem Fluche dem vom Laufe erhitzten Mädchen zu Füßen.

Da flammten ihr die Augen und sie streckte sich in die Höhe: „Du Abscheulicher! Thust Du mir so?“ Zornige Thränen drangen ihr hervor. „Nun nehme ich auch den Gnadenreich nicht, Dir zu Leide!“

„Palma,“ befahl er, „gleich kehrst Du nach Hause! Ueber die Alp! Wende Dich nicht um! Ich gehe durch die Schlucht! Läufst Du mir über den Weg, so werfe ich Dich in den Strom!“

Sie sah ihn jammervoll an. Seine Todesblässe, das gesträubte Haar, das unglückliche Antlitz erfüllte sie mit Angst und Mitleid. Sie machte eine Bewegung gegen ihn, als wollte sie ihm mit beiden Händen die pochenden Schläfen halten. „Hinweg!“ rief er und riß das Schwert aus der Scheide.

Da wandte sie sich. Er blickte über die Brüstung und sah, wie sie in wildem Lauf durch die Alp eilte. Auch er verließ das Castell und schlug, von dem nahen Tosen des Stromes geführt, den Weg gegen die Schlucht ein, die furchtbarste in Rhätien. Gnadenreich gab ihm kein Geleit.

Da er in den Schlund hinabstieg, wo der Strom wüthete, und im Gestrüppe den Pfad suchte, störte sein Fuß oder der ihm vorleuchtende Wetterstrahl häßliches Nachtgevögel auf und eine pfeifende Fledermaus verwirrte sich in seinem Haare. Er betrat eine Hölle. Ueber der rasenden Fluth drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel aus einander riß und die sich in der Finsterniß wieder umarmten. Da war nichts mehr von den lichten Gesetzen und den schönen Maßen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trotzes, der Auflehnung. Gestreckte Arme schleuderten Felsstücke gegen den Himmel. Hier wuchs ein drohendes Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über dem Abgrund. Mitten im weißen Gischt lag ein Riese, ließ sich den ganzen Sturz und Stoß auf die Brust prallen und brüllte vor Wonne. Wulfrin aber schritt ohne Furcht, denn er fühlte sich wohl unter diesen Gesetzlosen. Auch ihn ergriff die Lust der Empörung, er glitt auf eine wilde Platte, ließ die Füße überhangen in die Tiefe, die nach ihm rief und spritzte, und sang und jauchzte mit dem Abgrund.

Da traf der starre Blick seines zurückgeworfenen Hauptes auf ein Weib in einer Kutte, das am Wege saß. „Nonne, was hast Du gefrevelt?“ fragte er. Sie erwiderte: „Ich bin die Faustine und habe den Mann vergiftet. Und Du, Herr, was ist Deine That?“

Lachend antwortete er: „Ich begehre die Schwester!“

Da entsetzte sich die Mörderin, schlug ein Kreuz über das andere und lief so geschwind sie konnte. Auch er erstaunte und erschrak vor dem lauten Worte seines Geheimnisses. Er sprang empor und floh vor sich selbst. Schweres Rollen erschütterte den Grund, als öffne er sich, ihn zu verschlingen. Von senkrechter Wand herabspringend schlug ein mächtiger Block vor seinen Füßen nieder und mit einem zweiten Satz in die spritzende Fluth.

Der Himmel schwieg eine Weile und Wulfrin tappte in dunkler Nacht. Da erhellte sich wiederum die Schlucht, und auf einer über den Abgrund gestürzten Tanne sah er die Schwester mit nackten und sichern Füßen auf sich zuwandeln, und jetzt lag sie zu seinen Knieen.

„Was habe ich Dir gethan," weinte sie, „warum fliehst, warum verwünschest Du mich? Bruder, Bruder, was habe ich an Dir gesündigt? Ich kann es nicht finden! Siehe, ich muß Dir folgen, es ist stärker als ich! Ich lief drüben, da sah ich den Steg. Tödte mich lieber! Ich kann nicht leben, wenn Du mich hassest! Thue, wie Du gedroht hast!"

Er stieß einen Schrei aus, ergriff, schleuderte sie, sah sie im Gewitterlicht gegen den Felsen fahren, taumeln, tasten und ihre Kniee unter ihr weichen. Er neigte sich über die Zusammengesunkene. Sie regte sich nicht und an der Stirn klebte Blut. Da hob er sie auf mächtigen Armen an seine Brust und schritt, ohne zu wissen wohin, das Liebe umfangend, dem Thale zu.

Er hatte die Klus hinter sich, da sauste es an ihm vorüber und er erblickte einen Knaben, der ein scheues Roß zu bändigen suchte. „He, Gabriel," rief er ihm nach, „sage der Richterin, sie rüste den Saal und richte das Mahl! Tausend Fackeln entzündet! Malmort strahle! Ich halte Hochzeit mit der Schwester!" Der Sturm verschlang die rasenden Worte. Malmort mit seinen Thürmen stand schwarz auf dem noch wetterleuchtenden Nachthimmel.

Mit seiner Last den Burgpfad emporsteigend, sah er oben Lichter hin und her rennen. Dann begegnete er der geängstigten Mutter, die ihm halben Weges entgegen geeilt war. „Wulfrin," flehte sie mit ausgestreckten Armen, „wo hast Du Palma?"

„Da nimm sie," sagte er und bot ihr die Leblose.

Viertes Capitel.

Da Wulfrin am folgenden Morgen erwachte, lag er unter den schwarzschattenden Büscheln einer gewaltigen Arve, während die Matten ringsum schon in der Mittagssonne schimmerten. Er hatte eben noch, den würzigen Waldgeruch einathmend, heiter und glücklich geträumt von dem Wettspiel in einer römischen Arena, und im Speerwerfen einen Lorbeerkranz davongetragen. Sein Blut floß ruhig und seine Stirne war hell.

Nachdem er gestern Palma der Mutter in die Arme gelegt, war er ins Dunkel zurückgewichen. Mit irren Füßen, in ruhelosem Laufe, kreuz und quer, hatte er das Gebiet von Malmort durchjagt, bis weit über Mitternacht hinaus, und war dann im Morgengrauen niedergestürzt und in einen bleiernen Schlaf versunken.

Er fand sich auf einer von leicht geschwungenen Hügeln umgebenen Wiese, fern ab von dem Geläute der Herdglocken, in tiefer Einsamkeit. Nur ein Specht hämmerte und zwei Eichhörner tummelten und neckten sich in der Mitte ihres grünen Bezirkes. Wulfrin rieb sich den Schlummer aus den Augen und ließ sie schweifen. Da entdeckte er über dem Hügelrande die Giebel und Thurmspitzen von Malmort. Er ließ sich auf dem Hange gleiten und sie verschwanden.

Allmälig schlich sich das Gestern an ihn heran, er wehrte es ab, er mißtraute ihm, er wollte, er konnte es nicht glauben. War er nicht der Starke und Freie, der Fröhliche und Zuversichtliche, der dem Feinde ins Auge sah und das Irrsal mit dem Schwerte durchschnitt? Was war denn geschehen? Eine räthselhafte Frau hatte ihn übermocht, zu beschwören, was er nicht bezweifelte. Ein Mädchen, das sich in der langen Weile eines Bergschlosses den vollkommensten Bruder ausgesonnen, war ihm zugesprungen und hatte sich närrisch ihm an den Hals gehängt. Ein tückischer Becher ungewohnten Weines, oder das freche Bild einer ausschweifenden Fabel, oder der heiße Hauch des Föhnes oder was es sonst gewesen sein mochte, hatte ihn bethört und verstört. Und was er an den Felsen geschleudert, war nicht die Schwester — wie hätte sie den gähnenden Abgrund überschritten? — sondern irgend ein Blendwerk der Gewitternacht.

„Und war es die Schwester, und habe ich sie zerschmettert, so bin ich ihrer ledig," trotzte er, und zugleich ergriff ihn ein unendliches Mitleid und die inbrünstigste Liebe zu dem jungen Leben, das er mißhandelt und vernichtet hatte. Er sah sie mit allen ihren Geberden, jedes ihrer süßen und unschuldigen Worte nahm Gestalt an, er schaute in ihre seligen Augen und in ihre wehklagenden. Jetzt fühlte er sie, die sich weinend und schmeichelnd mit ihm vereinigte, und wußte, daß sie noch lebte und athmete. „Meine Seele! Blut meiner Adern!" rief er und wieder: „Palma! Palma!"

„—alma!" wiederholte das Echo.

„Palma, mein Weib!" Das Echo entsetzte sich und verstummte.

Ein tödtlicher Schauer durchrieselte sein Mark. Sich auf die Rechte stützend, hob er sich halb von der Erde und langte mit der Linken nach der durchbohrten Brust wie auf dem Schlachtfelde. „Es sitzt!" ächzte er. „Ich bin der Schrankenlose, der Uebertreter, der Verdammte! Ich muß sterben, damit die Schwester lebe! Doch womit habe ich den Himmel beleidigt? Wodurch habe ich die Hölle gelockt?" Rasch übersann er sein Leben, er fand darin keinen Makel, nur läßlichen Fehl. „Nun, wen's trifft, den trifft's! Ich habe eben das schlimme Loos aus dem Helme gezogen und verwundere mich nicht; kenne ich ja die Grausamkeiten der Walstatt. Es geht vorüber!" Da schien ihm denn doch das Dasein ein Gut, so gering er es sonst werthete, jetzt da er, ob auch unter grimmigen Schrecken, seinen tiefsten Reiz und seine geheimste Lieblichkeit gekostet hatte. Er hob die starken Hände vor das Angesicht und schluchzte. . . .

Schon verlängerten sich die Schatten und es wurde ganz stille auf der Wiese. Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. Ohne das Haupt zu wenden, sagte er: „Ich komme," und wollte sich willig erheben, denn er wußte, es war der Tod, der zu ihm trat, um ihn an den jähesten Abgrund zu führen.

„Bleibe, Wulfrin!" sprach weich die Stimme der Richterin, „ich setze mich zu Dir;" und Frau Stemma ließ sich neben ihn auf das Moos gleiten in einem weiten langen Gewande, das selbst die Spitzen der Füße verhüllte.

„Berühre mich nicht!" schrie er und warf sich zurück. „Ich bin ein Unseliger!"

„Ich suchte Dich lange," sagte sie. „Warum entsprangst Du gestern? Fürchtest Du für Palma? Die wurde nur leicht verwundet, hat aber in tiefer

Ohnmacht gelegen. Erwachend hat sie erzählt, wie Euch gestern das Gewitter in der Schlucht überraschte, wie sie glitt und die Besinnung verlor. Auf Deinen Armen hast Du sie getragen."

Wulfrin blieb stumm.

„Oder redete sie unwahr und Du warfest sie an den Felsen, um sie zu zerschmettern?"

Er nickte.

Sie schwieg eine Weile, dann hob sie die Hand und ließ sie auf seiner Schulter ruhen. „Wulfrin, Du hassest Deine Schwester oder — Du liebst sie!" Sie fühlte, wie der Höfling vom Wirbel zur Zehe zitterte.

„Es ist entsetzlich!" stöhnte er.

„Es ist entsetzlich," sagte sie, „aber unerklärlich ist es nicht. Ihr seid ferne von einander erwachsen, wurdet eurer Angesichter und Gestalten nicht gewöhnt, und so waret ihr euch frisch und neu, da ihr euch fandet, wie ein fremder Mann und ein fremdes Weib. Muthig! Rufe und rufe es Deinen Gedanken und Sinnen zu: Palma und Wulfrin sind eines Blutes! Sie werden schaudern und erkalten und nicht länger die himmlische Flamme der Geschwisterliebe verwechseln mit dem schöpferischen Feuer der Erde."

Er antwortete nicht, kaum daß er ihre Worte gehört hatte, sondern murmelte zärtlich: „Warum hast Du sie Palma novella getauft? Das ist ein gar seltsamer und schöner Name!"

Stemma erwiderte: „Ich habe sie die junge Palme genannt, weil sie aus dem Schutte des Grabes frisch und freudig aufsprießt und, bei meinem Leben! wer an dem schlanken Stamme frevelt, den richte und tödte ich! Noch ist Palma unschuldig. Deine rasende Flamme hat ihr nicht ein Härchen der Wimper, nicht den äußersten Saum des Kleides versengt. Unglücklicher, wie ist ein solches Leiden über Dich gekommen?"

„Wie eine Seuche, die aus dem Boden dampft! Aber mein Schutzengel hat mich vor Malmort gewarnt. Da Du mich riefest, verschloß ich das Ohr. Ich bog ab und fiel in die Hände der Lombarden. Was hemmtest Du den Pfeil des Witigis?" Er starrte vor sich nieder. Dann schrie er verzweifelnd auf und ergriff und preßte den Arm der Richterin, die finstern Augen fest auf das ruhige Antlitz heftend: „Bei dem Haupte Gottes —"

„Bei dem Haupte Palma's," sagte sie.

„— ist sie meine Schwester?"

„Wie sonst? Ich weiß es nicht anders. Was denkst Du Dir?"

„Dann ist mein Haupt verwirkt und jeder meiner Athemzüge eine Sünde!" Er sprang auf, während sie ihn mit nervigen Armen umschlang, sodaß er sie mit sich emporzog.

„Wohin, Wulfrin? In eine Tiefe? Nein, Du darfst diesen starken Leib und dieses tapfere Herz nicht verderben und zerstören! Nimm Dein Roß und reite! Reite zu Deinem Kaiser! Mische Dich unter Deine Waffenbrüder! Ein paar Tagritte und Du bist gesundet und blickst so frei wie die Andern!"

„Das geht nicht," sagte er jammervoll. „Wir leiden nicht den geringsten

Makel in unserer Schar, und ich sollte verrätherisch die Schande unter uns verstecken?"

„So stachle Dein Roß, reite Tag und Nacht, über Berg und Fläche, springe in ein Schiff, bringe ein Meer und ein zweites zwischen Dich und sie, und wenn Dich Delphin und Nixe umgaukeln, tauchen vor Dir aus der Bläue Inseln und Vorgebirge, verwegenes Abenteuer und die Schönheit als Beute!"

„Was hülfe es?" sagte er. „Sie zöge mit mir, die Nixe trüge ihr Angesicht und ich umarmte sie in jedem Weibe! Denn ich bin mit ihr vermählt ewiglich. Nein, ich kann nicht leben!"

„Das ist Feigheit!" sagte sie leise.

Der Schimpf trieb ihm wie ein Schlag das Blut ins Angesicht. Er bäumte sich auf. „Du hast recht, Frau!" schrie er. „Ich darf nicht als ein Feigling umkommen, Du selbst sollst mich richten und verurtheilen. Am lichten Tag, unter allem Volke, will ich den Greuel bekennen und die Sühne leisten!" So rief er in zorniger Empörung; dann aber erheiterte sich sein Angesicht, denn er hatte die Lösung gefunden, die ihm ziemte.

„Unsinn! Solche verborgene Dinge bekennt man nicht dem Tage, denn Du bist ein Verbrecher nur in Deinen Gedanken. Die That aber und nur die That ist richtbar."

„Frau, das wird sich offenbaren! Vernimm, was ich thue. Ich wandere zu dem Kaiser und spreche zu ihm: Siehe, Wulfrin der Höfling begehrt das eigene Blut, das Kind seines Vaters. Es ist so, er kann nicht anders. Schaffe den Sünder aus der Welt! Und spricht der Kaiser: Die That ist nicht vollbracht, so antwortet Wulfrin: Ich vollbringe sie mit jedem Athemzuge!"

„Auf sündiger Geschwisterliebe," drohte Frau Stemma, „steht das Feuer."

Wulfrin lachte.

„Und Du willst vor dem ganzen Volke dastehen in Deiner Blöße?"

„Ich will dastehen als der, welcher ich bin."

„So mangelt Dir der Verstand und die Kraft, das Geheimniß der Sünde zu tragen?"

„Das ist Weibes Art und Weibes Lust," sagte er verächtlich.

„Und Du wirst mit dem Kaiser kommen und ich soll Dich richten?"

„Du!"

„Das werde ich!" sagte sie und entfernte sich langsam.

Jetzt, da Wulfrin sein Schicksal entschieden und vollendet glaubte, kam die Ruhe des Abends über ihn. Er blieb unter seiner Arve, bis die Sonne niederging und der Tag ihr folgte. Und wie sie mit gebrochenen Speeren sich legte und ihr Blut am Himmel verströmte, erlosch er mit ihr und sah sich die Schwester, wie das Spätlicht, in grünem Gewande und auf stillen Sohlen nachschreiten. Das aufgegebene Schwert reute ihn nicht. „Sie werden drüben einen Krieger brauchen," sagte er sich und wandelte schon unter den seligen Helden.

Wie es Nacht war und der Mond leuchtete, ging er sachte bergab; denn er gedachte ein Seitenthal zu gewinnen und seinen Kaiser zu erreichen, ohne daß er Malmort und die Stapfen der Schwester berühre. Beide wollte er nur am Gerichtstage wiedersehen. Er gelangte an den Strom, der hier ohne Gewalt und

Sturz Klippen und Felsen breit überfluthete. Das Mondlicht verlockte ihn, sich auf ein Felsstück zu lagern und wunsch- und schmerzlos mit den Wellen dahinzufließen. Er wurde sich selbst zum Traume.

Da sah er Elb oder Elbin tauchen. Es schwamm hell im Strome, ein Nacken schimmerte, und jetzt hob der blanke Arm ein Hifthorn in die Höhe, das der Mond versilberte. Er erkannte sein entwendetes Erbtheil und trat ohne Hast und Erstaunen dem freundlichen Wunder entgegen.

„Herr Wulfrin," jubelte eine Knabenstimme, „freue Dich! Glück über Dir! Ich halte Dein Horn!" und Gabriel, der sein Hirtenhemde wieder umgeworfen hatte, sprang zu ihm empor.

„Schon heute Mittag," erzählte er, „sah ich es beim Fischen auf dem Grunde. Ich kannte es gleich, doch war ich nicht allein und mußte die Nacht erwarten. Hat es schon lange gelegen?" Er schüttelte das Horn und ließ das Wasser sorgfältig aus der Bauchung abtropfen. „Wenn es nur nicht verdorben ist!" Er hob es an den Mund und stieß darein, daß die Berge widerhallten. „Hier, Herr!" sagte er. „Wahrhaftig, es hat ihm nichts gethan. Ein wackeres Schlachthorn!"

Wulfrin ergriff es und hing es sich um. Als er sich aber einen Goldring — irgend ein Beutestück — von der Hand ziehen wollte, um den Knaben abzulohnen, wehrte Gabriel. „Nein, Herr, lege lieber ein Wort für mich ein, daß mich der Kaiser mitreiten läßt! Doch jetzt muß ich heim! Ich habe noch in den Ställen zu thun. Kommst Du mit? Ich weiß Stapfen an dem Felsen empor und wir gelangen durch ein Hinterpförtchen noch einmal so rasch in den Hof als auf dem Burgwege."

Und Wulfrin folgte. Die Handlichkeit und Herzlichkeit des Buben hatte seine Sinne und Geister erwärmt. Der Wiedergewinn seines Erbes weckte das Bild des Vaters und die kindliche Gesinnung wieder auf. Und obwohl aus dem Elben ein Menschenknabe geworden war, zitterte doch über dem Strom ein Schimmer von Geisterhilfe. „Am Ende ist es der Vater," sagte er sich, „und er wird mir beistehen, wenn er kann. Wenn er noch irgend da ist, läßt er mich nicht elend umkommen. Ich will ihn rufen. Vielleicht antwortet er. Es ist ein Glaube, daß der Todte aus dem Grabmal mit seinen Kindern redet. Ich wage es! Ich blase ihn wach! Dann frage ich nichts als: Vater, ist Palma Dein Kind? Redet er nicht, so nickt er wohl oder schüttelt das Haupt." Obschon der Höfling an Stemma nicht zweifelte, deren Wesen über ihn Gewalt hatte, focht ihn doch der Widerspruch zwischen dem Glauben an die Lebendige und der Frage an den Todten wenig an. Er fühlte einfach, daß er den Vater — wenn dieser zu erreichen sei — befragen und berathen müsse, ehe er sich anklage und sich richten lasse. Aber seine Ruhe war weg, sein Geist gespannt und er hörte kein Wort von dem, was der Knabe unterwegs plauderte.

Ebenso unruhig schritt Stemma hinter dem erhellten Fenster, das der Emporklimmende über dem Burgfelsen aufsteigen sah. Aus der Ferne und Tiefe war ein Ton zu ihr herangeklungen, den sie haßte und den sie vernichtet zu haben glaubte. Während ihr Kind auf dem Lager schlummerte, ging sie rastlos auf und nieder. Sie vergegenwärtigte sich Wulfrin, wie er vor Kaiser und Volk

eines seltenen, ja unglaublichen Frevels sich beschuldigte, und ihr wurde bange, daß sie und wie sie über ihn richten werde.

War es denkbar, daß sich die Natur so verirrte? Daß ein so lauterer Mensch in eine solche Sünde verfiel? War es nicht wahrscheinlicher, daß hier Irrthum oder Lüge Bruder und Schwester gemacht hatte? So hätte die Richterin ohne Zweifel geforscht und untersucht, wäre sie nicht Stemma und Palma nicht ihr Kind gewesen. Aber sie durfte nicht untersuchen, denn sie hätte etwas Vergrabenes aufgedeckt, eine zerstörte Thatsache hergestellt, ein Glied wieder einsetzen müssen, das sie selbst aus der Kette des Geschehenen gerissen hatte.

Jetzt begann es mit einem Male vor ihr aufzutauchen, die Sünde des Unschuldigen sei das gegen sie selbst heranschreitende Verhängniß. „Gilt es mir? Wird ein Plan gegen mich geschmiedet? Ist eine Verschwörung im Werke?“ rief sie ins Dunkel hinein.

Da hatte sie ein Gesicht. Sie erblickte mit den Augen des Geistes durch die dämmernde Wand, weit in der Ferne und doch ganz nahe, ein gewaltiges Weib von furchtbarer Schönheit. Diese saß in langen blauen Gewanden, eine Tafel auf das übergelegte Knie gestützt, einen Griffel in der Hand, schreibend oder zählend, irgend eine Lösung suchend. Nach einigem Sinnen ging ein stilles; langsames Lächeln über den strengen Mund und schien zu sagen: So ist es gut und siehe, es ist so einfach!

Da glaubte die Richterin eine Feindin sich gegenüber zu sehen und trotzte ihr, Weib gegen Weib: „Das bringst Du nicht heraus! Du findest keine Zeugen!“ Die Fremde aber hob die Tafel mit beiden Händen empor über die sonnenhellen Augen und verschwand. „Du hast keine Zeugen!“ rief ihr die Richterin nach. Ihr antwortete ein erschütternder Ruf, der aus allen Wänden, aus allen Mauern drang, als werde die Posaune geblasen über Malmort.

Stemma erbebte. Sie sprang an das Lager ihres Kindes, um es fest in den Armen zu halten, wenn Malmort unterginge. Palma war nicht erwacht, sie schlief ruhig fort. Die Richterin besann sich. Hatte der grauenhafte Ton in That und Wahrheit diese Luft, diese Räume, diese Mauern erschüttert? Müßte Palma nicht aus dem tiefsten Schlummer aufgefahren sein? Es war unmöglich, daß der gewaltige Ruf sie nicht geweckt hätte. Frau Stemma war nicht unerfahren in solchen unheimlichen Dingen: sie kannte die Schrecken der Einbildung und die Sprache der überreizten Sinne. Sie hatte es erfahren an den Schuldigen, die sie richtete, und an sich selbst. „Das Ohr hat mir geklungen,“ sagte sie, die noch am ganzen Leibe zitterte.

Hätte sie durch Dielen und Mauern blicken können, so sah sie den bleichen Wulfrin, der an der Gruft des Vaters kniete, ins Horn stieß, ihn rührend beschwor, ihm herzlich zusprach, Rede zu stehen. Sie hätte gesehen, wie Wulfrin, da der Stein schwieg, das Horn zum andern Male an den Mund setzte und endlich verzweifelnd über die Mauer sprang.

Wieder schütterte Malmort in seinen Tiefen, stärker noch als das erste Mal. Da war kein Zweifel mehr, es war das Wulfenhorn, das sie mitten in Gischt und Sturz geschleudert und in unzugängliche Tiefen hatte versinken sehen. Sie

sann an dem ängstlichen Räthsel und konnte es nicht lösen. Sie sann, bis ihr die Stirnader schwoll und das Haupt stürmte.

Da fiel ihr zur bösen Stunde der Comes ein, wie er murmelnd im Schilfe sitze und mit dem schweren Kopfe unablässig daran herum arbeite, ob Frau Stemma ihm ein Leides gethan. „Er besucht sein Grabmal und stößt in sein Horn! Er stört die Nacht! Er verwirrt Malmort! Er schreckt das Land auf! Das leide ich nicht! Ich verbiete es ihm! Ich bringe den Empörer zum Schweigen!" Und der Wahn gewann Macht über diese Stirn.

Ohne sich nach Palma umzusehen, stürzte sie zornig die Wendeltreppe hinab und betrat den Hof, wo der Comes und ihr eigenes Bild auf der Gruft lagen. Darüber webte ein ungewisser Dämmer, da eine leichte Wolke den Mond verschleierte. Der Comes ließ sein Horn zurückgleiten, und die steinerne Stemma hob die Hände als flehe sie. Hüte das Geheimniß!

Aufgebracht stand die Richterin vor dem Ruhestörer, „Argliftiger," schalt sie, „was peinigst Du mein Ohr und bringst mein Reich in Aufruhr? Ich weiß, worüber Du brütest, und ich will Dir Rede stehen! Keine Maid hat Dir der Judex gegeben! Ich trug das Kind eines Andern! Du durftest mich nie berühren, Trunkenbold, und am siebenten Tage begrub Dich Malmort! Siehst Du dieses Gift?" Sie hob das Fläschchen aus dem Busen. „Warum ich leben blieb, die Dir den Tod credenzte? Dummkopf, mich schützte ein Gegengift! Jetzt weißt Du es! Palma novella unter meinem Herzen hat Dich umgebracht! Und jetzt quäle mich nicht mehr!"

So grelle und freche Worte redete die Richterin.

Durch ihr lautes Schelten zu sich selbst gebracht, betrachtete sie den Comes, auf den nun das klarste Mondenlicht fiel. Die furchtbare Geschichte kümmerte ihn nicht, er lag regungslos mit gestreckten Füßen. Jetzt sah sie, daß sie zum Steine gesprochen, und schlug eine Lache auf. „Heute bin ich eine Närrin!" sagte sie. „Ich will zu Bette gehen."

Sie wandte sich. Palma novella stand hinter ihr, weiß, mit entgeisterten Augen, das Antlitz entstellt, starr vor Entsetzen. Der zweite Hornstoß hatte sie geweckt und sie war der Mutter auf besorgten Zehen nachgeschlichen.

Zwei Gespenster standen sich gegenüber. Dann packte Stemma den Arm des Mädchens und schleppte es in die Burg zurück. Sie selbst hatte ihrem Geheimnisse einen Mund und einen Zeugen gegeben, und dieser Zeuge war ihr Kind.

Fünftes Capitel.

Seit der Höfling aus Malmort verschwunden war, lastete auf den schweren Mauern Schweigen und Kümmerniß. Das Gesinde munkelte allerlei und Knechte und Dirnen steckten die Köpfe zusammen. Die junge Herrin sei krank. Es sei ihr angethan worden. Irgend ein Zauber — ob sie einer Drude begegnet oder ein giftiges Kraut verschluckt oder aus einem schädlichen Quell getrunken — habe sie der Vernunft beraubt. Ihr mangle der Schlummer, sie weine unablässig und lasse sich weder trösten noch auch nur berühren. Ihr widerstehe Speise und Trank und sie schwinde zum Gerippe. Die Laute und Wilde sei gar still und

zahm und ihr Lebensfaden zum Reißen dünn geworden. Die bekümmerte Richterin folge ihr auf Schritt und Tritt und dürfe sie nicht aus den Augen lassen.

Zwei Mägde standen am Brunnen zusammen und flüsterten. Benedicta war der jungen Herrin unversehens im Flur begegnet und wollte ihr gebührlich die Hand küssen. Palma sei angstvoll zurückgewichen und habe aufgeschrieen: „Rühre mich nicht an!" Veronica hatte durch das Schlüsselloch gespäht und was erblickt? etwas ganz Unglaubliches: die stolze Frau Stemma vor ihrem Kinde niedergeworfen, ihm liebkosend, die Kniee umfangend und um die Gnade flehend, daß es den Mund öffne und einen Bissen berühre.

Die Mägde verstummten, hoben sich die Krüge zu Haupte und drückten sich, eine hinter der andern, während langsam die Richterin mit Palma aus der Pforte trat und die Stufen herunterschritt. Frau Stemma stützte das Mädchen, das, elend und zerstört, sich selbst nicht mehr gleichsah. Palma ging mit gebeugtem Rücken und unsichern Knieen. Groß, doch ohne Strahl und Wärme, traten die Augen aus dem vermagerten Antlitz. „Komm, Kindchen," sagte Frau Stemma, „Du mußt Luft schöpfen," und sie öffnete ein Gatter, das auf eine zirpende und summende Wiese führte, die einen weiten leicht geneigten Vorsprung der Burghöhe bekleidete und, über die Grenzlinie der unsichtbaren Tiefe hinweg, in eine lichte Ferne verlief.

Sie setzten sich auf eine Bank und Frau Stemma betrachtete ihr Kind. Da ergrimmte sie und weinte zugleich in ihrem Herzen über die Verwüstung der Einzigen, was sie liebte. Aber sie blieb aufrecht und gürtete sich mit ihrer letzten Kraft. „Wie," sagte sie sich, „mir gelänge es nicht, dieses Gehirnchen zu bethören, dieses Herzchen zu überwältigen?"

„Mein Kind," begann sie, „hier sind wir allein. Laß uns noch einmal recht klar und klug mit einander reden," —

„Wenn Du willst, Mutter," sagte das Mädchen.

„— mit einander reden von dem Wahne jener Nacht. Ich wachte, Du schliefest. Da lärmt es im Hofe. Ich gehe hinunter, es war nichts und ich lache über meinen leeren Schrecken. Ich wende mich. Du stehst vor mir nachtwandelnd, mit offenen stieren Augen. Ich ergreife Dich und führe Dich in das Haus zurück. Und Du erwachst mit dem abscheulichen Traume, der Dich jetzt peinigt und zu Grunde richtet."

„Ja und nein, Mutter. Mich weckte ein Ruf, ich sehe Dich hinauseilen und folge Dir auf dem Fuße. Du standest im Hofe vor den Steinbildern und schaltest den Vater Wulfrin's und erzähltest ihm" — sie hielt schaudernd inne.

„Was erzählte ich?" fragte die Richterin.

„Du sagtest" — Palma redete ganz leise —, „daß ich nicht sein Kind bin. Du sagtest, daß ich schon unter Deinem Herzen lag. Du sagtest, daß Du und ich ihn getödtet haben."

„Liebe Thörin," lächelte Frau Stemma, „nimm all Dein Denken zusammen und verliere keines meiner Worte. Ich hätte mit einem Steine geredet? als eine Abergläubische? oder eine Närrin? Kennst Du mich so? Und Du wärest nicht das Kind des Comes? Mit wem war ich denn sonst vermählt? Habe ich Dir nicht erzählt, daß ich eine Gefangene war auf Malmort, bis mich der Comes

freite? Und ich hätte den Gatten getödtet? Ich, die Richterin und die Aerztin des Landes, hätte Gifte gemischt? Kannst Du das glauben? Hältst Du das für möglich?"

„Nein, Mutter, nein! Und doch, Du hast es gesagt!"

„Palma, Palma, mißhandle mich nicht! Sonst müßte ich Dich hassen!"

Palma brach in trostlose Thränen aus und warf sich gegen die Brust der Mutter, die das schluchzende Haupt an sich preßte. „Du bringst mich um mit Deinem Weinen," sagte sie. „Glaube mir doch, Närrchen!"

Palma hob das Angesicht und blickte um sich. „Weidet hier am Rande ein Zicklein, Mutter?"

„Ja, Palma."

„Läutet dort Maria in valle?" Sie wies ein im Thale schimmerndes Kloster.

„Ja, Palma."

„Ebenso wahr, als ich jetzt nicht träume und das Zicklein weidet und das Kirchlein läutet, ebensowenig habe ich geträumt, daß Du vor Wulfrin's Vater gestanden und ihn angeredet hast. Es war so, es ist so. Du sprachest immer die Wahrheit, Mutter."

„Ich sage Dir, Palma, es ist ein Traum. Und ich will, daß es ein Traum sei!"

Palma erwiderte sanft: „Belüge mich nicht, Mutter! Habe ich doch, da Du mich an Dich preßtest, den scharfen Krystall empfunden, welchen Du aus dem Busen zogest und dem Comes gezeigt hast."

Die Richterin fuhr empor mit einem feindseligen Blicke gegen ihr Kind, glitt aber langsam auf die Bank zurück, und nachdem sie eine Weile in den Boden gestarrt, sagte sie: „Wäre es so und hätte ich so gethan, so wäre es Deinetwegen."

„Ich weiß," sagte Palma traurig.

„Habe ich es gethan," wiederholte Stemma, „so that ich es Dir zu Liebe. Ich tödtete, damit mein Kind rein blieb."

Palma zitterte.

„Warum hast Du Dich in mein Geheimniß gedrängt, Unselige?" flüsterte Stemma ingrimmig. „Ich hütete es. Ich verschonte Dich. Du hast es mir geraubt! Nun ist es auch das Deinige und Du mußt es mir tragen helfen! Lerne heucheln, Kind, es ist nicht so schwer, wie Du glaubst! Aber wo sind Deine Gedanken? Du bist abwesend! Wohin träumst Du?"

„Was ist aus Wulfrin geworden?" fragte sie leise, und eine schwache Röthe glomm und verschwand auf den gehöhlten Wangen.

„Ich weiß es nicht," sagte die Richterin.

„Jetzt begreife ich, daß er mich verabscheut," jammerte Palma. „O ich Elende! Er stößt mich von sich, weil er Mord an mir wittert. Mir graut vor meinem Leibe! Läge er zerschmettert!"

„Aengstige Dich nicht! Wulfrin hat keinen Argwohn. Er ist gläubig und er traut."

„Er traut!“ schrie Palma empört. „Dann eile ich zu ihm und sage ihm Alles wie es ist! Ich laufe, bis ich ihn finde!“ Sie wollte aufspringen, die Mutter mußte sie nicht zurückhalten, erschöpft und entkräftet sank sie ihr in den Schoß.

„Ich verrathe Dich, Mutter!“

„Das thust Du nicht,“ sagte Stemma ruhig. „Mein Kind wird nicht als Zeugin gegen mich stehen.“

„Nein, Mutter.“

Die Richterin streichelte Palma. Diese ließ es geschehen. Darauf sagte sie wieder: „Mutter, weißt Du was? Wir wollen die Wahrheit bekennen.“

Frau Stemma brütete mit finstern Blicken. Dann sprach sie: „Foltere mich nicht! Auch wenn ich wollte, dürfte ich nicht. Dieser wegen!“ und sie deutete auf ihr Gebiet. „Würde laut und offenbar, daß hier während langer Jahre Sünde Sünde gerichtet hat, irre würden tausend Gewissen und unterginge der Glaube an die Gerechtigkeit! Palma, nein! Du mußt schweigen!“

„So will ich schweigen!“

„Du bist meine tapfere Palma!“ und die Richterin schloß ihr den Mund mit einem Kusse. „Aber Kind, Kind, wie wird Dir?“ Palma's Augen waren brechend und das Herz klopfte nur noch schwach unter der tastenden Hand der Mutter. Diese bettete die Halbentseelte auf die Bank und eilte verzweifelnd in die Burg zurück.

Sie kam wieder mit einer Schale Wein und einem Stücklein Brot. Sie kniete sich nieder, brach und tunkte den Bissen und bot ihn der Entkräfteten. Diese wandte sich ab.

Da bat und flehte die Richterin: „Nimm, Kind, nimm, Deiner Mutter zu Liebe!“ Jetzt wollte Palma gehorchen und öffnete den entfärbten Mund, doch er versagte den Dienst.

Stemma sah eine Sterbende. Da starb auch sie. Ihr Herz stand stille. Ein Todeskrampf verzog ihr das Antlitz. Eine Weile kniete sie starr und steinern. Dann verklärte sich das Angesicht der Richterin und ein Schauer der Reinheit badete sie vom Haupt zur Sohle.

„Palma,“ sagte sie zärtlich, und dieser warme Klang hob die Lider des Kindes, „Palma, was meinst Du? Ich lade den Kaiser ein nach Malmort. Wir treten vor ihn Hand in Hand, wir bekennen und er richtet.“ Da freuten sich die Augen Palma's und ihre Pulse schlugen.

„Nimm den Bissen,“ bat die Richterin und speiste und tränkte ihr Kind.

Sie führte die Neubelebte in den Hof zurück. In der Mitte desselben stand Rudio, noch keuchend vom Ritte. „Heil und Ruhm Dir, Herrin!“ frohlockte er. „Ich melde den Kaiser! Der Höchste sucht Dich heim! Er naht! Er zieht mächtig heran und mit ihm ganz Rhätien!“

„Dafür sei er gepriesen!“ antwortete die Richterin. „Komm, Kind, wir wollen uns schmücken!“

Da Kaiser Karl mit allem Volke den Burgweg erstiegen hatte, hieß er Gesinde und Gefolge vor dem Thore zurückbleiben und betrat allein den Hof von Malmort. Stemma und Palma standen in weißen Gewändern. Die Richterin

schritt dem Herrscher entgegen und bog das Knie. Palma hinter ihr that desgleichen. Karl hob die Richterin von der Erde und sagte: „Du bist die Frau von Malmort. Ich habe Deine Botschaft empfangen und bin da, Ordnung zu schaffen, wie Du gefordert hast. Hier ist Freiheit in Frevel und Kraft in Willkür entartet. Ich will diesem Gebirg einen Grafen setzen. Weißt Du mir den Mann?"

„Ich weiß ihn," antwortete die Richterin. „Es ist Wulfrin, Sohn Wulf's, Dein Höfling, ein treuer und tapferer Mann, zwar noch leichtgläubig und unerfahren, doch die Jahre reifen."

„Ich führe ihn mit mir," sagte Karl, „aber als einen, der sich selbst anklagt und Dein Gericht begehrt, sich so großen Frevels anklagt, daß ich nicht daran glauben mag. Frau, heute ist mir unter diesem leuchtenden Berghimmel ein Zeichen begegnet. Vor Deiner Burg hat mein Roß an einer Todten gescheut, die mitten im Wege lag. Ich ließ sie aufheben. Es ist Deine Eigene. Sie harrt vor der Schwelle."

Er dämpfte die Stimme: „Frau, was verbirgt Malmort? Wärest Du eine Andere als die Du scheinest und stündest Du über einem begrabenen Frevel, so wäre Deine Wage falsch und Dein Gericht eine Ungerechtigkeit. Lange Jahre hast Du hier rühmlich gewaltet. Gib Dich in meine Hände. Mein ist die Gnade. Oder getraust Du Dich, Wulfrin zu richten?"

„Herr," antwortete sie, „ich werde ihn und mich richten, unter Deinen Augen, nach der Gerechtigkeit."

Karl betrachtete sie erstaunt. Sie leuchtete von Wahrheit. „So walte Deines Amtes!"

Dann ging er auf das knieende Mädchen zu. „Palma novella!" sagte er und hob sie zu sich empor. Sie blickte ihn an mit flehenden und vertrauenden Augen, und sein Herz wurde gerührt.

„Rudio," gebot die Richterin, „bringe Faustinen her!" Der Castellan gehorchte und trug die Bürde herbei, die er an den Grabstein lehnte. „Jetzt thue auf das Thor und öffne es weit! Alles Volk trete ein und sehe und höre!"

Da wälzte sich der Strom durch die Pforte und füllte den Raum. Die Höflinge scharten sich um den Kaiser, Alcuin und Graciosus unter ihnen, während die Menge Kopf an Kopf stand und selbst Thor und Mauer erklomm, ein dichter und schweigender Kreis, in dessen Mitte die Gestalt des Kaisers ragte, in langem blauem Mantel, mit strahlenden Augen. Neben ihm Stemma und ihr Kind. Vor den Dreien stand Wulfrin und sprach, den Blick fest und ungetheilt auf Stemma geheftet: „Jetzt richte mich!"

„Gedulde Dich!" sagte sie. „Erst rede ich von Dieser," und sie wies auf die entseelte Faustine, die mit gebrochenen Augen und hangenden Armen an der Gruft saß.

„Rhäter," sprach sie, und es wurde die tiefste Stille, „Ihr kennt Jene dort! Sie hat unter Euch gewandelt als eine Rechtschaffene, wofür Ihr sie hieltet. Nun ist ihr Mund verschlossen, sonst riefe er: ‚Ihr irret Euch in mir! Ich bin eine Sünderin. Ich, die das Kind eines Andern im Schoße barg, habe den Mann gemordet' —"

„Frau," schrie Wulfrin ungeduldig, „was bedeutet die Magd! Mich laß reden, meinen Frevel richte, damit ein Ende werde!"

„Nun denn! Aber zuerst, Wulfrin — nicht wahr, wenn Diese hier" — sie zeigte Palma — „nicht das Kind Deines Vaters, nicht Deine Schwester, sondern eine Andere und Fremde wäre, Dein Frevel zerfiele in sich selbst?"

„Frau, Frau!" stammelte er.

„Kaiser und Rhäter," rief Stemma mit gewaltiger Stimme, „ich habe gethan wie Faustine. Auch ich war das Weib eines Todten! Auch ich habe den Gatten ermordet! Die Herrin ist wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes ist diesen Zweien gemeinsam!" Sie streckte den Arm scheidend zwischen Wulfrin und Palma. „Hört! hört! Kein Tropfen gleichen Blutes fließt in diesem Mann und in diesem Weibe! Zweifelt Ihr? Ich stelle Euch einen Zeugen. Palma novella, das Kind Stemma's und Peregrin's des Clerikers hat das Geheimniß meiner That belauscht. Sie glaubt daran und stirbt darauf, daß ich wahr rede. Gib Zeugniß, Palma!"

Aller Augen richteten sich auf das Mädchen, das mit gesenktem Haupte dastand. Palma bewegte die Lippen.

„Lauter!" befahl die Richterin.

Jetzt sprach Palma hörbar den Vers der Messe: „Concepit in iniquitatibus me mater mea."

Da glaubte das Volk und entsetzte sich und stürzte auf die Kniee und murmelte: „Miserere mei!" Wulfrin streckte die Arme und rief gen Himmel: „Ich danke Dir, daß ich nicht gefrevelt habe!" Karl aber trat zu Palma und hüllte sie in seinen Mantel.

„Nun richte Du, Kaiser!" sprach Stemma.

„Richte Dich selbst!" antwortete Karl.

„Nicht ich," sagte sie, wendete sich zu dem Volke und rief: „Gottesurtheil! Wollt Ihr Gottesurtheil?"

Es redete, es rief, es dröhnte: „Gottesurtheil!"

Da sprach die Richterin feierlich: „Erstorbenes Gift, erstorbene That! Lebendige That, lebendiges Gift!" und hatte den Krystall aus dem Busen gehoben und geleert.

Eine Weile stand sie, dann that sie einen Schritt und einen zweiten, wankenden gegen Wulfrin. „Sei stark!" seufzte sie und brach zusammen. Rudio neigte sich über die Todte, hob sie auf seine Arme und trug sie zu Faustinen. Dort saß sie am Grabe, die Hörige aber neigte sich und legte das Antlitz in den Schoß der Herrin.

Jetzt enthüllte der Kaiser das Mädchen, das einen jammervollen Blick nach der Mutter warf, faltete die Hände und gebot: „Oremus pro magna peccatrice!" Alles Volk betete.

Dann sagte er mit milder Stimme: „Was wird aus diesem Kinde? Ich ziehe nicht, bis ich es weiß. Wie räthst Du, Alcuin?"

„Sie thue die Gelübde!" rieth der Abt.

„Ehe sie gelebt hat?" schrie Wulfrin angstvoll.

„Dann weiß ich ein Anderes. Graciosus" — der Abt hielt ihn an der Hand — „dieser hier, ein frommer Jüngling, hat ein Wohlgefallen an der Aermsten —"

„Herr Abt," unterbrach ihn der aufgeregte Gnadenreich, „das geht über Menschenkraft. Mir graut vor dem Kinde der Mörderin! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

Wulfrin sprang in die Mitte. „Kaiser und ihr Alle," rief er, „mein ist Palma novella!"

Da redete Karl: „Sohn Wulf's, Du freiest das Kind seiner Mörderin? Ueberwindest Du die Dämonen?"

„Ich ersticke sie in meinen Armen! Hilf, Kaiser, daß ich sie überwältige!"

Karl hieß das Mädchen knieen und legte ihr die Hände auf das Haupt. „Waise! Ich bin Dir an Vaters Statt! Begrabe, die Deine Mutter war! Dieser folge mir ins Feld! Gott entscheide! Kehrt er zurück und stößt er ins Horn, so freue Dich, Palma novella, fülle den Becher und vollende den Spruch! Dann entzündet Rudio die Brautfackel und schleudert sie in das Gebälke von Malmort!"

Die ersten Capitel des Lebens Raphael's[1]).

Von

Herman Grimm.

I.

Das Quattrocento.

Raphael's Lehrzeit fällt in das dem Jahrhundert der Reformation vorausgehende stillere Jahrhundert, das wir, weil während seines Verlaufes Italien die erste Stelle unter den europäischen Mächten einnahm, das Quattrocento nennen.

---

[1]) Vasari II, 1. Geboren aber wurde Raphael in Urbino, einer in Italien sehr bekannten Stadt, im Jahre 1483 am Charfreitage, drei Uhr Nachts, einem Vater Namens Giovanni Santi, nicht sehr ausgezeichnetem Maler, einem Manne jedoch von gesundem Verstande und wohl geeignet, seine Kinder auf demjenigen guten Wege vorwärts zu bringen, der ihm selber in seiner Jugend leider nicht gezeigt worden war. 2. Und da Giovanni wußte, wie sehr es darauf ankomme, daß die Kinder nicht mit Ammenmilch, sondern mit der der eigenen Mutter genährt werden, so wollte er, als Raphael auf die Welt kam — den er bei der Taufe zum guten Vorzeichen mit diesem Namen belegte —, da er keine andern Kinder hatte, wie er deren auch später nicht hatte, daß die eigene Mutter ihn stille, und daß er in den Jahren des zarteren Alters lieber im eigenen Hause die väterlichen guten Sitten annehme, als in den Häusern der Bauern und gemeinen Leute weniger gute Sitten und Anschauungen. 3. Und wie er heranwuchs, begann er ihn in der Malerei zu üben, indem er für die Kunst große Neigung und vortreffliche Gaben bei ihm entdeckte; und so dauerte es gar nicht lange, daß Raphael noch als Kind ihm von großem Nutzen war bei vielen Arbeiten, welche Giovanni im Urbinatischen ausführte. 4. Zuletzt, da dieser liebevolle und gute Vater erkannte, daß sein Sohn wenig bei ihm lernen konnte, beschloß er ihn zu Pietro Perugino zu thun, welcher, wie ihm gesagt wurde, damals unter den Malern den ersten Rang einnahm; deshalb, nachdem er sich nach Perugia auf den Weg gemacht, begann er, da er Pietro dort nicht antraf, um ihn desto bequemer erwarten zu können, in San Francesco Einiges zu malen. 5. Nachdem Pietro jedoch von Rom zurückgekehrt war, schloß Giovanni, der ein wohlgesitteter und edler Mann war, Freundschaft mit ihm; und als ihm der richtige Moment gekommen schien, trug er ihm, so gut er es immer vermochte, seinen Wunsch vor. 6. Und so nahm Pietro, der ein sehr gefälliger Mann und Freund geistig bedeutender Personen war, Raphael an; weshalb Giovanni ganz glücklich nach Perugia zurückkehrte, das Kind nahm und es nicht ohne viele Thränen der Mutter, die es zärtlich liebte, nach Perugia führte; wo Pietro, nachdem er die Art, wie Raphael zeichnete, und seine guten Sitten und Manieren gesehen, dasjenige über ihn als Urtheil aussprach, was später die Zeit als volle Wahrheit durch die That erfüllte.

Das Quattrocento hat seine besonderen Freunde. Jacob Burckhardt's „Cultur der Renaissance" ist eine Encyklopädie seines Inhaltes. Der Reichthum des Buches verliert nur dadurch an Wirkung, daß Philosophie und Religion dem Plane des Autors zufolge übergangen worden sind, so daß das Ganze den Charakter eines belebten schimmernden Hintergrundes empfängt, dem die Vordergrundgestalten mangeln. In Voigt's schöner und lehrreicher Arbeit, „die Wiederbelebung des Humanismus in Italien", gehen die Gelehrten, die er als die Träger des geistigen Fortschritts so überzeugend hinstellt, zu einsam und ohne all das, was Burckhardt in glänzender Fülle gewährt, vor uns vorüber. Und doch ergänzen beide Autoren sich nicht; das entscheidende Buch müßte mehr umfassen, es hätte von den bildenden Künstlern auszugehen. In keiner Epoche haben diese eine so hervortretende Rolle gespielt, als im Quattrocento.

Dieses Jahrhundert war eine Zeit des beschaulichen Genusses, des Behagens, der Freude am Dasein. An Streitigkeiten, Kämpfen, Kriegen, an Scenen harter Grausamkeit und furchtbarer Vernichtung hat es in seinem Verlaufe gewiß nicht gefehlt, aber die innere Unruhe der Nationen hatte noch nicht begonnen, deren höchste Steigerung uns heute zur Verzweiflung treibt. Bis zum Quattrocento erstreckt sich die antike Welt, die 3000 Jahre lang, soweit unsere Blicke reichen, in langsamem Tempo ihre Schicksale weitergewälzt hatte. Allerdings erhebt sich schon die Ahnung neuer Zeiten. Aber es war die sichere Erwartung harmonischer Zustände, denen man ebenso vertrauensvoll damals entgegensah, wie in Europa vor dem Einbrechen der französischen Revolution das Aufblühen eines humanen Zeitalters vorausgesehen wurde. Savonarola's gewaltsame Versuche, die ins Ende des Jahrhunderts fallen, hatten keine Folge. Ruhe erscheint auch da noch als natürliche Voraussetzung menschlichen Daseins. Uns

---

III. 1. Es ist ein sehr bekannter Umstand, daß Raphael, indem er die Manier des Pietro Perugino studirte, ihn so genau und in allen Dingen copirte, daß seine Nachahmungen sich neben den Originalen des Meisters nicht herauserkennen ließen und daß man zwischen seinen Arbeiten und denen Pietro's sicher nicht zu entscheiden vermochte, wie auch ganz offenbar einige Figuren in San Francesco zu Perugia beweisen, welche er dort auf einem Oelgemälde für Magdalena degli Oddi arbeitete. 2. Diese sind: eine Heilige Jungfrau, welche gen Himmel gefahren ist, und Jesus Christus, der sie krönt; und unten um das Grabmal herum sind die zwölf Apostel, welche die himmlische Herrlichkeit betrachten, und zu Füßen des Gemäldes sind auf einer Predella in kleinen Figuren drei Compositionen vertheilt: die Verkündigung Mariä, wie die Magier Christus anbeten, und wie er im Tempel in Simeons Arme gelegt wird, ein Werk, welches sicherlich mit der äußersten Sorgfalt gemacht worden ist; und wer nicht auf Erkennung der Manieren eingeübt wäre, würde sicher glauben, es sei von der Hand Pietro's, während es ohne Zweifel von der Hand Raphael's ist. 3. Nach Vollendung dieses Werkes verließ Raphael, da Pietro einiger Geschäfte wegen nach Florenz zurückkehrte, Perugia und ging mit einigen seiner Freunde nach Città di Castello, wo er eine Tafel für die Kirche von San Agostino in derselben Manier malte, und ebenso für San Domenico eine mit einer Kreuzigung, die, wäre nicht sein Name darauf geschrieben, Niemand für ein Werk Raphaels halten würde, sondern für Pietro's. 4. Für San Francesco auch, in derselben Stadt malte er auf eine Tafel die Vermählung der heiligen Jungfrau, in welcher man ganz besonders einen Zuwachs an Kunstvermögen bei Raphael erkennen kann, indem er mit Feinheit ins Zartere gehend die Manier Pietro's übertrifft. 5. Auf diesem Gemälde ist ein Tempel mit solcher Sorgfalt perspektivisch aufgerissen, daß es etwas Wunderbares ist, zu sehen, in welcher Weise er bei solchen Aufgaben Schwierigkeiten suchte.

heute ist, als wären die Tage und Jahre länger, der Pulsschlag des Menschen langsamer gewesen. Wie eine Dämmerung liegt über den Völkern. Sie wollen für sich sein. Auch der Einzelne hält sich zurück. Eifrig wird gelesen und correspondirt, auch Bücher werden gedruckt: aber man kann sie noch zählen. Sie sind noch kostbar. Sie spielen noch keine völkerbewegende Rolle und ebnen noch nicht im Großen die Gedanken der Menschen. Das gesprochene Wort bleibt die vermittelnde Kraft der sich langsam fortschiebenden Gedankenarbeit, und in kleinen Beträgen und zufälligem Erwerb wird geistiger Besitz mühsam zusammengespart. Man schweigt und ist vorsichtig. Man bleibt zu Hause. Die Schleier, die die Ferne verhüllen, sind dichter, die Räthsel der Fremde bedenklicher, die Wege, sobald man die Thürme der Vaterstadt aus den Augen verliert, gefährlich und lang, die Rückkehr ist ungewiß. Perder la cupola di veduta — die Kuppel des Doms nicht mehr sehen —, das war es, was ein echter Florentiner nicht ertragen konnte.

An die Städte wurde geglaubt im Quattrocento. Vor allen waren die italienischen damals mächtig. Der Boden Italiens scheint eingerichtet auf Hervorbringung von Städten. Schon vor der Gründung Roms hatten sie der Mehrzahl nach an denselben Stellen bestanden, wo sie heute stehen. Als nach tausendjährigem Dienste die Ketten brachen, die die Provinzen des römischen Kaiserreiches als ein täuschendes Ganzes zusammenhielten, sah Italien wieder aus beinahe wie damals, als Rom die ersten Kinderbewegungen machte. Im Quattrocento blühte das städtische Wesen in Italien: die erste wirklich nationale Blüthe des Landes seit Augustus' Zeiten. Die italienischen Municipien hatten 2000 Jahre Geschichte hinter sich, als die flandrischen und deutschen Städte erst gegründet wurden. Auch diese hatten im Quattrocento Geld und Kräfte genug: geistiges Lebenselement aber vermochten sie nicht zu produciren. Gegen Venedig kamen selbst die Kaiser nicht auf, und als am Ende des Jahrhunderts Karl VIII. siegreich mit seiner Armee in Florenz einzog, war ihm unheimlich darin zu Muthe.

Die Städte waren im Quattrocento wie von Bienenvölkern bewohnt, die, indem sie schaffen und Gewinn zutragen, den Bau eigner kunstmäßig gewirkter Wohnstätten instinctmäßig vollziehen. Bauen von Kirchen und Palästen, immer wie für die Ewigkeit berechnet, erschien jenen Zeiten als das Nothwendige. Eine Rückkehr zu den architektonischen Formen der antiken Völker war eingetreten, die man aus ihren letzten Ueberbleibseln wie in plötzlicher Erleuchtung verstehen lernte. Die antike Sculptur gab auch der Plastik und Malerei neues Leben. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte sich die Wichtigkeit der wiederaufgedeckten Monumente. Die Schönheit der Statuen, die ans Licht gezogen werden, überwindet die letzten Reste der Scheu vor ihnen, da sie den Lehren der Kirche zufolge als Wohnstätten böser Dämonen betrachtet wurden. Immer williger gibt im Fortschritte des Jahrhunderts der Boden marmorne und metallene Bildwerke, geschnittene Steine, Medaillen, Waffen, Gefäße und Hausrath her, als hätten vorausschauende Voreltern bei heranbrechenden barbarischen Tagen diese Kostbarkeiten für eine lichtvollere Zukunft sorgsam eingegraben, in deren Gebrauch sie nun als lange verborgen gebliebenes Familiengut zurückkehren. Und

zum Verständniß dieses Besitzes treten die durch die Buchdrucker verbreiteten Autoren der antiken Zeit ein, deren Latein, als zweite Muttersprache des Volkes, durch alle Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben war. An die Wahrheit und den Werth ihres Inhaltes wurde heilig geglaubt. Die Italiener des Quattrocento sahen sich als die natürlichen Erben der vergangenen Herrlichkeit an und mit Sicherheit der Wiederkehr des alten Glanzes entgegen. Diese Gedanken erfüllten die besten und vornehmsten Bürger und Bewohner Roms, Venedigs, Mailands und die Florentiner. Der geistliche und der weltliche hohe Adel stand an der Spitze Derer, die auf die Schätze des Alterthums Jagd machten. Man schied nicht chronologisch: die gesammte Alte Welt war wie ein mit allen Gaben des Geistes ausgestattetes Reich, das vergangen, aber doch nicht verloren war, sondern das man wieder zum Leben beschwören zu können glaubte, um mit eignen Kräften eine Fortsetzung daran zu weben. Man knüpfte an diejenigen Zeiten des antiken Daseins an, denen die besten Autoren entstammten und die die schönsten Werke der Kunst hervorgebracht. Was uns heute erfreut an diesen Träumen, ist die Unschuld, mit der man sich ihnen hingab. Wir machen den Männern des Quattrocento nicht zum Vorwurf, sich auf das nicht vorbereitet zu haben, was das kommende Jahrhundert brachte. Welche Zeit hätte das jemals gethan?

Eins aber wollte und konnte man besser als alles Andere: seine Augen gebrauchen. Sehen mußte man die Dinge, wenn man sie in sich aufnehmen wollte: die bildenden Künstler nahmen die vornehmste Stelle ein. Die Maler und Bildhauer hatten im Quattrocento das Amt, dem Volke die Kenntniß der Thatsachen zu vermitteln. Ein gemeißeltes oder gemaltes Porträt sagte den Leuten mehr als die beste Biographie. Die bildenden Künstler waren die Lehrer der großen Massen und ihre Geschichtsschreiber. Durch ihre Hände mußten die Ereignisse gegangen sein, ehe sie den Rang wirklicher Thatsachen annahmen. Eine unendliche Fülle von Momenten aus dem Bereiche der heiligen und profanen Geschichte, ja den in symbolische Darstellungen verkehrten Inhalt der christlichen Lehre selber, hatten sie in vielfältigster Gestaltung in die Häuser und Kirchen und auf deren Mauern gebracht. Sie beherrschten das Phantasieleben des Volkes. Tag für Tag waren ihre Werke in gleicher Gestalt den Blicken gegenwärtig. Das Volk war daran gewöhnt, die Nachricht vom Geschehenen in sichtbarer Gestalt so zu empfangen. Das war der letzte Grund, warum von Anfang an die lateinische Kirche der griechischen gegenüber an den „Bildern" festhielt: sie waren eins der mächtigsten Mittel für die Kirche. Von jeher war dem so gewesen: im Quattrocento aber entfaltete sich eine Production hier, die Alles, was frühere und auch was spätere Zeiten leisteten, übertraf. Nie vorher und nachher besaß man diese spielende Leichtigkeit, den Gedanken bildliche Form zu verleihen! Man sehe, wie unbefangen Botticelli Dante's Visionen in Illustrationen umsetzt. Die Augen waren unersättlich in jenen Tagen, die Künstler unerschöpflich in Erfindungen. In Alles, was die Wechselfälle des Lebens mit sich brachten, in Krieg und Politik hinein, spielt die leidenschaftliche Sorge um Werke der Kunst. Man ist gewöhnt, hier nur an die Medici in Florenz zu denken: diese aber bilden mehr eine außerordentliche Erscheinung. Auf Durchschnittstypen

kommt es an. Ich verweise auf Charles Yriarte's Buch über Malatesta von Rimini, das unter dem Titel „Un Condottiere au XV. siècle" vor einigen Jahren in Paris erschienen ist und uns in das zwischen Krieg und Kunstliebe, Rohheit und Feinheit getheilte Dasein eines jener kleineren Fürsten tief einführt, deren Schicksal so recht vom Geiste des Jahrhunderts gebildet worden ist.

Werke der bildenden Kunst zu besitzen und ihre Herstellung zu veranlassen, war der höchste Genuß damals. Ueberall wohlaufgenommen sehen wir Maler, Bildhauer und Baumeister im Lande umherziehen. Sie bereits erheben sich zu der höheren Lebensanschauung, daß das Vaterland jedes Menschen da sei, wo der Entfaltung seiner Talente der größte Spielraum geboten werde[1]). Man beruft sie von fern her („fern" im damaligen Sinne), sucht sie zu halten, macht sie einander streitig, steht in diplomatischem Verkehre ihrethalben, jagt sie einander ab. Jeder findet überall zu thun, so dicht neben einander die Meister arbeiten. Die Künstler bilden wie eine einzige mächtige Familie im Lande, deren Glieder sich wohl kennen und zusammenhalten, auch wenn sie sich befeinden. Ihre Production aber ist der Masse nach unübersehbar und die Güte selbst mittelmäßiger Arbeit setzt uns in Erstaunen.

Das Charakteristische des Quattrocento ist die Freude, die der Einzelne am Besitz und am Entstehen der Werke hat. Die Arbeit soll vor allen Dingen dem Genuß bereiten, der sie bestellt. Jedermann versteht sie abzuschätzen. Nie ist den Künstlern von hohen und geringen Auftraggebern so vertrauliche Dankbarkeit bewiesen worden wie im Quattrocento. In den beiden vorausgehenden Jahrhunderten vermag sich die Individualität der Besteller noch nicht geltend zu machen. Das öffentliche Leben ist noch in zu geringem Grade von der Kritik des mittleren Volkes abhängig, das Dasein der Vornehmen noch zu einseitig mit Krieg und Politik beschäftigt. Diese Jahrhunderte sind die Entstehungszeiten der gewaltigen Municipalpaläste gewesen, die wie von Felsen einfach aufgeschichtet uns hier und da noch entgegentreten, als spotteten sie den Versuchen späterer Tage, sie zu beseitigen, Festungen und Häuser zugleich, und die Dome, zuweilen zu groß angelegt, um vollendet werden zu können. Im Quattrocento erst tritt behaglich menschliches Durchschnittsmaß für die Werke der Kunst ein, an dem festgehalten wird, selbst wenn colossale Größe verlangt wird. Wo die Bildhauer und Architekten des Quattrocento colossal werden, sind die Elemente, mit denen sie den erweiterten Umfang zu erwerben suchen, doch bescheidener Art. Auch die umfangreichsten Sculpturen erinnern daran, daß die Bildhauer ihre Anfangsstudien in den Werkstätten der Goldschmiede gemacht hatten. Die Wandgemälde bewahren einen letzten verwandtschaftlichen Zusammenhang mit der Miniaturmalerei, von der die neuere Malerei ausging. Die Architekten suchen etwas darin, kleine Winkel innerhalb der städtischen Mauern als kostbare Stücke Raum zu verwerthen. In wiederum unübersehbarem Maße haben das Cinquecento und die folgenden Jahrhunderte die Werke des Quattrocento bei Seite geschafft und mit den ins Ungeheure sich erhebenden und ausbreitenden Denkmälern ihres künstlerischen Schaffens den Boden Italiens

[1]) Ghiberti spricht es aus.

überwuchert: dennoch bleibt das Quattrocento die formgebende Epoche. Die in seinem Verlaufe entstandenen Werke scheinen in natürlicherem, nationalnothwendigerem Processe dem italienischen Boden entwachsen zu sein, als die sie überragenden und mit ihrer Pracht übertäubenden Schöpfungen der späteren Jahrhunderte, die, fehlten sie an ihrer Stelle, keine Lücke hinterlassen würden: all jene Paläste, aus deren Fenstern uns das Gefühl einer gewissen Unbewohntheit von Anfang an entgegengähnt. Wenn wir die mittleren und kleineren Städte Italiens betreten, wie Siena, Perugia, Orvieto, so heimelt uns das hier noch herrschende Quattrocento an. Und in Florenz oder Rom, wenn wir, die Augen übervoll von den ungeheuren Mauer- und Statuenmassen des 17. Jahrhunderts, da umhergehen: plötzlich steht ein Stück Quattrocento vor uns und wirkt wie behaglicher, freiwilliger, natürlicher Baumwuchs, in deren Hecken die Vögel ihre Nester bauen, zwischen kahlen gepflanzten Gartenanlagen.

Zu diesen Städten kleineren Formates, die den Stempel des Quattrocento heute noch tragen, gehört Raphael's Vaterstadt Urbino. Florenz und Rom sind längst nicht mehr das Florenz und Rom Raphael's: Urbino aber würde er noch wiedererkennen.

II.

Giovanni Santi und Perugino.

Italien war, Rom und das dazu gehörige Staatswesen in der Mitte, von drei Arten von Herrschaften bedeckt, als Raphael zur Welt kam. Zuerst die beiden großen Städte, die sich aus eigener Macht selber regierten: Venedig und Florenz. Sodann zwei Despotien größeren Umfanges im Norden und Süden: Neapel (il regno), dem die untere Spitze Italiens gehörte, und Mailand, das Herzogthum, das die reiche Tiefebene des Po beherrschte. Und zwischen diesen fünf Gewalten, und abhängig von ihrer Politik, die Masse von Städten in eigner Gewalt und von Herrschaften jeden Formates, deren Verhalten die damals unendlich wechselvolle Politik Italiens im Gefolge hatte. Da saßen die Herzöge und Grafen und sonstigen Adligen, deren Metier war, Krieg zu führen. Ein unaufhörlicher Kampf, nur um zu kämpfen. Zu den Familien, die die Träger dieses Zustandes waren, gehörten die Herren von Urbino, die Familie Montefeltro. Aus allerlei kleinen Städten und Schlössern war ihr Land zusammengesetzt: eines der begehrenswerthesten Besitzthümer, nach dem unaufhörlich die Mächtigen strebten, das Object unendlicher Streitigkeiten. Unter Federigo von Montefeltro, dem Urbino hohen Ruhm zu verdanken hat, ist Raphael geboren worden, in Zeiten freilich, wo der hohe Herr, schon müde und alt, sich aus der Unruhe seines Lebensdaseins mehr dem Genusse der Reichthümer zugewandt hatte, die seine kriegerische Laufbahn ihm zu erwerben Gelegenheit bot. Das Natürliche war, daß er zu bauen begann. In Gubbio und in Urbino wurden Paläste aufgerichtet. Es handelte sich da nicht bloß um das, was die Architekten thaten, sondern Künstler und Handwerker jeden Ranges gebrauchte man. Als Raphael zur Welt kam, war der Hauptsache nach der Palast in Urbino vollendet; aber eine Unternehmung wie diese konnte

nicht ohne Nachwirkung bleiben. Raphael wuchs nicht, gleich Lionardo und Michelangelo, im Gewühle der Meinungen und des öffentlichen Ehrgeizes auf, das keine Stadt der Welt zu seinen Zeiten in dem Maße darbot wie Florenz: immerhin aber muß während seiner Kinderjahre die große künstlerische Unternehmung des Herzogs von erregendem Einfluß auf ihn gewesen sein. Sein Vater stand der regierenden Familie nahe. Im Geiste Giovanni Santi's war die Betrachtung der Thaten Federigo's von Montefeltro so mächtig geworden, daß er sich zur Abfassung eines Gedichtes gedrungen fühlte, in dem sie auf das umständlichste erzählt und gefeiert werden. 20,000 Terzinen, das Versmaß Dante's also, die lange Zeit gebraucht haben müssen, um zu Stande zu kommen. Federigo selbst konnte das Werk nicht mehr in Empfang nehmen; erst seinem Sohne Guidobaldo überreichte es der Verfasser, denselben Band, der heute in der vaticanischen Bibliothek liegt.

Der Vorrede zufolge hatte Giovanni Santi sich, da die Bewirthschaftung des ererbten Grundbesitzes seine Familie nicht mehr zu ernähren vermochte, auch Brandunglück Schaden angerichtet hatte, der Anfertigung von Gemälden als lohnendem Erwerbe zugewandt. Vasari will Raphael's Vater in der ersten Auflage nicht einmal als mittelmäßigen Maler gelten lassen, drückt sich 1568 aber etwas höflicher aus. Heute hat Giovanni warme Freunde gefunden. Vater seines Sohnes zu sein, kommt ihm zu Gute wie dem Herzoge Federigo selber, dessen Palast, zu schmutziger Armseligkeit heruntergekommen, nun restaurirt werden soll. Niemand würde sich die Mühe geben, ständen nicht in der Strada di San Francesco auch die beiden kleinen Häuschen noch, von Giovanni Santi zu einem einzigen vereinigt, deren Inschrift uns sagt, Raphael sei hier geboren worden.

Daß Raphael in Urbino und in diesem Hause zur Welt gekommen sei, ist zwar so wenig actenmäßig bezeugt als sein Geburtstag, den wir, im Gegensatze zu Vasari's 28. März, auf den 6. April 1483 verlegen. Unter den die Familie betreffenden Notizen ist eine Raphael's Geburt bezeugende nicht aufgefunden worden. Im Testamente des Vaters finden wir seinen Namen zum ersten Male genannt, als Giovanni Santi's einzigen Kindes. Von handgreiflichen Erinnerungen an Raphael und seine Eltern beherbergt das Santische Haus heute nichts mehr als eine kleine auf der Wand gemalte Madonna, die, lange als Raphael's Kinderarbeit verehrt, jetzt als ein Werk seines Vaters gilt, welcher Magia, Raphael's Mutter, mit dem Kinde auf dem Schoße, hier abgemalt hätte. In früheren Zeiten, in die noch Passavant gehörte, erblickte man Raphael und Magia nicht bloß auf diesem Gemälde, sondern wußte sie als Madonnen, Engel und Christkinder auf vielfachen andern Werken Giovanni Santi's nachzuweisen; diese Visionen sind wohl durchweg aufgegeben worden. Genug, Raphael kam im Frühlinge 1483 in Urbino zur Welt, und man würde gern hier mit dem nun einsetzen, was Vasari von seinen frühesten Kinderjahren berichtet, hätte Pungileoni nicht in den urbinatischen Archiven die Actenstücke entdeckt, die außer Zweifel stellen, daß Vasari von den factischen Verhältnissen nicht viel wußte. Durch sie erfahren wir zuerst von Magia Santi's frühem Tode und von der an ihre Stelle einrückenden Stiefmutter, nun auch von Giovanni Santi's bald folgendem Ende. 1491 starb Magia,

1492 heirathet Giovanni Berardina, die Tochter eines Goldschmieds, 1494 stirbt er selbst. Raphael war 10 bis 11 Jahre alt. Sollte ihn, wie Vasari's Erzählung verlangt, Giovanni als kleines Kind nun schon aus dem Hause gethan und zu Perugino gebracht haben? Die heutigen Biographen lassen Raphael über den Tod des Vaters hinaus im Hause Santi in Urbino verbleiben und dann eine Conferenz der Vormünder eintreten, welche nach sorgsamer Umschau und Prüfung der in Frage kommenden Meister sich für Perugino entscheiden, dem Raphael darauf übergeben wird. Lauter Erfindungen: Passavant aber beschreibt das in so innig überzeugtem Tone, als sei er Schriftführer bei der Versammlung gewesen.

Vasari kann auch seinerseits die Kindheitsgeschichte Raphael's rein erfunden haben. Das Verlangen nach künstlicher Abrundung hätte ihm den Eingang seiner Biographie wie eine Art Ouverture passend erscheinen lassen. Nothwendig aber ist nicht, dies anzunehmen. Es konnten bei Raphael's Schülern, mit denen Vasari in Verkehr stand, die letzten Nachklänge von Erzählungen des Meisters sich erhalten haben. Davon erzählt Jeder ja gerne, was seine ältesten Erinnerungen sind. Wir haben den Fall ins Auge zu fassen, daß Vasari Mittheilungen empfing und weitergab. Vergleichen wir die Mischung von Wissen und Nichtwissen in seiner Erzählung von Michelangelo's Kinderjahren, in der ersten Auflage von 1550. Alles falsch: Alles aber konnte trotzdem von Michelangelo's Verwandten selbst Vasari so erzählt worden sein. Man bemerke wohl: Michelangelo wurde in Caprese geboren: Vasari läßt ihn in der ersten Auflage seines Buches in Florenz zur Welt kommen! Und doch, um Vasari's literarische Unschuld zu zeigen: nachdem er in der zweiten Auflage an dieser Stelle seine falsche Angabe corrigirt hatte, bringt er sie in dieser selben zweiten Auflage im Leben des Sansovino doch wieder vor, wo erzählt wird, Michelangelo sei in Florenz, in der via Ghibellina, geboren worden. Ich führe dies nur deshalb hier an, um darauf hinzuweisen, wie wenig wir, trotz Vasari's Versicherung, trotz Inschrift und gutem Glauben, sicher auch nur darüber sein dürfen, Raphael sei in Urbino in der strada di San Francesco zur Welt gekommen[1]).

Wir haben, scheint mir, Vasari's Erzählung von der Kindheit Raphael's weniger auf die Chronologie, als auf den allgemeinen Inhalt hin zu prüfen. Raphael's Vater, sagt Vasari, habe eingesehen, daß das Kind in seiner Werkstätte zu Urbino nichts lernen werde. Ohne Zweifel war Giovanni hellsehend genug, um hiervon überzeugt zu sein. Und weiter: Giovanni habe, weil er selbst nichts in der Jugend gelernt gehabt, nun dafür Sorge tragen wollen, daß sein Sohn wenigstens etwas lerne. Dies entspricht den factischen Verhältnissen: wir lesen in Giovanni's Vorrede zu seinem Gedichte, wie er erst in späteren Jahren dazu kam, Maler zu werden. Nichts aber empfindet man im Alter so sehr, als den Mangel dessen, was in der Jugend allein gründlich gelernt werden kann. Mag Vasari nun auch nicht wissen, daß Raphael's Vater schon 1494 starb, so war

[1]) Raphael nennt sich „Urbinas", das aber deutet ebenso gut nur die Staatsangehörigkeit an. Ebenso nennt Michelangelo sich „Fiorentino". Und Holbein wird „Basiliensis" genannt, obgleich er in Basel nicht zur Welt kam.

jedenfalls seine Absicht, auszusprechen, Raphael sei als ‚kleines Kind' schon zu Perugino gethan worden. Und ferner, wenn Vasari berichtet, Raphael's Vater habe Perugino in Perugia nicht gleich gefunden, so entspräche auch dies der Wahrheit, wenn wir etwa annehmen wollten, die Uebergabe habe 1491 stattgefunden. Denn im März 1491 begegnen wir ausnahmsweise dem den Ort oft wechselnden Perugino in Perugia. Und auch, daß Giovanni, um seine Zeit auszubeuten, in Perugia gemalt habe, wäre glaublich. Zu thun gab es für Maler damals stets und überall, und Vasari's Angabe, in San Francesco zu Perugia habe Santi gemalt, scheint anzudeuten, daß Vasari Malereien dieser Art dort selbst sah. Im Leben des Perugino erzählt Vasari (in beiden Ausgaben), Giovanni Santi, Raphael und Perugino hätten „viele Jahre" zusammen gearbeitet. Mit dieser Nachricht, so wie sie vorliegt, ist nichts anzufangen: vielleicht aber steckt nur die Thatsache wieder darin, daß von Giovanni Santi in Perugia Malereien vorhanden waren.

Von den Neueren aber nimmt keiner an, Giovanni Santi selber habe sein Söhnchen zu Perugino gebracht. Einige auch nur lassen Raphael überhaupt glattweg aus seines Vaters Haus in die Hände des neuen Meisters übergehen. Einige meinen, es müsse eine Uebergangsperiode angenommen werden, in der Raphael unter Signorelli's Einfluß stand. Vischer und Schmarsow besonders treten hierfür ein. Andere glauben an ein Verhältniß zu Timoteo delle Vite, der als ehemaliger Schüler Perugino's dann zu Francia kam und gerade zu der Zeit wieder nach Urbino gelangte, wo Raphael viel bei ihm hätte lernen können. Noch Andere wollen Raphael bei Perugino überhaupt nie als Lehrling eintreten lassen, sondern er sei von Anfang an nur sein Gehilfe gewesen. Dies Rumohr's Meinung.

Damit wieder hängt dann die Verschiedenheit der Annahmen zusammen, in welchem Jahre Raphael nach Perugia kam. Crowe und Cavalcaselle beruhigten sich hier früher (gleich mir) bei dem Durchschnittsdatum 1500. Jetzt nun aber verlangen sie 1495. Und dies deshalb, weil sie als Uebergangsperiode vom lernenden Kinde zum Gehilfen bei Perugino eine Epoche herausgefunden haben, in der Raphael mit seinen Händen den Meister kaum noch unterstützt haben könnte, dagegen mit seiner bloßen Gegenwart einen derartig begeisternden Einfluß auf ihn ausgeübt hätte, daß ein Umschwung in der künstlerischen Thätigkeit Perugino's anzunehmen sei, den sie nachzuweisen unternehmen. Noch viele Meinungen werden hier aufgestellt und angenommen und wieder verworfen werden.

Warum, da G. Santi oder den Vormündern soviel andere Wege offen standen, gab man Raphael Perugino in die Lehre? Warum nicht Mantegna, Signorelli, Melozzo, Lionardo, Piero della Francesca? Vielleicht, weil Perugino damals der am meisten beschäftigte populärste Meister war; denn in Orvieto hatte man sich auch erst zu Signorelli entschlossen, als Perugino nicht kam, und Lionardo war in Mailand zu weit entfernt.

Offenbar hatte Santi eine ideale Anschauung von Perugino, den er in seinem Gedichte neben Lionardo als den Maler des Liebreizes nennt, wenn ich die Stelle recht verstehe: Due giovin par d'etade e par d'amori.

Dieser Liebreiz war Perugino's Specialität. Wie Lionardo aus der Schule des Verrocchio das besondere Lächeln mitgenommen hatte, das in einem die Lippen allein in Bewegung setzenden zarten Muskelspiel besteht und das seine Schule dann so umfangreich nachgeahmt hat: hatte Perugino eine ebenfalls um den Mund sich einnistende süße Bewegung aus derselben Quelle geschöpft, die in weitgehender Verbreitung später seine Schüler und sein Publicum entzückte, auch in den frühesten Köpfen Raphael's ein Spiegelbild gefunden hat. Um die Zeit aber, als Raphael zu ihm kam, einerlei, wann zwischen 1495 und 1500, erstarrte dieser feine Gesichtsausdruck und verwandelte sich in eine Art Gesichtsuniform, die jeder Gestalt nun mitgegeben wurde: die hübschen Gesichter — vultus bellini —, die Giovio später Perugino zum Vorwurfe machte: Niemand habe sie, nachdem Raphael und Michelangelo gekommen, noch ertragen wollen. Ihre Anfertigung beruhte auf etwas, das man ein mechanisch zugesetztes Gewürz nennen könnte, und ein bestimmter Faltenwurf nebst Hand- und Fußstellungen gehörten dazu, die Raphael's früheste Werke gleichfalls wiedergeben.

Danach nun jedoch, wie weit Giovanni Santi und Raphael selber noch dem Reize dieser peruginesken Schönheit unterlegen seien, frage ich weniger, da keine Antwort darauf zu geben wäre. Eine wichtigere Frage aber thut sich hier auf: in welche geistige Atmosphäre Raphael als Kind bei Perugino eingetreten sei. Von Michelangelo wissen wir, wie er im Palaste Medici in Polizian's Hände gerieth, wie dann Savonarola sich seiner bemächtigte, wie er Dante, Petrarca und die Bibel las. Der geistigen Reife gegenüber, die aus Raphael's Sposalizio uns anspricht, das er zwanzigjährig gemalt hat, drängt sich uns die Aufgabe zu, zu fragen, woher er sie erlangt haben könne.

Rumohr zuerst hatte darauf hingewiesen, daß Perugino zu der Zeit, wo Raphael bei ihm eintrat, schon auf dem Niederwege gewesen sei. Er soll sich fabrikationsmäßigem Betriebe seiner Kunst hingegeben haben. Als Meister zweiten Ranges aber ist er auch jetzt noch zu verzeichnen neben den Größten. In den Fresken der sistinischen Capelle, Mitte der achtziger Jahre, hatte er dem Urtheile des Papstes zufolge, wie Giovio erzählt, die andern Meister übertroffen[1]). In Rom feierte er damals einen doppelten Triumph, denn da diese anderen Meister Florentiner waren, hatte er von nun an in Florenz feste Stellung. Aber sogar diese großen Fresken, heute noch unberührt, zeigen Perugino nicht als Darsteller von Ideen. Sie gesehen zu haben, ist für Niemand ein inneres Ereigniß. Selbst die Pietà, sein berühmtestes Werk, hinterläßt diesen Eindruck nicht. Perugino erhob sich bis zu einer respectabeln Höhe und beutete die so erworbene Stellung geschäftsmäßig aus. Mitten in die Blüthe dieser Wirthschaft kam Raphael zu ihm. Daß eine solche Natur durch die Gegenwart eines Kindes aus dem Versinken in Handwerksbetrieb habe herausgerissen werden können, will mir nicht einleuchten. Crowe und Cavalcaselle überschätzen Perugino's geistige Möglichkeiten. Hatte Raphael seine Naturtreue, sein Gefühl für den geistigen Inhalt dessen, was er darstellte, seine echte, nicht

[1]) Tiraboschi.

bloß aufgeschminkte Lieblichkeit fremdem Einflusse zu danken, so dürfen wir nicht Perugino hier nennen.

Trotzdem, ein Mann, der so sicher seines Weges ging, dem die Ehren und Bestellungen so freiwillig zugetragen wurden, der so viele Schüler zog, muß auch als Künstler zweiten Ranges das gewesen sein, was wir eine Persönlichkeit, einen Charakter nennen. Wie gern wüßte man etwas über die Gespräche, die er führte. Ueber bedeutendere Naturen, mit denen Perugino noch, als er selber jung war, zusammengetroffen war, breiten Crowe und Cavalcaselle sich aus. Bei Verrocchio, der sicher ein „Original" war, lernte er. Lionardo, nicht weniger eine besondere Natur, war sein Jugendfreund.

Wenn Giovanni Santi in jenen Versen Perugino und Lionardo gleichsam als ein Paar behandelt, so könnte das auf das Künstlerische beschränkt genommen werden: sie kamen gleichen Alters aus der gleichen Werkstätte und erlangten gleichen Ruhm: bei Vasari aber finden wir Aeußerungen, die diese Beiden noch auf andere Weise in eine gewisse Zusammengehörigkeit bringen. In Vasari's erster Ausgabe wird Lionardo, was die kirchliche Rechtgläubigkeit betrifft, ein arger Tadel angehangen, in der zweiten Auflage ist das fortgelassen worden; dieselben Vorwürfe werden 1550 auch Perugino gemacht und gleichfalls 1568 ausgemerzt. Perugino, heißt es in der Ausgabe von 1550, habe nicht an die Unsterblichkeit geglaubt, in dieses „Gehirn von Porphyr" habe der rechte Glaube nie eindringen wollen. Worauf bezieht sich das hier wie dort? Perugino war bei harter Arbeit emporgekommen. War auf Erwerb aus. Heirathete im Alter noch eine schöne junge Frau — gerade damals, als Raphael zu ihm gekommen war — und hatte Freude daran, sie selber aufzuputzen. Seine Bildnisse verrathen in der mächtigen Stärke der unteren Kinnlade eine gewisse brutale Kraft. Wie nahe stand Raphael geistig diesem Manne, der doch so gut wie Vaterstelle bei ihm vertrat? In drei Richtungen erhielt man sich zu Ende des Quattrocento den kirchlichen Dingen gegenüber: in unterwürfiger Anhänglichkeit, in höhnischer Gleichgültigkeit, und in gleichzeitiger Hinneigung zu den Lehren der antiken Philosophen. Es fragt sich, welche Stelle wir Perugino anzuweisen haben. Perugino arbeitete damals gerade in der sistinischen Capelle, als in Rom die Verehrung der antiken Philosophie am freiesten auftrat. Ich begnüge mich, hiermit einstweilen nur die Richtung zu zeigen, in der gesucht werden könnte. Noch dies bemerke ich: betrachten wir die umfangreichen, dem jugendlichen Raphael zugetheilten Gemälde und Zeichnungen hierauf hin, so enthalten sie nichts eine geistige Entwicklung Verrathendes. Insofern ist es kein Verlust, wenn wir bei Vasari nur die allgemeine Angabe finden, Raphael habe als Kind dem Perugino geholfen.

III.

Raphael's erste Arbeiten.

Zwei Gemälde Raphael's haben wir noch von den dreien, die Vasari als vor dem Sposalizio (1504) entstanden nennt: das Crucifix mit der Namensinschrift, das sich heute in England befindet, und die Krönung der Jungfrau.

Das für San Agostino in Città di Castello gemalte Stück ist verschollen. Ich stimme Vasari bei, es sei unmöglich, diese Arbeiten von Malereien Perugino's, oder seiner Schule, zu unterscheiden.

Bei der Krönung der Jungfrau nun aber, die etwa ins Jahr 1503 fallen möchte, treten Umstände ein, die räthselhafter Natur sind und uns zeigen, wie wenig wir von Raphael's Lehrzeit wissen.

Dieses Gemälde ist das früheste, bei dem mit Sicherheit von Raphael's künstlerischer Bethätigung gesprochen werden dürfte. Es steht, gut erhalten, in der Gemäldegallerie des Vaticans, eine große Tafel, mehr hoch als breit, die Malerei zart und sorgfältig durchgeführt. Unten die Apostel um Maria's leeren Sarkophag versammelt, aus dem Blumen aufsprießen, alle die Blicke über sich gerichtet, wo auf flachem, das Gemälde durchschneidendem Gewölk Maria Christus gegenüber auf einem Throne sitzt und ihm das Haupt entgegenbeugt, um die Krone zu empfangen, die er mit erhobenen Armen darüber hält. Engelgestalten umgeben sie. Oft finden wir beide Handlungen in dieser Vereinigung, oft freilich auch Maria allein über dem Sarkophage dargestellt, wie sie zum Himmel emporgehoben wird. Einem Gemälde dieser Art darf nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß das oben und das unten Geschehende jedes eine für sich componirte Handlung sei: man hat jede als eine Scene für sich zu betrachten, deren Zusammenfügung vom Besteller verlangt wurde[1]).

Nicht nur deshalb, weil Vasari die Krönung Mariä als ein Werk Raphael's bezeichnet, sondern auch weil sie zum Theil so anmuthig durchgeführt worden ist, wird sie Raphael zugeschrieben. Nun aber bemerken wir schon bei Vasari einen Widerspruch. In der ersten Ausgabe berührt er das Gemälde nur nebenbei. Raphael habe, sagt er, Anfangs sich so sehr in den Formen Perugino's gehalten, daß Niemand seine Figuren von denen seines Meisters zu unterscheiden im Stande gewesen sei, wie das in San Francesco (zu Perugia) einige Figuren bewiesen, die sich von Raphael's Hand unter denen Perugino's vorfänden. Nichts mehr. Das Gemälde erscheint Vasari so unbedeutend, daß er es 1550 weder beschreibt, noch auch nur nennt. In der zweiten Auflage wird er ausführlicher. Er bezeichnet die Familie, in deren Auftrage Raphael das Werk ausführte; eine Beschreibung wird gegeben, die sich sogar auf die Predellen ausdehnt, und schließlich versichert, das Gemälde, möge es auch als eine Arbeit Perugino's erscheinen, rühre sicherlich doch von Raphael her. Dazu ist später dann noch ein „verlorner" Brief Raphael's hinzuerfunden worden, in dem dieser seine Freude über den ihm gewordenen Auftrag zu erkennen gegeben habe. Und, was früher der gewöhnliche Abschluß der Bewunderung war: Raphael sollte in einem der Apostel sogar sich selber porträtirt haben, wofür Passavant noch warm eintrat. Die Mythenbildung zeigt sich hier an einem unschuldigen Beispiel.

[1]) Einige nehmen an, auch bei diesem Werke habe statt der Krönung Maria's ihre Gestalt allein Anfangs, von denselben musicirenden Engeln umgeben jedoch, im Gewölk figuriren sollen. Das Pesther Museum besitzt eine Federzeichnung, die Raphael zugeschrieben wird und als die erstanfängliche Skizze der Composition gilt. Die Pesther Zeichnungen aber rühren nicht von Raphael her.

Wir heute haben uns alledem gegenüber auf einen neuen Standpunkt zu stellen.

Für einige Figuren der Krönung der Maria finden sich Silberstiftstudien von Raphael's Hand, die in ganzer Vollständigkeit neuester Zeit erst durch Photographien zugänglich geworden sind: Silberstiftstudien nach der Natur von unzweifelhafter Echtheit. Man trägt Scheu, sich so apodiktisch auszusprechen, allein ich meine, diesen Zeichnungen gegenüber wird Niemand, der Raphael's Hand irgend kennt, Einwendungen machen. Für mich sind diese Studienblätter zur Krönung der Maria das älteste unbestreitbare Document Raphaelischer Handführung. Raphael hätte sie in seinem 18. Jahre etwa gearbeitet.

Es ist in ihnen nichts von anfängerischer Unsicherheit sichtbar. Sie sind fest und aus vollem Verständnisse der Natur niedergezeichnet. Sie haben etwas Modernes: man wäre geneigt, sie „geistreich" zu nennen. Modellirung und Schattirung und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen fest umschreibende Umrisse lassen die Hand eines Künstlers erkennen, der schon viel gezeichnet hat und dem Auge und Hand gehorchen. Und das Erstaunlichste ist: die hier gegebenen Stellungen, in die das dienende Modell versetzt wurde, erinnern nur von ferne an Perugino; niemals würde weder Perugino selber, noch einer seiner besten Schüler die Natur so naturwissenschaftlich scharf erblickt und überhaupt einen Strich so gezeichnet haben können. Wer so zeichnete, besaß, erhaben über Schule und Manier, den Charakter der Meisterschaft. Raphael hat fünf Jahre später in seinen Skizzen für die Camera della Segnatura nicht besser gezeichnet.

Suchen wir auf der Krönung der Jungfrau nun aber, wie das Gemälde im Vatican steht, die Figuren auf, zu denen diese Silberstiftzeichnungen die Vorstudien bilden sollen. Erstens ein zum oberen Theile der Composition gehöriger, musicirender Engel, und sodann der Kopf des in der Mitte unten sichtbaren Apostels Thomas, nebst dessen Händen, in denen der vom Himmel gefallene Gürtel der Jungfrau liegt. (Denn auch bei Maria zweifelte Thomas der Legende nach, und erst der Gürtel, den sie ihm aus dem Gewölke herabwarf, bekehrte ihn.) Die vorhandenen vorzüglichen Photographien des Gemäldes, sowie die ebenso ausgezeichneten der Silberstiftblätter lassen uns hier mit Sicherheit urtheilen. Nichts auf dem Gemälde, was auf eine Benutzung der Studienblätter Raphael's bei Herstellung der betreffenden gemalten Gestalten schließen ließe! Niedlich, hübsch und geziert in Stellung und Antlitz, in Hand- und Faltenbewegung, unterscheiden sich diese Figuren auf der gemalten Tafel in Umriß, Modellirung und Malerei so wenig von den übrigen, daß Niemand hier die Hand eines Gehilfen, oder gar Raphael's vermuthen würde. Wir fragen, zu welchem Zwecke hat Raphael jene Studienblätter gezeichnet? Haben sie dem vorgelegen, der die betreffenden Gestalten des Gemäldes ausgeführt hat? Kann Raphael diese gemalt haben?

Ich kannte früher nur die Studien für den Apostel Thomas und glaubte annehmen zu dürfen, Raphael, gebunden an die Formen des Perugino, an dessen Manier das bestellende Publicum nun einmal gewöhnt gewesen sei, habe, nachdem er erst frei nach der Natur gezeichnet, später, als es den Pinsel zu führen galt, so arbeiten müssen, daß kein Unterschied zwischen seinen Figuren

und denen, die Perugino selbst ausgeführt, hervorgetreten sei. Heute jedoch, nachdem das Blatt mit den Zeichnungen für den musicirenden Engel gleichfalls publicirt worden ist, genügt diese Erklärung nicht mehr.

Denn warum, wenn Raphael sich so eng an Perugino anschloß, arbeitete er überhaupt nach der Natur? Warum zeichnete er so mühsam Formen, die ihm ein blindes Wiederholen der Formen seines Meisters viel bequemer darbot? Jenes andere von Vasari vor dem Sposalizio genannte Gemälde: das in England befindliche Crucifix mit Raphael's Namen darauf, zeigt ebenfalls Gestalten Perugino's mit all ihren gezierten Eigenthümlichkeiten. Hier sind keine Naturstudien bekannt. Aber sie könnten verloren sein. Lermolieff jedoch hat das Gemälde Perugino's nachgewiesen, aus dem die einzelnen Figuren der Composition herauscopirt worden sind. Warum verfuhr Raphael bei der Krönung der Maria anders? Warum sind seine Studienblätter so voll Leben und ist die Malerei der Tafel selbst, verglichen mit ihnen, so todt? Es handelt sich bei dieser Frage um Einzelnheiten, die unbegreiflich sind. Der Engel spielt die Geige: man sehe auf dem Studienblatt die sichere, richtige Fingerstellung: Hände, die wirklich den Bogen führen und die Saiten drücken; auf dem Gemälde charakterlose gestreckte Finger ohne Kraft und ohne Zugreifen. Eins der Kennzeichen raphaelischer Kunst ist das feste Aufstehen der Gestalten auf ihren Füßen: so sehen wir den gezeichneten Engel in sicherer Stellung, wie die Natur sie bietet; während der gemalte tänzelnd und unfest auf den Wolken steht. Man vergleiche die Hände des Apostels Thomas auf dem Gemälde und auf der Zeichnung: wie lebendig auf letzterer die Bewegung ist! Und so alles Uebrige, wohin sich die Vergleichung erstreckt. Ich weiß nicht, welche Umstände hier gewaltet haben.

Für Raphael's Lehrzeit bei Perugino aber ergeben sich nun, da diese Silberstiftzeichnungen neben der gemalten Krönung der Maria vorliegen, weitere Folgerungen, die mir unabweislich erscheinen. Es werden Raphael eine ziemliche Anzahl von Gemälden und Zeichnungen zugeschrieben, die man als Erzeugnisse seiner ersten perugineskeu Periode annimmt. (Dahin gehören z. B. die Mehrzahl der raphaelischen Madonnen der Berliner Gallerie.) Man sprach sie Raphael zu und Perugino ab, weil sie für letzteren zu gut, zu fein, zu liebenswürdig, zu unschuldig waren. Man meint, nur eine jugendliche Hand könne sie geschaffen haben. Nach Maßgabe dieser Beobachtungen weiterschreitend hat man auf Arbeiten Perugino's dann Stellen entdeckt, die von Raphael sein müssen. So auf den Frescogemälden des Cambio zu Perugia. Kein Andrer als Raphael konnte alle diese lieblichen Dinge hervorgebracht haben, urtheilte man. Diese Anschauungsweise hat von nun an zurückzutreten. Die Silberstiftzeichnungen zur Krönung der Maria beweisen, daß, wenn Raphael auch unter Perugino bereits einmal völlig er selbst sein wollte, dies sich nicht in gesteigerter, den Meister auf dem eignen Gebiete überbietender Anmuth äußerte, sondern daß Raphael dann streng die Natur sah und nach ihr zeichnete, wie sie war und wie seine Blicke sie erkannten. Aus derselben Zeit, in der die Silberstiftblätter entstanden sein müssen, haben wir weitere Studienblätter für eine von Raphael etwas später unternommene, nach seinem Tode freilich erst von seinen

Schülern gelieferte, andere Krönung der Jungfrau: auch diese Zeichnungen, gleichfalls mit dem Silberstift ausgeführt, entsprechen den Blättern für die Krönung der Jungfrau im Vatican und zeigen Raphael als von den Anschauungen Perugino's losgelöst und darüber erhaben. Mit Meisterschaft wird auch hier das hervorgehoben, worauf es ankommt, das dagegen nur in Andeutungen gegeben, was für den momentanen Zweck der Studien nebensächlich war. Man bemerke, wie genau die Gelenke betont werden, wie fest auch hier die Gestalten auf ihren Füßen stehen und die Hände greifen. Auch für die Freske von San Severo in Perugia, die unvollendet stehen blieb, als Raphael 1505 Perugia verließ, haben wir ein Studienblatt, das sich den eben besprochenen anschließe. Es bleibt nichts übrig, als diesen wenigen Zeichnungen gegenüber alles der Hand Raphael's sonst noch für diese Epoche Zugetheilte abzuweisen. Zweifellos hat bis heute eine Federzeichnung für die unter der (ersten) Krönung der Maria befindliche Predella einer Verkündigung Mariä als Raphael's Arbeit gegolten: verglichen mit den Silberstiftstudien für den spielenden Engel verliert das Blatt alle Ansprüche darauf, von Raphael herzurühren. Nur eine Ausnahme lasse ich gelten: die beinahe hundert Blätter des sogenannten venezianischen Skizzenbuches, in denen ich jedoch keine Studien nach der Natur, sondern in Raphael's Lehrzeit fallende Copien fremder Zeichnungen erblicke.

Wie beträchtlich die Zahl der Gemälde und Zeichnungen sei, die, unter diesem Gesichtspunkte geprüft, von Raphael nun abfallen, zeigt Passavant's Katalog der Werke. Es sind unter den von Passavant und von den anderen neuen Biographen Raphael zugeschriebenen Jugendarbeiten entzückend feine Stücke, Arbeiten, an denen bisher Niemand gezweifelt hat und die ich selbst acceptirte: die Madonna Connestabile (Petersburg), die von Terranuova unserer Gallerie und andere. Von dieser gesammten Production sehen wir nun ab. Unbeschwert von zweifelhafter Thätigkeit, lassen wir Raphael mit dem Sposalizio von 1504 zum ersten Male als fertigen Künstler aus dem Dunkel hervortreten. Auch darin hat dies Gemälde etwas von einer plötzlichen Erscheinung, daß keine Studien dafür vorhanden sind [1]).

IV.

Das Sposalizio.

Das Werk steht in der Brera zu Mailand. Drei Jahrhunderte hindurch in Città di Castello so gut wie begraben, war es auch Vasari's Zeitgenossen meist wohl unbekannt. Kaum wird einer von Raphael's römischen Freunden die Tafel gesehen haben. Kein Stich danach ist im Cinquecento gemacht worden. Erwähnt finde ich es neben Vasari's Stelle nirgends, obgleich Vasari versichert, das Werk habe Raphael berühmt gemacht. Auch keiner der Reisenden, die in den späteren Jahrhunderten um der Kunstwerke willen Italien bereisten, hat es bewundert. Bottari begnügt sich in seiner Ausgabe des Vasari mit einer Erwähnung; er sah die Tafel schwerlich selber an Ort und Stelle. Erst

[1]) Die Federzeichnung des Kopfes der Maria ist zu beseitigen.

nachdem sie von den Franzosen nach Paris geführt, dort gereinigt und dann 1817 zurückgegeben wurde, hat die Arbeit ihren Rang geltend zu machen begonnen. Heute haben sie in Mailand Unzählige betrachtet und beurtheilt, und durch ausgezeichnete Stecher, neuester Zeit auch durch die Photographen, ist sie über die Erde verbreitet. Neben der sistinischen Madonna darf sie als Raphael's populärstes Gemälde gelten.

In den Gestalten, aus denen die Composition aufgebaut ist, erkennen wir Typen menschlicher Altersstufen wieder, die Jedem, der vor der Tafel steht, den Künstler, der sie geschaffen hat, gleichsam als den Vertrauten der Gedanken gerade seines Alters erscheinen läßt. Ich möchte alle diese Gestalten vor der Phantasie des Lesers sich erheben lassen.

Auf dem freien Platze vor dem Tempel, der im Hintergrunde sichtbar ist, findet die Vermählung statt. Da steht in der Mitte der beiden Parteien, Männer und Frauen, die von rechts und links her Braut und Bräutigam geleitet haben, der Priester, Maria's und Joseph's Hände ergreifend und zwar, wie auf allen Darstellungen, jede Hand am Gelenk fassend[1]). Joseph hält den Ring energisch vorn zwischen den Fingern, während Maria's Hand, mit aneinander gelegten Fingern sanft ausgestreckt und ganz der Leitung des Priesters anheim gegeben, ihn erwartet. Joseph, mit gesenkten Blicken darauf geheftet und wie in tiefem Sinnen in sich selbst zurückkehrend, überläßt auch seinerseits nun dem Priester, den Uebergang des Ringes zu vermitteln. So hat jedes von den drei Hauptpersonen seine eigenen Gedanken und seinen besonderen Theil an der gemeinen Handlung. In gänzlich symmetrischem Aufbau bilden die Drei die Mitte. Bewegt und frei ist jede der anderen Figuren, die sich rechts und links als Gefolge Maria's und Josephs anschließen, hingestellt und das Ebenmaß der Gruppirung wird mehr empfunden, als daß es sich aufdrängte. Der Ring aber bildet so genau das Centrum der Composition, daß, wenn man eine Linie mitten durch die Tafel ziehen wollte, sie durch ihn hindurchgehen müßte[2]).

Man könnte denken, es sei der Ring deshalb von Raphael so sichtbar bezeichnet worden, weil sein Besitz ein Ruhmestitel für Perugia war. In Förster's Leben Raphael's ist bequem zu lesen, was es mit diesem Ringe gerade für Perugia auf sich hatte und in wie sonderbarer Weise diese Stadt sich in Besitz des echten Trauringes der Maria gesetzt hatte. Ein kostbares Gehäuse umschließt ihn noch heute im Dome dort und für die Capelle, worin es stand, hatte Perugino das jetzt in Caen befindliche Sposalizio kurz vor der Entstehung des raphaelischen gemalt, früher als Raphael's Vorbild angesehen, das nur copirt worden sei. Weder hier aber, noch, wenn wir, wie Andere thun, die Predella einer in Fano (1497) von Perugino gemalten Tafel als Raphael's Original auffassen, träfen wir das Richtige. Die Stellungen der Gestalten waren hergebracht, das Arrangement galt als Gemeingut: keine einzige der Gestalten des Sposalizio's von Raphael hätte von Perugino geschaffen werden können.

---

[1]) Tener lo dito alla sposa.

[2]) Vergl. XV Eff. 3. Folge. S. 425. (1882.) Auch Crowe und Cavalcaselle weisen auf den Umstand hin.

Man vergleiche die Fuß- und Handstellungen auf Perugino's und Raphael's Werk, und vergleiche sie auf dem letzteren untereinander. Wenn mich etwas gegen die Krönung der Jungfrau als Raphael's Arbeit bedenklich machte, so müssen es solche Vergleiche sein. Mit bewunderungswürdigen Unterschieden hat Raphael auf dem Sposalizio diese Theile behandelt: mit dem Geschmack, — oder, um das rechte Wort zu brauchen — der Eleganz, die nur ihm eigen war. Raphael's Eleganz drängt sich nirgends auf, was sie sonst immer thut. Dazu die Harmonie der Farben, die rein, fast grell aneinander stoßend das Ganze wie ein Blumenbeet erscheinen lassen, das im Ganzen eben doch wieder harmonisch wirkt. Eine jugendliche Freude am bloßen Glanz der Farben tritt hervor, die später anderer Auffassung Platz macht. Wie Dürer, hätte auch Raphael in seiner reifsten Zeit von sich bekennen können: er habe in seiner Jugend eine gewisse Buntheit geliebt, die er später aufgegeben habe. Das Sposalizio ist eine Jugendarbeit.

Verglichen mit der Grablegung, muß es als ein kindlicher Anfang erscheinen, wie die Grablegung wieder den Malereien in der Camera della Segnatura gegenüber den Rang eines Anfanges annimmt: aber es sind beim Sposalizio nicht diese folgenden eigenen Schöpfungen Raphael's, sondern die vorhergehenden und gleichzeitigen Gemälde anderer Maler in Vergleich zu nehmen. Das Sposalizio könnte mit den ersten, an Haydn erinnernden Compositionen Beethoven's verglichen werden. Mir scheint, wenn wir sie nur richtig stellten, es sei dem Werke noch Antwort auf Fragen abzulocken, die Raphael's frühstes Leben betreffen. Ich versuche noch einmal in Raphael's väterliches Haus einzudringen, nicht um die Neugier nach Dingen des äußeren Daseins zu befriedigen, bei denen Tag und Stunde sich nachweisen lassen, sondern um allgemeineren Gewinnes willen.

Mochte Raphael nun 1491, oder 1495, oder erst 1500 von Urbino zu Perugino gekommen sein: 1504, als das Sposalizio vollendet wurde, war er dem Einflusse seines Vaters längst entrückt gewesen. Raphael zählte 21, sein Vater war zehn Jahre todt. Was denn war während dieser Zeit in Raphael vorgegangen? War ausgelöscht, was er von Urbino in seinen Gedanken mit fortgenommen hatte, oder lebte noch etwas fort in ihm aus den Kinderzeiten, um in unbestimmter Stunde wieder aufzublühen? Ich suche nach Spuren von Giovanni Santi's Einflusse in Raphael's Entwicklung.

Giovanni Santi war kein gewöhnlicher Mann. Es steckt eine Weltanschauung in seinem Gedichte, die aus eigner Erfahrung, aber auch aus Büchern ihm zugewachsen war. Er mußte, um schreiben zu können wie er that, viel gelesen haben. Er versucht in seinem Gedichte einen Aufbau der geistigen Thätigkeit seiner und der früheren Zeiten zu geben: nicht den bildenden Künstlern, sondern den Dichtern und Geschichtsschreibern wird die erste Stelle eingeräumt. Mir scheint: hätte die Ausübung der Malerei Giovanni Mittel geboten, seinem Triebe, mit den Gedanken in einer idealen Welt zu wohnen, gerecht zu werden, so würde er sich nicht mit solchem Ernste der Dichtkunst zugewandt haben. Sein Gedicht war ein beruhigendes Werk. Wir sehen einen mit Handarbeit und Familienlast beladenen, vielleicht kränklichen Mann, im Aneinanderreihen von Terzinen, in denen er das Heldenthum seines Herrn und die Größe seiner

Zeit besingt, Genugthuung finden. Viele Jahre lang muß er Tag für Tag die Einsamkeit gesucht haben, um sein poetisches Pensum zu erledigen. Ein Bedürfniß nach Sammlung und nach Vergessen des Alltäglichen redet uns aus seinen Versen an. Mehr als einmal finden wir bei ihm die Wendung: „i pensieri in me rivolti", „die Gedanken in mich selbst gekehrt"; auch in einem der Sonette Raphael's wird sie gebraucht.

Campori hat zwei Briefe gefunden, in denen von Raphael's Vater in der Zeit kurz vor seinem Tode die Rede ist. Giovanni war nach Mantua gegangen, um das Bildniß eines Cardinals zu malen. Erkrankt mußte er nach Urbino zurückkehren. Noch einmal machte er sich dort an diese Arbeit, begann außerdem noch das Porträt Elisabetta's selber, der neuen Herzogin, die jene Briefe schreibt, muß aber auch da wieder abbrechen, legt sich nieder und stirbt. Am 19. August theilt die Herzogin ihrer Schwester Isabella von Este den Hingang Giovanni's mit, der ‚klaren Geistes und in gutem Glauben' verschieden sei.

Raphael wird nicht genannt. Möglich wäre, daß er das väterliche Haus noch nicht verlassen hatte. Wir würden ihn dann als 11jährigen Knaben unter denen sehen, die an dem Leichenbegängniß theilnahmen. Allerlei ungewisse Gestalten drängen sich uns auf. Die Stiefmutter, die schwanger war. Ihr Vater, der Goldschmied Parte, der sie in den nun folgenden Processen vertrat. Eine Tochter, Elisabetta, Raphael's Schwester also, die dann auf die Welt kam[1]). Eine verheirathete Tante Raphael's vom Vater her, die ins Haus zieht. Ein Onkel von mütterlicher Seite, der Vormund wird u. s. w. Die neueren Biographien haben den Leuten den Anschein eigner Persönlichkeiten zu geben versucht. Diese Unterschiede sind gleichgültig: jede Familie pflegt in guten und bösen Mitgliedern ein Abbild der großen allgemeinen Menschheitsfamilie zu liefern[2]).

Raphael hat auf vielen seiner Gemälde Porträts Gleichzeitiger unter historische Gestalten gemischt. Ich habe nachgeforscht, ob sein Vater nicht irgendwo sichtbar sei: auf dem Parnaß, oder auf der Schule von Athen, wo Raphael sich selbst doch angebracht hat. Es ist mir der Gedanke gekommen, ob Joseph auf dem Sposalizio nicht die idealisirte Gestalt des Vaters enthalten könne, denn diese Figur hat etwas Eigenes, Individuelles.

Die Legende läßt dem Künstler hier Freiheit. In Lehner's „Geschichte der Marienverehrung" finden wir die, was Joseph's Alter anlangt, wechselnden Anschauungen der ältesten Christen. Es gab eine Version, der zufolge er als uralter Mann Maria zur Frau empfing, nur um sie neben den eigenen Kindern als Vater zu behüten. Die Künstler durften es halten wie sie wollten. Ihre Unbefangenheit zeigt sich, wenn ganze Suiten des Marienlebens dargestellt werden. Die schönste darunter stammt von Dürer, zu derselben Zeit entstanden, wo Raphael das Sposalizio malte. Dürer's Darstellung der gleichen Scene, freilich nur ein Holzschnitt, bleibt neben dem Werke Raphael's die reinste.

[1]) Sie starb früh. (Allerlei Zeichnungen und Gemälde gelten als „Schwester Raphael's".)

[2]) Ueber diese Dinge mein Aufsatz, der zuerst in den Preußischen Jahrbüchern, dann, in veränderter Form, in den XV Ess. erschienen ist. Dazu mein Aufsatz in dem Jahrbuche der preußischen Kunstanstalten, den ich mehrfach ohne Hinzufügung meines Namens citirt finde, was ich nur hier erwähne, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Dürer stellt Joseph als uralten Mann Maria gegenüber, der auf das Geheiß des Priesters erst heranzutreten scheint. Es liegt etwas Zögerndes in seinem Wesen, als schäme er sich, ein gemeiner Mann, die hohe Ehre anzunehmen. In den folgenden Bildern wechselt Dürer dann mit Joseph's Gestaltung. Er denkt nicht daran, die Aehnlichkeit festzuhalten. Bei der Flucht nach Aegypten und bei der Zimmermannsarbeit dort ist Joseph ein kräftiger Mann in den besten Jahren, mit vollem Haar und Barte und von ganz anderer Gesichtsbildung als bei der Trauung. Niemand verlangte von Dürer seiner Zeit Erklärungen darüber. Dieselbe Freiheit nimmt sich Raphael, der auf seinen Madonnenbildern Kahlköpfigkeit und Haarwuchs, vollen Bart und glattes Kinn, schlichtes und geringeltes Haar bei Joseph wechseln läßt. Auf dem Sposalizio hat Raphael die Gestalt zum allgemeinen Typus erhoben. Wie das Christkind auf seinen späteren Werken als Ideal dessen erscheint, was unter dem Begriffe Kind denkbar ist, stehen Joseph und Maria hier als das Ideal von Eheleuten vor uns. Obgleich Beide durch ihre Handlung an sich schon als Hauptpersonen hervortreten, hat Raphael noch ein besonderes Mittel gebraucht, dieses Hervortreten zu verstärken. Einen so unscheinbaren Kunstgriff, daß man seine Beobachtung vielleicht als Nachspüren nach allzu großen Feinheiten ansehen könnte. Wie bewußt es aber angewandt worden sei, zeigt Raphael's letzte Madonna, die Sistinische, wo er damit eine ähnliche Wirkung erzielt.

Ich spreche zunächst von dieser. Ihre Gewandung hat das Eigene, daß die Stoffe, aus denen Kleid und Schleier bestehen, nicht erkennbar sind. Man könnte es so auslegen, als sei Maria von einer Hülle umgeben, die keine Laune menschlichen Gewandwechsels zulasse. Was man vor Augen hat, wenn man sie ansieht, sind ihr Antlitz, die Hände, die unbekleideten Füße. Das Gewand kommt nicht in Betracht. Den Eindruck der über das Zufällige erhabenen Majestät, den diese Erscheinung hervorbringt, hat Raphael dadurch unvermerkt nun gesteigert, daß er zu beiden Seiten Maria's zwei Heilige hingestellt hat, die mit dem Reichthum weltlicher Pracht aufs deutlichste ausgestattet sind. Die tiefer als Maria, rechts neben ihr mit den Füßen in den Wolken versinkende h. Barbara trägt ein Kleid, das ihr mit Sachkenntniß angepaßt ist, während ihr Haar dieselbe Sorgfalt verräth. Dazu stimmt die der Handbewegung. Bis in die Neigung des Kopfes verfolgen wir die absichtliche Darstellung vornehmer Haltung. Der Heilige auf der anderen Seite zeigt dieselben Vortheile, die zu entfalten die kostbare Ausstattung hohen fürstlich-kirchlichen Ranges Gelegenheit bietet. Der Gegensatz dieser beiden Gestalten zu Maria, die dergleichen nicht bedarf, steigert deren Existenz und bringt seine Wirkung um so sicherer hervor, als sie nicht beabsichtigt zu sein scheint.

In derselben Weise hat Raphael auf dem Sposalizio Joseph und Maria über ihre Umgebung erhoben. Die anderen Figuren, der Priester mit einbegriffen, sind durch Vornehmheit der Kleidung und Eleganz der körperlichen Bewegung ausgezeichnet. Das in großem Faltenbruch sich aufstauende Ueberkleid der jungen Frau vorn links, die in geschmeidigen Wendungen dem Körper sich anheftende Kleidung des vor dem Knie den Stab zerbrechenden Jünglings vorn rechts, und der zierliche Haar- und Hutschmuck der übrigen Figuren zeigt die Absicht, eine

festtäglich angethane Hochzeitsgesellschaft vorzuführen: wie unscheinbar dagegen Maria's Kleid, wie auf das Nöthigste beschränkt Joseph's Rock! Seine Füße sind ohne Bedeckung, nichts Aeußerliches beeinträchtigt den Ausdruck feierlichen Einherschreitens bei ihm, nichts bei Maria den ruhevoller Erwartung ihres Geschickes. Sicherlich ist Raphael sich hier schon bewußt gewesen, wie groß die Wirkung solcher Gegensätze sei. Die über das Irdischzufällige hinausgehobene Erscheinung Joseph's und Maria's gewinnt Macht über uns. Ich halte es nicht für phantastische Willkür, Kunstwerke auf Qualitäten höchster Art wie diese hin zu prüfen. Ich glaube von dieser Wirkung des Gemäldes sprechen zu dürfen als von einer realen Eigenschaft. Ich will auch nicht die Vermuthung hier wiederholen, Raphael habe, als er Joseph so verklärt in jugendlich männlichem Alter hinstellte, ferne Erinnerungen an seinen Vater in die Gestalt Joseph's einfließen lassen. Auffallend aber ist, wie ganz anders Joseph hier erscheint als auf allen späteren Werken. Ueberall spielt er später als mehr oder weniger betagter Mann seine ehrenvolle Nebenrolle, nicht um eine Spur mehr hervortretend als nöthig ist, während er auf dem Sposalizio sogar neben Maria die bedeutendste Gestalt ist. Sollte Raphael sich an den Tag erinnert haben, als er seinen Vater sich wieder verheirathen sah?

Wem bleiben nicht für so lange er lebt die Erinnerungen an weite Ausblicke, die er als Kind gethan, zu fernen schmalen blauen Linien in unendlicher Ferne sich ziehender Berge, hinter denen Unerreichbares uns zu erwarten schien? Raphael's Sposalizio zeigt im Hintergrunde diesen unendlichen Ausblick in das weite lichte Land ebenso tief schon als es die Disputa ahnen läßt, wo der Blick über den Altar hinüber ins Unendliche einzudringen meint. In Urbino hatte er als Kind auf die weiten Wälder hinabgesehen, die ringsum die steile Höhe umgeben, auf der die Stadt erbaut ist.

Ich bringe mit Raphael's Kinderjahren in Urbino auch in Verbindung die Stille, die einige seiner Werke ausathmen. Seine Madonna, die von dem niedrigen Stühlchen, auf dem die Jungfrau sitzt, della Sedia heißt, enthält voller als jedes andere Madonnengemälde die wunderbare Ruhe, die die Seele eines Kindes zu Hause umgibt. Nur aus dem Nachklang eigener weitester Erinnerung meint man, könne ein Maler das so fühlen, um es so darzustellen. Wie das Kind aus dem Gemälde uns ansieht! Wie Kinder blicken, die nach dem Schlafen die Augen groß aufmachen, als wachten sie, und doch noch mitten im Traume sind. Kein Maler, soweit die Welt ist, hat das zu malen gewußt wie Raphael und keiner es erlebt wie er. Nur Dürer, im Marienleben, wie er die Jungfrau neben der Wiege sitzen läßt, von Engeln umgeben, die des ganzen Haushaltes sich bemächtigt haben, während Gottvater im langen Mantel milde aus den ewigen Höhen herabblickt, hat er in anderer Weise erreicht. Auch er hat den Märchentraum geschildert, in den das Leben für die ersten Zeiten sich einem Kinde auflöst.

Im Sposalizio athmet auch diese Stille uns entgegen. Alle Kunstwerke höchsten Ranges bringen die Wirkung hervor, daß man leise vor ihnen redet, als stehe der Künstler hinter uns und höre, was gesagt werde. Und hierfür kann nun zugleich auch ein Meister genannt werden, dessen Einfluß auf Raphael

anzunehmen wäre, wenn auch von Schülerverhältniß nicht die Rede sein kann: Piero della Francesca.

Nehmen wir an, Raphael sei bis zu seines Vaters Tode und länger noch in Urbino geblieben, ehe er zu Perugino kam, so würde er, als er bei diesem eintrat, in seinen künstlerischen Anschauungen einen Umschwung bereits durchzumachen gehabt haben. Denn Giovanni Santi und Melozzo da Forli und Signorelli und auch die niederländischen Meister, die in Urbino gemalt hatten, ja denen Raphael selbst vielleicht dort persönlich in den Weg gekommen war, gehörten einer realistischen Schule an, die sich von der florentinischen Auffassung Perugino's stark unterscheidet. Der Stifter der umbrischen Schule, Piero della Francesca, arbeitete seine Hauptwerke lange vor Raphael's Geburt, aber er lebte noch als Raphael in Città di Castello malte, nicht weit von diesem Städtchen. Piero della Francesca verleiht seinen Darstellungen einen Hauch von Wirklichkeit, der wie ein scharfer Luftzug die Gestalten umgibt, und der das Freundliche, Festliche, Bühnenmäßige über das Wirkliche, Erhobene der Florentiner Art von ihnen abwehrt, das Perugino bei Verrocchio erlernte und seinen Gestalten zu geben suchte.

Diese Florentiner Art finde ich zuerst auf Ghiberti's übermächtigen Compositionen auf den Bronzethüren von San Giovanni in Florenz, wo die Hauptereignisse des Neuen und Alten Testamentes als dramatische Scenen so lebendig dargestellt sind, daß sie uns wie die Strophen einer prachtvollen Tragödie anklingen. Nicht die meist genannte zweite Thür habe ich hier im Auge, die „Thür des Paradieses": in höherem Maße noch als diese hat Ghiberti's erste Thür mit den Scenen aus dem Leben Christi auf die Anschauungen aller Florentiner Meister gewirkt, die nach ihm und neben ihm arbeiteten. Kein Maler (obgleich es sich um Bildhauerei handelt) hat diese Ereignisse in wenig Figuren mit so gewaltigem dramatischen Pathos hingestellt. Ghiberti ist der, der für ein Jahrhundert lang den Ton in Florenz angab, und Perugino gehörte zu denen noch, die ihm nachzukommen suchten.[1])

Die Werke des Piero della Francesca, mehrere in Perugia Raphael vor Augen stehen mußten, zeigten ihm eine andere Art, das Geschichtliche darzustellen. Oberflächlich würde man vielleicht nur urtheilen, Piero's Gestalten bewahrten im Vergleich zu denen der Florentiner zu sehr eine gewisse steife Haltung. Aber es läßt sich aus tieferer Auffassung über diese Unbeweglichkeit reden.

Wenn wir auf der Bühne Scenen der Leidenschaft und körperliche Anstrengung sich entwickeln sehen, empfangen wir sie in gewaltsamen körperlichen Bewegungen und im Ausbruche einer strömenden Lava von Worten gleichsam; im Leben des Tages aber, wenn wir uns solcher Scenen erinnern, an denen wir persönlich Theil gehabt, werden wir von beiden Elementen nichts in unserem Gedächtnisse finden. Uns wird scheinen, als würden die wichtigsten Handlungen schweigend gethan, und wo Bewegungen eintraten, seien es, so sehr es auch zu äußerster Kraftentfaltung kam, mäßige gewesen. Piero della Francesca war

[1]) Auch Lionardo's Anfänge liegen hier, im Durchgange gleichfalls durch die Schule des Verrocchio.

der Darsteller der Begebenheiten diesem wirklichen Verlaufe der Dinge nach. Auf seinem halbzerstörten Wandgemälde zu Arezzo zeigte er das Untergehen des besiegten Maxentius in der Tiber. Die siegreiche Reiterei ist bis ans Ufer gelangt: nun stehen in ihren Rüstungen hoch zu Pferde alle da, die Lanzen erhoben und in Ruhe gesetzt, und sehen schweigend den Todeskampf dessen an, der mit seinem Pferde dicht vor ihren Augen eben versinken will. Ein anderes Fresco Piero's ebenda stellt die Kaiserin Helena dar, wie vor ihren Augen das tief im Boden entdeckte Kreuz Christi aufgerichtet wird. Das Gefühl der bewegungslosen Aufmerksamkeit, mit der sie in der Mitte ihrer Frauen den großen Fund betrachtet, und der wortlosen Arbeit, unter der die Männer es aus der Tiefe aufrichten, überkommt uns selbst. Keine unnütze Gliederbewegung: Jeder hebt und stemmt nur soviel, als er an seiner Stelle zu thun hat. Keiner sagt ein Wort. Lautlose Erwartung beherrscht die Scene. Das schönste Werk Piero's ist die Taufe Christi auf der Londoner Nationalgallerie. Wie feierlich gerade Christus sich aufrecht hält, damit Johannes ihm das Wasser des Jordan übergieße, das nur in flachem Gerinnsel um seine Füße geht. Wie bescheiden zuwartend die dienenden Engel daneben sich verhalten. Wie selbst die Bäume, deren dichte Blätter oben darüber einzeln jedes gezeichnet sind, mit Flüstern inne zu halten scheinen, damit nichts die Nähe Gottes störe, der aus dem Himmel wie aus weiter Ferne, herabblickend, seine Anwesenheit bethätigt. Bis in die Porträts des Piero della Francesca ist dieser tiefe Ernst seiner Auffassung eingedrungen, und auch die Porträts des Giovanni Santi enthalten dies Element[1].)

Vergleichen wir die Darstellung derselben Scene, wie Ghiberti sie auf der ersten Thür gibt. Wie Christus schlank und selbstbewußt dastehend, als sei die Mensch-

[1]) Raphael's Vater scheint, wie schon bemerkt worden ist, vor allen Dingen Bildnißmaler gewesen zu sein. Auf seinen Altargemälden finden wir die Stifter der Werke lebensvoller als das Uebrige dargestellt. Unser Berliner Gemälde des Meisters läßt recht erkennen, wie verschieden er beide Bestandtheile behandelte. Keineswegs ist den Heiligen die beste Arbeit zugewandt: diese stehen fabrikmäßig abgethan, etwas unförmlich sogar da; der Stifter dagegen, der unten links am Rande kniet, ist mit Sorgfalt behandelt und hebt sich in Zeichnung wie Malerei so sehr von den Hauptfiguren ab, als hätte Santi diese seinen Gehilfen überlassen und den Stifter des Gemäldes sich allein vorbehalten.

Es finden sich in den italienischen Sammlungen viele Porträts in der Art des Piero della Francesca: es können Arbeiten des Giovanni Santi darunter sein. Doch ist Porträts sicher unterzubringen sehr schwer. Für den Zusammenhang Giovanni Santi's mit Piero della Francesca haben wir feste Angaben. Piero malte — lange Jahre vor Raphael's Geburt — in Urbino, und Giovanni vermittelte für den Herzog die Bezahlung. Signorelli war Piero's Schüler, auch dieser Giovanni persönlich näherstehend. Ueber Piero's Einfluß auf Raphael haben Crowe und Cavalcaselle geschrieben, über Signorelli's Einfluß auf Raphael zuletzt Vischer und Schmarsow. Werke des Piero della Francesca standen Raphael nicht nur in Perugia vor Augen. Er hatte deren schon als Kind in Urbino gesehen, in Città di Castello, in derselben Kirche, für die das Sposalizio gemalt ward, hatte Signorelli, Piero's vornehmster Schüler, gemalt. Ich wüßte nichts Directes dafür vorzubringen, daß Raphael diese Werke gekannt habe, aber durchaus natürlich scheint doch, daß er das gesehen habe, was ihm an vielen Stellen so nahe vor die Blicke gerückt war. All dergleichen ist nur so lange problematisch, als wir es wie feste Daten hinstellen wollen; wichtig und inhaltreich dagegen wird es, wenn wir es nur als möglich und wahrscheinlich behandeln.

heit bis in ihre vornehmsten Spitzen hinein Zeuge des Ereignisses, die eine Hand pathetisch zum Segen erhebt und das Haupt vorneigt, von dem das gescheitelte Haar zu beiden Seiten tief auf die Schultern herabfällt, auf denen es in Locken aufliegt. In einem Monologe, dessen Worte die dienenden Engel zur rechten Seite, die einen stehend, die anderen eben herzufliegend, auffangen und als Chor begleiten, scheint Christus die Gefühle auszusprechen, die ihn bewegen. Johannes hält das zum Ausgießen umgewandte Wassergefäß über Christi Scheitel: auch seine Stellung drückt aus, wie er in vollem Bewußtsein seiner Inferiorität neben dem Höheren, sich nur als Werkzeug fühle. Auch bei ihm die Bewegungen wie für ein zuschauendes Publicum berechnet. Dies Theatralische, diese Rücksicht auf ein urtheilendes Publicum, das vorausgesetzt wird, kennzeichnet die Werke der Florentiner Kunst.

In Raphael's Sposalizio haben wir eine Vereinigung beider Elemente vor uns: der dramatischen Grazie, die immer ein Kennzeichen Raphael's als Schüler der florentinischen Schule war, und der schweigenden Tiefe der umbrischen, der er der Race und seinen frühesten Eindrücken nach angehörte.

Wir werden sehen, wie er erst unter dem Einflusse des Michelangelo dies umbrische Wesen aufgibt, um völlig zur dramatischen Bewegung der Florentiner überzugehen, so daß seine Gestalten nun nicht mehr schweigend zu handeln, sondern zu reden und zu handeln scheinen. Wir werden auch sehen, wie, nachdem Raphael ein Römer geworden, die Gebäude und Ruinen Roms in seine Hintergründe eindringen, so daß nur manchmal noch die weiten Blicke von Höhen herunter, oder die Einsicht in eine weite Ferne sich aufschließt. Endlich aber werden wir gewahren, wie in den allerletzten Zeiten diese umbrische Stille bei ihm wieder durchbricht und ihn, wie seinen Vater einst, über dem Anblick der Vergangenheit zu einsamer Gedankenarbeit leitet.

Prinz Louis Ferdinand.

Eine historisch-biographische Studie.

Von

Paul Bailleu.

IV.

Im Sommer des Jahres 1805, als die Verwicklungen zwischen Frankreich und Oesterreich den baldigen Ausbruch des Krieges auf dem Festlande erwarten ließen, unternahm Prinz Louis eine Reise in die Gegenden, welche zum Schauplatz des bevorstehenden Kampfes bestimmt schienen.

In Dresden, wo er auf der Reise nach dem Süden einige Zeit sich aufhielt, versäumte er nicht, für die Gedanken zu wirken, die ihn ganz erfüllten. Er sprach von den Gefahren, welche Europa bedrohten, und die ihn hörten, rühmten die großen und schönen Ideen, deren er voll war[1]). Dann ging er nach einem kurzen Aufenthalte in Karlsbad bei den österreichischen Freunden nach München, wo Kurfürst Max Joseph ihn aufs Liebenswürdigste empfing und nach Nymphenburg einlud. Der Prinz zog es vor im Gasthof zu bleiben, um ungestört die nahen Schlachtfelder von Amberg und Hohenlinden besuchen zu können. Von München aus, welches er am 13. August verließ, eilte er mit dem Marquis von Chasteler durch Tyrol, wo besonders der Brenner seine Aufmerksamkeit fesselte, über Trient durch das Val Lugano nach Venedig, dessen militärische Bedeutung er in vollem Maße würdigte. „Venedig," schreibt er[2]), „ist der merkwürdigste Punkt, den man in militärischer Hinsicht sehen kann; es ist als der Schlüssel von Italien zu betrachten, und man kann mit Wahrheit sagen, daß man, so lange man es besitzt, Italien nicht verloren hat." Von Venedig aus besuchte er die Festung Mantua, deren Stärke seinen Erwartungen nicht entsprach, und besichtigte die zahlreichen Schlachtfelder der letzten Kriege in Ober-Italien, Arcole, Magnano und vorzüglich Rivoli, wo er lange verweilte. Ueber diese Schlacht selbst, von der Massena seinen Herzogstitel erhielt, urtheilte der Prinz, daß sie,

[1]) Der preußische Gesandte in Dresden, Brockhausen an Hardenberg, 29. Juli 1805.

[2]) Schreiben des Prinzen (in deutscher Sprache) über seine Reise, wahrscheinlich an Kleist gerichtet.

„wie die meisten übrigen, mehr der Entschlossenheit von Bonaparte, als den andern militärischen Verfügungen Ehre macht". Nicht mit Unrecht meint er bei diesem Anlaß, daß Napoleon „überall nur den Grundsatz befolgt, stets mit einer starken Masse einem Theil auf den Hals zu gehen, diesen zu schlagen und dadurch die Maßregeln zu zerstören, die seine Feinde wider ihn ergriffen hatten". Uebrigens fand er die Stellung der Franzosen in Italien, bei geringen Streitkräften und inmitten einer unzufriedenen Bevölkerung, schwach und gefährdet, so daß er den Oesterreichern für einen entschlossenen Angriff Erfolge voraussagte, die sich denn auch bald darauf verwirklicht haben.

In Berlin, wo der Prinz nach einer raschen Reise, die ihn auch über das Schlachtfeld von Stockach führte, schon im September wieder eintraf, noch gerade zur rechten Zeit, um an den Festlichkeiten zur Feier der goldenen Hochzeit seiner Eltern theilnehmen zu können, hatte sich die Lage der Dinge seit seiner Abreise völlig verwandelt. Bei den geräuschvollen Rüstungen Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs, deren Heere sich an den preußischen Grenzen zu einem blutigen Zusammenstoß vorbereiteten, hatte König Friedrich Wilhelm am 7. September zur Vertheidigung der preußischen Neutralität die Mobilisirung einer Armee von 80,000 Mann angeordnet. Schon am 19. September wurde jedoch, da Rußland mit einem gewaltsamen Truppendurchmarsch drohte und den Beitritt Preußens zur Coalition erzwingen zu wollen schien, das ganze preußische Heer unter die Waffen gerufen. Dem Prinzen Louis Ferdinand wurde dabei der Oberbefehl über ein Corps von 14 Bataillonen und 15 Escadrons anvertraut, welches sich in der Gegend von Wittstock und Fürstenberg sammeln sollte, um einer etwaigen Landung russischer und schwedischer Truppen an der Ostseeküste entgegenzutreten. Allein diese Maßregel kam nicht zur Ausführung. Was man von russischer Seite nur gefürchtet hatte, das geschah von französischer Seite wirklich: am 3. October zogen französische und bayerische Truppen in großer Anzahl durch das preußische Gebiet in Ansbach. Man weiß, wie mächtig sich das ohnehin erregte preußische Nationalgefühl bei dieser bisher unerhörten Beleidigung des Staates erhob; der König selbst hätte am liebsten die französischen Gesandten Duroc und Laforest sogleich aus Berlin ausgewiesen; nur auf die Vorstellungen Hardenberg's stand er davon ab, befahl aber zugleich nun auch, den Russen den Durchmarsch durch Preußen zu gestatten und Hannover ohne weitere Unterhandlungen mit Frankreich zu besetzen. Damit erhielt die preußische Politik, ohne den Grundsatz der Neutralität völlig aufzugeben, doch eine entschiedene Richtung gegen Frankreich. Am 3. November wurde mit Kaiser Alexander, der selbst in Berlin erschienen war, zu Potsdam ein Vertrag abgeschlossen, in welchem sich Preußen zur Uebernahme einer bewaffneten Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten verpflichtete. Ein preußischer Bevollmächtigter — Graf Haugwitz wurde dazu in Aussicht genommen — sollte dem Kaiser Napoleon die Bedingungen vorlegen, deren Erfüllung für die Ruhe und Sicherheit Europa's unerläßlich schien; würden dieselben zurückgewiesen, so sollte Preußen an dem Kriege gegen Frankreich theilnehmen. Gleichzeitig setzten sich die preußischen Truppen, deren Aufmarsch sich bisher gegen Osten gerichtet hatte, langsam nach Westen hin in Bewegung. Während der Herzog von Braunschweig mit dem

„niedersächsischen Armeecorps" Hannover besetzte und sein Hauptquartier in Hildesheim nahm, zog ein anderes Corps unter dem Oberbefehl des Fürsten von Hohenlohe von Schlesien durch Sachsen nach Thüringen, um, durch sächsische Truppen verstärkt, eintretenden Falls nach Franken vorzurücken. Ein drittes Corps, dessen Avantgarde Blücher befehligte, sammelte sich unter dem Kurfürsten von Hessen in Westphalen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Annäherung Preußens an die Coalition und die, wenn auch bedingte, Zusage der Theilnahme am Kriege gegen Frankreich keineswegs bei allen leitenden Persönlichkeiten am Hofe und im Staate gleichen Anklang gefunden hatte. Seit einem Jahrzehnt hatte der preußische Staat eine Politik des Friedens befolgt, die zugleich in der allgemeinen Lage Europa's begründet war und aus dem persönlichen Willen des Monarchen hervorging. „Ich verabscheue den Krieg," so hatte König Friedrich Wilhelm nicht lange nach seiner Thronbesteigung einmal geschrieben, „und kenne kein größeres Gut auf Erden, als die Erhaltung von Ruhe und Frieden." In den Gedanken eines möglichst ununterbrochenen Friedens hatte der König selbst und durch ihn der größere Theil seiner näheren Umgebung sich dermaßen hineingelebt, daß man dem Gedanken an einen Krieg nur ungern und zögernd Raum gab. Ueberdies hatte man noch das Gefühl einer gewissen Interessengemeinschaft mit Frankreich und eine alte Abneigung gegen einen Coalitionskrieg, bei dem man einst so üble Erfahrungen gemacht hatte. Man verkannte nicht den Gegensatz, der zwischen der drohenden Uebermacht Frankreichs und der friedlichen Entwicklung Europa's obwaltete: aber so weit das preußische Interesse dabei in Frage kam, glaubte man es auf dem Wege der Unterhandlung mit Napoleon sicher stellen zu können; in einer Theilnahme am Kriege hätte man mehr einen Kampf für russische und österreichische Interessen gesehen. So kam es, daß die militärischen und politischen Maßnahmen, die von diesem Kreise hauptsächlich ausgingen, ein Gepräge von Halbheit und Unentschlossenheit trugen, welches von inneren Widersprüchen nicht frei war. Man hatte Hannover besetzt, denn die militärische Verfügung über dies Land war geradezu ein Lebensinteresse für den preußischen Staat; man hatte sich dazu verstanden, dem französischen Kaiser Bedingungen vorzulegen, deren Ablehnung ein längeres Fernhalten von dem Kriege unmöglich machen konnte: allein bei alledem war weder die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens aufgegeben noch überhaupt die Möglichkeit des Krieges mit Entschiedenheit ins Auge gefaßt.

Im Gegensatz zu diesen friedfertigen und unentschiedenen Elementen, als deren Mittelpunkt der König selbst erscheint; bewegte sich ein anderer Kreis, in welchem der Krieg mit Frankreich als unvermeidlich angesehen und deshalb ein rasches und entschlossenes politisches und militärisches Vorgehen gefordert wurde. Unter den Ministern waren Hardenberg und Stein, unter den Generalen Rüchel die Vertreter dieser Partei, die man wohl als die Kriegspartei bezeichnen könnte. Am Hofe fand diese Richtung eine mächtige Fürsprecherin in der Königin Luise, der sich die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, die edle Freundin Stein's, und die Prinzessin Luise Radziwill anschlossen. Vor Allem aber gehörte dazu Prinz Louis Ferdinand, der den Gedanken des Krieges gegen Frankreich schon so lange in

sich getragen hatte und jetzt die Aussicht darauf mit der ganzen schwungvollen Begeisterung seiner feurigen Seele erfaßte.

Der Prinz hatte während der Verhandlungen und Rüstungen im Monat October einige Wochen auf seinen Gütern in Schricke und Wettin zugebracht, wo er sich besonders den Freuden der Jagd mit Leidenschaft hingab. Erst zu Ende October, nach einem kurzen Besuch bei dem Herzog von Braunschweig in Hildesheim, kehrte er wieder nach Berlin zurück und suchte im Verein mit der Königin namentlich in den Hofkreisen die ihn selbst beseelende Begeisterung für den Krieg anzufachen und zu verbreiten[1]). Was er dabei sah und hörte, erfüllte ihn keineswegs mit freudigem Vertrauen in die Zukunft. Er fand auf der einen Seite einen begeisterten Aufschwung des preußischen und deutschen Nationalgefühles, der, richtig geleitet, die herrlichsten Früchte hervorbringen konnte; er sah aber auf der anderen Seite so viel bedächtige Langsamkeit und zögernde Schwerfälligkeit in allen Maßregeln, so viel innere Abneigung gegen einen energischen Angriffskrieg, daß die Lage des preußischen Staates, der den Frieden auf die Dauer nicht behaupten konnte und zum Kriege sich nicht entschließen mochte, ihm die ernstesten Besorgnisse einflößte. Für die Erwägungen politischer Möglichkeiten und Nothwendigkeiten hatte seine von dem Gedanken des Krieges ganz erfüllte Seele keinen Raum mehr: wer seine Kriegslust nicht theilte, in dem sah er einen Feigling oder Verräther. Er meinte geradezu, daß die „französische Partei" — so nannte er jene Umgebungen des Königs, die das so lange festgehaltene System der Neutralität nur ungern aufgaben — „das Unmögliche thue, um Preußen wieder in jene vollkommene Nichtigkeit hinabzustürzen, aus der es sich erheben zu wollen schien, um dem unersättlichen Ehrgeiz des hassenswerthesten aller Machthaber Schranken zu ziehen und Europa den Frieden zurück zu geben." Die Bewegungen der preußischen Truppen, die Hannover und Thüringen besetzten, schienen ihm fast mehr darauf berechnet, dem Feinde auszuweichen als ein Zusammentreffen mit ihm zu suchen. Mit besonderem Unwillen sah er die Unterhandlung mit Napoleon und damit die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hände des Grafen Haugwitz gelegt, eines Mannes, in welchem er — wir dürfen heute sagen, mit Unrecht — einen unbedingten Franzosenfreund erblickte. Es wird erzählt, daß er dem Grafen Haugwitz, der ihn bei seiner Abreise fragte, ob er Befehle nach Wien habe, zur Antwort gab: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen."

Erst Anfang December verließ auch Prinz Louis Ferdinand, nachdem er noch vorher sein Testament gemacht hatte, Berlin und eilte über Leipzig nach Erfurt, um das ihm übertragene Commando über die Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps zu übernehmen. In seiner Stimmung wechselte helle Kriegsfreude mit trüber Niedergeschlagenheit; aber sein Entschluß war gefaßt: als preußischer Prinz, als Neffe Friedrich's des Großen, würdig seines erlauchten Geschlechts, dachte er in dem bevorstehenden Kampfe zu siegen oder zu sterben. „Adieu," schrieb er beim Abschiede aus Berlin, „adieu, vielleicht für lange. Du

[1]) „Le prince Louis Ferdinand est l'âme des conseils de la Reine," schreibt der französische Gesandte aus Berlin, 5. December 1805.

weißt, wie heiß ich den Krieg herbeisehnte, wie sehr ich es beklagte, mich nicht auszeichnen zu können. Was also auch geschehen möge: ich werde glücklich sein. Werden wir den Krieg haben, und wir müssen ihn haben, so wirst Du sicher von uns sprechen hören, ich schwöre es."

In Erfurt, wo Fürst Hohenlohe sein Hauptquartier hatte, schien sich damals Alles zusammenzufinden, was in der preußischen Armee an kriegslustigen und kriegstüchtigen Elementen vorhanden war. Außer dem Fürsten selbst, der sich in den Rheinfeldzügen durch persönliche Tapferkeit und militärische Geschicklichkeit ruhmvoll ausgezeichnet hatte, war Blücher aus Westphalen zum Besuche anwesend und Rüchel, der den nach Berlin berufenen Herzog von Braunschweig in Hannover ersetzen sollte; dazu kamen die Majore Röder, Loucey und Pirch, alles Namen, die in späteren glücklicheren Tagen mit Auszeichnung genannt werden sollten. Auch Scharnhorst, der dem niedersächsischen Corps als Chef des Generalstabs beigegeben war, kam einmal aus Hannover herüber. Neben Allen aber und selbst über Allen stand Prinz Louis Ferdinand, hervorragend durch seine Geburt und seine Waffenthaten, noch mehr aber durch den Adel und die Schwungkraft seines Geistes. „Seine Gegenwart," so berichtet Jemand, der in jenen Tagen um ihn war[1]), „übte eine siegende Gewalt, wo er sich nur zeigte . . . Was auch ein Jeder für sich gelten mochte, der Prinz überwog sie Alle, besonders für die Masse, denn nichts kam seiner hochherzigen, freierhabenen Weise gleich, die ihn zu dem Liebling des Heeres machte, auf den sich Aller Augen richteten."

Zu den Männern, mit denen der Prinz damals verkehrte, gehörte auch der Herzog von Weimar, der gleichfalls in dem Corps Hohenlohe's ein Commando bekleidete. Mit ihm und Goethe hat er eines Abends — wir wissen nicht, ob in Erfurt oder Weimar — fröhlich gezecht. „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt," schrieb der Prinz, „er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig." Der Herzog selbst — so berichtet Varnhagen — erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieser Zusammenkunft; er selber hatte sich früh zurückgezogen, die Andern aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel," sagte er, „um die Wette, und Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken."

Inzwischen hatte die Entwicklung der Dinge den Gang genommen, den Prinz Louis Ferdinand immer gefürchtet hatte. Während die preußischen Truppen ihre Märsche nach Westen mit methodischer Langsamkeit ausführten, war Napoleon, ohne sich durch diese Bewegungen starker Heeresmassen in seiner linken Flanke aufhalten zu lassen, nach Vernichtung der österreichischen Armee unter Mack bei Ulm weiter nach Osten vorgegangen, hatte Wien genommen und stand im Anfang December den russisch-österreichischen Truppen in Mähren gegenüber. In Brünn war der preußische Bevollmächtigte Graf Haugwitz mit ihm zusammengetroffen, hatte es aber im Angesicht der ungünstigen militärischen Lage Preußens,

[1]) Vergl.: Aus Karl's von Rostitz Leben und Briefwechsel (1848).

dessen schönste Provinz, Schlesien, einem Einbruch französischer Truppen fast wehrlos offen stand, nicht wagen mögen, dem französischen Kaiser die Bedingungen vorzulegen, deren Verwerfung zu einem frühzeitigen Bruche führen mußte. Auf sein Drängen und zum Theil aus eigener Erwägung entschloß man sich in Berlin, die Truppen, die vor wenigen Wochen von Osten nach Westen gezogen waren, wieder von Westen nach Osten gehen zu lassen, um sie dem Kriegsschauplatz in Mähren näher zu bringen. Das Corps Hohenlohe's erhielt den Befehl, von Thüringen aus über die Saale zurückzugehen und sich im Sächsischen für einen Einmarsch in Böhmen bereit zu halten. Das Hauptquartier in Erfurt löste sich auf; man trennte sich, unzufrieden mit der widerspruchsvollen Leitung der militärischen Bewegungen, aber doch glücklich über die Annäherung an den Feind und die Wahrscheinlichkeit baldigen Kampfes. Ehe man aber auseinanderging, am 11. December, hatte der Prinz in Erfurt noch eine Unterredung mit Blücher und Rüchel, über die er selbst in ergreifenden Worten berichtet hat. „Ein Wort gaben wir uns Alle," schreibt er, „ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! . . . Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unseren Herzen! so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen, menschenbeglückenden Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet[1])!"

Am nächsten Tage brach Alles auf. Der Prinz rückte über Weimar und Gera, wo er einige Tage verweilte, in Sachsen ein und nahm in Zwickau, am Fuße des Erzgebirges, das ihn von Böhmen trennte, sein Hauptquartier.

Dort auf dem Marsche in Gera hat Friedrich von der Marwitz den Prinzen oft gesehen, jener eigenartige Charakter, der seine Anhänglichkeit an das altpreußische Wesen auf Hardenberg's Veranlassung bald in Spandau büßen sollte. In seinen Aufzeichnungen hat er Wenige geschont, mit aufrichtiger Bewunderung gedenkt er nur des Prinzen Louis Ferdinand. Er verschweigt nicht die Fehler seines unsteten Charakters und die üblen Gewohnheiten, die dem Wesen des Prinzen etwas Hastiges und Abgebrochenes gaben; aber er entschuldigt es mit den Zeitumständen, die dem regen Geiste des Prinzen seit einem Jahrzehnt keine würdige Beschäftigung dargeboten hatten. Er rühmt seine außerordentliche körperliche Gewandtheit und Stärke, vor allem aber den patriotischen Schwung seines Geistes und seine hohe Bildung, die auch in der vollendeten Höflichkeit

[1]) An Rahel, zuerst veröffentlicht von Varnhagen in der „Gallerie von Bildnissen" mit dem unsinnigen Datum „Leipzig, den 11. September 1806" (I, 298), dann von L. Assing „Aus dem Nachlaß Varnhagen's" (I, 277) mit dem Datum: „Den 11. Abends 1806". Im Original, das mir vorlag, steht nur „den 11. Abends", welches zu ergänzen ist: „Erfurt, den 11. December 1805".

seiner Umgangsformen anmuthig hervortrat. „Er war ein Herr," sagt Marwitz, „wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewendet hat, keiner mehr geboren werden wird. Er war groß, schön wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter, einer der stärksten Schläger .... Wenn er erschien in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regiments, mit rothem Kragen, Rabatten und Aufschlägen, goldene Schleifen mit losen Puscheln besetzt, sei es zu Fuß, sei es zu Pferde, so war es nicht anders, als wenn der vornehmste Herr in der Welt, der schönste und der Kriegsgott selbst sich sehen ließ. Körperlich und geistig begabt, wie man keinen gesehn, ging er durch die Zeitumstände zu Grunde[1])."

In Zwickau, dem „verwünschten kleinen Nest", wie er es nennt, eingeschlossen von unwegsamen Bergen, verlebte der Prinz einige Wochen in ungeduldiger Erwartung der Befehle, welche das Ueberschreiten des Erzgebirges und das Eindringen in Böhmen anordnen sollten. In seiner Umgebung befanden sich außer Nostitz, dessen wir schon gedachten, der Hauptmann Kleist, der Rittmeister Möllendorf, der später so bekannt gewordene Sachse Thielemann und der Capellmeister Dussek, der zu dem vertrautesten Umgang des Prinzen gehörte. Man spielte Schach, musicirte[2]), und blieb des Abends, bei guten Speisen und ausgewählten Weinen in heiterer Geselligkeit und lebendiger Unterhaltung bis drei oder vier Uhr beisammen. Wie sich versteht, war es dabei die politische Lage Europa's und die bevorstehende Entscheidung über Krieg und Frieden, welche die Gemüther aufs Lebhafteste beschäftigten. Man wußte, daß die Russen bei Austerlitz geschlagen waren, daß Oesterreich über einen Frieden unterhandelte und daß in Berlin tiefe Niedergeschlagenheit herrsche; aber hier im Lager hegte man noch den freudigsten Kriegsmuth, man schalt auf die Diplomaten, die das preußische Schwert in der Scheide zurückhielten, und der Prinz vor allen war überzeugt, daß Preußen auch nach dem Abfall Rußlands und Oesterreichs bei einer entschlossenen Offensive gleichwohl Aussichten auf Erfolg habe. Seine Hoffnungen und seine Wünsche, seine Sorgen und seine Befürchtungen hat er damals in zwei Briefen niedergelegt, vielleicht den schönsten, die aus seiner Feder geflossen sind. In französischer Sprache geschrieben, athmen sie einen wahrhaft deutschen Geist, wie er damals nicht überall und nirgends in solcher Stärke zu finden war.

In dem ersten dieser Briefe (13. December) heißt es:

„Als ich erfuhr, daß Graf Haugwitz, statt bei Napoleon in Brünn zu bleiben und eine bestimmte Antwort zu verlangen, wie wir sie haben mußten, um einen energischen Entschluß zu fassen, nach Wien gegangen und dort vom 27. November bis zum 2. Dezember geblieben ist, der Einwirkung Talleyrand's preisgegeben, nichts hörend als die übertriebenen Berichte der Franzosen, Napoleon die Zeit lassend einen entscheidenden Schlag zu wagen, und uns das bischen Vertrauen raubend, welches den Russen unsere schwächlichen, langsamen und unsicheren halben Maßregeln noch einflößten, während man das Wiener Cabinet beruhigen und eine kriegerische Haltung annehmen mußte, die uns in den Stand setzen konnte die Ereignisse zu benutzen und zu entscheiden, — da habe ich zu meiner Umgebung gesagt: das ist eine Nachlässig-

[1]) Vergl. Aus dem Nachlasse F. A. L. v. d. Marwitz', I, 170 folg.

[2]) Der Prinz componirte dort ein Quartett, welches bald darauf bei Breitkopf und Härtel erschien.

keit oder vielmehr eine abscheuliche Spitzbüberei der Partei Lombard, Beyme und Haugwitz. Ich sagte den Streich vorher und ich äußerte zu Rüchel, Blücher und Scharnhorst, mit denen ich in Erfurt zusammengekommen war, um wegen unserer Correspondenz Verabredungen zu treffen, daß ich fürchtete, man habe Rüchel zur Armee des Herzogs zur Anordnung von Maßregeln in seinem Namen nur geschickt, um ihn von Berlin zu entfernen. Denn diese Partei und der Herzog selbst fürchten seine Entschlossenheit, seine Leidenschaft und seine nahen Beziehungen zum Könige, von dem sie alle die Personen fern halten wollten, welche anderer Meinung sind als sie . . . Ist es möglich, daß wir, bei allem unserem Interesse, die Vorgänge in der österreichischen Armee kennen zu lernen, es verabsäumt haben, Jemand in demselben Augenblick dahin zu senden, wo der Kaiser sich zu ihr begab? . . .

„Alle militärischen Maßregeln haben nothwendigerweise denselben Charakter der Unentschlossenheit erhalten. Da man nicht wußte, wann und wie man Krieg führen oder um welchen Preis man Frieden halten wollte, hat man in den Tag hineingelebt, hat Millionen ausgegeben, zahlreiche Armeen versammelt, deren Unterhalt dem Staate und den Provinzen zur Last fällt, in denen sie stehen, ohne etwas zu thun, hat keinen festen Plan, und schmeichelt sich dabei immer noch mit der Hoffnung, daß diese Rüstungen imponiren und daß man so werde davonkommen können. Wir haben damit angefangen, die Vorräthe in Hannover und Hildesheim aufzuzehren, wo es keinen Feind gab und wo keiner zu besorgen war, da nicht eine Katze mehr in Holland war, statt daß wir die 70,000 Mann, welche in den Marken, Westfalen, Magdeburg, Halberstadt, Pommern, Franken stehen, am Main oder diesseits desselben hätten versammeln sollen. Dann plant man eine Operation oder vielmehr eine Art Concentration der Armee am Main oder mehr links, um im Stande zu sein, in Böhmen einzudringen oder sich auf Schlesien und Mähren zu werfen . . . Das Erste ist, daß man diese Operation 14 Tage später anfängt, als man kann, denn die Armee des Herzogs, die den weitesten Marsch zu machen hatte, konnte marschiren, ehe die Armee des Prinzen Hohenlohe versammelt war, da sie mindestens so viel Zeit brauchte, um in gleicher Höhe mit der Armee des Prinzen anzulangen. Dann, statt daß man dieser Maßregel Folge gibt, kommen Befehle, die sich fortwährend widersprechen, und bringen alles zum Stillstand . . . Sollte man es wohl glauben, daß, obgleich wir wegen der Ansammlungen in Bayreuth gezwungen waren, trotz der Befehle des Königs durch Bamberg zu marschiren, dies uns als neutrales Land untersagt wurde, kurz nachdem man es für nöthig gehalten hatte an den Main zu rücken? Kurz und gut, man war nicht entschlossen Krieg zu führen, oder vielmehr Herr Haugwitz, Lombard, Beyme und ihre verwünschte Partei sind entschlossen denselben zu hemmen so viel an ihnen liegt. Bonaparte, der eine Armee von 140,000 Mann in seiner Flanke hat, erweist uns nicht einmal die Ehre uns zu beobachten, — er kennt seine Leute. Jetzt stehen wir nun in den Bergen und warten mit Ungeduld auf den Augenblick, wo wir sie überschreiten können. Wenn Oesterreich Frieden schließt, wenn Preußen ihn sich von Bonaparte mehr oder weniger aufzwingen läßt, so ist es aus, wir verlieren den Rest von Ansehen, den wir noch besaßen, und der Rest Deutschlands wird Bonaparte zu Füßen liegen, wie Württemberg, Bayern, und der Kurfürst von Baden“ . . .

Diesem Briefe fügte der Prinz am nächsten Tage noch eine Nachschrift hinzu, deren Schluß eine Vorhersagung enthält, welche sich in weniger als einem Jahre erfüllen sollte.

„Diesen Augenblick erhalte ich Deinen Brief mit den Nachrichten über Oesterreich und die russischen Armeen. Der Abfall Oesterreichs und der unwürdige Friede, den es geschlossen hat oder im Begriff ist zu schließen, würde mich mehr als es geschieht in Erstaunen setzen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß die Schwäche, die überall herrscht und die mit Nothwendigkeit gegenseitiges Mißtrauen hervorrufen mußte, eine derartige Katastrophe verursachen würde. Ich habe oft ein solches Ereigniß vorausgesehen, ich habe es sogar dem König gesagt; ich habe mit Hardenberg darüber

gesprochen und die Nothwendigkeit betont, Jemand nach Wien zu senden, der den Gemüthern Zuversicht und Vertrauen einflößen kann und dessen Grundsätze weniger zweideutig sind als die von Haugwitz und von seinem Akolythen Lombard. Als ich diesen Sommer das Schreiben von Gentz erhielt, habe ich es Hardenberg und Zastrow gezeigt und ihnen gesagt, es sei zu besorgen, wenn alle Versuche, die beiden Höfe einander zu nähern und thatkräftige Maßregeln gegen Bonaparte zu ergreifen, von unserer Seite zurückgewiesen würden, so werde das Wiener Cabinet eines Tages auf Frankreichs Seite treten. Statt vorwärts zu gehen, Partei zu ergreifen, eine energische Erklärung zu erlassen, tasten wir behutsam herum und wagen nicht das Wort Krieg auszusprechen, welches Jedermann in Berlin mit Entsetzen zu erfüllen scheint. Kann man sich dann noch über das wundern, was sich ereignet? Wir werden den Krieg haben, und statt ihn mit Glanz zu führen, wie wir hätten thun können, wird die Last auf uns fallen" . . . .

Noch inhaltreicher und schwungvoller ist das nächste Schreiben (9. Januar 1806).

„Wenn Berlin nicht schon seit langer Zeit allen Leuten, die beobachten können oder wollen, die widerspruchsvollste Mischung von tausend verschiedenen Dingen darböte, von Militäromanie und von Furcht und Abneigung vor dem Kriege, von Strenge und Zügellosigkeit, rauher Einfachheit und Frivolität, Neigung zur Sparsamkeit und Luxus, wenn der ehrenhafteste und zuverlässigste König, der vielleicht jemals gelebt hat, nicht die treuloseste Politik anzunehmen und zu befolgen geschienen hätte, — wenn alles dieses, meine ich, mir hätte entgehen können, so würde ich mich weniger darüber wundern, daß man so vergnügt dem Verderben entgegeneilt und daß man in Berlin tanzen und Bälle geben kann, während wir vor einem gefährlichen und langwierigen Kriege stehen oder einen Frieden schließen werden, der den Keim zu einem Kriege in sich trägt, welcher mit noch ungünstigeren Aussichten unternommen werden oder selbst unsere politische Freiheit zerstören wird. Kann man sich denn wirklich in dem Maße täuschen wollen, kann man einen Erfolg hoffen, wenn man nichts thut ihn hervorzubringen, wenn man keinen Entschluß faßt? Alles, was geschieht, ist so widerspruchsvoll, daß auch der Unerfahrenste sehen muß, wie Alles den Stempel der Unentschlossenheit trägt. Wir leben in den Tag hinein, in einer Art von Erstarrung, die unbegreiflich ist, wenn man an die Wichtigkeit des Augenblickes denkt . . . Bonaparte muß unzweifelhaft, ehe er seine Sprache gegen uns ändert, erst mit Oesterreich fertig werden, und das lassen wir in aller Ruhe geschehen, — statt daß wir einen Mann dahin schicken, der die Geister aufrichtet, auf die Erzherzöge Karl und Johann Einfluß zu gewinnen sucht, und uns wenigstens die Gewißheit verschafft, daß man die günstigen Aussichten, die sich vielleicht während des Krieges zeigen, benutzen wird. Man läßt das schwache Cabinet und Franz II. in den Händen Bonaparte's und seines macchiavellischen Ministers, die mit der einen Hand streicheln und nachgeben, mit der andern Hand drohen, die sich der Freundschaft Preußens rühmen, um Oesterreich noch mehr zu isoliren, den Oesterreichern Zugeständnisse machen, um Preußen zu verderben, während sie beide verhöhnen und beide vernichten wollen. Er gibt Deutschland der Plünderung preis, belohnt seine verächtlichen Verbündeten und bereichert sie mit dem, was er den Andern und besonders jener Reichsritterschaft raubt, die er erst so unterstützte und die durch alle die Erniedrigungen und die geopferten Geldsummen in Paris ihre Existenz schon so theuer erkauft hat. Ein trauriges und entsetzliches Beispiel für das, was wir von der Freundschaft zu erwarten haben, die er uns bewilligt und die ich von jenen Elenden habe rühmen hören, deren abscheuliche Grundsätze, deren Feigheit oder Käuflichkeit uns ins Verderben stürzen werden. Sie sind bereits Schuld an dem Untergange Europas, für dessen Rettung sie nichts gethan haben, infolge der Grundsätze, die sie predigen und die uns allmälig von Nachgiebigkeit zu Nachgiebigkeit, von Widerspruch zu Widerspruch und endlich dahin geführt haben, wo wir uns gegenwärtig befinden . . . .

„Ich will nicht wiederholen, was ich in meinem vorigen Briefe über die militärischen Maßregeln gesagt habe; offenbar sind unsere Streitkräfte nur deswegen nach Hannover, wo kein Feind zu bekämpfen war, geschickt worden, weil die Einen hofften, sich damit einen Schein von Thätigkeit zu geben und dabei die Ereignisse abwarten zu können, während die Andern sich damit billig loszukaufen dachten. Denn so gewannen sie Zeit, konnten nach Belieben Hindernisse in den Weg legen und die Zeit vertrödeln, auf die Wahl der Abgesandten Einfluß üben und so allen unsern Maßregeln jenen Charakter der Unentschlossenheit aufdrücken, der weder den verbündeten Mächten Vertrauen noch einem klarblickenden Feinde Achtung einflößen kann. Und, sagen wir es offen, denn es ist leider doch nur zu wahr: gehört denn so viel Scharfsinn dazu uns zu durchschauen, während unser Verhalten seit vielen Jahren, die Personen, die an der Spitze der Geschäfte stehen, der Charakter Derer, die Einfluß auf den König haben, die Sprache, die sie uns haben führen lassen und selbst führen, so viel Anhaltspunkte gewähren, daß auch der ärgste Schwachkopf uns durchschauen kann? Ohne wirklichen Willen, ohne irgend einen Entschluß, ohne den Muth das Wort Krieg auszusprechen, haben wir viel Geld ausgegeben, Zeit verloren, die Provinzen belastet, ohne zu wissen, was wir wollen . . . .

„Ich wiederhole: waren es Haugwitz und Lombard, die dem Kaiser Alexander Vertrauen einzuflößen vermochten? Konnte die Langsamkeit von Haugwitz, sein Aufenthalt in Wien, die Hoffnung des Kaiser Franz wieder beleben und ihm den Muth geben, den Einflüsterungen seiner erbärmlichen und verächtlichen Minister zu widerstehen? Aber das Wiener Kabinet! sagt man in Berlin. Und wenn es jämmerlich, wenn es bestechlich, wenn es schwach war, mußte man ihnen das Spiel so leicht machen? . . . Bonaparte hat sich über Preußen nicht getäuscht. Glaubt ihr, daß Preußen mir darum den Krieg erklären wird? sagte er zu Ulm mit Bezug auf die Verletzung des Ansbach'schen Gebietes, und seitdem hat er sich geäußert: ich kenne Preußen, es wird der Niederlage der Andern zusehen und dann über den Leichnam herfallen. Unterrichtet von den in Berlin getroffenen Maßregeln, beruhigt durch seine Agenten, hat er über unser Heer weder Besorgniß noch Unruhe empfunden.

„Aber kurz und gut, die vergangenen Fehler sind geschehen, und die Erfahrung beweist sogar, daß Niemand dadurch gebessert wird; es nützt also nichts, zu jammern und Vorwürfe zu machen wegen dessen, was nicht mehr zu ändern ist. Jetzt handelt es sich um die Gegenwart und um die Zukunft. Wenn der Friede mit Oesterreich Bestand hat, wenn dieser Staat nach der Wiederherstellung seiner Armeen keine günstigen Aussichten erblickt, den Krieg von neuem anzufangen, und wenn die Oesterreicher bei Ausbruch des Krieges im Norden nicht einen Sieg über die Franzosen benutzen, um schnell das Verlorene wieder zu gewinnen, so werden sie zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabsinken. Wenn der König die Umwälzung Deutschlands gut heißt, wenn er die Besetzung Hannovers duldet, wenn er nichts thut, um die deutschen Mächte, die ihm noch ergeben sind, zu beruhigen, so wird ganz Deutschland Napoleon zu Füßen liegen, und das Fest, welches er seiner Armee verspricht, wird sehr wohl das Fest seiner Krönung als Kaiser des Occidents und Deutschlands werden können. Kann man denn in der That die Kurfürsten von Hessen und Sachsen tadeln, wenn sie die Partei einer Macht verlassen, deren Allianz weder Vortheil noch Sicherheit giebt, die zu bedeutenden Ausgaben nöthigt, ohne daß irgend eine Ehre oder ein Vortheil daraus entsteht, und deren schwankender und unsicherer Gang den Feinden keine Furcht und den Freunden kein Vertrauen einflößen kann, während Bonaparte seine Verbündeten zu beschützen und zu bereichern, seine Feinde zu strafen weiß? Dann wird Preußen mit Verdrießlichkeiten und Demüthigungen überhäuft einem Zustande verfallen, in welchem seine Armee herabgewürdigt wird und die Federn der Maschine erschlaffen, bis der Augenblick kommt, wo nach Bonaparte's Willen seine letzte Stunde schlägt. Dann wird der Krieg unter noch ungünstigeren Aussichten wieder ausbrechen, und, einsam und ohne Alliirte, wird Preußen fallen wie die Andern

gefallen sind, ohne daß Jemand für sein Schicksal Theilnahme haben wird, da es selbst für Niemandes Schicksal Theilnahme gezeigt und da seine feige und schwächliche Politik Europa ins Verderben gestürzt hat. Dann werden die Thränen und die Klagen jener erbärmlichen und feigen Prediger des Friedens, den sie nur im Gefühle ihrer Mittelmäßigkeit wünschen, die Monarchie Friedrich's nicht retten, und wenn jetzt, wo die Aussichten noch günstiger sind, wo der Geist der Armee ausgezeichnet ist und der größte Theil Deutschlands nur Einen Wunsch hegt, alle Männer von Energie freudig ihr Leben hingeben würden, so wird es dann anders sein, sobald alle fähigen Männer, angeekelt und hoffnungslos, die Armee verlassen, um nicht die Opfer der Verräthereien des Lombard, Haugwitz u. s. w. zu werden. Ich erinnere mich an die Worte, die Hannibal den Karthagern sagte, als sie nach dem Friedensschluß mit den Römern voll Verzweiflung dem Brande ihrer Schiffe zusahen: Nicht jetzt solltet ihr weinen, sondern damals, als ihr mich ohne Truppen und ohne Schiffe in Italien ließet und als ihr, statt meinen Rathschlägen zu folgen, auf die Senatoren hörtet, die meinen Untergang beschlossen hatten ....

„Aber wenn wir geschlagen werden. Wir können es werden! und ich bin weit entfernt von jenem traurigen Dünkel, der nur zu oft das Verderben von Heerführern und Armeen verursacht hat, und wenn es noch möglich wäre einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, so müßten wir warten. Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß man im Frieden in Deutschland wieder eine ebenso große Truppenmacht wie jetzt zusammenbringen wird, während Napoleon immer in der Lage ist, unter dem Vorwande oder vielleicht auch in der wirklichen Absicht einer Unternehmung gegen England eine große Armee verfügbar zu halten. Vielmehr wird der Friedensschluß, der doch immer im Einverständniß mit Preußen erfolgen wird, uns die Anhänger nehmen, die wir noch haben, und auch den letzten Rest von patriotischer Begeisterung in Deutschland ersticken. Die Individuen, die nur noch auf ihr Interesse hören, werden sich in die Arme Frankreichs werfen, und statt unsere Hilfsmittel zu vergrößern, wird der Friede an die schmachvolle Knechtschaft gewöhnen, deren Gedanke jetzt noch Abscheu erregt, und so Alles zerstören, was noch von öffentlichem Geiste in Deutschland übrig ist, und die Streitkräfte des Feindes vermehren. Aber eben darum muß man sprechen und handeln, man darf keinen Vertheidigungskrieg führen, nicht abwarten, bis Bonaparte seine Truppen geordnet hat, um uns mit jener Schnelligkeit anzugreifen, die gewöhnlich aus einer raschen Entschließung hervorgeht. Man muß militärische Stellungen nehmen, mögen sie auf unserem Gebiete oder in Feindes Lande liegen; man darf den Krieg nicht fürchten, oder wenigstens diese Furcht nicht sichtbar werden lassen. Wir müssen unsere Verbündeten durch eine entschlossene und feste Sprache beruhigen und dürfen vor allen Dingen nicht in einer beständigen Unentschlossenheit leben . . .

„Das Gesetz, welches in Rom bei Todesstrafe verbot, mit einem Feinde auf römischem Gebiete zu verhandeln, und welches die Franzosen in den Anfängen der Revolution angenommen haben, hat sie gezwungen zu siegen. Friedrich, der große Friedrich konnte ein Jahr eher Frieden haben, wenn er einen Theil von Glatz hätte abtreten wollen; allein er wußte: wenn man einmal nachgiebt, so ist kein Halt mehr . . . .

Nichts läßt sich mit dem peinlichen Gefühl vergleichen, dessen Beute ich bin, und man tanzt, man amüsirt sich in Berlin!

Adieu, lege mich der Königin zu Füßen und sage ihr, wenn ihre Gefühle und die entschlossene Art, wie sie sich für das Gute und für energische Maßregeln ausgesprochen hat, bekannt wären, so würden alle wohldenkenden Leute und die ganze Armee ihr Altäre errichten."

Es ist heute, wo wir über den Gang der Dinge und die Beweggründe der entscheidenden Personen bei Weitem vollständiger unterrichtet sind, als damals der Prinz Louis Ferdinand, nicht eben schwer zu erkennen, wie viel Uebertreibung

und Ungerechtigkeit in den leidenschaftlichen Anklagen des Prinzen gegen das herrschende System in Preußen enthalten ist. Allein neben dieser Kritik der damaligen preußischen Politik, der schärfsten und beredtesten, die je geschrieben worden ist, und neben einer vom tiefsten Ernst durchdrungenen Auffassung der Lage Deutschlands, deren schlimmste Vorahnungen sich nur zu bald verwirklichen sollten, enthalten diese Briefe doch auch schon einen Hauch jenes Geistes, der nur wenige Jahre später das ganze preußische Volk zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft begeisterte. Wir erinnern uns der Briefe des Prinzen aus seiner Hamburger Zeit, die nur um wenige Jahre zurückliegt. Welche Wandlung hat sich seitdem in ihm vollzogen! Dort das liebe Ich als Alleinherrscher im Mittelpunkt; jetzt der Gedanke an das Vaterland, Alles durchdringend, Alles beherrschend. Wenn auf dem trägen Boden der selbstsüchtigen norddeutschen Neutralität noch eine so lebhafte vaterländische Gesinnung, ein so tiefes Gefühl für die Erniedrigung Deutschlands erblühen konnte, so durfte man inmitten der Demüthigungen von 1805 und 1806 getrosten Muthes in die Zukunft sehen. So sind diese Briefe nicht bloß eine Anklage gegen das herrschende System und ein Schmerzensschrei über den Untergang preußischer und deutscher Selbständigkeit: sie sind zugleich der Ruf, der die Morgenröthe einer besseren Zukunft verkündigt.

Während so der Prinz noch zwischen Hoffnungen und Befürchtungen schwankte und gelegentlich durch einen Ausflug mit Gentz nach Leipzig das einförmige Leben in Zwickau unterbrach, war die Entscheidung bereits gefallen. Am 15. December 1805 hatte Haugwitz in Schönbrunn mit Napoleon einen Vertrag geschlossen, in Folge dessen Preußen gegen Abtretung einiger anderer Gebietstheile Hannover erwarb. Als der Prinz von Leipzig nach Zwickau zurückkam, fand er die Befehle vor (vom 24. Januar), welche statt des erwarteten Vorrückens gegen den Feind die Zurückführung der Armee auf den Friedensfuß anordneten.

Man kann sich denken, wie sehr dieser unerwartete Wandel der Dinge den Prinzen im Innersten erschütterte; er war zu einem selbst unglücklichen Kriege bereit gewesen, er hatte ein Zurückweichen Preußens fürchten können: auf eine Allianz mit Napoleon war er nicht gefaßt gewesen.

„Unsere ganze Armee," schrieb er damals, „aufgelöst und getrennt, wird wieder in ihre traurigen Cantonnements oder Garnisonen zurückkehren. Welch ein Unterschied von jenem Augenblick, wo sich diese Armee versammelte! So sind denn 11 Jahre Hoffnungen, 11 Jahre geheimer und glühender Wünsche vernichtet — oder doch wieder vertagt! Mein Herz ist voll Kummer und Bitterkeit. Könnte ich nur meine Uniform ablegen und diesen ganzen verwünschten militärischen Prunk: ich würde dann bei Allem was geschieht nicht so sehr zu leiden haben."

Ueber Gera, wo er den Fürsten von Hohenlohe aufsuchte, eilte er nach Halle, Wettin und Magdeburg, wohin ihn die Sorge für sein Regiment rief. Nach Berlin zu gehen vermied er zunächst, da er bei seiner erbitterten Stimmung sich zu Unbesonnenheiten hinreißen zu lassen fürchtete. Hatte er doch in Halle, bei einem Mittagsmahl mit dem Capellmeister Reichardt in Giebichenstein, einmal ausgerufen: „Ja, wenn Bonaparte ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine" — und er faßte sich an beide — „in Gefahr, denn bekommen wird er sie." Uebrigens war er dabei weit entfernt, sich der Verzweiflung hinzugeben. Dringend empfahl er, die Frist, die das Schicksal gewähre, zum Abschluß eines festen Bundes

mit Oesterreich und dem noch nicht unterworfenen Deutschland zu benutzen: denn von der Unvermeidlichkeit eines baldigen Krieges mit Napoleon war er mehr als je überzeugt.

Schneller aber, als er wohl selbst geahnt haben mochte, sollte diese Voraussicht in Erfüllung gehen.

V.

Erst am 19. April 1806 erschien Prinz Louis Ferdinand wieder in Berlin. Wenige Tage nach seiner Ankunft, in der Nacht vom 24. zum 25. April, wurden dem Grafen Haugwitz, der die Leitung der auswärtigen Politik Preußens wieder allein übernommen hatte, die Fenster eingeworfen.

Es ist gewiß, daß Officiere des berühmten Regiments Gensd'armen, die in dem Prinzen ihr Ideal verehrten, die Thäter waren; aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er selbst daran betheiligt war, so wenig wie an den andern Ausschreitungen, welche sich die Officiere dieses Regiments damals zu Schulden kommen ließen. Man bemerkte vielmehr, daß er nach den Ereignissen des letzten Jahres noch ernster geworden war und im Umgang die Männer „von fester Richtung" vor allen andern bevorzugte. In der That finden wir den Prinzen bald wieder als den Mittelpunkt einer Vereinigung, in welcher nun nicht mehr bloß ein Umschwung in der auswärtigen Politik, sondern vor Allem die Nothwendigkeit einer Aenderung der Regierungs-Verfassung und der leitenden Persönlichkeiten Preußens erörtert wurde. Die Sache ist für unsere innere Geschichte wichtig genug, um uns einen Augenblick länger zu beschäftigen.

Zwischen dem regierenden König und den obersten Staatsbehörden, dem General-Directorium für die innere Verwaltung und dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, hatte sich unter Friedrich Wilhelm III. das Cabinet des Königs allmälig zu einer Bedeutung erhoben, welche die Minister selbst mehr und mehr in den Hintergrund drängte. Im täglichen Verkehr mit dem König, den die Minister selbst nur selten sahen, hatten die beiden Cabinetsräthe Beyme und Lombard, welche über die inneren und auswärtigen Angelegenheiten vortrugen und die Befehle des Königs ausfertigten, in der inneren Verwaltung und in der auswärtigen Politik einen Einfluß gewonnen, der über die ursprünglich rein formalen Befugnisse ihrer unverantwortlichen Stellung weit hinausging. Beyme erschien geradezu als der wirkliche leitende Minister des Inneren und der Finanzen, Lombard als derjenige des Auswärtigen. Die Unzufriedenheit, welche dies Mißverhältniß schon seit einigen Jahren in den höheren Beamtenkreisen erregte, wurde nun zugleich größer und allgemeiner dadurch, daß man — mit Recht oder mit Unrecht — den Cabinetsräthen die Schwankungen und Schwächlichkeiten der äußeren Politik Preußens in den letzten Jahren zuschrieb. Es ereignete sich, was selbst in den schlimmsten Zeiten König Friedrich Wilhelm's II., unter dem Regiment Bischoffwerder's und Woellner's, nicht geschehen war: es bildete sich aus den Prinzen des Königlichen Hauses, aus den ersten Männern im Staat und in der Armee, eine Vereinigung, welche die Regierungs-Verfassung Preußens hauptsächlich durch Beseitigung der Cabinets-Regierung und der die-

selbe führenden Personen und zugleich durch die Einrichtung eines wirklichen Staats-Ministeriums umzuformen strebte.

Das Ereigniß ist von der allergrößten Wichtigkeit für unsere innere Geschichte: es ist der Anfang zur Bildung einer öffentlichen Meinung in den Fragen innerer Politik, der Anfang zur Bildung einer politischen Partei in Preußen. Unter dem Eindruck der alle Verhältnisse Norddeutschlands erschütternden Besetzung Hannovers durch die Franzosen hatte sich eine der bisherigen auswärtigen Politik Preußens entgegengesetzte Strömung gebildet; unter dem Eindruck der Ereignisse von 1805 entstand jetzt eine mächtige Bewegung gegen die innere Einrichtung des preußischen Staatswesens überhaupt. Das alte absolute Regiment in Preußen wird zugleich in seiner auswärtigen Politik und in seiner inneren Verfassung angegriffen. Wir fürchten kaum zu viel zu sagen, wenn wir in diesen Neubildungen den eigentlichen Anfang der neueren Geschichte Preußens zu erkennen glauben.

Wir haben gesehen, welche bedeutsame Stellung Prinz Louis innerhalb der Bestrebungen für die Aenderung der auswärtigen Politik Preußens einnahm; es bleibt uns übrig, seinen Antheil auch an dieser neuen Phase der inneren Politik Preußens kennen zu lernen.

Die Seele der oppositionellen Bewegung in der Hauptstadt war durch Einsicht und Entschlossenheit der Freiherr vom Stein, mit dem der Prinz, wie wir uns erinnern, seit Langem zu verkehren liebte und mit dessen Anschauungen er vollkommen übereinstimmte. Unter den Generalen gehörten zu diesem Kreise Scharnhorst, Rüchel und Phull. Dazu kamen Gelehrte wie J. von Müller; auch Alexander von Humboldt stand diesen Männern nahe. Man fand sich zusammen im Hause des Prinzen, wo Phull militärische Vorlesungen hielt, oder in Bellevue und bei dem Prinzen Radziwill, dessen schöne Gemahlin Luise, die Schwester des Prinzen, diese patriotischen Bestrebungen von ganzer Seele theilte. Neben dem Prinzen Louis wurden allmälig, wohl durch ihn hauptsächlich beeinflußt, auch andere Prinzen des Königlichen Hauses ins Einverständniß gezogen, wie die Prinzen Wilhelm und Heinrich und der Prinz von Oranien-Fulda, Brüder und Schwager des Königs. Besonders aber rechnete man auf die Unterstützung der Königin Luise, deren hochherzige Gesinnung sich in den Krisen des letzten Jahres so herrlich bewährt hatte. Ihr zuerst überreichte Stein jene berühmte Denkschrift, in welcher die Form der Cabinets-Regierung und die Personen der Cabinetsräthe einer schneidenden Kritik unterzogen wurden (Mai 1806). Die Königin billigte die Tendenz, nahm aber Anstoß an der Schärfe der von Stein gebrauchten Ausdrücke, und trug deshalb Bedenken, die Schrift dem Könige einzuhändigen. Von weiteren Maßregeln wurde dann vorläufig Abstand genommen, um so mehr, da die Königin zum Gebrauch der Bäder nach Pyrmont reiste und auch Prinz Louis Ferdinand im Sommer sich wieder nach Magdeburg und Schricke zurückzog.

Erst Anfang August, bald nach der Rückkehr der Königin aus Pyrmont, traf auch Prinz Louis wieder in Berlin ein. Am 3. August, dem Geburtstage des Königs, speiste man zusammen in Charlottenburg, wobei der Prinz zu seinem Verdrusse

dem Grafen Haugwitz gegenüber saß[1]). Ueber allen Anwesenden lag ein Gefühl drückender Schwüle, das namentlich bei dem König bemerkbar wurde. Die Allianz mit Frankreich, die dem preußischen Staate Ansbach, Cleve, Wesel und Neuenburg kostete, hatte ihn zugleich mit England und Schweden in Krieg verwickelt, ohne ihm in Frankreich eine zuverlässige Stütze zu gewähren. Noch eben war man durch die Nachricht von der Gründung des Rheinbundes überrascht worden; jetzt hörte man aus allen Theilen Deutschlands von den Bewegungen der französischen Truppen, die sich vom Niederrhein her gegen Westphalen und von Bayern und Würzburg aus nach der sächsischen Grenze hin zusammenzogen. Sie schienen dazu bestimmt zu sein, dem preußischen Staate neue Opfer aufzulegen, etwa, wie das Gerücht wissen wollte, Bayreuth für Bayern und die Grafschaft Mark für Murat in Anspruch zu nehmen. Als dann vollends in der Nacht vom 5. zum 6. August ein Courier der preußischen Gesandtschaft in Paris mit der bestimmten Nachricht anlangte, daß Napoleon bei seinen Unterhandlungen mit England die Rückgabe Hannovers versprochen habe, da schienen die letzten Zweifel über Napoleon's feindselige Absichten schwinden zu müssen. Auf den Vorschlag des Grafen Haugwitz, dem der König beistimmte, entschloß man sich, das preußische Heer wieder unter die Waffen zu rufen, um gegen alle Ueberraschungen von französischer Seite gerüstet dazustehen (8. August 1806). Ein unwiderruflicher Vorsatz zum Kriege lag noch nicht eigentlich in diesem Entschlusse: wohl aber war entschieden, daß man ohne zuverlässige Bürgschaften von französischer Seite, namentlich ohne die Zurückziehung der französischen Truppen aus Deutschland, die Waffen nicht wieder niederlegen würde.

Diese plötzlichen Rüstungen, über deren letzte Gründe man nur unbestimmte Nachrichten hatte, riefen in den politischen Kreisen Berlins eine um so größere Ueberraschung hervor, als sie augenscheinlich von Denjenigen ausgingen, die man bisher, wenn nicht geradezu für Freunde Frankreichs, doch für Anhänger des Friedens um jeden Preis angesehen hatte. In den Kreisen der Opposition, die wir oben geschildert haben, war es selbst nicht unbekannt geblieben, daß gerade Haugwitz am meisten auf die Ergreifung militärischer Maßregeln gegen Frankreich hingedrängt hatte. Bei alledem glaubte man gleichwohl zu einem neuen Vorgehen gegen den leitenden Minister und die Cabinetsräthe schreiten zu müssen. Der vornehmste Beweggrund dabei war, daß das Verbleiben dieser Männer in ihren Aemtern nicht bloß den patriotischen Aufschwung in Preußen lähmen, sondern auch die befreundeten Regierungen in Deutschland und Oesterreich mit Mißtrauen erfüllen und von einer thatkräftigen Unterstützung zurückhalten werde. Man vereinbarte eine neue Eingabe, die von J. Müller entworfen wurde und — so hatte die Königin empfohlen — mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, dem König überreicht werden sollte. Die Prinzen unterzeichneten, Prinz Louis Ferdinand für sich und zugleich für seinen Bruder August[2]), außerdem Scharnhorst,

[1]) Vergl. das Schreiben des Prinzen, aus dem Nachlaß Varnhagen's I, 271. Das Datum: „Berlin, den 8." ist zu ergänzen: den 8. August 1806.

[2]) „Louis, Prinz von Preußen, General-Lieutenant, in seinem Namen und für seinen Bruder den Prinz August." Das für die innere Geschichte Preußens so merkwürdige Schriftstück ist aus den Papieren Friedrich Wilhelm's III. in das Geh. Staatsarchiv gekommen.

Phull, Stein und der Minister Schroetter. General Rüchel und der Herzog von Braunschweig begleiteten die Eingabe, jener nach seiner Weise mit einer 20 Seiten langen Denkschrift, dieser mit einem kurzen Schreiben, in welchem auch er bei dem allgemeinen Mißtrauen gegen die Räthe des Königs den Wunsch nach einer Aenderung aussprach. Am 2. September, in Charlottenburg, wurde die Eingabe von dem Adjutanten Rüchel's, Capitän Kleist, dem König überreicht, in Gegenwart der Königin, die jedoch nicht, wie man erwartet hatte, die Wünsche der Unterzeichner befürwortete. Der König gerieth, wie sich denken läßt, über den in der preußischen Geschichte unerhörten Vorgang in lebhaften Unwillen. Er warf den Bittstellern vor, daß sie selbst durch ihr Verhalten die öffentliche Meinung irre führten und das so nothwendige Vertrauen zur Regierung schwächten, tadelte den herrschenden Parteigeist, der den Verfall des Vaterlandes herbeiführen werde, und verbat sich übrigens für die Zukunft „sehr bestimmt" derartige Eingaben. Dem Prinzen Louis Ferdinand, wie den andern in der Armee dienenden Prinzen, befahl er, sich sogleich auf ihre Posten zu verfügen.

Der Prinz bat vergebens um die Erlaubniß, sich persönlich von dem Könige verabschieden zu dürfen; auch eine Audienz bei der Königin wurde ihm verweigert. Von Bellevue aus, wo er noch bis zum 5. September verweilte, nahm er von ihr in einem Briefe Abschied, über dem schon die Ahnung des nahen Todes schwebte. „Ich scheide," so etwa hat er der Königin geschrieben, „mit dem festen Entschluß, mein Blut für den König und mein Vaterland zu vergießen, doch ohne die Hoffnung es retten zu können."

Schon am 6. September traf der Prinz in Dresden ein, wo sich die Truppen Hohenlohe's zusammenzogen, deren Avantgarde er wie im Jahre vorher befehligen sollte[1]). Die Stadt war voll kriegerischen Gewühles. Während die sächsischen Truppen langsam auf den Kriegsfuß gesetzt wurden, zogen von Schlesien her die preußischen Truppen über die Elbbrücke nach Thüringen zu, in dessen Ebenen die Vereinigung der verschiedenen Truppencorps erfolgen sollte. Ohne die militärischen Pflichten zu verabsäumen, welche ihm die Abwesenheit Hohenlohe's in Berlin auflegte, genoß der Prinz doch auch die geselligen Freuden, die Dresden und seine schöne Umgebung ihm bieten konnten. Er war ein gern gesehener Gast in Pillnitz bei dem Kurfürsten, der, namentlich in Folge seiner musikalischen Neigungen den feurigen Prinzen bei aller Verschiedenheit ihrer Charaktere wohl leiden mochte, und ließ sich gern die Huldigungen fremder und einheimischer Damen gefallen, die sich für den schönen und ritterlichen „Paladin" begeisterten. Daneben verkehrte er viel und regelmäßig mit Fr. Gentz. In seiner Begleitung unternahm er am 23. einen Ausflug nach Teplitz und Eisenberg, wohin ihn Fürst Lobkowitz zur Jagd geladen hatte. Auch der Fürst von Ligne, der ihn und Karl August für die beiden geistvollsten Deutschen seiner Zeit erklärte, der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Karl Schwarzenberg, der spätere Feldherr der Freiheitskriege, der sich schon damals sehr patriotisch zeigte, und dessen Bruder

[1]) In der ursprünglichen Ordre de bataille war der Prinz dem Magdeburgischen Truppencorps zugetheilt; der König selbst strich seinen Namen hier aus und versetzte ihn wieder zu dem schlesischen Corps unter Hohenlohe. (Vergl. Kriegsarchiv E I, Nr. 1.)

Ernst hatten sich hier eingefunden. Es wurde fleißig gejagt, und der Prinz bewies seine Kraft und Gewandtheit im Kampfe mit einem verwundeten Eber, den er zur Bewunderung aller Jäger glücklich und unverletzt erlegte. Im Freien unter den Bäumen vor dem Schloß wurde das Mahl eingenommen; gegen Abend, wie die Sonne sank, stieg der Prinz zu Pferde und ritt das Gebirge hinunter nach Freiberg, wo ihn der Fürst Hohenlohe erwartete. In gehobener Stimmung, „freudig und muthvoll," wie ein Adjutant des Prinzen schreibt, rückte man von hier aus über Altenburg dem Feinde entgegen, den man noch in Süddeutschland zu überraschen hoffte.

Denn inzwischen hatten, wie nicht anders zu erwarten stand, die nach der Mobilisirung mit Frankreich angeknüpften Verhandlungen zu einem vollständigen Bruch geführt. Dem preußischen Verlangen nach Zurückziehung der französischen Truppen aus Deutschland setzte Napoleon seinerseits die Forderung einer Demobilisirung der preußischen Truppen entgegen. Mit der Nachricht hiervon, die am 17. September in Berlin eintraf, schwand die letzte Hoffnung auf Erhaltung des Friedens, und der König selbst entschloß sich, zu den an den Ufern der Saale versammelten Truppen ins Feld zu gehen. Am 18. September erschien er mit der Königin Luise in Bellevue, um von den Eltern und der Schwester des Prinzen Abschied zu nehmen. Er zeigte sich ruhig und gefaßt, ohne Täuschung über die Schwere der bevorstehenden Entscheidung, aber voll Vertrauen in seine Armee. Auch von Prinz Louis sprach er und von den Erwartungen, die er auf ihn setze. Prinzessin Luise geleitete Beide hinaus. Der König, seiner Bewegung nicht mehr Meister, schwang sich eilig auf sein Pferd und sprengte im Galopp davon; die Königin, die im Wagen gekommen war, flüsterte der Prinzessin beim Abschiede zu: „Sagen Sie ihm, ich baue ganz auf ihn." Am 21. Sept. verließen sie Berlin, welches der König erst nach Jahren wiedersehen sollte.

Die Stimmung der Zurückbleibenden, was man auch darüber gesagt hat, war weit entfernt davon, siegesgewiß oder auch nur zuversichtlich zu sein. Die Schwerfälligkeit der preußischen Rüstungen und die mit dem Ultimatum erfolgte Ankündigung des Tages für den Beginn der Feindseligkeiten (8. October), erweckten in Berlin vielfach Besorgniß.

„Wenn man den Nachrichten Glauben schenken darf, welche einige Personen aus dem Hauptquartier erhalten haben," so schrieb die Prinzessin Luise Radziwill am 2. October ihrem Bruder[1]), „so erwartet man am 8. die Rückkehr des dem General Knobelsdorff geschickten Couriers und den Anfang der militärischen Operationen. Ich gestehe indessen, es scheint mir zu wenig wahrscheinlich, daß man einen solchen Zeitpunkt im voraus und so öffentlich festsetzt, als daß ich dieser Nachricht Glauben schenken könnte."

Einige Tage später schreibt sie:

„Seit vorgestern denke ich an nichts anderes als an Euch, und mitten in den augenblicklichen Zerstreuungen des Tages werde ich plötzlich von dem Gedanken an das ergriffen, was sich in dem Augenblick bei der Armee

[1]) Diese Briefe der Prinzessin an ihren Bruder ruhen im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris (Prusse, Mémoires et Documents vol. 9). Es ist unmöglich, sie ohne Bewegung in die Hand zu nehmen: sie sind vom Blute des Prinzen durchtränkt, und dadurch an einigen Stellen unleserlich geworden.

oder bei Eurer Avantgarde zuträgt. Möge der Himmel alle die Wünsche erhören, die man hier für Dich, mein theuerster Freund, hegt, und Dir all das Glück und alle die Erfolge schenken, die Du verdienst. Man hält hier den 8. für den Tag, an welchem die Bewegungen anfangen sollen. Die Vedova [1]) hat einen Brief von ihrer Schwester erhalten, der über den Stand der Dinge noch nichts Bestimmtes enthält . . . Heute erfahren wir, daß das Hauptquartier gegenwärtig in Erfurt ist und daß Alles vorwärts geht. Gestern besagten Briefe, die authentisch scheinen, daß Napoleon seit dem 30. in Ansbach ist [2]). Denke Dir meinen Schreck dabei, da Dein Brief erst den 3. Oktober als den Tag nennt, wo die Truppen im Stande sein werden die Ereignisse zu erwarten. Glücklicherweise stellte es sich nach allen Berechnungen heraus, daß die Nachricht unmöglich richtig sein konnte. Auch sprechen die Pariser Zeitungen vom 24. erst von den Vorbereitungen zu seiner Abreise, und ich gebe mich noch der Hoffnung hin, daß die Feindseligkeiten werden anfangen können, ehe die Anordnungen Bonaparte's uns gefährlich werden" . . .

Am nächsten Tage fügte sie hinzu:

„Durch ein Schreiben der Königin erfahren wir so eben die Ankunft Napoleon's in Würzburg. Sie schreibt am 3., er sei dort am 1. angekommen. Im ersten Augenblick erschien mir diese Ankunft so überraschend, sie störte meine Ideen so sehr, daß ich anfing mich für Eure Avantgarde außerordentlich zu beunruhigen und daß meine Einbildungskraft mir die traurigsten Ereignisse vergegenwärtigte. Mimi [3]), die mir diese Nachricht gebracht hatte und bei der ich den Abend verlebte, zitterte noch mehr als ich. Schließlich fanden wir aber doch, daß wir uns von einem panischen Schrecken hatten hinreißen lassen, der des preußischen Blutes wenig würdig ist. Mimi beauftragt mich, Dir zu sagen, daß „sie hätte gewaltig die Flügel hängen lassen", und daß sie hofft, die Stimmung Eurer Soldaten werde besser sein als die ihrige . . . Möchte das Schicksal von diesem Lande die Gefahren fern halten, von denen es bedroht ist und die unsere Feinde unglücklicherweise nicht allein veranlaßt haben! . . . Der Jäger, der Dir diesen Brief bringt, hat uns durch die Erzählung von der Begeisterung und der Ergebenheit Deiner Truppen für Dich, mein guter Louis, sehr gerührt. Er [rühmt] besonders die sächsischen Kürassiere und die Schimmelpfennig-Husaren, die ihn auf einem Posten angehalten haben, um auf Deine Gesundheit zu trinken und mit ihm von ihrer Anhänglichkeit an ihren Chef zu sprechen" . . .

Die Befürchtungen, welche aus diesen Zeilen sprechen, sind auch dem Prinzen Louis nicht fern geblieben, während er in einer unscheinbaren Uniform, nur von v. Nostitz und einem Jäger begleitet, mit seinem Truppencorps von Sachsen nach Thüringen vorrückte. Entschlossen, den Schwur zu halten, den er vor einem Jahre mit Blücher und Rüchel in Erfurt ausgetauscht, fand er für seinen stürmischen Charakter Ruhe und Stetigkeit in dem sicheren Bewußtsein, daß er nur siegend oder todt aus dem bevorstehenden Kampfe scheiden werde. Seine Umgebung bemerkte, daß er, je näher die Entscheidung rückte, um so mehr an Frohsinn und Gesundheit gewann. In seinem Inneren aber bewegte ihn unaufhörlich die Sorge um das Schicksal des Staates, dessen politische Leitung er immer noch in den Händen des verhaßten Haugwitz sah und dessen Heer jetzt von dem Herzog

---

[1]) Prinzessin Solms, die Schwester der Königin Luise.

[2]) Am 30. September war Napoleon noch in Mainz.

[3]) Wilhelmine, Schwester des Königs, Gattin des Prinzen von Oranien-Fulda, der eine Division des preußischen Heeres commandirte.

von Braunschweig ins Feld geführt wurde. Ein Schreiben aus der Nähe von Chemnitz, vom 27. September datirt, gibt Bericht über diese Stimmungen.

. . . „Es ist sicher und der König könnte sich leicht davon überzeugen, daß der Name Haugwitz überall ein wirkliches Hinderniß ist, da er nirgends Vertrauen einflößt, wie wir nur zu viel Gelegenheit gehabt haben sowohl in Sachsen als in Oesterreich zu bemerken . . . Indessen ist es doch einigermaßen seltsam, daß die, welche das Uebel angerichtet haben, so zu sagen gezwungen worden sind, die Fahne zu erheben, um die sich ganz Europa sammeln muß. Es ist gewiß, daß diese öffentliche Verleugnung ihres früheren Verhaltens der ersten Bewegung anfangs einen noch volksthümlicheren Charakter geben kann; da man aber einmal in der Welt nicht an vollständige Bekehrungen glaubt, so werden es niemals diese nämlichen Personen sein, die einen Krieg zum glücklichen Ende führen und eine Verbindung schließen können, die vom allgemeinen Interesse erfordert wird, die aber in dauerhafter Weise nur dann begründet werden kann, wenn sie die Frucht des Vertrauens ist, und ich glaube sagen zu dürfen, daß der, welcher den Vertrag von Schönbrunn unterzeichnet hat, der, welcher im vergangenen Jahre alle Maßregeln hintertrieb, weder Oesterreich noch Rußland Vertrauen einflößen kann. Uebrigens wird der Krieg dies alles entwickeln und die Gewalt der Dinge wird über die Schwäche triumphiren. Erst wenn Preußen Beweise seiner Zuverlässigkeit, seiner politischen Bekehrung gegeben hat, darf es hoffen Verbündete zu finden, und nur seine militärischen Erfolge werden über das Schicksal Europa's entscheiden. Ich habe alle Ursache zu hoffen, daß wir angriffsweise verfahren, was immer Erfolge sichert und uns doppelt sichert, da Bonaparte sicher nicht darauf gefaßt ist . . Es ist zu wünschen, daß man mehr Einheit und Schnelligkeit bei dem zeigt, was man unternimmt . . .

Adieu, ich bin sicher, daß alle Deine Wünsche uns begleiten. Ich hoffe, daß Ihr gegen den 10. oder 12. Nachrichten haben werdet und daß vielleicht die ersten Flintenschüsse gefallen sein werden . . . Nicht ohne lebhafte Bewegung kann ich an die nahenden Augenblicke und an den Kampf denken, der sich vorbereitet. Ich würde ihnen ruhiger und heiterer entgegensehen, wenn die, denen die wichtigste Sorge anvertraut ist, mir mehr Vertrauen einflößten."

Es hatte ursprünglich die Absicht bestanden, über den Thüringer Wald hinweg einen Angriff gegen die französischen Truppen in Süddeutschland zu unternehmen, die man noch nicht in genügender Anzahl vereinigt glaubte. Als man dann den raschen Anmarsch Napoleon's erfuhr, der, auf beiden Ufern der Saale vorrückend, die in den Ebenen Thüringens auf dem linken Saaleufer versammelte preußisch-sächsische Armee zu überflügeln drohte, hielt der Fürst Hohenlohe hauptsächlich unter dem Einfluß seines Generalstabschefs Massenbach den Uebergang der Armee auf das rechte Ufer der Saale für unerläßlich, um der Umgehung der linken Flanke zuvor zu kommen. Ohne rechte Uebereinstimmung mit den Bewegungen der vom König und dem Herzog von Braunschweig befehligten Hauptarmee, wiewohl auch diese die Ueberschreitung der Saale ins Auge gefaßt hatten, beschloß der Fürst deshalb, sein Truppencorps an der Saale bei Kahla, Orlamünde und Rudolstadt zu vereinigen und Alles zum Uebergang vorzubereiten. Prinz Louis Ferdinand, der am 2. October in Jena angelangt war und dann in Stadt-Ilm sein Hauptquartier genommen hatte, erhielt am 9. Oct. den Befehl, die Avantgarde bei Rudolstadt zusammen zu ziehen, diesen Punkt sowie Blankenburg bis zum Eintreffen der von Erfurt heranrückenden Armee des Königs zu behaupten und sich dann eintretenden Falls dem Marsche über die Saale anzuschließen. Er war in der Ausführung dieses Befehles begriffen, als er, auf dem Marsche nach

Rudolstadt, wo er vom 9. zum 10. October übernachtete, die Nachricht erhielt, daß die Franzosen bereits Koburg besetzt hätten und gegen Saalfeld heranrückten. Diese Nachricht entschied über das Schicksal des Prinzen.

Es lag auf der Hand, daß die Behauptung von Saalfeld, wo sich die vom obern Main über Koburg führende Straße ins Saalthal hinabsenkt, für die Armee Hohenlohe's die allergrößte Wichtigkeit hatte. Nur im Besitz von Saalfeld konnte man den Abmarsch über die Saale ungestört vollziehen, der dadurch in der rechten Flanke gedeckt wurde; dem Feinde andererseits gewährte der Besitz von Saalfeld zugleich einen Vereinigungspunkt für die eigenen am linken und rechten Ufer der Saale getrennt marschirenden Truppen und einen Stützpunkt für einen etwaigen Angriff auf die rechte Flanke der über die Saale ziehenden preußischen und sächsischen Armee.

Aus diesen Erwägungen heraus und in der Ansicht, daß der Anmarsch der Franzosen gegen Saalfeld nur einen untergeordneten Bestandtheil ihrer großen Bewegung auf dem rechten Saaleufer gegen Schleiz hin darstelle, entschloß sich der Prinz, Saalfeld vorläufig zu behaupten. Er dachte dabei so wenig daran, sich in ein ernstliches Gefecht mit den Franzosen einzulassen, daß er noch am 9. Oct. aus Rudolstadt, in einem Bericht über den Stand der Dinge, den König bat, einen Theil der Hauptarmee nach dem Saalthale, also auch nach Saalfeld vorrücken zu lassen, um ihrerseits den Marsch des Hohenlohe'schen Corps über die Saale zu decken[1]). Nur bis zu dem Eintreffen der Hauptarmee, die er mit Bestimmtheit erwartete, dachte er selbst den Posten von Saalfeld gegen die Franzosen zu behaupten. Es ist keine Frage, daß der Prinz dabei an sich richtigen Blick und treffendes Urtheil bewiesen hat (die Befehle Napoleon's zeigen, welche Wichtigkeit der Posten bei Saalfeld hatte) und daß er sich keineswegs von zügelloser Kampfeslust zu einem unüberlegten Zusammenstoß hat fortreißen lassen. Allein der Prinz täuschte sich einerseits über die Stärke der heranziehenden Franzosen, wie denn überhaupt bekanntlich in der verbündeten Armee das Nachrichtenwesen höchst mangelhaft geordnet war[2]), und andererseits schlug er doch die Ge-

[1]) Es ist vielleicht von Interesse, diesen letzten Bericht des Prinzen an König Friedrich Wilhelm III. vollständig kennen zu lernen (Original im Kriegsarchiv des Generalstabs E I, 57):

„Ew. K. M. melde unterthänigst, daß ich auf Befehl des Fürsten von Hohenlohe mein ganzes Corps d'avantgarde in dieser Nacht hier bei Rudolstadt concentrire, um nach der Idee des Fürsten gegen Neustadt a. d. Orla vorzurücken. Ein avancirter Posten von dem Füsilier-Bataillon von Rabenau und eine Jäger-Compagnie steht bei Saalfeld und Hoheneichen. Von diesem wird mir gemeldet, daß die Franzosen Coburg besetzt haben und Miene machen, über Judenbach gegen Saalfeld vorzurücken. Auf alle Fälle scheint diese Operation nur ein Nebenzweck von der größeren gegen Schleiz, wohin der General Graf Tauentzien sich schon vor einer überlegenen Macht hat retiriren müssen. Damit aber die beschlossene Bewegung der Armee des Fürsten von Hohenlohe nicht durch das Vorrücken der Franzosen gegen Saalfeld genirt werde, wollte ich Ew. K. M. unterthänigst anheimstellen, ob nicht von der in der Gegend von Blankenhayn à portée ankommenden Hauptarmee ein Theil in das Saalthal rücken und etwa bis gegen Gräfenthal vorrücken könnte, wodurch der nach Neustadt rückenden combinirten Armee die rechte Flanke gedeckt und zugleich das Magazin hier in Rudolstadt gesichert sein würde.

Rudolstadt, den 9. October 1806. Louis, Pr. v. Preußen."

[2]) Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist die bisher nicht bekannt gewordene Antwort auf den eben erwähnten Bericht des Prinzen, die der Generaladjutant des Königs, Kleist, am 10. Oct.,

fahr zu gering an, durch die weite Ausdehnung seiner Stellung an der Saale aufwärts, zu der er nicht beauftragt war, von dem Corps Hohenlohe's getrennt und isolirt angegriffen zu werden.

So entwickelte sich am 10. October das Treffen bei Saalfeld. Ueberlegene französische Truppen unter dem Befehl des Marschall Lannes stiegen zahlreich aus dem Gebirge herab und griffen die Preußen und Sachsen zugleich vor Saalfeld und in der rechten Flanke auf der Straße nach Rudolstadt an. Der Prinz, der am Morgen des 10. Oct. von Rudolstadt nach Saalfeld gekommen war, bewies der drohenden Gefahr gegenüber ungewöhnliche Ruhe und Kaltblütigkeit. Aber auch sein persönliches Eingreifen vermochte nicht den Franzosen den Sieg zu entreißen, den sie zugleich ihrer größeren Zahl und ihrer überlegenen Fechtweise, dem Tirailliren, verdankten. Die Behauptung von Saalfeld zeigte sich als unmöglich, und es trifft den Prinzen vielleicht der Vorwurf, das Gefecht nicht rechtzeitig abgebrochen zu haben, nachdem der eigentliche Zweck desselben sich bald als verfehlt herausstellte. Als er die Befehle zum Rückzuge ertheilte — „mit einer Ueberlegung und Klarheit der Ideen, die mir unvergeßlich sein wird," sagt ein Augenzeuge[1]) — war es bereits zu spät. Von allen Seiten sahen sich Preußen und Sachsen von den heranrückenden Franzosen überfluthet: in dem Getümmel des Rückzuges, bei dem Orte Wölsdorf nordwestlich von Saalfeld, wurde der Prinz selbst von feindlichen Reitern eingeholt und erschlagen. Sein Leichnam, der am Tage nach dem Treffen in die Schloßkapelle von Saalfeld gebracht war, wo Frauenhände ihn mit Lorbeerkränzen schmückten, wurde später nach Berlin übergeführt und feierlich im Dom beigesetzt. —

„Er war in den letzten Zeiten immer trefflicher geworden, sein ganzer Wunsch war die Befreiung der Deutschen," so schrieb auf die Nachricht vom Tode des Prinzen Louis trauernd Johann von Müller, der ihm im Leben so nahe gestanden hatte. In der That: man kann sich der schmerzlichsten Empfindung nicht erwehren, wenn man sich erinnert, daß der Prinz gerade dann hinweggerafft wurde, als er sich aus den Irrthümern und Ausschreitungen des Jünglings zu der zukunftsvollen Bedeutung des Mannes, aus dem selbstsüchtigen Individualismus zu der aufopfernden Hingabe für das Vaterland emporgerungen hatte.

Indem wir uns aber diesen Entwicklungsgang des Prinzen Louis Ferdinand vergegenwärtigen, so will es uns fast scheinen, als ob wir in ihm den Entwicklungsgang des preußischen Volkes selbst auf der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verkörpert sehen. Wie Prinz Louis, war auch das preußische Volk dem verführerischen und verwirrenden Einfluß der philosophischen, socialen und poli-

---

Morgens 8 Uhr, in Erfurt ausgefertigt hat. Es heißt darin, [nach Ablehnung des Vorrückens eines Theiles der Hauptarmee ins Saalthal: „Ich glaube aber auch, daß, wenn Ew. Hoheit und Liebden die Bewegung gegen Neustadt (a. d. Orla auf dem rechten Saalufer) vorgenommen hätten, die rechte Flanke vom Corps des Fürsten Hohenlohe noch keine Besorgnisse haben dürfte, indem die Bewegungen der Hauptarmee dem Feinde selbst seines schnellen Vorrückens wegen Besorgnisse erwecken." (Kriegsarchiv E I, 84.)

[1]) Relation des Hauptmanns von Valentini, Kriegsarchiv des Generalstabs E I, 84.

tischen Ideen des 18. Jahrhunderts erlegen und hatte sich, untreu den nationalen und religiösen Grundlagen unsers Volkslebens, einem aufgeklärten Weltbürgerthum und zugleich einer selbstgenügsamen Abschließung gegen die Leiden und Freuden der Stammesgenossen ergeben, in welcher sittliche Willenskraft und vaterländische Gesinnung abstarben. Erst die immer drohendere Gefährdung der nationalen Selbständigkeit hatte, wie bei Prinz Louis, in dem preußischen Volke einen Umschwung vorbereitet, der noch vor dem Zusammenbruch von 1806 eine neue Phase in unserer geschichtlichen Entwicklung einleitete. Wenn es auch dem Prinzen versagt blieb, an der glänzenden Vollendung dieser Entwicklung nach 1807 mitzuarbeiten: unter den Männern, welche durch Belebung vaterländischer Gesinnung, durch Verbreitung gesunder politischer Anschauungen, durch Aufopferung der eigenen Person die ruhmvolle Gestaltung unserer neueren Geschichte angebahnt haben, wird Prinz Louis Ferdinand immer einen hervorragenden Platz einnehmen.

Californien.

Von

E. Reyer.

I. San Francisco.

Ein langer, milder Gebirgszug schließt das californische Land gegen den stillen Ocean ab; nur an einer Stelle tritt das Meer durch eine Depression dieses Küstengebirges ein und füllt eine Mulde des flachen, fruchtbaren Binnenlandes. Hier liegt zwischen Ocean und Bai die junge, kosmopolitische Weltstadt mit ihrem fröhlichen Getriebe; hier ruhen in weiter Bucht die mächtigen Schiffe des fernen Ostens und Westens, Dampfer kommen und gehen von Strand zu Strand.

Ein buntes Häusermeer bedeckt die hügelige Landzunge im Süden des goldenen Thores; die Altstadt blickt ostwärts gegen die Bai, breitet sich aber von Jahr zu Jahr weiter über das westliche Hügelland und wird wohl binnen weniger Decennien das pacifische Gestade erreicht haben.

Die geraden Straßen und die mehrstöckigen Häuser des Geschäftsviertels erinnern an andere amerikanische Städte; die kleinen, meist einstöckigen Familienhäuser, welche ringsum das Stadtgebiet beherrschen, tragen hingegen jenes Gepräge, welches dem Klima und der Lebensweise des Südwestens entspricht. Die Räume sind licht und luftig, das innere Leben tritt durch Altane und Erker hinaus ins Freie. Immergrünes Strauchwerk, Rosen, Fuchsien und Schlinggewächse, welche hier und dort zwischen den Fenstern emporstreben, beleben die Fronten und verschönern die Straßen. Mindestens achtzig Procent aller Bauten bestehen ganz aus Holz, was auf den ersten Blick allerdings nicht auffällt, weil die Formen, welche wir gemeiniglich nur an Steinbauten sehen, hier dem fremden Material angeeignet sind. Der Bau eines solchen Hauses ist oft in wenigen Wochen vollendet: das luftige, und doch starke Gerippe schießt empor, dann wird es flach bedacht, verschalt und schließlich mit hölzernen Platten und Ziegeln, Schuppen, Gesimsen und Säulchen überkleidet und bedeckt. Dann noch ein Anstrich mit milder Mineralfarbe, und das steinartige Holzhaus ist fertig.

Man hat diese „Fälschungen" getadelt, ohne zu entdecken, daß der Vorwurf in vielen Fällen nicht den amerikanischen Reformer trifft, sondern auf die

classischen und alteuropäischen Architekten zurückfällt. Der griechische Tempel, das Vorbild der Renaissance, war ja nachweislich ursprünglich in Holz gedacht und ausgeführt und erst im Laufe der Zeit wurde die Composition in dauerhaftes Steinmaterial transponirt. Wenn die amerikanischen Architekten ihre Säulen, Balken und Gesimse aus Holz ausführen, fälschen sie also keineswegs die Kunstbauten der alten Schulen; im Gegentheile, sie kehren zu dem Urmaterial zurück. Mag man dieser Ueberzeugung zustimmen oder nicht, jedenfalls wird der Besucher der pacifischen Großstadt durch die leichte und fröhliche Bauweise angemuthet.

Es wurde erwähnt, daß die Straßen durchaus geradlinig verlaufen; wie bei den meisten amerikanischen Städten, so ist auch hier die schachbrettförmige Anordnung der Baulichkeiten zur Durchführung gekommen. Dieser gleich einfache wie geschmacklose Bauplan, welcher in ebenen Gebieten nur den einen praktischen Nachtheil hat, daß er die Ausbildung eines natürlichen und zweckmäßigen Verkehrs-Geäders hindert, hat für das hügelige San Francisco eine tief einschneidende Bedeutung gewonnen.

Der Leser erinnert sich vielleicht an jenen russischen Kaiser, welcher eine wichtige Eisenbahn seines Reiches entwarf, indem er das Lineal auf die Landkarte legte und mit höchsteigener Hand einen Strich zwischen den Endpunkten jener Strecke zog. Dies erlauchte Vorbild hat vielleicht Bürger Vioget im Auge gehabt, als er den Plan der Stadt San Francisco im Jahre 1839 auf dem Papier entwarf. Er dachte ebenso wenig wie der russische Großherr daran, wie theuer dieser billige Entwurf zu stehen kommen sollte. Als die Stadt zu Anfang der fünfziger Jahre sich ausbreitete, stellte es sich heraus, daß viele Straßen nur von Fußgängern und Pferden, nicht aber von Fuhrwerk passirt werden konnten. Eine Aenderung des Planes wurde vorgeschlagen, scheiterte jedoch an den widerstrebenden Parteiinteressen. Man beschränkte sich darauf, in den steilen Straßen Holzsteige und Stiegen zu bauen, und ließ in Mitte des verunglückten Fahrweges das Gras wachsen.

1853 schlug der städtische Ingenieur vor, zwar den alten Plan bestehen zu lassen, aber doch eine Nivellirung durchzuführen. Derartige nachträgliche Wandlungen des städtischen Reliefs sind bekanntlich nicht neu, sind auch durchaus nicht störend, wenn es sich um kurze Strecken und um Niveau-Aenderungen von wenigen Metern handelt. Der Hausbesitzer verwandelt eben in diesem Falle seinen Keller in ein Parterre und das Haus ist adaptirt. In San Francisco handelte es sich aber eben mehrfach um haustiefe (dreißig-, ja sechzigmetrige) Abtragungen, und diese waren entschieden unökonomisch, ja unausführbar. Die sechzigmetrige Abtragung des Telgraph-Hill hätte seiner Zeit pro Quadratmeter Basis 100 bis 200 Mark gekostet, während ein Meter nicht nivellirten Grundes um wenige Mark gekauft werden konnte. Das Mißverhältniß war so schreiend, daß Niemand die Nivellirung seines Grundes wagte; nur in einem Gebiete wurde die gigantische Vertiefung der Straße vom Bauamte durchgeführt, die Hausbesitzer aber verzichteten, mit ihrem Besitz nachzurücken. Sie klagten gegen die Stadt, verloren den Proceß und ließen ihre entwertheten Häuser oben am Rande des

Abgrundes stehen. Die Arbeit wurde nun auch von Seiten der Stadtverwaltung eingestellt und man ließ das ganze Project fallen.

Die steilen Gebiete blieben unpracticabel und hemmten die Ausbreitung der Stadt. So blieb es bis zu Anfang der siebziger Jahre, bis zur Einführung der Kabelbahnen. Im Jahre 1869 war Brooks, der Sohn eines Pioniers von San Francisco, mit dem Projecte hervorgetreten, konnte aber die nöthigen Fonds nicht aufbringen, und die Sache ruhte, bis im Jahre 1872 ein unternehmender Capitalist die Concession erwarb. Nun wurde die Bahn ausgeführt und rentirte sich so gut, daß rasch andere Unternehmungen folgten. Die steilen Gebiete wurden zugänglich, die Grundpreise stiegen, und heute sind gerade die Hügel, welche vordem als unwegsam galten und nur von den ärmeren Volksclassen bewohnt wurden, von den schönsten Häusern und Villen übersäet.

Wer die Kabelfahrt durch California Street genossen hat, wird diesen eigenartigen, ja einzigen Eindruck nicht so leicht vergessen. Wir gehen durch die ebene Straße vor bis an den Fuß des Hügelgebietes, dann steigen wir in den Kabelwagen; ein stählerner Arm greift durch einen Schlitz im Straßenpflaster hinab, packt das unterirdisch gleitende Seil, und unser Wagen steigt rasch und still über die steile Straße empor, und bald sehen wir die flache lärmende Geschäftsstadt zu unseren Füßen. Dort unten Arbeit und Handel, Gedränge und Wagengerassel, oben Alles hell und still und sonntäglich. Nur wenige Fußgänger sieht man hier. Fast der ganze Verkehr wird durch die zwei Seile besorgt; vor uns sehen wir ein paar Wagen herauffahren, andere gleiten über das Geleise nebenan hinab.

Wir erreichen die Höhe und fliegen dahin zwischen den Palästen, Villen und Gärten der Fürsten von San Francisco — hinab und hinaus quer über die Landzunge bis zum Park; weiterhin folgt helle Düne, blaues Meer. Die Hügel und Bergzüge erinnern durch die sanften Formen und durch die dürftige Vegetation an toscanische und sicilische Gegenden. Spärliche Bäume, luftiger Wald halten sich hier und dort an den nördlichen Gehängen und in den Schrunden. Nach der Regenzeit schimmert das Gehügel weithin von zartem, smaragdgrünem Graswuchs, im Sommer aber wird das Land dürr, nur die Pinienbestände erscheinen als dunkelgrüne Flecken im hellbraunen, wüsten Bergland.

Wir überschauen auf unserer Hochfahrt das Häusermeer, die Bai, das freundliche Hügelland jenseits der Bai und die schrofferen Züge des Küstengebirges. Wir fahren von der Höhe hinab in eine Mulde, dann wieder hinauf und nochmals hinab. Fortwährend neue Auf- und Niederblicke und kurze Ausblicke durch die Querstraßen. Die Häuser werden spärlich und arm, die Gärtchen gehen in die Haide über, es folgt der Park und der schöne Friedgarten, welcher ein weites hügeliges Gelände beherrscht und einen bezaubernden Rundblick über Stadt und Land und Meer gewährt. Hier ruhen viele tausend Pioniere des fernen Westens — geboren in London oder Boston, zu Sevilla oder Köln, in Siena oder Christiania — gestorben in San Francisco — das besagen die Inschriften. Wie viel Erfolg, wie viel enttäuschte Hoffnungen, erschöpfte Leiden und verrauschte Freuden liegen hier begraben! Diese Männer haben die Stadt erbaut und die Saaten gesäet; ihre Kinder genießen die Früchte.

Die wunderbare Culturgeschichte des Landes datirt eigentlich seit einem Menschenalter. Durch viele Jahrtausende gab es hier wie im ganzen Continente nur schwärmende Indianerhorden, dann folgten ein paar Jahrhunderte matter romanischer Missionsarbeit — beide Epochen haben wenig Spuren hinterlassen und wirken nicht fort im modernen Culturleben, es sei denn in Ortsnamen und Worten (Ranch, Placer, Plaza, Alcalde, Sherif). Erst mit dem Jahre 1848 kamen jene germanischen Horden, welchen es vorbehalten war, das Land und seine Schätze zu erobern und zu entfalten.

Die historischen Nachrichten beginnen mit unserer Neuzeit. Schon im Jahre 1537 hatten einige Schiffe des Cortez die öden Gestade des südlichen Californien berührt; im selben Jahre kamen vier Spanier (der Rest einer verunglückten Florida-Expedition) vom fernen Osten über die Sierra; diese und spätere Züge hatten aber keinen Erfolg und blieben bedeutungslos für die Geschicke des Landes. Erst im folgenden Jahrhunderte gelang es den Missionen, in Californien Fuß zu fassen. Zunächst besetzten die Jesuiten einige Punkte der nördlichen Halbinsel und drangen dann im Laufe des 18. Jahrhunderts allmälig nordwärts vor; nach ihrer Vertreibung (1767) traten mit größerem Erfolge die Franciscaner ein. Pater Junipero Serra, ein lahmer Mann mit qualvoll entzündeter Fußwunde, führte die Schar. Er pries seine Leiden, die ihn wach hielten, er kasteite seinen Leib, und seine fanatische Seele brannte darnach, die alten verlassenen Missionen wieder zu beleben und den Segen unter die Heiden zu bringen. Eines der zwei Missionsschiffe erreichte den Bestimmungsort wohlbehalten, das zweite Schiff aber wurde durch die Stürme verschlagen, durch Seuchen entmannt und kam erst mehrere Wochen später nach Monterey — nur der Koch und ein Matrose waren noch am Leben.

Trotz Verlust, Erschöpfung und Leiden ging Junipero doch unverzüglich ans Werk; er ließ ein Zelt aufschlagen, läutete die Glocke und las die Messe. Beim Anblick der zu bekehrenden Heiden schwelgte die Seele des wackeren Missionärs. Er fesselte ihr Interesse durch Geschenke und bewog sie hierdurch, wenigstens äußerlich an den religiösen Ceremonien theilzunehmen.

Ein paar Jahre später (17. September 1776) entdeckten die Spanier die große Bai im Norden von Monterey und gründeten hier eine Mission, welche sie dem San Franciscus zu Ehren benannten.

Das Interesse der Colonisten war natürlich nur religiös. Kindstaufen und Wunder waren die einzigen Staatsgeschäfte jener glücklichen Tage. Nebstbei lehrten die Missionäre den Indianern allerdings auch etwas Ackerbau und machten selbst Mehl, Wein, Kleider und Leder; aber die Colonien wollten nicht gedeihen, die Indianer waren der Arbeit und dem Christenthum abgeneigt und bequemten sich zu beiden nur im Falle der Noth. So fristeten die spanischen Missionen ein kümmerliches Dasein bis in unsere Tage. Die Losreißung Mexico's von Spanien änderte nicht viel; die neuen Herren waren so ohnmächtig wie ihre spanischen Vorfahren und überließen das Land seinem Schicksal.

Wiederholt versuchten die Engländer und die Amerikaner (1833) Californien käuflich zu erwerben, aber die Mexicaner gingen auf die Vorschläge nicht ein.

Sie hatten zwar nicht die Energie, das Land zu heben, aber sie waren andererseits doch zu stolz, dasselbe zu verkaufen.

Im Jahre 1836 erließ Don Alvarado ein Pronunciamiento, in welchem Californien als Freistaat erklärt wurde. Die Bewegung endete aber gleich anderen mexicanischen Pronunciamientos mit einer Farce. Die mexicanische Regierung machte Zugeständnisse, installirte den Revolutionär als Gouverneur, und Alles kehrte zum alten Schlendrian zurück.

Endlich in den vierziger Jahren reiften die Geschicke. Mehr und mehr Einwanderer kamen vom fernen Osten; die mexicanische Regierung ahnte Schlimmes und befahl ihrem Gouverneur, die Einwanderer über die Sierra zurück zu schicken. Der Machthaber konnte der lächerlichen Zumuthung natürlich nicht nachkommen, weil er weder über genügende Mannschaft, noch über Geld verfügte; noch viel weniger war er in der Lage, alle Uebergänge der Sierra zu bewachen, um den ferneren Zuzug abzuschneiden; endlich konnte er es auch nicht hindern, daß die Russen, welche vom Norden her vordrangen, die weiten Weidedistricte des nördlichen Californien besiedelten. Es blieb ihm nichts übrig, als im Namen seiner ohnmächtigen Regierung zuzusehen, wie das Land von den Fremden besetzt und parcellirt wurde. Unter dem Drucke dieser Verhältnisse forderte eine Versammlung der Altcalifornier die mexicanische Regierung kategorisch auf, entweder zu helfen oder das Land an eine fremde Regierung zu verkaufen. Aber weder das Eine noch das Andere geschah; die Mexicaner hatten daheim vollauf zu thun.

Seit Kurzem waren die Canäle, dann die Eisenbahnen vom amerikanischen Osten gegen das Mississippi-Gebiet vorgedrungen; die Karawanenstraßen, welche nach dem nördlichen Mexico führten, wurden belebt, und bald standen diese Gebiete mit den Vereinigten Staaten in innigerem Verbande, als mit dem südlichen Mutterlande.

Diese Wandlung der Interessen, welche im Jahre 1845 zum Anschlusse von Texas an die Vereinigten Staaten geführt hatte, entschied auch das Geschick Californiens. In einer stürmischen Versammlung (Juni 1846) erklärte Don Castro die Sachlage und die Wünsche des Volkes kurz und bündig: „Mexico thut nichts für uns und ist selbst ohnmächtig. Wir können die Amerikaner, welche in Scharen über die Berge kommen, nicht aufhalten. Sie haben Aecker und Weingärten, sie haben alle Mühlen, Sägen und Werkstätten, sie überfluthen und überwältigen uns. Da gibt es nur einen Ausweg: den Anschluß an das republicanische und mächtige Amerika."

Da weder die Vertreter der mexicanischen Regierung, noch die mexicanischen Soldaten ein Hinderniß aufwarfen, schnitt der Commandant eines im Hafen stationirten Schiffes alle ferneren Debatten ab, indem er Californien als freies Mitglied der Vereinigten Staaten proclamirte. Das Mutterland zögerte noch längere Zeit, die Thatsachen anzuerkennen; im folgenden Jahre aber wurde Mexico von den amerikanischen Truppen besetzt, 1848 folgte der Friedensschluß, in welchem der besiegte Staat die vollzogenen Wandlungen anerkannte.

Seit jener Zeit datirt die Größe von San Francisco, welches binnen wenigen Jahren die alte Missionsstadt Monterey überflügelte und bald den ganzen marinen Verkehr an sich riß. Im Jahre 1846 war die hügelige Gegend, über welche sich heute San Francisco hinzieht, noch öde, nur wenige Holzbuden standen am Abhange des von spärlichem Buschwald übergrünten Telegraph-Hill und nahe der seichten Bai, welche zu jener Zeit noch eine gute Viertelstunde weiter ins Land eingriff als heute. Im Frühjahre existirten erst 80 Häuser; bis zum Herbst wuchs die Zahl auf das Doppelte, aber alle Baulichkeiten hatten den Charakter provisorischer Hütten, und so blieb es auch während der folgenden Jahre. Der Anschluß an Amerika und die Entdeckung der Goldfelder (1848) brachte zwar eine fieberhafte Erregung und eine fabelhafte Menschenmenge ins Land, aber Wenige dachten daran, daß man in dem wüsten Goldlande ein dauerndes Heim finden könnte. Jeder wollte sich nur rasch bereichern und dann heimkehren; so lange diese Anschauungen herrschten, blieb San Francisco nur ein gigantisches Provisorium. Eine Menge luftiger Buden und Häuschen breitete sich längs des Gestades aus und zog sich über die Gehänge hinauf; das sah kaum wie eine Stadt, eher wie ein toller wandernder Markt aus. Die Schiffe kamen zu Schaaren, kleine Fahrzeuge brachten die Waaren zum flach auslaufenden Gestade. Eine lärmende Menschenmenge watete durch die Straßen, drängte sich über die Holzsteige, Kärrner trieben fluchend ihr Gespann durch den bodenlosen Koth.

Alle Nationen, alle Stände waren vertreten: verkommene Städter, Arbeiter und Gesindel, grüne Ankömmlinge, welche sich scheu den Weg bahnten, derbe verwetterte Kerle, die Land und Leute schon kannten und so zuversichtlich fluchten und spuckten, wie nur Pioniere fluchen und spucken können. Essen und Schlafen wurden in jener Zeit als lästige Unterbrechungen des Tagewerkes betrachtet und demgemäß rasch und schlecht besorgt. Von früh Morgens bis spät in die Nacht wurden alle vom aufregenden Goldfiebertraum getrieben; die Einen eilten die Goldberge zu erreichen, Andere kamen, um ihren Goldstaub zu vergeuden, die klugen Bürger aber waren ebenso eilig, den Einen wie den Anderen ihr Gold abzunehmen. Kaufmannschaft und Handwerk hatten einen goldenen Boden, daneben lebten Hunderte und bald Tausende von der armselig monotonen und doch rasenden Lustsucht der Menge.

Nur Männer und männische Erregung belebten Straße und Lager, das begreift sich: in allen jungen Colonien versuchen ja zuerst nur kräftige Männer ihr Glück, und erst wenn sie Erfolg haben, rufen sie ihre Familien nach. Das kann man im ganzen Westen und insbesondere in den Bergwerks-Districten noch heute beobachten; in Californien aber war dieses Mißverhältniß der Geschlechter in den ersten Jahren des Goldfiebers in schärfster Weise ausgeprägt.

In den Jahren 1846—1847, also vor der Goldära, rechnete man schon in San Francisco auf 100 männliche nur 40—50 weibliche Einwohner; bald gab's im ganzen Staat kaum eine Frau auf 10 Männer, eine Abnormität, welche durch Jahre anhielt und noch heute nicht ganz ausgeglichen ist. Als im Jahre 1846 ein Schiff mit mormonischen Auswanderern nach San Francisco kam, gab es in der Stadt den ersten großen Ball, welcher von 100 Damen und einigen

100 Tänzern besucht wurde. In den ersten Goldjahren war eine solche Unterhaltung unerhört — auf 100 Tänzer hätte man kaum 5 Tänzerinnen aufgetrieben, und diese wären nicht gerade Zierden gewesen. Wenige Männer hatten einen eigenen Herd und eine rechtschaffene Frau, die Massen trieben sich heimathlos herum und hielten sich an Trunk und Spiel, die einzigen Freuden jener Tage. Im Geschäftsviertel traf man alle Paar Schritt ein Trinklocal, auf der Piazza aber standen die mit Flitter und leichtfertigen Bildern ausgestatteten Spielbuden, aus welchen „lockende" Musik erscholl. Des Nachts waren diese Freudenhöllen glänzend erleuchtet; um die Tische drängten sich die schweigend erregten Spieler, dazwischen wogte schmutziges und lumpig geputztes Volk. Diese Locale, welche um die Mitte der fünfziger Jahre nur noch geheim geduldet wurden und trotz der Zunahme der Bevölkerung auf die halbe Zahl reducirt waren, spielten in den ersten Jahren des Goldfiebers eine hervorragende Rolle und warfen den Besitzern, welche zum Theil angesehene Bürger und Stadträthe waren, so enormen Gewinn ab, daß deren nachträgliche Unterdrückung nicht ohne große Energie erzwungen werden konnte.

Wie viel Leiden und verfrühter Tod durch das unstete, wüste und aufreibende Leben der Pionierzeit bedingt wurde, läßt sich nicht sicher ermessen. Man schätzt die Zahl der Todten im Jahre 1850 weit über 1000, also mindestens 6 % der städtischen Bevölkerung, während San Francisco derzeit jährlich kaum 2 % seiner Einwohner durch Tod verliert. Die Bedeutung dieses Gegensatzes steigert sich noch wesentlich, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung der ersten Jahre fast nur aus kräftigen männlichen Abenteurern bestand, daß also die Kindersterblichkeit, welche die Todtenlisten unserer Tage so bedeutend anschwellt, ganz wegfiel. Hätte die Bevölkerung jener ersten Zeit auch die normale Kinderzahl besessen, so würde die Sterblichkeit natürlich nicht etwa dreimal, sondern vielleicht zehnmal so groß gewesen sein, als sie sich heute unter durchaus günstigen Lebensverhältnissen stellt.

Das Elend des Jahres 1850, welches dem fieberhaft erregten Jahre 1849 folgte, war in der That trostlos. Ein übermäßiger Zuzug war erfolgt, die Verproviantirung in den Goldfeldern war unregelmäßig, schlecht und unerschwinglich theuer, Viele strömten nach der Stadt zurück, wo ohnedies die Geschäfte stockten. Erschöpfung und Hunger, Trunk, Spiel, Verzweiflung und Mord kürzten die Lebensfrist der Pioniere. Hier und dort starben sie in den Baracken oder gar in dem „städtischen Spital", welches Taylor, der wackere Straßenprediger, so lebendig geschildert hat. Der Stadtrath zahlte pro Kopf und Tag 16 Mark, ein Preis, der uns übermäßig scheint, für welchen man aber in jener Zeit nur die schlechteste Verpflegung erhalten konnte. (In Sacramento zahlte der Kranke anno 1849 pro Tag 60 Mark, im folgenden Jahre 40 Mark!)

Mancher schwer Kranke lag in dem verrufenen Spital von San Francisco Tagelang ungereinigt, ein und der andere klagte dem Geistlichen, wie er die ganze Nacht nach einem Trunk gelechzt, welchen ihm aber der träge Wärter nicht reichte. So lagen meist an 100 Mann in der trostlosen Baracke, welche nur Wenige lebend verließen. Wer sollte sich aber um dies Elend kümmern zu einer

Zeit, da jeder um Reichthum oder aber um das nackte Dasein kämpfte? Auch außerhalb des Spitales, in Hütten und Baracken war es nicht viel besser, und Jeder wußte auch, daß er auf keine liebende Hilfe Anspruch erheben konnte. Abends kamen die Schlafkameraden heim und sahen nach dem Kranken und halfen, so gut sie es verstanden. War der Mann aber todt, so wurde er rasch und ohne Sang begraben. Das ärmste Begräbniß kostete mehrere hundert bis tausend Mark, ein schlechter Sarg allein kam auf 100 Mark! (In Sacramento kostete der gemeine Sarg im Jahre 1849 gar 200—600 Mark.)

Fand sich das Nöthige in der Nachlassenschaft, so wurde die Leiche nach dem wüsten Friedhofe am Strand geschafft; war der Mann arm, so steuerten die Kameraden zusammen oder die Bruderschaft der „Odd Fellows" bestritt die Kosten. Oft genug aber wurde die Leiche ohne weitere Vorbereitung auf dem nächsten öden Grundstücke eingescharrt. Ein Bret oder Kreuz bezeichnete die Stelle, aber bald war die Schrift verlöscht, der Platz wurde verbaut und das Grab war verschollen. So bedeutungslos war der Tod für jene Schaar einsamer Glücksjäger. Tausende versanken, Tausende kamen und nahmen Kampf und Spiel wieder auf.

Täglich kamen neue Schiffe, und doch waren meist zu wenig Waaren und jedenfalls immer zu wenig Leute zur Stelle. Jeder kaufte Vorräthe und zog fort zu den Goldbergen, und die von dort zurückkamen, wollten gleichfalls Lebensmittel und Waaren um jeden Preis — Gold hatten sie ja genug. Unter solchen Verhältnissen stiegen die Preise bis zu einer fabelhaften Höhe. Der Taglöhner erwarb in zwei Tagen so viel wie unser Arbeiter im ganzen Monat, der Fuhrknecht nahm mehr Lohn ein, als ein ordentlicher Professor an einer Universität ersten Ranges, und das Jahresgehalt eines deutschen Unterbeamten genügte kaum, um im Goldland einen Anzug zu kaufen.

Vor der Goldära war Californien gleich anderen Gebieten des nördlichen Mexico im Wesentlichen nur ein armes Weideland, welches dem großen Ranchero ein verhältnißmäßig bescheidenes Einkommen abwarf. Er bekam für seine Producte wenig und mußte dagegen die importirten Waaren theuer bezahlen. Die Rindshaut, welche in New-York 20 Mark brachte, war in Californien im Jahre 1847 nur 6 Mark werth; nach einem Jahr kamen die verkauften Häute in Form von Schuhen zurück — ein Paar Schuhe aber kostete 30—70 Mark. Ein Anzug, welcher im Osten 200—300 Mark kostete, wurde in Californien für 800 Mark verkauft. Der Ranchero mußte mindestens 100 Thiere schlachten, um sich vom Erlös ein Gewand zu kaufen.

Die Goldära steigerte natürlich sämmtliche Preise. Die Landesproducte, welche vordem in Folge des geringen Absatzes in guten Erntejahren nur ganz geringe Preise erzielten, wurden in der Ebene mindestens doppelt, in den Goldfeldern aber mehrmals so theuer. Diese Verhältnisse lockten nun allerdings Viele zum Feldbau, aber es dauerte doch mehrere Jahre, bis die Preise normal und fest wurden. So fiel das indische Korn, welches in den theuren Jahren 20 bis 50 Pfennige pro Kilo gekostet hatte, um die Mitte der fünfziger Jahre auf die Hälfte, und das Heu, welches in den Jahren 1849—1850 400—800 Mark pro Tonne eingebracht hatte, sank binnen weniger Jahre von 300 bis auf 80 Mark.

War die Preissteigerung der Lebensmittel schon in der Ebene beträchtlich, so überstieg sie in den Bergwerks-Districten jedes Maß, weil der Transport so primitiv und kostspielig war. Der Heupreis stand auf 400—800 Mark, das Pferdbeschlagen kostete pro Huf 10—16 Mark, und der Fuhrmann bekam 800 Mark Monatslohn. Wege, Fähren und Brücken, welche sammt und sonders durch Privat-Unternehmungen zu Stande kamen, forderten hohe Zölle (nicht selten 20 Mark für das Passiren einer Brücke) — und all das mußte natürlich beim Verkauf der Waaren wieder eingebracht werden.

Wurden die Preise hierdurch schon unter normalen Verhältnissen hoch getrieben, so begreift man wohl, daß die Theuerung während der Regenzeit ganz toll wurde. Das Mehl, welches in San Francisco pro Kilo 60—80 Pfennige kostete, stieg während des Winters 1849—1850 in den Goldfeldern auf 8—12 Mark pro Kilo; Kartoffeln, welche damals noch eine Seltenheit waren und in San Francisco pro Kilo 1 Mark einbrachten, kosteten in den Bergstädten 12 Mark. Gesalzenes Schweinefleisch stieg auf 16 Mark pro Kilo u. s. w. Allerdings dauerten diese Hungerpreise nur wenige Wochen; sobald die Wege besser waren, kam Proviant in Masse und die Preise fielen (schon im Januar 1850) auf 2 Mark für Mehl, 4 Mark für Schweinefleisch u. s. w., Preise, über deren Billigkeit man sich mit Recht wunderte zu einer Zeit, da das Geld selbst bei (relativ) guter Sicherheit sich monatlich mit 10 % verzinste und der Detail-verkäufer einen entsprechenden Gewinn forderte.

War die Theuerung der Lebensmittel außerordentlich, so wurde sie doch überboten von der Preissteigerung der importirten Artikel. Gemeine Eisenwaaren erzielten wiederholt Liebhaberpreise; für Spaten, Hauen, Becken und Siebe wurde in den Goldfeldern nicht selten das halbe Gewicht in Gold gezahlt (5—10 Doll. für die Unze Eisen), ja in einigen Fällen wurde das Eisen mit Gold aufgewogen. Bretter, Ziegel, Hauseinrichtung u. s. w. stiegen entsprechend, nur die Preise der Kleidung wurden in Folge des namhaften Importes etwa bei der Norm der spanischen Zeit erhalten. Ein Anzug kostete nach wie vor 400—800 Mark, gemeine Stiefel 40—200 Mark, hohe Wasserstiefel bis 400 Mark u. s. w.

Natürlich waren die Preisschwankungen der ersten Jahre beträchtlich. Einzelne Artikel wurden monopolisirt, andrerseits konnte der Preis einer Waare durch Ankunft eines Schiffes unter die Selbstkosten hinabgeworfen werden. Außer diesen Tageswellen weist die Preisgeschichte aber auch Oscillationen auf, welche größere Zeiträume beherrschten. Die große Fluth dauerte von 1848 bis Herbst 1850, dann trat die todte Zeit ein (1851—1852); in den nächsten Jahren folgte abermals eine Steigerung, welche jedoch weit hinter der ersten Fluth zurückblieb. Seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre aber näherten sich die Preise stetig dem Niveau unserer Tage.

Noch bezeichnender als die vorgeführten Preisgruppen ist die Preisgeschichte der Löhne, welche den Männern, die in den Jahren 1849—1850 eingewandert sind, noch heute unvergeßlich ist. Der Neuling wollte seinen Koffer zum Hôtel tragen lassen, das kostete 4 Mark; er schlief auf Heu und zahlte für die Nacht 4 Mark, die Verpflegung in einem (schlechten) Wirthshause kostete im

Jahre 1849 pro Woche 200 Mark, im Sommer 1850 sank dieser Preis auf 120 Mark.

Der geschickte Handwerker und der Bergmann erhielt bis zum Frühjahre 1850 zwischen 50 und 80 Mark pro Tag, Koch, Kellner und Magd forderten nebst der Kost 400 bis 800 Mark pro Monat. 1850—51 erfolgte die Depression, und seitdem haben die Löhne nie mehr jene Höhe erreicht. 1855 stand der gute Handwerker auf 16 bis 24 Mark pro Tag, der Kellner erhielt 160 bis 280 Mark pro Monat. Mitte der sechziger Jahre bekam der gute Arbeiter nur noch 10 bis 16 Mark pro Tag, und der Kellner 80 bis 100 Mark pro Monat. Seitdem sind die Löhne noch tiefer gesunken, stehen aber doch noch heute — je nach dem Gewerbe — zwei bis dreimal höher als in Deutschland.

Vergleicht man die Preisgeschichte der einzelnen Berufe, so fallen sogleich zwei Gruppen auf, die zu einander im Gegensatze stehen: der weibliche Lohn ist verhältnißmäßig hoch, während das Entgelt für geistige Arbeit auffallend tief steht. Die gewöhnliche irische Magd, welche sich weder durch Erziehung, noch durch Geschicklichkeit auszeichnet, erhält noch heute nebst Kost und Wohnung 80 Mark Monatslohn. Dagegen ist der Schreiber, der Unterbeamte und der Unterlehrer schlechter gezahlt als der Handwerker; ja selbst der höhere Beamte, der Geistliche, der Arzt und der Anwalt nehmen, wenn man von einigen Ausnahmen absieht, eine sehr bescheidene Lebensstellung ein.

Die erstere Erscheinung erklärt sich aus dem Mißverhältniß der Geschlechter, welches jedem Mädchen die baldige Verheirathung sichert; die niederen Löhne der geistigen Arbeiter hingegen werden durch das seit den ersten Jahren der Goldära anhaltende Zuströmen gebildeter Leute aus dem Osten und von Europa bedingt.

Die Bevölkerung des Landes wuchs Anfangs fast ausschließlich durch Einwanderung. Jährlich kamen 30,000 bis 60,000 zur See, dazu schätzungsweise 10,000 bis 30,000 zu Land; dagegen fuhren 10,000 bis 30,000 zur See ab. Das Land gewann also in manchen Jahren zwischen 20,000 und 60,000 Einwohner. 1869 wurde die pacifische Bahn vollendet, welche seither den Zu- und Abzug beherrscht und dem Lande Hunderttausende zugeführt hat. Noch in manchem Jahre hat Californien mehr durch Einwanderung, als durch Geburten gewonnen, aber nie hat der Zuzug die Ziffern der Pionierjahre überboten. Damals kamen viele Hundert Schiffsladungen Menschen in ein menschenleeres Land, und die Bevölkerung schwoll in Folge dessen in einem Jahre mindestens auf das Doppelte, während der Reingewinn durch Einwanderung jetzt nur wenige Procente beträgt.

Die Hauptstadt selbst, welche im Jahre 1848 kaum halb so groß war als Monterey und nur wenige Hundert Einwohner zählte, wuchs während des Sommers 1840 von 2000 auf 5000 und schwoll im folgenden Jahre auf 15,000, aber die Bevölkerung schwärmte und schwankte fabelhaft; im Laufe weniger Monate landeten mehr Leute, als die ganze Stadt zählte, zu Tausenden zogen sie in die Goldfelder, zu Hunderten kamen sie von dort zurück. So oft neue Goldfelder in Sicht waren, ging eine neue Bewegung durch die Massen, und jedesmal wurde San Francisco wesentlich in Mitleidenschaft gezogen. 1851 regte das Gerücht von den Goldbluffs alle Gemüther auf; jeder Actionär hoffte Millionär

zu werden. Acht Schiffe wurden vorbereitet; bevor sie aber absegeln konnten, wurde der Schwindel aufgedeckt. 1855 fuhren 5000 nach den werthlosen Wäschen des Kern-River, der Sommer 1858 endlich brachte, wenn auch nicht die letzte, doch sicher die größte derartige Tollheit: das berüchtigte Fraser-Fieber. 18,000 Mann — etwa der zehnte Theil der stimmfähigen Bevölkerung von Californien — strömten aus den Goldfeldern nach San Francisco, von wo bald eine ganze Flotte nach Britisch Columbia absegelte, um den größeren Theil der Abenteurer im Herbst desselben Jahres enttäuscht und verarmt zurückzubringen. All diese Expeditionen brachten schweren ökonomischen Schaden; die Schiffe, die Geschäfte und die Lieferanten machten aber gute Geschäfte, und San Francisco hatte jedesmal einen großen, wenn auch ephemeren Gewinn. —

Wie begreiflich war das Völkergemisch von Anfang an äußerst bunt. In der alten Zeit gab es fast nur Spanier im Land, in den letzten Jahren vor dem Anschlusse an die Vereinigten Staaten drangen viele Amerikaner ein, die Goldära endlich führte Leute aus aller Herren Ländern zu — Amerikaner und Deutsche, Irländer, Chinesen, Spanier, Franzosen, Skandinavier. Die zuerst genannten Nationalitäten nahmen schon zu Ende der vierziger Jahre die erste Stelle ein, aber die minder zahlreichen modificirten doch den Charakter der Stadt wesentlich.

Der Amerikaner bevorzugt technische Unternehmungen und hat nebstbei eine bedenkliche Neigung zu „smarten" Streichen; der Deutsche, welcher in Handel und Gewerbe eine angesehene Stellung einnimmt, beherrscht das Biergeschäft hier wie im ganzen Westen. Der Irländer ist entweder Taglöhner oder er hält eine Branntweinbude; der Chinese ist Wäscher, Koch oder Diener; in den Händen der Juden, welche als tüchtige Bürger in gutem Ansehen stehen, liegt etwa der dritte Theil des Geldgeschäftes, obwohl sie nur wenige Procent der Bevölkerung bilden u. s. f. Man sieht, jede Nationalität hat ihren Platz in dieser Weltstadt — nur die ursprünglichen Herren des Landes, die Rothhäute, haben keine Stelle gefunden! Noch zu Anfang der vierziger Jahre bildeten sie die Masse der californischen Bevölkerung; durch die weiße Einwanderung wurden sie aber rasch zurückgedrängt und decimirt, und bald wird man nur noch durch die Museen und durch die Indianer-Figuren vor den Tabakläden an ihre einstige Existenz erinnert werden.

Im Gegensatze zum Rothhäuter hat sich der gelbe Mann als zäher Concurrent bewährt. Schon in den ersten Jahren der Goldzeit strömten die Chinesen nach San Francisco, und ihre Zahl hat sich daselbst durch fortwährenden Zuzug etwa im selben Maße gemehrt, wie die der weißen Einwohner. Zu Ende der siebziger Jahre zählte man in den Vereinigten Staaten 100,000 Chinesen; drei Viertel dieser Zahl halten sich in Californien auf, San Francisco allein beherbergt über 30,000, etwa den zehnten Theil seiner Einwohnerschaft. Die europäischen Häuser der nördlichen Altstadt wurden eines nach dem anderen angekauft und für die chinesischen Bedürfnisse umgeschaffen. Die Weißen zogen sich aus der Nachbarschaft weg, die Mieth- und Kaufpreise fielen im ganzen District und die Chinesen benutzten den Vortheil, welchen sie der Antipathie der Weißen verdankten.

Man glaubt sich in einen anderen Welttheil versetzt, wenn man durch dieses Viertel von San Francisco wandert. Ueberall die fremdartige Tracht, die fahlen Gesichter mit den schief geschlitzten Augen, dem undurchdringlich apathischen Aus-

druck und dem mechanischen Lächeln. Die Häuser sind bunt und schmutzig, zahllose Tafeln mit chinesischen Aufschriften und Sinnsprüchen, da und dort auch Zierrathen oder Laternen beleben die Façaden. Durch offene Thüren und Fenster sieht man Leute bei der Arbeit, denn der Chinese lebt, wie jeder Südländer, gerne zwischen Zimmer und Straße.

Das Innere der Wohnungen ist meist abschreckend. Ein Zimmer wird durch Verschläge in Ställchen abgetheilt und mit so vielen Pritschen, als sich nur immer anbringen lassen, versehen; da nisten die Leute so, wie die Auswanderer im Zwischendeck. Dazu kommt der Hang zum Hazardspiel, das Opiumrauchen und andere Laster; die Leute führen durchgehends ein frauenloses Dasein, nur einige armselige Dirnen kommen mit den Chinesenschiffen.

All diese Mängel traf man allerdings auch bei den californischen Pionieren, aber die Weißen haben die schmutzigen, elenden Zeiten nur als Episode durchlebt, während dem chinesischen Einwanderer eine gewisse Schäbigkeit des Lebens und das blasirte Laster als chronische Begleiter anhaften. Dazu kommt jene unheimliche Organisation der asiatischen Einwanderer, welche an die Disciplin der jüdischen Gemeinden des Mittelalters erinnert. Die chinesischen Compagnien schießen den Einwanderern Geld vor, sie haben ihre eigenen Steuern, ihr Gericht, eine geheime Vehme, die Jeden zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zwingt und den Widerspenstigen still aus dem Weg räumt; die Compagnien sollen es auch verstehen, die weiße Obrigkeit, insbesondere die Polizei, im nöthigen Falle durch klingende Gründe zu berücken.

Diese Eigenschaften, die Abgeschlossenheit, der Schmutz und das Laster sind gewiß nicht dazu angethan, unsere Sympathien zu gewinnen; sie entscheiden aber doch nicht den ökonomischen Erfolg einer Rasse, welche sich in so hohem Grade durch Fleiß und Genügsamkeit auszeichnet.

Der weiße Arbeiter bringt allerdings mehr vor sich, aber er verlangt auch doppelt so viel Entgelt als der Chinese, welcher vor Allem als Tagelöhner und Dienstbote beliebt ist, weil er sich willig lenken läßt und mit Verständniß auf die Wünsche des Arbeitgebers eingeht, während der weiße Mann oft schwer genug bei guter Laune erhalten wird. Kleine Unehrlichkeiten mögen bei dem Chinesen wohl häufiger vorkommen als bei dem Amerikaner, viele Dienstgeber fügen sich aber hierein leichter als in die Grobheiten des weißen Tagelöhners oder in die plumpe Ungeschicklichkeit einer irischen Magd. Endlich ist sehr zu beachten, daß der Chinese seine Sprache immer lesen und schreiben kann und daß er ein trefflicher Kopfrechner ist — Eigenschaften, welche dem gemeinen europäischen Einwanderer oft genug mangeln.

Es ist klar, daß diese praktischen Vorzüge die oben aufgezählten widerlichen Eigenthümlichkeiten überwiegen; trotzdem werden die Asiaten von einem großen Theile der Amerikaner leidenschaftlich gehaßt und verfolgt. Der Grund hierfür liegt aber nicht so sehr in der sittlichen Entrüstung, welche höchstens zum Deckmantel und Aushängeschild dient, als vielmehr in dem Nationalcharakter des Chinesen. Der gelbe Mann ist, wie erwähnt, im Gegensatze zu dem Amerikaner genügsam und drückt durch seine Concurrenz den Lohn und mithin das mögliche Lebensbehagen auf ein für den weißen Arbeiter unerträglich tiefes Niveau. Dazu

kommt, daß der Chinese ein Fremder ist und bleibt. Er arbeitet geduldig, bis er ein Tausend oder ein paar Tausend Dollars erspart hat, dann kehrt er zurück; stirbt er, bevor das Ziel erreicht ist, so bestimmt er, daß seine Leiche in die Heimath zurückgeführt werde.

Diese Eigenthümlichkeiten, vor Allem aber die cynische Genügsamkeit des Chinesen, haben denselben bei dem weißen Arbeiter verhaßt gemacht, während der Arbeitgeber den fügsamen und billigen Asiaten zu allen Zeiten bevorzugt und vertheidigt hat. Die Stellung des Chinesen war demgemäß immer precär. Die Gesetzgebung von Californien erkannte ihn von Anfang an ebenso wenig wie den Indianer als vollberechtigten Bürger an; „Indier" (und Asiaten) oder Personen, die mehr als ein Viertel indisches oder asiatisches Blut haben, sind unfähig, vor Gericht zu zeugen (Gesetz von 1850). Im Jahre 1851 forderte der Gouverneur die Legislatur sogar auf, dem Willen der Bergleute gemäß den ferneren Zuzug chinesischer Arbeiter zu verbieten. Die Chinesen erwirkten zwar damals durch eine kluge, maßvolle Gegenschrift und vielleicht auch durch andere Mittel die weitere Duldung; die wiederholten Chinesen-Hetzen zeigten aber zur Genüge den anhaltenden Unwillen der Massen, welcher in unseren Tagen — den Capitalisten zum Trotz — das gesetzliche Verbot der weiteren Einwanderung chinesischer Arbeiter durchgesetzt hat.

Vor meiner californischen Reise hielt ich diese Einschränkung der persönlichen Concurrenz für eine Sünde gegen die Freiheit; jetzt aber, nachdem ich die Frage mit californischen Bürgern — Capitalisten wie Arbeitern — mehrfach besprochen habe, billige ich entschieden die ablehnende Haltung, welche die Californier (sowie die Australier) gegen die Chinesen eingenommen haben. Die weißen Arbeiter müssen diesen kargen Concurrenten abhalten, wollen sie nicht im Laufe der Zeit ihre Lebensansprüche so tief herabstimmen, wie jene. Man lasse nur durch ein paar Generationen die Asiaten frei zuströmen, und der Tagelohn wird in den pacifischen Staaten auf ein Minimum gesunken sein. Selbst der geschickte Gewerbsmann wird das Familienhäuschen verlassen und als Aftermiether in den dumpfen Verschlag einer Zinscaserne einziehen müssen. Statt des Bratens, den er jetzt täglich genießt, wird er mit billigen Vegetabilien den Hunger stillen; Reinlichkeit und Kinderpflege, welche jetzt selbst dem armen europäischen Einwanderer bald geläufig werden, müssen schwinden; ein lasterhaftes, eheloses, cynisches und freundloses Geschlecht wird heranwachsen, welches für sich selbst keine Achtung, für die Kinder aber keine Hoffnung hat.

Der Vertheidiger niederer Löhne wird einwenden, daß der Lohn ja doch, selbst wenn man die chinesische Einwanderung hintan halte, mit der Zeit in Folge der natürlichen Vermehrung ein Minimum erreichen müsse; gewiß, aber dieses Minimum wird doch noch hoch über dem chinesischen Maß stehen. Ein Volk, welches sich selbst achtet, hält immer jene Grenze der Vermehrung ein, welche selbst noch die Existenz des gemeinen Arbeiters lebenswerth erscheinen läßt, während ein derartiges Verhalten zwecklos wird, sobald man den Asiaten als Concurrenten duldet. Hoffentlich wird es dem californischen Arbeiter auf die Dauer gelingen, die Mongolisirung des Westens zu hindern und das Land frei

zu halten von jenen erbärmlichen Löhnen, welche die Herrschaft des Reichthums und das Elend der Massen bedeuten. —

Mit der Goldära gewann das communale Leben von San Francisco plötzlich Bedeutung. Die großen Aufgaben, welche binnen kurzer Zeit zu bewältigen waren, forderten entsprechende Mittel, und diese wurden bewilligt. Nun wollte aber in jener Zeit Jeder nur sein Geschäft betreiben und Geld machen; kein Wunder, daß sich unreine Elemente herzudrängten, um sich aus dem strotzenden communalen Säckel zu bereichern. Während der ersten Jahre wurde zwar tüchtig geschafft — das muß man gelten lassen —, aber zugleich wurde auch grimmig gestohlen. Durch mehrere Jahre kümmerte sich die Bürgerschaft anscheinend wenig um diese Mißwirthschaft; dann aber brach die öffentliche Meinung den „Ring" mit einem Male, und eine geregelte Verwaltung folgte. Den noch erhaltenen städtischen Rechnungen und den alten Journalen entnehme ich die folgenden interessanten Thatsachen:

Schon im Jahre 1850 hatte der Stadtrath durch die Errichtung vieler kostspieliger Sinecuren Aergerniß gegeben. Jeder der sechzehn Räthe bezog (für zwei Sitzungen p. Woche) jährlich 24,000 Mark; für die Gehalte der leitenden Beamten zahlte jeder Einwohner jährlich 50 Mark!

Im Verwaltungsjahre 1849—1850 hatte man $2^1/_2$ Millionen Mark verbraucht, das folgende Jahr brachte ein Budget von 7 Millionen Mark. Für den größeren Theil dieses Betrages wurden „Scrips" ausgegeben, welche bald 50 bis 70 Proc. Disconto erlitten. Die Oberbeamten zahlten den Sold der Unterbeamten in solchen Scrips aus; sie nahmen die Steuer in Gold ein und zahlten sie dann in Scrips, welche sie al pari anrechneten, in die Cassen, ja sie spielten im großen Stile mit diesen entwertheten Papieren und bereicherten sich in ein und der anderen Weise auf Kosten der Bürger. Mehrere Meetings beschwerten sich, ein Revisions-Comité wurde ernannt; da der Rath diese Actionen ignorirte, trat ein Comité von 500 zusammen, welches beschloß, in corpore gegen das Rathhaus vorzurücken und die Reform zu erzwingen.

Die Ausführung dieses Beschlusses wurde zwar in Folge des großen Brandes verhindert; der Magistrat fand es nun aber doch angemessen, einigen guten Willen zu zeigen; er setzte den Rathsgehalt von 24,000 auf 16,000 Mark herab und fundirte vorläufig wenigstens den dritten Theil der städtischen Schuld (1851), welche sich damals mit 10 Proc. verzinste.

Diese Reaction währte aber nicht lange und die Mißwirthschaft nahm ihren Fortgang. Im Jahre 1852 machte die Smith-Forderung viel böses Blut. Der besagte Doctor hatte sich verpflichtet, die Verpflegung des berüchtigten städtischen Spitales für 16 Mark pro Kopf und pro Tag zu besorgen. Die Stadt blieb den Posten aber schuldig, bis er auf $^1/_4$ Million Mark angeschwollen war. Smith suchte nun die Execution gegen den städtischen Grundbesitz an. Der Finanzcommissär protestirte vergeblich, die executive Veräußerung wurde durchgeführt. Da gerade zu dieser Zeit eine tiefe Entwerthung des Grundbesitzes herrschte und überdies Niemand an die Haltbarkeit dieser zwangsweisen Veräußerung glaubte, erzielte man nur nominelle Preise. Die Käufer wurden vielfach für Thoren gehalten, welche schließlich leer ausgehen würden. Als aber der dritte

große Complex verkauft war, wandte sich das Blatt: jetzt hatten so viele angesehene und einflußreiche Leute — u. a. viele Stadträthe — Theile vom Smith-Verkauf in Händen, daß das „allgemeine Interesse" die Anerkennung dieses Rechtstitels verlangte. Nachdem längere Zeit Gericht, Stadtrath und Finanzcommission durch Parteihader zerrüttet worden waren, entschied das Obergericht, daß der Verkauf rechtskräftig sei. Jetzt stiegen die Grundpreise natürlich rasch, und binnen Jahresfrist war der riesige Smith-Complex acht Millionen Mark werth. Die Stadt hatte bei dieser Gelegenheit fast ihren ganzen Besitz verloren, um 1/4 Million Mark abzuzahlen!

Trotz dieses Ereignisses, welches mehreren Stadträthen einen fetten Gewinn abwarf, hielt sich die tolle Wirthschaft aber doch noch längere Zeit. Natürlich vermieden die Stadträthe weislich, den Bürger zu drücken; sie verringerten sogar die Taxen bedeutend und belasteten dafür die stumme Zukunft, deren Interessen im modernen Leben leider durch keinen Curator vertreten waren. Im Jahre 1855 betrug die communale Steuer nicht mehr als 2 Millionen Mark, aber das Fünffache wurde factisch ausgegeben. Der Bürger, welcher vordem jährlich 100 Mark Steuern trug, zahlte jetzt kaum die Hälfte; die jährlichen Ausgaben der Gemeinde betrugen aber über 200 Mark pro Kopf; eine Million Mark ging damals allein für Gehalte auf!

Endlich wurden die Zustände unhaltbar und die Wirthschaft brach zusammen; Rath Meiggs, die Seele des „Ringes", ergriff die Flucht und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Zerfall. Er hatte trotz reichlicher Einkünfte und Nebeneinkünfte angeblich 3 Millionen Mark durch unglückliche Speculationen verloren. Um nicht mit Schimpf und Spott abzuziehen, nahm er nun rasch so viel Geld auf, als zu erlangen war, und begab sich nach Peru, wo er bald als das Haupt der großen Eisenbahnbauten figurirte und schließlich als hochgeschätzter Millionär starb.

Für San Francisco war die Entfernung dieses genialen Betrügers seiner Zeit ein Segen, denn sie bedeutete eine durchgreifende Reform der verlotterten Commune. Die jährlichen Ausgaben sanken von 10 Millionen Mark (im Jahre 1855) auf 1 1/2 Millionen Mark im Jahre 1857; für Gehalte hatte man vordem 1 1/4 Million Mark verbraucht, jetzt reichten 300,000 Mark aus; für das Spital gab man statt einer Million Mark nur 160,000 Mark aus u. s. f. — Reductionen, welche die Ungeheuerlichkeit der Sinecuren und der alten Diebswirthschaft errathen lassen. In den ersten Jahren wurde in ostentativer Weise gespart (für die nothwendigen socialen Arbeiten wurde entschieden zu wenig bewilligt); das glich sich aber in den folgenden Jahren aus, und seitdem hat sich das communale Leben gesund entwickelt.

Eine Monographie müßte natürlich alle Erscheinungen und Factoren des socialen und ökonomischen Lebens historisch betrachten. Der enge Rahmen eines Essays gestattet aber nicht, Grundpreise und Rente, Gewerbe und Großindustrie, Handel, Verkehr und Geldwesen, Kirche, Schule u. s. f. abzuhandeln, und ich habe mich demnach auf wenige, wichtige Gruppen beschränkt, deren Entfaltung ich im Folgenden skizzire.

Wir haben gesehen, wie rasch der kleine Hafenort anwuchs und Bedeutung

gewann. Kaum hatte sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß der californische Bergbau eine Zukunft habe, so verwandelte sich auch schon das Budenlager des Jahres 1849 in eine ordentliche Stadt. Die Straßen, welche anfangs nicht gepflastert und während der Regenzeit trotz eingeworfener Steine und Reisigbündel fast unfahrbar waren, wurden schon im Jahre 1850 gedielt; die seichten Strandpartien wurden angeschüttet und verbaut. Ganze Stadttheile brannten nieder, um binnen weniger Wochen sich verschönt aus der Asche zu erheben, eine Thatsache, an welche wir durch den Phönix im Stadtsiegel erinnert werden.

Im Zeitraume 1849—1851 ereigneten sich nicht weniger als fünf Brände, welche insgesammt Werthe im Betrage von 80 Millionen Mark vernichteten. Das letzte und größte Feuer (vom Mai 1851) soll drei Tagemärsche weit sichtbar gewesen sein. Trotzdem man ganze Häuserreihen niederwarf und räumte, sprang das Feuer doch über die Lücken, es folgte züngelnd dem Dielenpflaster, welches erst im Vorjahre hergestellt worden war, legte 20 Hausgevierte (einen Strich von $1^1/_2$ Kilometer Länge) in Asche und vernichtete 40 Millionen Mark, also etwa den dritten Theil des gesammten städtischen Besitzes. Trotzdem verloren die Bürger weder Muth noch Zeit. Schon während des Feuers wurden auf den ausgebrannten Stätten provisorische Buden aufgeschlagen, man schloß Baucontracte ab und die Geschäfte nahmen, so gut dies überhaupt möglich war, ihren Fortgang. Die Neubauten der Geschäftsstadt wurden nun großentheils aus feuerfestem Material aufgeführt, und seit jener Zeit haben die Holzhändler, welchen der Mai 1851 ein Vermögen zugeworfen hatte, vergeblich auf eine so ausgiebige Wiederholung der Katastrophe gehofft.

Gewisse europäische Kreise bringen dem amerikanischen Dollar-Jäger und seiner materiellen Leistungsfähigkeit wenig Sympathie entgegen; ihnen möchte ich die Beachtung einer anderen Serie socialer Thatsachen empfehlen.

Im Jahre 1850, zwei Jahre nach der Entdeckung der Goldfelder, gab es in der improvisirten Stadt schon eine kleine Börse und mehrere Banken und Zeitungen, 7 Kirchen, einige Dutzend Privatschulen und 2 Lesezimmer. Zwei Jahre später zählte man 70 bis 80 Aerzte und 100 Rechtsvertreter; auf 300 Einwohner gab es einen Anwalt, auf 400 einen Arzt, auf 1000 einen Lehrer, auf 3000 einen Geistlichen — kurz die geistigen Interessen und die gebildeten Stände waren schon in den ersten Jahren der Goldära reichlich vertreten, ja die erstgenannten Stände waren entschieden übersetzt (ein Mißverhältniß, welches noch heute besteht).

Besonderes Interesse verdient die rasche Entwicklung des Schulwesens und der Journalistik. Die gesammte Jugend zwischen vier und achtzehn Jahren wurde schon von den Pionieren als schulpflichtig erklärt; trotz dieses übertriebenen Maßstabes waren doch zu Anfang der fünfziger Jahre zwei Drittel dieser weiten Kategorie eingeschrieben und die Hälfte besuchte thatsächlich die Schule. Wenn man in Betracht zieht, daß die Altersstufen zwischen 4 bis 6 und 14 bis 18 die Schule gewiß wenig benützten, so wird man wohl annehmen müssen, daß die mittleren Altersstufen, welche die Erziehung am nöthigsten haben, schon in der alten Zeit ziemlich vollzählig unterrichtet wurden.

Die Schulen waren anfangs klein, sie bestanden zuerst nur aus je einem Zimmer, in welchem mehrere Classen zugleich durch einen Lehrer besorgt wurden; Verhältnisse, wie sie in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts im cultivirten Osten bestanden und wie wir sie noch heute in den menschenleeren Districten des Westens ganz allgemein treffen.

Seit den sechziger Jahren haben sich die Verhältnisse natürlich wesentlich gebessert. Der Unterricht wurde allgemein, insbesondere von den Mädchen, bis in die höheren Jahrgänge frequentirt, die Schulen fassen im Mittel zehnmal so viel Schüler und beschäftigen je zehn Lehrer. Die Classen sind getheilt, die Instructoren haben specialistische Bildung u. s. f., aber all das ist doch wohl nur selbstverständlich, während die Anstrengungen der Pionierjahre geradezu phänomenal sind und unsere volle Achtung verdienen. Schon damals kam auf je 50 die Schule frequentirende Kinder ein Lehrer, und die Gemeinde, welche jetzt jährlich etwa 100 Mark für einen Schulbesucher ausgibt, zahlte in der alten Zeit jährlich 400 Mark pro Kopf, Thatsachen, welche kaum eines Commentares bedürfen.

Noch früher als das Schulwesen entwickelte sich die Journalistik, deren interessante Pioniergeschichte schon vor der Goldära beginnt. Am 15. August 1846 erschien zu Monterey der „Californian"; im folgenden Jahre gründete der Mormone Brannan den „Cal. Star" in San Francisco. Bald siedelte auch der „Californian" (welcher von nun an den Titel „Alta California" führte), nach der neuen Hauptstadt über. In Monterey hatte der „Californian" noch gemischt, spanisch und englisch, publicirt; nach der Uebersiedlung dominirte das Englische, um bald allein zu herrschen. Dieser Uebergang zwang den Redacteur, in Ermangelung genügender „w=Typen" doppelte „v" im Satze zu verwenden, was possirlich genug aussah. In der betreffenden Nummer theilt der Redacteur mit, daß er das „w" schon bestellt habe, bis dahin aber sich eben behelfen müsse: „In the mean time vve must use tvvo V's"; zugleich entschuldigt er sich auch wegen des schlechten Papieres: „Our paper at present is that used for vvrapping segars".

Während des Sommers 1848 herrschte das Goldfieber, welchem auch der „Californian" erlag; der Redacteur zog in die Goldminen und — wusch; aber bald, schon im August desselben Jahres, war er wieder geheilt und kehrte zu seinem sowohl einträglicheren, als auch sichereren Geschäft zurück. Die Geschäfte gingen so gut, daß das Wochenblatt „Alta California" mit Januar 1850 schon als Tageblatt auftreten konnte. Das alte Wochenblättchen, welches nur einen Quart=Bogen brachte, kostete pro Stück eine halbe Mark, das kleine Folio=Blatt des Jahres 1850, mit übrigens auch nur vier Druckseiten, war schon relativ billiger — es kostete pro Jahr 100 Mark; jetzt ist das Journal so umfangreich und billig, wie die großen östlichen Zeitungen.

Die genannten Journale erhielten rasch Concurrenten; im Jahre 1850 gab es 8 Blätter, 1860 schon 43! Aber keines hat die alte Pionierzeitung überholt, welche durch ihre Haltung vor der Emancipation Californiens, bei Gelegenheit der Lynch=Bewegung und in vielen anderen Lagen das Richtige getroffen und

durch ihre ökonomischen Artikel von Anfang an eine tiefgreifende praktische Bedeutung gewonnen hat.

Wie das Getriebe der Menschen, so schwoll natürlich auch der Waarenumlauf binnen Kurzem riesenhaft an. Die kleine Postbude, unter deren Veranda die Pioniere zusammengedrängt gewartet hatten, mußte bald durch ein geräumiges Gebäude ersetzt werden. Im Jahre 1851—1852 wurden schon $1^1/_2$ Millionen Briefe in San Francisco empfangen und abgesandt, 1856 stieg diese Zahl auf 2,4 Millionen. Vor dem Jahre 1848 hatte man vom Osten herüber 4 bis 6 Monate gebraucht, mit der Goldära kam die Panama-Route in Uebung, wodurch die Reise auf einen Monat herabgesetzt wurde.

Nun wurde auch die Post von Californien (über Utah) nach dem Mississippi-Thal organisirt; sie leistete täglich 160 Kilometer und brachte die Reisenden in drei Wochen zu den Vorposten des großen Prärielandes. Der Brief-Verkehr wurde durch den Pony-Expreß besorgt. Achtzig Mann flogen Tag und Nacht hin und wieder zwischen Sacramento und S. Joe. Pferd und Reiter, Sattel, Kleidung und Briefe waren mager und leicht, wie der kühne Blitzritt es erheischte. Jeder Bote machte (mit fünfmaligem Pferdewechsel) 80 Kilometer in einem Zug, der Brief wanderte täglich 400 Kilometer weit und kam in acht Tagen ins Mississippi-Thal. Seit 1869 wurde es den Californiern ermöglicht, die besagte Strecke in drei Tagen mittelst der Bahn zu bewältigen; in einer Woche kann er das atlantische Gestade erreichen, von dem er einst ein halbes Jahr weit entfernt war.

Fabelhaft entfaltete sich die Schiffahrt. Vor der Goldära war San Francisco so bedeutungslos, daß es von der Postdampfer-Linie Panama-Monterey-Astoria, welche die Vereinigten Staaten im Jahre 1846 zu errichten gedachten, gar nicht berührt wurde; mit dem Jahre 1848 aber trat die junge Hafenstadt plötzlich in den Vordergrund.

Ueber 1000 Schiffe kamen und fast ebenso viele fuhren jährlich ab; mehrere hundert — meist alte ausgediente amerikanische Küstenfahrer — lagen nicht selten zur selben Zeit vor Anker, und die meisten mußten damals länger ruhen, als ihnen lieb war. Das Goldfieber war nämlich in der ersten Zeit so stark, daß die Matrosen nicht selten unmittelbar nach der Ankunft, den schweren Strafen zum Trotz, in Masse desertirten, um in den Goldfeldern ihr Glück zu versuchen. Die entmannten Schiffe mußten dann entweder zu enormen Preisen frische Mannschaft werben, oder aber der Capitän verkaufte das Boot, welches, wenn es klein war, dem Localverkehr diente und in diesem Fall einen guten Preis erzielte (ein Boot von 15 Tons brachte seinerzeit in Sacramento 10,000 Mark!), oder das Boot wurde als Waaren-Magazin oder endlich als schwimmende Wohnung verwendet.

Nicht minder störend für den Kauffahrer jener Tage war der Mangel eines zugänglichen Landungsplatzes. Noch reichte das Meer über den seichten Strand weit herein, bis ins heutige Stadtgebiet; wo derzeit die reiche Montgomery-Street verläuft, spielte die Fluth aus, und zwischen dem heutigen Broadway und Kearny-Street landeten die kleinen Schiffe; die größeren (mit 2 Meter Tiefgang) konnten ohne Hilfe von Booten gar nicht entladen werden. Natürlich

währten diese primitiven Verhältnisse nicht lange. Schon zu Ende des Jahres 1849 waren mit ungeheurem Kostenaufwande 300 Meter Landungsdämme errichtet; nach wenigen Jahren waren sämmtliche seichte Strecken der Bai verbaut, und 10 Werften (mit 10 Meter Breite und 5—10 Meter Wassertiefe) standen der Schiffahrt zur Verfügung. Sie waren sämmtlich durch Privatunternehmer gebaut worden und hatten 6 Millionen Mark gekostet.

Der Localverkehr zwischen San Francisco und dem Inlande nahm natürlich entsprechend großartige Dimensionen an. Im Jahre 1847 genügten noch ein Paar Segelboote, um die Ansiedelung Sutters (Sacramento) und jene des Mormonenführers Brannan zu versorgen. Im Jahre 1850 war schon ein localer Dampfer-Verkehr zwischen San Francisco und Sacramento organisirt, welcher die Strecke, zu der man früher 7 bis 9 Tage gebraucht, in ebenso vielen Stunden überwand.

Die ersten Unternehmer wurden Millionäre. Die siebenstündige Fahrt kostete bis zum Frühjahr 1850 zwischen 100 und 160 Mark; das kleine Schiff, welches nur 100 Passagiere faßte, nahm in einem Jahre vier Millionen Mark Passagiergeld ein — und das war Reingewinn; denn die Regie wurde durch die Frachteinnahmen reichlich gedeckt.

Die Passagiere, welche sich damals auf dem Deck drängten, waren zwar braune, schmutzige und zerfetzte Gesellen, aber jeder gab dem Boots-Clerk für die Fahrt ein nettes Päckchen Goldstaub — damals das landesübliche Zahlungsmittel —; der Clerk wog es ab und lieferte seinem Herrn zum Rechnungsabschluß ein gewichtiges Kästchen mit Goldstaub ab. Das waren freilich im wahren Sinne des Wortes goldene Tage; schade, daß sie so kurz dauerten. Im Herbst 1850 war der Fahrpreis schon unter 80 Mark gesunken, Mitte der fünfziger Jahre stand er auf 40 und anfangs der siebziger Jahre auf 8 Mark.

Nicht minder wunderbar als diese localen Verkehrsverhältnisse sind die Wandlungen der transatlantischen Beziehungen. Im letzten Quartal des Jahres 1847 waren der Import wie Export von San Francisco auf je 50,000 Dollars gestiegen, wie der „Calif. Star" rühmend erwähnte. In jedem der folgenden Jahre wurden aber nahe an 200 Mill. Mark — größtentheils Goldstaub — exportirt; mit einem Satz hatte San Francisco die vierte Stelle unter den nordamerikanischen Handelsstädten erobert.

Später blieb der Export von San Francisco ziemlich constant und hat sich in den letzten Jahren auf 300 bis 400 Mill. Mark gehoben. Der Export hat sich also binnen dreißig Jahren kaum verdoppelt, während sich die Bevölkerung von Californien verzehnfacht hat; mit anderen Worten: die Ausfuhr ist relativ zurückgegangen. Während anfangs auf einen Einwohner des Staates 1000, ja 2000 Mark Ausfuhr kamen, werden seit zwei Decennien auf einen Einwohner nur etwa 400 Mark exportirt.

Wäre Californien vorwiegend ein Handelsstaat, so würde dieser Rückschritt gewiß verhängnißvoll sein. Wie die Verhältnisse aber stehen, geht diese relative Verminderung Hand in Hand mit einem allseitigen ökonomischen Aufschwung. Das alte Goldland hat sich rasch in ein Getreide-, Obst- und Weinland ver-

wandelt, und in dem Maße, als die Goldausfuhr abgenommen hat, wurde der Feldbau entfaltet und exportfähig.

Dieser Umschwung vollzog sich, wie man den Ausfuhrlisten entnimmt, schon zu Ende der fünfziger Jahre. Zu Anfang der Goldära nahm die Menschenzahl des Landes rascher zu, als die Bodenproduction, und es mußten jährlich 30,000 bis 50,000 Tonnen Mehl importirt werden (1850 und 1853); drei Jahre später aber wird bereits Weizen und Mehl aus Californien ausgeführt, und jetzt ist dieser Exportartikel dreimal so wichtig, als das Gold.

Dieser letztere Artikel, welcher anfänglich mit einem Jahreswerthe von nahe 200 Mill. Mark fast den ganzen Export ausmachte, deckte in den letzten Jahren (mit etwa 40 Mill. Mark) kaum mehr den zehnten Theil des gesammten Exportes von San Francisco. Dagegen hat der Mehl- und Weizenexport schon zu Anfang der siebziger Jahre 40 Mill. Mark erreicht und beträgt jetzt über 100 Mill. Mark. Dazu kommt der Wollexport, welcher von Anfang der sechziger Jahre sich riesig entfaltet hat und seit Mitte der siebziger Jahre meist etwa 30 Mill. Mark pro Jahr beträgt; Wein (und Brandy) spielt seit Ende der sechziger Jahre eine Rolle als Exportartikel und geht derzeit (im Werthe von 8 Mill. Mark) zugleich mit Wolle und mit frischen und conservirten Früchten per Bahn nach dem Osten. In solcher Weise blüht die Landwirthschaft auf und ersetzt durch ihre anhaltende Production reichlich die Sturzbäche von Gold, deren Scheinreichthum so rasch versiegt ist. San Francisco, ursprünglich das Emporium der Goldwäscher, ist jetzt die Hauptstadt eines Ackerstaates, welcher so groß ist wie Frankreich und Ebenen besitzt, deren Gartencultur bald mit jener Italiens wetteifern wird.

Im ganzen Lande kommt auf einen Einwohner mindestens 2000 Mark, auf die Familie also etwa 10,000 Mark Gesammtbesitz, während der Besitz in der Hauptstadt sich pro Familie doppelt so hoch beläuft.

Auf $^2/_3$ Millionen so reicher Landwirthe kommt $^1/_3$ Million doppelt so reicher Bürger in San Francisco. Stadt und Land sind mindestens drei Milliarden Mark werth, und fast die Hälfte dieser Summe ist in der Hauptstadt (welche etwa hundert Dollar-Millionäre zählt) concentrirt.

Der Budenmarkt des Jahres 1850 hat binnen 30 Jahren acht Milliarden Mark Gold und doppelt so viel Ackerwerthe auf den Weltmarkt geschickt. Durch das Gold war San Francisco über Nacht aus dem Erdboden hervorgezaubert worden; der californische Farmer aber erhält diese Schöpfung und sichert ihr eine große, blühende Zukunft.

Basseville's Schatten.

Von

W. Lang.

I.

Am 13. Januar 1793 war der Corso in Rom der Schauplatz einer blutigen und verhängnißvollen That. Der französische Gesandtschaftssecretär am neapolitanischen Hofe, Hugo von Basseville, fand durch eine wüthende Volksmenge gewaltsamen Tod. Dieses Ereigniß ist für einen Italiener der Anlaß zu einer Dichtung geworden, die zu den berühmtesten Erzeugnissen der neueren Literatur Italiens gehört. Gleichzeitig hat ein Deutscher, der in ein eigenthümliches persönliches Verhältniß zu jener That gerieth, ja gewissermaßen der Nachfolger des Ermordeten wurde und später sein Rächer, den Stoff in einem Gedichte behandelt, das bisher nicht veröffentlicht ist. Gleich dem Italiener hat der Deutsche „Basseville's Schatten" heraufbeschworen, und in beiden Gedichten pulsirt die Leidenschaft des Zeitalters. Doch das eine war der Vergangenheit zugewandt, es feierte den Sieg von Thron und Altar; die Verse des Deutschen verkündigten den Triumph des neuen Zeitalters der Revolution. Dieser Deutsche ist Karl Friedrich Reinhard, und sein Gedicht ist werth aus der Verborgenheit gezogen zu werden, wenn es auch neben den anspruchsvollen Terzinen Vincenzo Monti's nur ein einfacher persönlicher Erguß ist. Kann es nicht als ausgeführte Kunstdichtung mit jenen sich messen, so gibt es der erregten Stimmung des Augenblicks um so beredtere und kühnere Sprache.

Ursache und Hergang jener blutigen Begebenheit sind folgende gewesen.

Wie dem Königthum hatte die Revolution auch der römischen Kirche einen empfindlichen Schlag um den andern versetzt. Der Papst wehrte sich mit den Waffen, über die er verfügte: ein Breve vom 10. März 1791 verurtheilte die Grundsätze der französischen Revolution, im Juli sprach er den Bann über die Priester aus, die den Eid geleistet und die neue Civilverfassung der Kirche anerkannt hatten, er protestirte gegen die Einverleibung von Avignon und Venaissin. In Rom war der öffentliche Geist der Revolution im Allgemeinen abgeneigt, doch an Stoff zur Unzufriedenheit fehlte es unter dem Pontificat Pius' VI. nicht; auch dort gab es vereinzelte Franzosenfreunde. Durch strenge Maßregeln der

Polizei sollte dem Eindringen des revolutionären Giftes gewehrt werden. Die Franzosen, die im Lande sich aufhielten, galten alle als verdächtig, man schritt zu Ausweisungen, zu Verhaftungen.

Der diplomatische Verkehr war abgebrochen. Dagegen blieb die Gesandtschaft in Neapel auch mit der Wahrung der französischen Interessen in Rom betraut. Im Sommer 1792 wurde der Gesandtschaftsposten in Neapel neu besetzt durch den Bürger Makau; seine Gesandtschaftssecretäre waren Cacault, der vor ihm zeitweilig die Geschäfte der Gesandtschaft besorgt hatte, und Hugo Basseville; der letztere erhielt seinen Posten in Rom angewiesen, ohne jedoch am römischen Hofe beglaubigt zu sein. Basseville war noch ein Neuling in der Diplomatie. Aus einer Tuchfärberfamilie in Abbeville, Picardie, stammend, war er ursprünglich zum Geistlichen bestimmt gewesen. Er hatte diese Laufbahn verlassen, hielt sich in Paris als Schöngeist und Literat auf, begleitete zwei reiche Amerikaner auf einer Reise nach Deutschland, lernte in Berlin Mirabeau kennen, machte sich in Holland mit den dortigen Handelsverhältnissen bekannt und veröffentlichte mehrere poetische und geschichtliche Arbeiten. Nach Ausbruch der Revolution hielt er zu den Girondisten, für die er als Journalist thätig war, bis ihn Dumouriez zum Secretär Makau's ernannte. In Rom wohnte er mit seiner Familie, Frau und Söhnchen, in der französischen Akademie, die damals noch am Corso in dem von Mazarin's Neffen, dem Herzog von Nevers, erbauten Palast, unfern der Piazza Sciarra sich befand. Der französische Agent lebte zurückgezogen, blieb ziemlich unbemerkt, und sein Verhalten scheint keinen Anstoß gegeben zu haben. Nur in der Akademie ging es zuweilen lärmend zu, wenn das junge Künstlervolk in patriotischer Erregung vor der bekränzten Büste des Brutus ein Gelage feierte.

Die Proclamirung der fränkischen Republik rückte den unvermeidlichen Conflict näher. Im October 1792 schrieb der Papst ein Jubiläum aus zur Abwendung der Gefahr einer französischen Invasion, die damals schon befürchtet wurde. Doch erst der gelungene Gewaltstreich in Neapel forderte die Franzosen auch in Rom zu kühneren Schritten auf. Mitte December war nämlich ein französisches Geschwader von 9 Linienschiffen und 4 Fregatten unter dem Befehl des Viceadmirals La Touche im Hafen von Neapel erschienen, und diese drohende Kundgebung hatte den König Ferdinand gezwungen, ungesäumt die Forderungen zu erfüllen, die durch einen Commissär der Republik überbracht waren, nämlich: Neutralität, Anerkennung der Republik in der Person des Bürgers Makau und Genugthuung für eine dem französischen Diplomaten Semonville zugefügte Beleidigung. Nachdem diese Forderungen durchgesetzt, war die französische Flotte zwar am 18. December abgesegelt, aber sie kam nach wenigen Tagen wieder und sie blieb noch den ganzen Januar. Während dieser Zeit benahmen sich die Franzosen auffällig und keck, die Officiere kamen zahlreich ans Land und trugen ihre republikanischen Abzeichen an öffentlichen Orten zur Schau, La Touche erschien mit Makau in der Diplomatenloge des königlichen Theaters. In Makau's Wohnung wurden Versammlungen gehalten, selbst ein Revolutionsclub wurde gebildet.

In dieser Zeit erhielt nun auch der französische Consul in Rom von Makau

die Weisung, das königliche Wappen von seiner Wohnung und von dem Gebäude der französischen Akademie abzunehmen und an dessen Stelle die Abzeichen der Republik anzuheften. Ein Gleiches war in Genua, in Venetien, in Toscana ohne Anstand geschehen. Allein der Papst widersetzte sich. Sowohl als Haupt der Kirche wie als weltlicher Fürst, erklärte er am 8. Januar, könne er die Abzeichen der Republik nicht dulden, so lange die Beleidigungen und Verluste, die er in jener doppelten Eigenschaft erlitten, ungesühnt seien. Damit es nicht dem Einspruch zum Trotz dennoch geschehe, mußten Soldatenabtheilungen die ganze Nacht vor den genannten Gebäuden auf und ab ziehen und dieselben überwachen. Kaum hatte Makau dies erfahren, so sandte er einen Officier des französischen Geschwaders, La Flotte, mit einem hochfahrenden Schreiben an den Staatssecretär Cardinal Zelada nach Rom ab. Im Namen der Republik, hieß es darin, habe er dem Consul befohlen, innerhalb 24 Stunden das Wappen der Freiheit aufzurichten. Wenn man sich erdreiste, das verhindern zu wollen, wenn ein einziger Franzose beschimpft würde, so werde die Nation sich zu rächen wissen. Es handle sich nicht um die Anerkennung der Republik, Frankreich werde dem heil. Stuhl keine Vorschläge mehr in diesem Sinne machen. Man achte auch die geistliche Gewalt, aber dies habe nichts zu thun mit der Nothwendigkeit, in der sich jeder Consul befinde, dasjenige Wappen zu zeigen, das seine Regierung anzunehmen für gut befunden. La Flotte begab sich in Begleitung Basseville's am 12. Januar zum Cardinal Zelada, händigte ihm das Schreiben Makau's ein und fügte noch übermüthige Drohungen hinzu. Er hat angeblich sich gebrüstet, kein Stein solle in Rom auf dem andern bleiben, wenn man ihrem Begehren entgegentrete. Zelada erklärte, er werde die Willensmeinung des Papstes einholen, und versprach in zwei Tagen Antwort. Die Franzosen machten nirgends ein Hehl von den Aufträgen, die sie hatten; sie sprachen auch von einem Briefe Makau's an den Consul, worin alle in Rom wohnenden französischen Bürger aufgefordert seien, sich zusammenzuthun und die beabsichtigte Handlung gegen schändende Eingriffe der Priesterhand zu vertheidigen. Von Seiten des päpstlichen Hofes wurden die französischen Agenten verwarnt; gleichzeitig sorgte man auch von dieser Seite dafür, daß die Forderungen und das ganze Auftreten der Franzosen dem Volke bekannt und in das rechte Licht gestellt wurden. Und ganz schlecht kannten La Flotte und Basseville die Stimmung der Bevölkerung, wenn sie etwa von derselben eine Erhebung zu ihren Gunsten erwarteten. Am 13. Januar Abends nach der Essenszeit erschienen sie im Wagen auf dem Corso. Es war die Stunde, da die Hauptstraße der Stadt am lebhaftesten zu sein pflegte. Der Kutscher und die Bedienten trugen die Abzeichen der Republik, die Hüte der Insassen waren gleichfalls mit dreifarbigen Kokarden geschmückt, auf der Brust trugen sie dreifarbige Bänder, Basseville's Sohn schwenkte ein Fähnchen zum Kutschenschlag heraus. Es war das erste Mal, daß die verpönten Farben der Republik in der Stadt der Päpste sichtbar wurden. Zischen und drohender Zuruf empfing die Franken. Zwischen Piazza Sciarra und Piazza Colonna rottete sich das Volk in dichten Massen zusammen, und man sah auch gutgekleidete Leute geldspendend unter den Haufen sich mischen. Ein Steinhagel erfolgt. Der Kutscher, auf Rettung bedacht, gewinnt inmitten der wüthenden Menge das nahe-

gelegene Haus des Bankiers La Moutte. Die Franzosen steigen aus, suchen eilig zu entkommen, werfen die Thüre hinter sich zu. Doch der tobende Haufe drängt nach und unter dem Ruf: „Es lebe Sanct Peter! Es lebe Maria!" wird das Haus gestürmt. Als die Thüre eingestoßen wurde, soll Basseville eine Pistole abgefeuert haben, ohne zu treffen. Die Menge warf sich über ihn, zerrte ihn bei den Haaren, zerriß seine Kleider, es regnete Faust- und Stockschläge, von einem Dolchstich in den Leib getroffen sank er zu Boden. Frau und Kind wurden geschont. La Flotte gelang es, in der Dunkelheit zu entkommen und sich zu verstecken; vergebens suchte man mit Fackeln nach dem „Admiral", dem, wie es scheint, mehr noch als Basseville die Wuth des Pöbels galt.

Der tödtlich Verwundete wurde von den endlich herbeigekommenen Polizeisoldaten nach ihrer nächsten Wachtstube in der Strada Frattina gebracht. Man rief einen Arzt, der ein persönlicher Freund Basseville's war, und von dem man eine ausführliche Beschreibung seiner letzten Stunden hat. Als der Arzt kam, fand er bereits einen Chirurgen um den Verwundeten beschäftigt und einen deutschen Priester von der Parochie San Lorenzo in Lucina, der sich anschickte, demselben die Beichte abzunehmen und die letzte Oelung zu reichen. Der Sorgfalt des Arztes gelang es, die aus dem Leib getretenen Eingeweide wieder an ihre Stelle zu bringen, er hielt die Rettung nicht für ausgeschlossen, aber es fehlte an Allem, und erst nach Verfluß von Stunden gelang es dem Arzt, für ein leidliches Lager und die nöthigen Bettstücke zu sorgen. Noch vor der Communion erschien ein päpstlicher Beamter, der ein Protokoll aufnahm. Auf seine Frage erklärte der Verwundete, er kenne seine Angreifer und den Mörder nicht, er sagte aber, als der Abate wieder draußen war, zum Arzt, den tödtlichen Stich habe er von einem päpstlichen Soldaten erhalten, dem er aber nicht habe schaden wollen. Er klagte auch über die grausame Behandlung, die er von einem Officier erfahren, und sprach die Hoffnung aus, daß die Beschimpfungen, die ihm nicht bloß vom niederen Volk, sondern auch von Priestern und Soldaten zu Theil geworden, eines Tages strenge Rache finden werden. „Lieber Doctor," rief er aus, „ich bin das Opfer eines schändlichen Priesteranschlags." Nach anderer Angabe hätte er, die Schuld auf La Flotte wälzend, ausgerufen: „Ich sterbe als das Opfer eines Unsinnigen!" An Ruhe war in dem elenden Local, wo Neugierige und Soldaten beständig ein- und ausgingen, nicht zu denken. Ein Franzose bot sein Haus zu besserer Pflege an, und empfahl den Vorschlag mit Nachdruck. Allein der Officier schlug es rundweg ab und erklärte: der Kranke muß bleiben, wo er ist, und eine Wachtstube ist eine Wachtstube. Die Nacht war schlaflos, und am Morgen wurden die Besuche noch häufiger; der Staatssecretär ließ nachfragen, der päpstliche General und andere hohe Beamte, und immer wieder kam der deutsche Geistliche, was dem Kranken den Seufzer auspreßte: „Der lästige Mensch! Und doch muß ich ihn ertragen!" Man möge, bat er, keine Priester mehr zulassen. Er machte sein Testament, worin er seinen Sohn dem Schutze Brissot's empfahl, dann verschlimmerte sich sein Zustand rasch, und Abends gegen 7 Uhr war er verschieden. Er hatte wenigstens noch erfahren, daß seine Frau und sein Kind aus dem Tumult in Sicherheit gebracht und mit dem gleichfalls geretteten La Flotte nach Neapel zurückgereist

waren. Nach dem Zeugniß des befreundeten Arztes war Basseville ein sehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, von feiner, etwas nervöser Constitution. Sofort nach seinem Tode wurde das Gerücht verbreitet, er habe dem Geistlichen gegenüber sein Unrecht gegen die Kirche bereut und sei als frommer Katholik gestorben. Das Volk aber, einmal erhitzt, tumultuirte noch zwei Tage lang, griff die französische Post und Akademie, darauf andere Häuser von Franzosen und franzosenfreundlichen Römern an und stürzte sich zuletzt über das Ghetto. Die Regierung mußte Kanonen auffahren lassen, um die Ordnung wieder herzustellen. Dann sprach sie in einem Edict ihre Mißbilligung der tumultuarischen Scenen aus[1]).

In Paris erregte das Geschehene einen Schrei der Entrüstung. Die Beschimpfung der Republik verlangte Sühne. Der Convent faßte den Beschluß, Basseville's hinterbliebenen Sohn zu adoptiren. Der bekannte Literat Dorat Cubières verfaßte eine aufreizende Schrift: „la mort de Basseville", die aus den geheimen Fonds des Wohlfahrtsausschusses mit 435 Liv. honorirt wurde. Dennoch mußte die Rache der Republik, deren Heere anderweitig beschäftigt waren, aufgeschoben werden. Vergessen war sie nicht.

II.

Was am 13. Januar 1793 in Rom geschehen ist, konnte wohl die Einbildungskraft der Dichter bewegen. Hier war eine tragische Katastrophe, in welcher sich der Kampf der großen Gegensätze der Zeit mit schrecklicher Deutlichkeit abzeichnete. Die französische Revolution und das päpstliche Rom hatten sich gegenseitig herausgefordert und gleichsam einen ersten Gang mit einander gethan. Der Schauplatz selbst, die ewige Stadt, gab dem Ereigniß einen gewaltigen Hintergrund. Und noch war es nicht entschieden — der dichterischen Phantasie blieb freier Spielraum — ob der Tod des Franzosen ein Vorzeichen für das Unterliegen der Revolution war, oder ob diese Rache nehmen und als Siegerin aus dem Kampf hervorgehen werde. Der Dichter konnte also seinen Standpunkt hier oder dort nehmen, auf Seite des alten oder des neuen Rechtes, und beides ist von zeitgenössischen Dichtern geschehen. Ein jetzt vergessener Schriftsteller, Franz Salfi aus Cosenza, der in Neapel und später in der Cisalpina gegen das Papstthum schrieb, nahm den Tod Basseville's zum Vorwurf eines Gedichts, das leidenschaftlichen Haß gegen die Kirche athmete. Der Mord wird darin ganz den päpstlichen Behörden in die Schuhe geschoben, als eine Veranstaltung der Cardinäle Zelada, Albani und des Staatsprocurators Barbéri dargestellt, die Grausamkeiten gegen den Todtwunden und seine Familie sind mit grellen Farben geschildert, und dem Sterbenden wird jenes Wort in den Mund gelegt,

[1]) Vgl. Coppi, Annali d' Italia. Tom. I, S. 246 ff. Al. Verri, Vicende memorabili. S. 133 ff. A. Franchetti, Storia d' Italia dal 1789 al 1799. S. 65. Manches enthalten auch die Einleitungen der verschiedenen Ausgaben von Monti's Bassvilliana. Der Bericht des Arztes Bussion findet sich bei Romanin, Storia doc. di Venezia Tom. IX. Ebendaselbst die Depeschen des venetianischen Gesandten Fontana aus Neapel, welche nebst den Depeschen des Grafen Franz Esterhazy in F. v. Helfert's Maria Karolina über die damalige Politik des neapolitanischen Hofs unterrichten.

das wir schon aus dem Bericht des Arztes Bussion kennen: er sterbe als Opfer eines schändlichen Priesteranschlags.

Den entgegengesetzten Standpunkt nahm Vincenzo Monti ein, der damals in Rom lebte als eine Art päpstlicher Hofpoet. Günstling und Secretär des Nepoten Herzogs von Nemi, war er vom Papst selbst unter sein Hausgesinde aufgenommen worden als Truchseß und Sänftenträger. Sein dichterisches Talent stellte er ganz in den Dienst seiner Gönner. Jeden Anlaß benützte er, das unvergleichliche Zeitalter Pius' VI. zu preisen, jede seiner Dichtungen lief auf eine Schmeichelei gegen den Gebieter der Welt, den neuen Salomo, hinaus, dessen Ruhm strahlender leuchte, als die Scheibe des Morgensterns. Jetzt schrieb er ein Sonett: „Auf den Tod Hugo Basseville's"; Minos und Rhadamantos verlangen die Seele des Verdammten, doch Pluto erklärt ihnen, daß Rom Verzeihung geübt und die Seele an Christus gegeben habe. Ein zweites Sonett: „Auf die Volkserhebung in Rom in der Nacht vom 13. Januar 1793," feiert die schöne Braut Jesu, wie sie in gerechtem Zorn gegen den Schimpf und die Drohungen des ruchlosen Galliers sich erhebt, und den latino furor, der furchtbar die große Straße entlang über den fränkischen Uebermuth herfällt. Doch mit diesen Sonetten war es Monti noch nicht genug.

Der Reichthum seiner Einbildungskraft verlangte eine breitere Kunstform, in der eine Fülle von Gestalten und Situationen bequem sich entfalten konnte. Er war Virtuose in kunstvoll ausgeführten Visionsgemälden, wozu er, Dante's Vorbild nacheifernd, biblische und heidnische Mythologie, dazu einen Apparat von allegorischen Gebilden eigener Erfindung aufzubieten pflegte. Auch der Tod Basseville's schien ihm der geeignete Vorwurf zu einer größeren Dichtung im Dante'schen Stil.

Wenige Tage nach dem verhängnißvollen Volksauflauf in Rom fiel in Paris das Haupt des Königs unter dem Fallbeil. Mit wahrhaft genialem Griff hat Monti diese beiden Motive zusammengewoben und daraus die Grundlage seiner „Cantica Bassvilliana" gemacht. Er benutzt jenes Gerücht, wonach der Sterbende seine Handlungsweise gegen die Kirche bereute. Ein Engel nimmt Hugo's Seele auf und verheißt ihr den himmlischen Frieden. Doch nicht eher soll sie in Gottes Umarmung gelangen, als bis Frankreichs Frevel getilgt wären. Inzwischen muß sie zur Vollendung ihrer Entsühnung, von dem Engel begleitet, über Frankreich hinschweben und die Greuel der Umwälzung, das Elend des Bürgerkriegs, die Schändung des Heiligsten schauen. Sie kommen nach Paris, der Stätte aller Greuel. Es ist der 21. Januar. Hugo und der Engel sind Zeugen des erschütternden Endes Ludwig's XVI., — ein Gemälde von grausig phantastischer Größe. Die Seele des Hingerichteten entschwebt zur Höhe und trifft auf diejenige Basseville's; dieser gesteht dem König seine Schuld und empfängt von ihm Verzeihung. Auf der Erde feiert die Revolution ihre Orgien, und die Muse nennt dem Dichter die Namen der Verruchtesten, nämlich der Philosophen, welche mit ihrem Blut den Baum getränkt, der die schlimme Frucht der Freiheit getragen. Zuletzt sieht die Seele die gewaffnete Erhebung Europa's gegen Frankreich. Von Mitternacht stürzen die kriegerischen Adler herbei, und ihre Krallen entblättern den dreifach gefärbten Freiheitsbaum der Franken. Dies

in Kürze der Inhalt der vier vollendeten Gesänge. Nach seiner ganzen Anlage sollte das Gedicht mit der Niederwerfung der Revolution, mit dem Triumph von Kirche und Königthum endigen. Es ist nicht vollendet worden; doch auch so ist es als ein poetisches Meisterwerk anerkannt, es ist Monti's berühmteste Dichtung. Die Erfindung ist so großartig als die Ausführung. Unerschöpflich zeigt sich die Phantasie des Dichters in der Ausmalung grauenhafter Bilder, welche die Unthaten der Revolution versinnlichen. Es ist ein einseitiges, aber erhabenes Zeitgemälde. Dem Dichter trug es den höchsten Ehrennamen: „Dante redivivus" ein. Im Tumult der politischen Leidenschaften galt es als eine Standarte, überschwänglich gepriesen und ebenso bitter gehaßt. Als im folgenden Jahre die Mailänder den Freiheitsbaum aufrichteten, wurde dabei feierlich die Bassvilliana verbrannt[1]).

III.

Um Basseville zu ersetzen, wurde zunächst der bisherige Secretär der französischen Gesandtschaft in Venedig, Jacob, nach Neapel gesandt. Es scheint, daß der Convent mit Makau, der nur eine augenblickliche Nachgiebigkeit des bourbonischen Hofes erzielt hatte, nicht zufrieden war. Als Jacob Anfang März in Neapel eintraf, machte er Andeutungen von einer baldigen Abberufung des Gesandten. Zu dessen Nachfolger war erst Cacault bestimmt; im Juni wurde dann Maret, der spätere Herzog von Bassano, zum Gesandten in Neapel ernannt. Doch wurde dieser Wechsel nicht mehr vollzogen: bevor Makau durch seinen Nachfolger abgelöst werden konnte, wurde er durch die neapolitanische Kriegserklärung zur Abreise gezwungen. Jacob sollte wohl nur zeitweilig die Geschäfte des Secretariats führen. Denn zum ersten Gesandtschaftssecretär in Neapel war schon am 16. Februar von Lebrun, der seit September 1792 die auswärtigen Geschäfte führte, der damals 32jährige Karl Friedrich Reinhard ernannt worden. Nur sollte Reinhard erst später in Neapel eintreffen, da ihm zuvor eine Mission in Rom aufgetragen war.

Reinhard hatte seine diplomatische Laufbahn als Secretär des Gesandten in London, Marquis von Chauvelin, begonnen. Nach der Hinrichtung des Königs waren die amtlichen Beziehungen zwischen England und der Republik abgebrochen worden und Reinhard hatte, wie schon vor ihm Chauvelin, seine Pässe erhalten. Man gab ihm sofort eine andere Verwendung. Der Convent ging nach Basseville's Ermordung ernstlich mit dem Gedanken einer Expedition nach dem Kirchenstaat um. Das fürchtete man in Rom, wo die Regierung sich jetzt bemühte, der Republik keinen Anstoß zu geben, obwohl sie unter der Hand in der Vendée und auf Corsika schürte. Man wußte von dieser Absicht auch in Neapel, wo Makau von dem Minister Acton wiederholt dahin bedeutet wurde, daß Neapel neutral bleiben wolle, so lange der Krieg nicht nach Italien getragen werde; die

[1]) Ausführlich handelt von Monti und seinem bedeutendsten Gedicht die literarhistorische Studie von Dr. Franz Zschech: Vincenzo Monti und sein Gedicht auf den Tod Hugo Basseville's. Die Proben aus der Bassvilliana sind dort nach der Uebertragung Paul Heyse's mitgetheilt, der seiner Giusti-Uebersetzung einen Anhang über Monti beigegeben hat.

sicilische Majestät würde aber dem Einfall der Franzosen in den Kirchenstaat nicht gleichgültig zusehen. Diesen Einfall vorzubereiten, Mittel und Wege dazu zu studiren, das war die Aufgabe, die Reinhard von dem girondistischen Ministerium erhielt. Uebrigens sollte die Unternehmung nur gewagt werden, wenn mit Sicherheit auf den Erfolg zu rechnen wäre. Schlüge die Expedition fehl, so schrieb der Minister Lebrun am 30. April an Reinhard, so würde der Papst nur triumphirender sich erheben, und Europa hätte vielleicht noch Jahrhunderte lang die Schande seiner Existenz zu ertragen[1]). Am 13. März hatte sich Reinhard mit Maindouze als zweitem Secretär zu Toulon eingeschifft. Die Reise ging mit Aufenthalten über Nizza, Genua, Livorno. Von hier wollte er sich nach Rom begeben.

Unter so seltsamen Umständen sollte der ehemalige Tübinger Stiftler die ewige Stadt, das Ziel seiner Jugendsehnsucht, betreten. Er hatte seine Studien auf der Hochschule mit Vorliebe dem römischen Alterthum zugewandt. Den Tibull hatte er in deutsche Distichen übertragen und an den römischen Elegikern seine eigene dichterische Begabung geschult. England zu sehen und Italien zu sehen, dort das Land der politischen Freiheit, hier das Land der classischen Schönheit, das war der Traum der Jugendfreunde gewesen. Damals — so sang Reinhard im Rückblick auf jene Tage in einem späteren Gedicht,

Damals sah' ich die Insel des selbst sich gebietenden Briten
In prophetischem Traum und das italische Land.

Und denselben Hoffnungen und Phantasien hatte C. Ph. Conz schon im Herbst 1783 Ausdruck gegeben, als er dem von der Hochschule scheidenden Freund bewegt nachrief:

Vom Gestade des Po winken mir Freuden her,
Wo an rieselnden Quellen sich,
In Zitronengebüsch, unter Pomranzenlaub
Baut' an Mälern der alten Kunst
Ihren Tempel Natur .....
Oder wandl' ich im Geist, da wo beschattender
Ernst dem Briten Gedanken zeugt:
Oder drüben, wo noch in Caledoniens
Höhen Ossian's Schatten weht.
Sieh! So strebt es hinaus in die Unendlichkeit
Seines Wollens, dies fluthende
Nimmer rastende Herz, leiht ihm die Fantasie
Ihren Segel: doch schrumpfen nicht
Oft vom Sturme sie ein; hüllt mir nicht Wolkennacht
Oft den Himmel, und schwärzt die Fluth? —
Welcher Sterbliche hob kühn je den Vorhang auf?

Für den einen der beiden Freunde war nun das Traumbild zur Wahrheit geworden, auf eine Weise, wie es die schwäbischen Magister doch sich nicht träumen mochten. Im Dienste der fränkischen Nation sah Reinhard sich erst nach England, jetzt nach Italien geschickt. Er durfte mitwirken zum Sturze der verhaßten Macht, die dem begeisterten, mit Leib und Seele der Revolution er-

[1]) Masson, le département des affaires étrangères pendant la revolution. Paris, 1877.

gebenen Pfarrersohn als der eigentliche Tyrannensitz, als der Mittelpunkt aller völkerfeindlichen Mächte galt. Er durfte die Sieben Hügel sehen mit ihren großen Erinnerungen, die Heimath der Decius und Brutus, das Capitol, Buonarroti's stolze Kuppel . . . .

Da ward den Erwartungen, die seine Brust schwellten, durch den Papst ein jähes Ende bereitet. Reinhard hatte im Hinblick auf das Schicksal Basseville's angefragt, ob es ihm und seinem Begleiter erlaubt sei, den Weg über Rom zu nehmen. Der Papst erwiderte, er gebe seine Einwilligung, doch unter der Bedingung, daß sie des Abends ankämen und noch in der Nacht abreisten. Die Vertreter der Republik konnten in dieser Antwort, wenn sie auch mit der Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit begründet war, nur eine höhnische Abweisung erblicken. Reinhard mußte darauf verzichten, Rom zu sehen; er war genöthigt den Weg nach Neapel zur See zu nehmen. Es war am 4. Mai, als er, zu Schiff, an der Küste von Latium vorbeifahrend, der Kuppel von Sanct Peter ansichtig wurde, und dieser Anblick — so nah dem erträumten Ziele und unerbittlich von demselben zurückgewiesen — gab ihm die zornvollen Verse ein:

Basseville's Schatten.

Im Angesicht von Rom.

Am 4. Mai 1793.

Es sei! Verschließe mir, des neuen Frankreichs Sohne,
Die Stadt, die sieben Hügel deckt,
O Priester, am Altar und auf dem morschen Throne
Vom Ruf der Freiheit aufgeschreckt.
Ich eile stolz vorbei an Buonarroti's Ehre,
Des fabelhaften Peter's Dom.
Mit dieser Woge, wo sich gattet mit dem Meere
Die gelbe Tiber, flieh' ich Rom;
Sie wälzt noch unvermischt sich zu dem Oceane,
Bald unterjocht und farbelos.
So, Priester, schwimmt der Wahn von Deinem Vaticane
Noch jetzt in lichter Freiheit Schoß.
Nicht immer so verbannt werd' ich vorüber schreiten
Am Ufer, wo einst Brutus stand,
Es tönt ums Capitol ein Nachhall größrer Zeiten,
Der hohe Namen Vaterland.
Umsonst bewaffnest du zum Morde deine Sbirren
Und deinen Pöbel zum Verrath,
Dich schreckt der Freiheit Freund, um den die Fesseln klirren,
Dich foltert jene Frevelthat,
Da — o mein Vaterland! noch ist sie nicht gerochen —
Dein Abgesandter von der Hand,
Die Kreuz und Dolche schwingt, umarmt und dann durchstochen,
Was Priestertreue sei, empfand
Und hilflos und verhöhnt, von wildem Aberglauben
Umstürmt, den Tod drei Tage rief,
Am dritten, unbekehrt, treu seinem großen Glauben,
Der Freiheit Märtyrer, entschlief.
Des Tags der Rache harrend irren seine Manen,
Er blickt hinaus auf Land und Meer.
„Noch," spricht er, „wehen nicht die dreigefärbten Fahnen
Von Mitternacht und Abend her.

Wer Völker unterjocht, schwört meinem Vaterlande
Den Untergang mit bleichem Mund.
Es treten gegen uns, werth ihres Jochs, o Schande,
Die Völker selber in den Bund —
Versöhnt umarmen sich, den nahen Sieg zu feiern,
Tyrannenstolz und Priestertrug.
Für sie strömt Deutschlands Blut, das beiden Ungeheuern
Einst jene tiefe Wunde schlug.
Selbst Albion vergißt der freiheitsvollen Jahre,
Und der Satrape, dem es fröhnt,
Verkauft um schnöden Preis dem Thron und der Tiare
Ein Volk von Sydneys Geist entwöhnt.
Wohlan! das Schlachtschwert klirrt, Blut sei des Bodens Weihe,
Auf dem der Völker Hoffnung ruht,
Gewaffnet stehen sie, die Millionen Freie,
Zu strafen Fürsten-Uebermuth,
Den blanken Stahl voran, der Freiheit Lied im Munde,
Mehr Römer, Decius, als du.
So stürzen eines Schrittes der Kanonen Schlunde
Zehntausend Decusse zu!
O Franken! edles Volk für Menschlichkeit geschaffen,
In jeder Tugend liebenswerth,
Dich treffe nicht der Fluch, wenn die verwirrten Waffen
Der Bürger gegen Bürger kehrt.
Schwer falle jeder Mord und jeder Waise Stöhnen
Und jede höllentstammte That
Dem Feindesbunde heim, der altem Wahn zu fröhnen
Vernunft und Recht zu Boden trat.
Noch mancher schwarze Tag trau'rt über Blutgefilden,
Noch manche Mitternacht umhüllt
Verbrecherischen Rath, der zischend aus dem wilden
Giftvollen Herzen überquillt,
Bis, der das Schicksal lenkt und vom umwölkten Sitze
Der Völker Schuld und Elend wägt,
Hier mit der Freiheit Schwert, dort mit der Wahrheit Blitze
Europa's Irrthum niederschlägt.
Dann, Franken, beut Natur dir wieder ihre Schäze
Und zum Genusse Jugendkraft,
Dann schließt Vernunft den Bund im Tempel der Gesetze
Mit schlackenloser Leidenschaft,
Dann komm' im edlen Zorn und räche meine Wunde,
Dann eil' aufs Capitol hinan,
Und vom Tyrannensiz in schicksalsvoller Stunde
Künd' allen Völkern Freiheit an!"

IV.

Mit Recht wendet Guhrauer auf diese Ode, die er kannte, aber nicht mittheilte, das Wort an: „facit indignatio versum" [1]) Es ist Kraft, Schwung, Leidenschaft in diesen Versen. Man vernimmt den Ton einer starken Ueberzeugung, wenn man auch das rednerische Pathos, wie die Zeit und zumal die

[1]) Historisches Taschenbuch von Fr. v. Raumer. 1846. S. 217.

Parteigänger der Revolution es liebten, mit in Kauf nehmen muß. Bassville's Schatten trennt den Dichter von den sieben Hügeln, und so gestaltet sich das Gedicht ungesucht zu einer Vision, ähnlich demjenigen Monti's, nur daß bei dem Italiener der Schatten nach Versöhnung, bei dem deutschgeborenen Franzosen nach Rache verlangt. Dort verkündigt das Gesicht den Sieg der Kirche, hier den Sieg der Freiheit. Beide Dichter greifen nach den stärksten Ausdrücken, mit denen sie die gegnerische Sache verunglimpfen, und ein gerechtes Urtheil werden wir hier so wenig als dort suchen. Aber die erhitzten Leidenschaften des Tags finden hier und dort eine monumentale Sprache; es sind charakteristische Zeitbilder, gerade in ihrem Gegenüber doppelt ausdrucksvoll. Bei Reinhard aber war die Erregung durch ein persönliches Motiv verschärft und gewissermaßen entschuldigt: er sah sich verhöhnt und er war um eine Hoffnung betrogen. Wir spüren die ungeheuchelte Empfindung und wir wissen, daß der Glaube des Dichters an den Sieg der Freiheit noch lange ausgehalten hat, bei allem späteren Wechsel seiner äußeren Schicksale. Nicht dasselbe läßt sich von dem italienischen Dichter sagen. Nach wenigen Jahren hat Monti der Sache, für die er so prachtvolle Terzinen baute, treulos den Rücken gekehrt. Schon daß er seine Dichtung nicht vollendete, erklärt sich daraus, daß er bei dem siegreichen Fortgang der Revolution an seiner Sehergabe irre wurde. Noch vor dem Frieden von Tolentino begann er das aufgehende Gestirn Buonaparte's zu feiern und dem Sieger zuzujauchzen, „der, die langen Leiden der Menschheit rächend, die altersschwache, mit Verbrechen besudelte Kirche zu Tode hetzt." Kurz nach dem Friedensschluß verläßt er das sinkende Schiff Petri und sucht Unterkunft in der Cisalpina. Von nun an verfolgt seine Muse mit demselben Eifer, mit dem sie früher die Revolution verfolgte, die Schurkereien der heiligen Babylon, Priestertrug und Priestergrausamkeit, Aberglauben und Fanatismus. Derselbe Papst, den er einst als einen Halbgott besungen, ist ihm jetzt der Tyrann im Vatican, der aus einer Lache von Blut die Priester speist, um sie zu unmenschlicher Wuth zu reizen. Und als Pius VI. Rom verlassen muß, singt er ihm eine Ode voll von Verwünschungen nach: er fordert die Insel Sardinien auf zu entfliehen, damit das letzte der Ungeheuer keine Grabstätte finden möge! Ja, er widerruft seine Bassvilliana, die ihm den Zorn der Freiheitsmänner eingetragen hat, oder genauer: er klagt sich selbst der Lüge und Verstellung an, indem er jetzt glauben machen will, er sei der innigste Freund Bassville's gewesen, und nur um dem Verdacht und der Verfolgung in Rom zu entgehen, habe er scheinbar seine Muse in den Dienst der verhaßten Kirche gestellt:

Die Zunge log, das Herz war ohne Flecken,
Und Noth gebar die Schuld. Verschlossen hatten
Jedweden Weg der Rettung Furcht und Schrecken.
O meines Freunds getäuschter Schatten,
O Bassville's heil'ge Asche, könnt'st du sprechen!
Dein Zeugniß käme meiner Schuld zu statten.

(P. Heyse.)

In einem Brief an eben jenen Francesco Salfi, der auch als Dichter sein Rivale war, versuchte Monti allen Ernstes diese Erfindung glaubhaft zu machen und dadurch den Zorn der Franzosenfreunde zu beschwichtigen. Man kann die Bass-

villiana nicht lesen, ohne an den unrühmlichen Gesinnungswechsel des Dichters zu denken, und auf diesem Hintergrunde kann sich neben Monti's wohlgedrechselten Terzinen Reinhard's ungelenk polternde Ode mit Ehren sehen lassen.

V.

Im Mai 1793 muß Reinhard in Neapel angekommen sein. Nur wenige Monate währte sein Aufenthalt daselbst. Der neapolitanische Hof hatte nur die Abfahrt jenes Geschwaders unter La Touche Ende Januar abgewartet, um seine wahren Gesinnungen wieder hervorzukehren. Zwar der König war ängstlich und vermied es, Verdacht zu geben; er unterließ es sogar, dem Seelenheil des hingerichteten Königs von Frankreich, seines Schwagers, diejenigen religiösen Feierlichkeiten zu widmen, die bei Todesfällen in der Familie üblich waren. Um so weniger zurückhaltend war die Königin Caroline, und es kümmerte sie auch nicht, wenn Makau's attento e non indulgente orecchio ihre Aeußerungen erfuhr. Ungeduldig ertrug sie die aufgezwungene Neutralität, man rüstete unter der Hand die Flotte, und ein österreichischer General war im Lande, der den Oberbefehl des Landheeres übernehmen sollte. Schon im März berichtete der Gesandte Fontana nach Venedig, die Stellung des Hofes könne sich unter Umständen leicht ändern; Alles komme darauf an, daß befreundete Geschwader im Mittelmeer erscheinen. Zu der Zeit, als Reinhard in Neapel eintraf, waren die Verhandlungen Actons mit der britischen Regierung bereits im Gange. Am 12. Juli kam der geheime Vertrag mit England zum Abschluß. Neapel war jetzt der großen Coalition beigetreten; doch konnten die offenen Feindseligkeiten erst ihren Anfang nehmen, als sich Neapel durch das Erscheinen einer englischen Flotte im Mittelmeer gedeckt sah. Inzwischen verlebte die französische Gesandtschaft peinliche Wochen. Ohnmächtig mußte sie den Rüstungen zusehen, und vergebens protestirte Makau gegen die Verfolgung der französisch Gesinnten, gegen die Schließung der Clubs, gegen die Verhaftungen, durch welche die unterirdischen Kerker von Sant Elmo sich anfüllten. Die Königin ließ durch einen L. Custode auf der französischen Gesandtschaft wichtige Papiere entwenden: der Thäter wurde entdeckt, vor Gericht gestellt, aber freigesprochen und durch die besondere Gunst des Hofes ausgezeichnet. Endlich am 1. September erhielt Makau die Aufforderung zur Abreise, und am 17. ging das neapolitanische Geschwader unter Segel, um sich vor Toulon mit der Flotte des Admirals Hood zu vereinigen. Es war vorauszusehen, daß jetzt vollends ein unerbittliches Gericht über Franzosen und ihre Anhänger ergehen werde. Wer konnte, der floh, und dasselbe Fahrzeug, welches Makau und Reinhard aus dem Hafen von Neapel nach Livorno trug, hatte auch die Wittwe und den Sohn des ermordeten Basseville aufgenommen.

Erst im November 1793 ist Reinhard nach Paris zurückgekehrt. Mangel an Geld scheint ihn längere Zeit in Genua festgehalten zu haben. Es war ein Glück für ihn, daß er diese ganze Zeit von der Hauptstadt entfernt war, wo inzwischen das Schicksal seiner Gönner, der Girondisten, sich erfüllte. Er selbst mußte darauf gefaßt sein, nachträglich in den Sturz der Freunde, denen er sein Emporkommen verdankte, hineingezogen zu werden. Doch gerade in dieser entsetzlichen Zeit hat sich sein Entschluß, bis zum letzten Augenblick seinem Adoptiv-

vaterlande sich zu weihen, unerschütterlich befestigt. Am Tage nach seiner Rückkehr, am 12. November, wurde er an Baudry's Stelle (der im Gefängniß saß und am 24. Juli des folgenden Jahres unter der Guillotine endete) zum Chef der dritten Division im auswärtigen Ministerium ernannt.

Die Rache der Republik für die Ermordung Basseville's ist erst durch Buonaparte vollzogen worden. Nach den ersten Siegen in Piemont im Frühjahr 1796 sagte er zu seinen Soldaten, noch hätten sie nichts gethan: „noch treten Basseville's Mörder auf der Asche der Brutusse herum." Und am 21. Mai rief er ihnen unverrückt dasselbe Ziel weisend zu: „Mögen sie zittern, die die Dolche des Bürgerkriegs in Frankreich segneten, die unsere Gesandten erwürgten." Als im folgenden Monat Buonaparte's Heer in die Kirchenstaaten einrückte, bildete der römische Mord einen der Beschwerdepunkte, für welche die Republik Sühne verlangte, und in den Verträgen von Bologna und Tolentino ward dem Papste auch die Bedingung auferlegt, durch eine Gesandtschaft in Paris Genugthuung für jenen Mord zu geben und den Hinterbliebenen eine Entschädigungssumme zu bezahlen. Die harten Bedingungen des Friedens von Tolentino haben den Sturz der päpstlichen Herrschaft nicht abgewendet. Am 15. Februar 1798 wurde nach dem Einmarsch Berthier's die römische Republik proclamirt und fünf Tage darauf Pius VI. nach Toscana verwiesen, wo er erst in Siena, dann in der Certosa bei Florenz als Gast des Großherzogs Zuflucht fand. Noch einmal aber sollte Reinhard mit dem Papst, der ihm um Basseville's Schatten willen die Thore Roms verschlossen hatte, in feindselige Berührung kommen. In demselben Jahre wurde Reinhard zum Gesandten der Republik am Hofe von Florenz ernannt, und als im März 1799 auch die großherzogliche Regierung durch die Franzosen umgestürzt wurde und Reinhard als Commissar die Regierung des Landes in die Hand nahm, war eine seiner ersten Handlungen die, daß er den Papst des Landes verwies. Pius VI. mußte seine letzte Reise antreten, auf der er zu Valence am 29. August 1799 gestorben ist — zu einer Zeit, da auch das Regiment Reinhard's in Toscana bereits wieder ein Ende genommen hatte.

Ueber die moderne Phrenologie.

Von

Prof. **Friedrich Goltz** in Straßburg i. E.

In seinem vielgelesenen Buche über die Deutschen sagt der Pater Didon, Manche von uns besäßen die mächtige Denkerstirn Kant's, Andere hätten die olympische Stirn eines Goethe, Andere aber seien ausgezeichnet durch die gewaltige Entwicklung des Hinterhauptes, des Sitzes der rohen energischen Instincte. Diese Sätze beweisen, daß selbst in Frankreich, dem Vaterlande Flourens', welcher die Lehre Gall's so schlagend widerlegte, noch immer eine zärtliche Neigung für die Anwendung der Phrenologie bewahrt wird, wenn auch Niemand es mehr wagt, sie wissenschaftlich zu vertreten. Die großen Erfolge, welche Gall viele Jahre hindurch errang, finden ihre Erklärung augenscheinlich darin, daß er einem Bedürfniß nach Wissen entgegen kam, das von Gelehrten und Laien gleichmäßig empfunden wurde. Es konnte keine Befriedigung gewähren, daß die strengeren Denker unter den Physiologen auf die Frage nach dem Wesen der Thätigkeit unseres Gehirns mit dem Eingeständniß ihrer Unkenntniß antworteten. So griff man, als man ernste Belehrung nicht fand, begierig nach einem Trugbilde, das wenigstens einen Schein von Wissenschaftlichkeit hatte. Auf anderen Gebieten machen wir ähnliche Erfahrungen. In Zeiten hochgehender politischer Erregung werden in Ermangelung zuverlässiger Nachrichten alberne Märchen geschäftig weiter verbreitet und geglaubt, bloß weil sie den brennenden Durst nach Neuigkeiten augenblicklich befriedigen.

Es will mir scheinen, als wenn in einer lebhaften wissenschaftlichen Bewegung, welche in den letzten Jahrzehnten die Kreise der Physiologen und Aerzte beherrscht, die eben berührte menschliche Schwäche eine bedenkliche Rolle spielt. Statt den Schatz unseres Wissens durch langsame, ruhige, aber sichere Arbeit zu erweitern, glaubt man durch die Sprünge der Einbildungskraft schneller zum Ziel zu kommen, und eine kritiklose Schaar labt sich an den dargebotenen Luftspiegelungen.

Wieder, wie zu den Zeiten Gall's, werden Karten von der Oberfläche des großen Gehirns entworfen, aus welchen genau zu ersehen sein soll, welche Verrichtung jeder einzelne Abschnitt derselben hat. Gall nennt die Bezirke, in welche

er das Gehirn zerlegte, Organe. Jetzt nennt man sie Centren oder Sphären. Vimont, ein Nachfolger Gall's, brachte auf dem Gehirn der Gans neunundzwanzig Organe unter, darunter auch das Organ für musikalisches Talent.

Ganz so fruchtbar in der Erfindung von Sphären und Centren sind die Zeichner der modernen Hirnkarten freilich nicht; aber mit der Begründung ihrer Entdeckungen machen sie es sich vielfach eben so leicht wie Gall und seine Schüler.

Wenn ich es unternehme, an dieser Stelle eine eingehende Besprechung dieser modernen Phrenologie zu geben, so geschieht dies nicht bloß wegen des allgemeinen Interesses, welches die Frage nach den Verrichtungen des Gehirns bei allen Gebildeten erweckt, sondern auch, um die bezüglichen Streitfragen der allgemeinen Beurtheilung zu unterbreiten. Es bedarf nämlich, wie der Leser sich überzeugen wird, durchaus keiner Gelehrsamkeit, um die wesentlichen Punkte, über welche ein erbitterter Streit geführt wird, zu verstehen. Ferner ist hervorzuheben, daß es glücklicher Weise nicht nöthig ist, an der Richtigkeit der Beobachtungen der verschiedenen sich bekämpfenden Forscher zu zweifeln. Hauptgegenstand des Streites ist überall die Frage, wie weit man berechtigt ist, aus gewissen zugegebenen Thatsachen Schlüsse zu ziehen. Ein Urtheil hierüber darf sich Jeder zutrauen, der sich die Mühe geben will, über die Zulässigkeit von Verstandesoperationen nachzudenken. Die Herbeischaffung und Sichtung des thatsächlichen Materials ist Aufgabe der Physiologie. Die Prüfung der Verwerthung dieses Materials steht jedem Denker zu, insbesondere auch den Philosophen.

I.

Der Raum der Schädelhöhle wird bei dem Menschen und den höheren Thieren hauptsächlich von einem Hirntheil ausgefüllt, welchen wir Großhirn nennen. Dasselbe bietet beim Menschen und vielen Thieren merkwürdig gestaltete Wülste dar, die in Windungen verlaufen und durch mehr oder weniger tiefe Furchen getrennt sind. Durchschneidet man die Masse des Großhirns, so findet man, daß dasselbe aus zweierlei Substanzen besteht: der grauen, vorzugsweise aus Zellen bestehenden Substanz, und der weißen Substanz, die aus Fasern zusammengesetzt ist. Die oberflächlichste Schicht der Masse des Großhirns, d. i. die Rinde des Organs, besteht ausschließlich aus grauer Substanz. Im Innern des Großhirns herrscht die weiße Substanz vor.

Die moderne Phrenologie behauptet nun, daß die graue Rinde des Großhirns aus lauter scharf umschriebenen Bezirken zusammengesetzt ist, deren jeder eine bestimmte Function besitzt. So soll z. B. ein solcher Bezirk ausschließlich dem Gehörsinn, ein anderer der Bewegung der Hand, ein dritter der Bewegung des Fußes u. s. w. dienen. Nach dieser Lehre besteht demnach die Rinde des Großhirns aus vielen physiologisch vollständig getrennten Organen, die nur anatomisch an einander gefügt und durch Leitungsfasern mit einander verbunden sind. Die Großhirnrinde soll also in ähnlicher Weise aus aneinander gereihten Einzelhirnen zusammengesetzt sein, wie etwa eine grobe Mosaik aus Steinen verschiedener Form und Farbe zusammengesetzt wird.

Lernen wir nunmehr eine Reihe von Thatsachen kennen, um daran die Prüfung zu knüpfen, wie weit die soeben angegebene Lehre berechtigt ist.

Die sicherste Methode, die Bedeutung eines Organs aufzuklären, ist die, zu beobachten, wie sich ein Geschöpf verhält, welches das betreffende Organ eingebüßt hat. Wüßten wir z. B. noch nicht, welches die Bedeutung unserer Augen ist, so würde uns die Beobachtung von Menschen oder Thieren, welche die Augen verloren haben, sofort dahin belehren, daß diese Organe dem Sehen dienen. So sind denn nun auch die Beobachtungen, die man an Thieren gemacht hat, welche das gesammte Großhirn eingebüßt hatten, äußerst lehrreich gewesen. Eine Taube kann viele Monate hindurch nach vollständiger Zerstörung des Großhirns am Leben bleiben. Ein solches Thier kann sich in ähnlicher Weise bewegen, wie eine ganz gesunde unversehrte Taube. Wirft man sie in die Luft, so fliegt sie durch das Zimmer oder setzt sich auf ein Sims oder einen beliebigen anderen Gegenstand nieder. Man kann sich, ohne daß die Taube irgend welche Furcht äußert, ihr nähern und sie ergreifen. Setzt man sie auf eine Stuhllehne, so weiß das Thier, wenn man den Stuhl hin- und herbewegt, durch zweckmäßige Neigungen des Körpers und des Schwanzes, wie auch der Flügel, das Gleichgewicht in ebenso geschickter Weise zu behaupten, wie ein unversehrter Vogel. Sich selbst überlassen macht die Taube ohne Großhirn nur selten freiwillige Bewegungen. Von Zeit zu Zeit kratzt sie sich wie ein gesundes Thier, oder putzt sich die Federn mit dem Schnabel. Auch bläht sie mitunter die Federn auf und steckt den Kopf unter einen Flügel, wie schlafende Vögel zu thun pflegen. Ein Laie, der ein solches Thier betrachtet, wird es auf den ersten Blick von einer unversehrten Taube kaum unterscheiden können. Bei eingehender Beobachtung fallen aber die Einbußen an Functionen, die die großhirnlose Taube zeigt, sehr auf. Wie schon gesagt, äußert das Thier keine Furcht, wenn man sich ihm nähert und es berührt. Ebenso gleichgültig bleibt es beim Anblick eines Hundes oder Raubvogels. Flourens, der zuerst ausführliche Beobachtungen an Thieren mit verstümmeltem Gehirn machte, schloß hieraus, daß Thiere ohne Großhirn stockblind werden. Dies ist indeß entschieden unrichtig. Stößt man die Taube an und bringt sie zum Gehen, so weiß sie allen Hindernissen sorgfältig auszubiegen. Bald schreitet sie um einen im Wege stehenden Gegenstand herum, bald steigt sie über ihn hinüber. Einem lebenden Thiere gegenüber verhält sie sich nicht anders, als gegenüber einem todten Gegenstande. Ueber einen Hund oder ein Kaninchen schreitet sie gleichmüthig hinweg. Auch im Fluge weiß die Taube ohne Großhirn allen Hindernissen auszuweichen und einen Gegenstand zu finden, auf dem sie sich niederlassen kann. Es kommt ihr dabei nicht darauf an, sich auf den Kopf eines fremden Menschen zu setzen. Aus diesen Thatsachen geht offenbar hervor, daß ein solches Thier nicht vollständig blind sein kann, da es ja seine Gesichtseindrücke richtig verwerthet, um Hindernisse zu vermeiden. Dagegen ist seine Fähigkeit, Gesichtswahrnehmungen zu machen, zweifellos geschädigt; denn es bleibt gleichgültig beim Anblicke eines Raubvogels oder bei Bedrohungen durch eine menschliche Hand. So wenig wie solche Thiere blind sind, sind sie etwa taub. Bei jedem lauten Geräusch macht die großhirnlose Taube eine Bewegung mit dem Kopfe. Fluchtbewegungen aber oder sonstige deutliche Aeußerungen des Schreckens sind nicht zu beobachten, selbst wenn ein heftiger Knall erschallt. Sehr merkwürdig ist ferner, daß solche des Großhirns beraubten

Thiere niemals freiwillig Nahrung zu sich nehmen, obwohl sie ja im Stande sind, den Kopf und den Schnabel gehörig zu bewegen. Die großhirnlose Taube würde neben einem Wassernapf verdursten, auf einem Erbsenhaufen sitzend verhungern. Man muß demnach solche Thiere, wenn man sie am Leben erhalten will, künstlich füttern und tränken. Dazu genügt es nicht, der hungernden Taube eine Erbse ganz vorn in den geöffneten Schnabel zu legen. Sie bleibt dann unverzehrt in dem halboffenen Schnabel liegen. Man muß dem Thier die Nahrung weiter nach hinten in die Mundhöhle schieben, wenn sie regelrecht verschluckt werden soll. Wenn also bei dem Thier ohne Großhirn der Trieb zur Nahrungsaufnahme vollständig erloschen ist, so sind in gleicher Weise andere Triebe vernichtet. Des Großhirns beraubte Geschöpfe suchen nicht mehr ihre Genossen auf, bekümmern sich nicht mehr um die Lockrufe anderer, lassen freiwillig kaum jemals ihre Stimme hören und äußern keine Spur von Geschlechtstrieb.

Es ist bisher nicht gelungen, Säugethiere nach Wegnahme des gesammten Großhirns so lange am Leben zu erhalten, wie Vögel. Immerhin überstehen aber niedere Vierfüßler wie Ratten, Meerschweinchen und Kaninchen diesen Eingriff lange genug, um den Schluß zu rechtfertigen, daß sie sich ähnlich verhalten wie Tauben nach derselben Verstümmelung. Ein Kaninchen ohne Großhirn kann noch springen und laufen und vermeidet, wie Christiani bewiesen hat, bei diesen Ortsbewegungen die ihm im Wege stehenden Hindernisse.

Wir haben gesehen, daß nach Vernichtung des Großhirns die Aeußerungen wichtiger Triebe in Wegfall kommen. Wir haben ferner gelernt, daß Thiere ohne Großhirn noch Sinnesempfindungen zu haben scheinen, sofern ihre Bewegungen noch durch die Sinnesreize bestimmt werden. Es hat sich aber herausgestellt, daß alle Kundgebungen, die auf Sinnesreize noch erfolgen, mehr einen maschinenartigen Charakter haben. Die Thiere ohne Großhirn geben uns durch keine ihrer Bewegungen einen sicheren Beweis dafür, daß sie noch das besitzen, was wir bewußte Ueberlegung nennen. Sie bewegen sich noch, aber sie handeln nicht. Es liegt ferner keine Thatsache vor, aus der man ersehen könnte, daß Thiere ohne Großhirn noch im Stande sind, durch Erfahrungen etwas zu lernen. Sie werden nicht gewitzigt. Sie haben kein Gedächtniß. Ebenso vermissen wir bei ihnen alle Aeußerungen, aus welchen wir auf Gemüthsbewegungen und Leidenschaften schließen könnten. Sie äußern weder Furcht noch Freude, weder Liebe noch Haß. So scheinen sie nur noch lebendige Maschinen ohne alle höheren Bewußtseinsvorgänge zu sein.

Wenn nach Wegnahme des gesammten Großhirns eine solche Fülle von Lebenserscheinungen in Wegfall kommt, so lag der Gedanke nahe, daß nach Zerstörung einzelner Abschnitte dieses großen Organs nur ein bestimmter Theil jener Lebenserscheinungen erlöschen dürfte. Dieser Gedanke, welcher die Grundlage der Gall'schen wie der modernen Phrenologie bildet, ist an sich nicht unberechtigt; denn wenn zugegeben werden muß, daß z. B. das große und das kleine Gehirn zweifellos von verschiedener Bedeutung sind, so ist es an sich gewiß nicht unmöglich, daß innerhalb des Großhirns selbst noch eine räumliche Sonderung der den einzelnen Verrichtungen dienenden Organtheile stattfindet. Dagegen ist es

nicht zu verstehen, wie einzelne Vertreter der modernen Phrenologie, wie z. B. Munk in Berlin, sich soweit verirren konnten, zu behaupten, eine solche räumliche Sonderung sei eine unumgängliche Forderung der Physiologie. Munk versteigt sich bis zu dem Satze, daß jede bewußte Vorstellung in einem kleinen beschränkten Punkte der Großhirnrinde ihren Sitz haben müsse, und daß die Erinnerungsbilder, die wir durch Vermittlung der verschiedenen Sinneswerkzeuge erwerben, je nach ihrer Zusammengehörigkeit auf der Oberfläche des Hirns bei einander wohnen. So spricht er von den Erinnerungsbildern einer Mohrrübe, eines Wassereimers, einer Peitsche u. s. w. und siedelt sie an bestimmten Punkten des Hinterhauptslappens an. Wie ein Gewürzkrämer oder Apotheker seine Waaren in Schubkästen und Büchsen ordnet, um sie schnell herauszufinden, wenn ein Kunde etwas verlangt, so sollen auch in unserer Großhirnrinde die Vorstellungen fein säuberlich räumlich geordnet sein. Man sollte nun meinen, daß, wenn man sich einmal dazu entschließt, die räumliche Vertheilung der Großhirn-Verrichtungen nach dem Muster eines Gewürzladens vorzunehmen, doch wenigstens das Eintheilungsprincip durchgeführt werden müßte. Munk hält auch das nicht für nöthig. Er verfährt wie ein wunderlicher Bibliothekar, der einen Theil seiner Bücherei nach den Anfangsbuchstaben der Verfasser, einen anderen Theil nach dem wissenschaftlichen Inhalt und einen dritten Theil nach der Form des Einbandes der Bücher ordnet. So ordnet Munk die Gesichtsbilder je nach dem Gegenstande des Eindrucks, die Schallvorstellungen nach der musikalischen Tonhöhe, die Gefühlsvorstellungen nach dem empfindenden Körpertheil. Es gehörte der Muth seiner getreuen Anhänger dazu, um an solchen Eintheilungen Gefallen zu finden, welche an Kühnheit der Erfindung die Phantasie Gall's in Schatten stellen. Doch selbst solche Auswüchse der modernen Phrenologie sollen auf Grund der Thatsachen geprüft werden.

Flourens, welchem wir die ersten genauen Angaben über die Verrichtungen des gesammten Großhirns verdanken, hat auch sofort die Frage in Angriff genommen, ob einzelnen Abschnitten dieses großen Organs gesonderte Functionen zukommen. Er glaubte auf Grund seiner Versuche die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß das große Gehirn in allen seinen Abschnitten gleiche Bedeutung hat und ebenso wenig in Organe gesonderter Verrichtungen zu zerlegen sei, wie etwa die Lunge. Nimmt man einem Thier, sagte Flourens, ein Stück des Großhirns fort, so behält es den intelligenten Gebrauch aller seiner Sinne. Es büßt den Gebrauch keines Muskels ein und verhält sich überhaupt ähnlich wie ein unversehrtes Geschöpf. Ja, Flourens ging noch weiter. Er gab an, daß man einem Thiere den größten Theil des Großhirns wegnehmen könne, ohne irgend welche bemerkbaren Störungen zu erzeugen. Der erhaltene Rest des Großhirns solle eben, vermöge seines gleichartigen Baues, durch erhöhte Anstrengung die Thätigkeit des verloren gegangenen Stückes mit übernehmen können. Wir werden später die Beweise kennen lernen, welche darthun, daß Flourens mit der letzten Behauptung sich offenbar verirrt hat. Thiere mit großen Substanzverlusten des Großhirns zeigen dauernde sehr handgreifliche Störungen. Nach Flourens wäre ja der größte Theil unseres Großhirns überhaupt überflüssig. Diese von vornhinein widersinnig erscheinende Annahme ist aber nicht bloß unnöthig, sondern

unzutreffend. Dagegen blieb die Angabe von Flourens, daß man an einer beliebigen Stelle des Großhirns ein kleines Stück wegnehmen könne, ohne irgend welche Störungen zu beobachten, lange Zeit unangefochten. Auch die Erfahrungen an Menschen schienen in gleichem Sinne zu sprechen. Zahlreiche Beobachtungen an Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde oder durch sonstige Verletzungen ansehnliche Stücke des Großhirns eingebüßt hatten, lehrten, daß nach solchen Verletzungen nicht nothwendig Lähmungen oder Störungen der Intelligenz u. s. w. zurückbleiben. So schien durch Flourens' Versuche nicht bloß Gall's Lehre vollständig widerlegt, sondern auch dargethan zu sein, daß das Großhirn und zumal seine Rinde in allen seinen Abschnitten von durchaus gleichartiger Beschaffenheit des Baues und der Bedeutung sei. Da waren es neue Erfahrungen der Aerzte, welche Flourens' Lehre tief erschütterten.

Dank den Beobachtungen der französischen Forscher Bouillaud und Broca wurde festgestellt, daß eine sehr merkwürdige Form der Sprachstörung vorzugsweise oft bei solchen Personen vorkommt, bei denen nach dem Tode eine krankhafte Veränderung eines ganz bestimmten Bezirks der linken Hälfte des Großhirns nachzuweisen ist. Es ist die sogenannte dritte Stirnwindung oder deren unmittelbare Nachbarschaft, nach deren Erkrankung sehr häufig diese Sprachstörung beobachtet wird. Die betreffenden Personen vermögen es nicht, sich sprachlich auszudrücken, obwohl ihre Sprachwerkzeuge keinerlei Lähmung zeigen. Sie verstehen dagegen Alles, was man ihnen sagt, und wissen durch Geberden zu antworten. Manche vermögen gar kein deutliches Wort hervorzubringen. Andere können ein oder einige Wörter sprechen und beantworten jede an sie gerichtete Frage in ganz verkehrter Weise mit diesen wenigen Wörtern, die sie noch hervorbringen können. So wie sie dann die unsinnige Antwort gegeben haben, werden sie sich durch das Gehör ihres Mißgriffs bewußt, strengen sich an, eine verständige Antwort zu geben, scheitern aber in dem Bemühen, indem sie immer wieder dieselben Wörter sprechen. Aufgefordert, die Antwort aufzuschreiben, schreiben sie dieselben zusammenhangslosen Wörter hin, die sie vorhin sprachen, streichen unwillig das Geschriebene durch, ohne eine Verbesserung zu Stande zu bringen.

Außer dieser typischen Form der Aphasie, wie man diese Sprachstörung nennt, gibt es mancherlei andere Formen, auf die einzugehen hier nicht nöthig ist.

Die Beobachtungen von Bouillaud und Broca wurden bald von vielen Seiten bestätigt. Andererseits ward auch bald Widerspruch laut. Es wurden Fälle bekannt, in welchen deutliche Sprachstörung bestand, während nach dem Tode nicht der linke, sondern der rechte Stirnlappen an der typischen Stelle sich erkrankt fand. Da es sich in einigen dieser Fälle um linkshändige Menschen handelte, so machte man sich die Hypothese zurecht, daß das Sprachcentrum bei jedem Menschen ursprünglich symmetrisch in beiden Großhirnhälften angelegt ist. Die meisten Menschen üben von Jugend auf nur das linke Sprachcentrum ein und vernachlässigen das rechtsseitige, welches deshalb allmälig verkümmert. Auch das Centrum für den rechten Arm liegt wegen der gekreuzten Verbindung mit dem Gehirn im linken Großhirnlappen. Die meisten Menschen, sagte man,

sind linkshirnig. Eine Minderzahl ist rechtshirnig und vernachlässigt die Uebung der linken Großhirnhälfte. Diese sind linkshändig. Erleidet ein solcher Rechtshirniger und Linkshändiger einen Unfall, der eine Zerstörung der Broca'schen dritten linken Stirnwindung zur Folge hat, so wird das für ihn viel weniger verhängnißvoll wie für den Linkshirnigen; denn die Zerstörung betraf ein nicht benutztes, verkümmertes Organ.

So geistreich diese Hypothese auch ist, sie genügt nicht in allen Fällen. Schwere Formen von Aphasie wurden nachgewiesen bei Erkrankungen der rechten Hirnhälfte von Personen, die keineswegs linkshändig waren. Ferner erkrankten Linkshändige an Aphasie, deren rechtes Hirn sich als vollständig gesund erwies. Diesen unbequemen Fällen gegenüber sucht man sich dann mit der Ausrede zu helfen, daß solche Personen wunderlicher Weise in ihrer Jugend das Sprachcentrum der linken und das Armcentrum der rechten Hirnhälfte vorzugsweise eingeübt hätten.

Weit schwieriger sind die folgenden Bedenken zu beschwichtigen. Wenn es zugegeben wird, daß das sogenannte Sprachcentrum ursprünglich symmetrisch in beiden Hirnhälften angelegt ist, so sollte man meinen, daß ein Kranker, der wegen einer Vereiterung des linken Hirns eine Sprachstörung erlitten hat, allmälig genesen müsse, indem er wie ein Kind, das sprechen lernt, nun die bis dahin vernachlässigte rechte unversehrte Hirnhälfte einübt. Die Erfahrung lehrt aber leider, daß dem nicht so ist. Die sorgfältigste und ausdauerndste Uebung leistet in vielen Fällen so gut wie nichts. Während jeder Verstümmelte, welcher die rechte Hand eingebüßt hat, mit der linken schreiben lernt, lernt ein Aphasischer, wenn auch die eine Hälfte seines Gehirns durchaus gesund geblieben ist, trotz jahrelanger Uebung oft nicht wieder sprechen. Man hat auch für diese traurige Thatsache eine Ausrede gefunden. Man hat gesagt, daß das so lange vernachlässigte Organ soweit verkümmert sei, daß es auch durch angestrengte Uebung nicht mehr gekräftigt und leistungsfähig gemacht werden könne. Diese Ausrede erscheint aber insofern sehr künstlich, als anatomisch bei der überwältigenden Mehrzahl der Menschen eine Verkümmerung der einen Hirnhälfte durchaus nicht nachweisbar ist. Die so gesuchte Erklärung läßt ferner vollständig im Stich, wo es sich um jugendliche Wesen handelt.

Es sind einige Fälle sehr sorgfältig beobachtet, in welchen Kinder, die bereits gut sprechen gelernt hatten, die Sprache in Folge der Erkrankung einer Hirnhälfte verloren und niemals wieder sprechen lernten, obwohl sie den Unfall eine Reihe von Jahren überlebten. Es ist nicht zu begreifen, warum diese Kinder, deren Gehirn doch noch nicht verkümmert, sondern in voller Entwicklung war, nicht im Stande waren, das ganz unversehrte angebliche Sprachcentrum der gesunden Hirnhälfte ausreichend einzuüben und auszubilden.

Ich muß bekennen, daß diese Erfahrungen für mich entscheidend sind, die gangbare Lehre, nach welcher die Broca'sche Windung jederseits ein symmetrisches Sprachcentrum sein soll, abzulehnen. Unterstützt finde ich mich in dieser ablehnenden Stellung noch durch die Thatsache, daß in sehr vielen Fällen Sprachstörung zu beobachten war, in welchen weder rechts noch links das sogenannte

Sprachcentrum ergriffen war, sondern die Erkrankung des Hirns einen ganz entfernten Sitz hatte.

Wenn ich also die herrschende Lehre, nach welcher die Broca'sche Windung das unentbehrliche Centrum sein soll, welches der Fähigkeit zu sprechen vorsteht, für nicht ausreichend halte, so könnte man mich herausfordern, eine bessere Erklärung zu versuchen. Ich habe nun allerdings nicht nöthig, einer solchen Aufforderung nachzukommen; denn es muß dem Forscher erlaubt sein, auf Gebieten, in denen die zu einer Erklärung erforderlichen Forschungen noch nicht erschöpft sind, bis auf Weiteres von einer Erklärung abzusehen. Im Gegentheil: vorzeitig entwickelte, nicht hinreichend durch die Thatsachen begründete Erklärungsversuche bringen den großen Nachtheil mit sich, daß der Schein einer Abrundung und Erschöpfung unserer Kenntnisse erweckt wird. Die kritiklose Masse, welche es sich gern bequem macht, und schematisch abgerundete Glaubenssätze liebt, schwört dann auf diese, zumal wenn sie von angeblichen Autoritäten gepredigt werden, und kümmert sich nicht weiter um die Begründung. Wer dagegen die Erforschung der Wahrheit aufrichtig liebt und aus selbständiger Erfahrung weiß, wie schwer sich die Natur die Enthüllung ihrer Geheimnisse durch emsige Arbeit abringen läßt, wird mit Mißtrauen jede Lehre aufnehmen, die gar zu glatt und verführerisch Alles erklärt und keine Räthsel übrig läßt.

Trotz dieser Bedenken, trotzdem daß ich den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse vom Wesen der Aphasie noch nicht für reif genug halte, um eine physiologische Erklärung zu wagen, möchte ich eine Andeutung darüber machen, wie ich mir denke, daß die Sprachstörung, die wir Aphasie nennen, etwa entstehen kann.

Jeder von uns kennt Zustände, in welchen es uns schwer wird, das rechte Wort für das zu finden, was wir ausdrücken wollen. Selbst geübte Redner suchen mitunter mühsam nach Worten, während ihnen bei anderem Anlaß die treffendsten, glücklichsten Ausdrücke und Wendungen von den Lippen perlen. Die Ursachen zu solcher vorübergehender Sprachstörung sind oft sehr geringfügiger Natur. Mancher Professor stockt und verliert den Faden der Rede, wenn ein Zuhörer sich heftig räuspert. Parlamentsredner werden durch einen tückischen Zwischenruf aus der Fassung gebracht und besinnen sich nachher erst beim Verlassen der Sitzung auf der Treppe auf die schlagfertigen Entgegnungen, die sie in ihrer Rede hätten anbringen können. Wird in diesen Beispielen die Thätigkeit unseres Gehirns als des Rede erzeugenden Organs durch äußere Einflüsse bloß herabgestimmt, so kann sie ganz gehemmt und gelähmt werden durch heftigere Erregungen. Daß Menschen sprachlos werden können vor Staunen, vor Schreck, ist ja zur sprichwörtlichen Redensart geworden. In allen diesen Fällen wird das an sich ganz gesunde leistungsfähige Centralorgan des Sprechens, das wir im Großhirn zu suchen haben, für Zeit außer Function gesetzt oder wenigstens herabgedrückt durch einen Anlaß, der gar nicht direct auf das Gehirn wirken konnte. Vielmehr waren es überall Reize der Sinneswerkzeuge, namentlich des Auges und des Ohrs, welche die Sprachstörung herbeiführten. Diese mußten also durch Vermittlung der Sinnesnerven, die zum Gehirn führen, dieses in seiner Thätigkeit herabstimmen, hemmen. Wenn nun also festgestellt ist, daß

schon eine heftige Erregung der Sinnesnerven mittelbar die Thätigkeit des Hirns schädigt, so wird es erlaubt sein, zu folgern, daß erst recht ein Reiz, der direct einen Theil des Gehirns angreift, auf den Rest desselben lähmend zurückwirkt. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß z. B. ein Eiterungsproceß, welcher an der Broca'schen Stirnwindung statt hat, gewissermaßen nagend auf seine Umgebung wirkt und so durch den dauernden Reiz den Rest des spracherzeugenden Centralorgans lähmt, der noch unversehrt besteht. Nach dieser meiner Vermuthung würde also das Sprachcentrum vielleicht das ganze Großhirn oder doch einen großen Theil desselben einnehmen. In den Zuständen der Aphasie würde dieses Centrum nicht vollständig vernichtet, sondern nur durch einen dauernden hemmenden Reiz außer Function gesetzt sein.

Wie schon oben bemerkt, gebe ich diese Ansicht mit allem Vorbehalt. Daß sie nicht allen Schwierigkeiten gerecht wird, ist offenbar. Es bleibt offene Frage, weshalb gerade ein Proceß in diesem begrenzten Abschnitt des großen Gehirns so häufig Sprachstörung zur Folge hat, während nach Schädigung anderer Hirntheile diese Erscheinung viel seltener eintritt. Diese Thatsache, daß die Sprachstörung so innig verknüpft scheint mit einer Verletzung der Broca'schen Windung und ihrer Nachbarschaft, steht eben fest, und es bleibt also dabei, daß sie der Flourens'schen Lehre widerspricht, nach welcher das Großhirn in allen seinen Theilen vollständig gleichwerthig sein soll.

Einen neuen Stoß erhielt Flourens' Lehre durch eine wichtige Beobachtungsreihe eines englischen Arztes, Jackson, welcher fand, daß gewisse Formen von Lähmungen und Krämpfen, namentlich der Gliedmaßen, besonders häufig nach Verletzungen des Scheitellappens in der Nähe einer dort gelegenen Hauptfurche, der Rolando'schen Furche, vorkommen. Es ist nun zwar nachgewiesen, daß Schädigungen derselben Gegend der Rinde mitunter ohne irgend welche Bewegungsstörung ablaufen und daß andererseits Bewegungsstörungen auftreten können, wenn der Herd der Erkrankung weit von der Rolando'schen Furche abliegt, aber gleichwohl enthält zweifellos die Jackson'sche Beobachtung einen Kern von Wahrheit. Das betreffende Stück des Gehirns, d. i. der Scheitellappen, hat innigere Beziehungen zur Bewegung des Körpers wie z. B. der Hinterhauptslappen. Dieser Satz widerspricht aber der Lehre von Flourens.

Nachdem so von Seiten der Aerzte dargethan war, daß Flourens' Satz von der Gleichwerthigkeit der verschiedenen Abschnitte des Großhirns mindestens eine Einschränkung erfahren müsse, war es eine physiologische Entdeckung, welche derselben Lehre einen vollständigen Umsturz zu bereiten schien. Bis zum Jahre 1870 hatte man allgemein behauptet, daß das Gehirn der Thiere und der Menschen ganz unerregbar sei. Man hatte bei Thieren das Gehirn mechanisch zerstört und mit elektrischen Reizen verschiedener Form angegriffen, ohne daß das Thier die geringste Aeußerung von Schmerz oder sonst eine Bewegung gemacht hätte. Da gelang es Fritsch und Hitzig in Berlin zu beweisen, daß das Gehirn keineswegs in allen seinen Theilen unerregbar ist. Elektrische Reizung einer bestimmten Zone der Rinde des Großhirns, die wir die erregbare Zone nennen wollen, bringt Zuckungen in gewissen Körpertheilen hervor. Reizt man z. B. innerhalb des linken Scheitellappens des Großhirns eine gewisse Stelle, so zucken

die Muskeln des rechten Vorderbeines. Reizt man eine benachbarte Stelle, so gewahrt man Bewegungen des Hinterbeines u. s. w. So findet man also innerhalb dieser erregbaren Zone eine Anzahl von Reizungspunkten, deren Erregung allemal mit Zuckungen einer ganz bestimmten Muskelgruppe der gekreuzten Körperhälfte verknüpft ist. Man nannte in vorschneller Verwendung dieser Entdeckung die besprochenen Reizungspunkte Centren und redet so vom Centrum des Vorderbeines, Hinterbeines, Schwanzes, der Zunge, des Angesichts u. s. w.

Die ersten Entdecker dieser Thatsachen gaben der erregbaren Zone nur eine beschränkte Ausdehnung. Vor und hinter derselben, im Stirnlappen und im Hinterhauptslappen, befinden sich große Rindengebiete, für die der alte Satz in Geltung bleibt, daß sie der künstlichen Erregung unzugänglich sein sollen.

Es ist eine in der Geschichte aller Wissenschaften wiederkehrende Erscheinung, daß an jede überraschende Entdeckung sich eine Art von Berauschung der Geister anknüpft, welche dann eine Hochfluth der abenteuerlichsten Erzeugnisse hervorbringen. Wer diesen Taumel des Entzückens nicht theilt und kühl überlegt, wie sich die neue Entdeckung in Einklang bringen lasse mit bewährten alten Sätzen, wird für einen beschränkten Reactionär ausgeschrieen. Eine solche, an Uebertreibungen und Traumgebilden überreiche Bewegung schloß sich denn auch an die Entdeckung von Fritsch und Hitzig an. In der Anwendung der elektrischen Reizung schien die Wünschelruthe gefunden, die man nur anzulegen brauche, um das edle Metall der geheimnißvollen Functionen des Großhirns ans Licht zu locken. Centren über Centren wurden so auf die wohlfeilste Art entdeckt, Hirnkarten über Hirnkarten gezeichnet. Da selbst die Lehrbücher sich beeilten, den Segen dieser modernen Phrenologie aufzunehmen, so mußten die Studenten sich diese schaumgleiche Weisheit für die Prüfungen einprägen, um sie hoffentlich nachher wieder zu vergessen.

In der Annahme, daß der elektrische Reiz wirklich die graue oberflächliche Rindenschicht des Großhirns erregt, glaubten Fritsch und Hitzig aus ihren Versuchen folgern zu dürfen, daß jedem Reizungspunkte der erregbaren Zone auch ein Rindengebiet gesonderter Verrichtung entspricht. Demgemäß stellten sie den Satz auf, daß die Rinde des Großhirns aus lauter umschriebenen d. h. gegen einander scharf abgegrenzten Centren besteht, von denen ein jedes abweichende Functionen hat. Dieser Satz bildet die Grundlage aller Systeme der modernen Phrenologie.

II.

Wenn wir prüfen wollen, ob die Folgerungen, welche Fritsch und Hitzig an ihre Entdeckung knüpften, berechtigt sind, müssen wir zunächst die Frage stellen, ob die Erscheinungen, welche nach der elektrischen Erregung des Gehirns zu beobachten sind, wirklich von einer Reizung der grauen Rindenschicht abhängen. Die Antwort hierauf lautet: Es ist keineswegs bewiesen, daß die graue Rinde selbst erregbar ist. Die beobachteten Erscheinungen können vielleicht von einer unbeabsichtigten aber unvermeidlichen Reizung der tieferen weißen Faserschicht des Großhirns herrühren. Wenn wir nämlich einen elektrischen Strom durch ein Organ senden, so wählt derselbe nicht bloß den von uns gewünschten

kürzesten Weg, sondern, mit einer den Widerständen entsprechenden Abschwächung, alle Wege, die ihm überhaupt zur Verfügung stehen. Leiten wir z. B. einen elektrischen Strom durch unser Kinn, so empfinden wir bei geschlossenen Augen jedesmal einen leuchtenden Schein im Gesichtsfelde, sobald der Strom geschlossen oder geöffnet wird. Niemand wird aus diesem Versuch schließen wollen, daß das Kinn etwas mit dem Sehen zu thun hat, sondern Jedermann wird die Erscheinung daraus erklären, daß ein schwacher Zweig des elektrischen Stromes bei dem Versuch auf einem großen Umwege durch das Auge dringt. So wird also auch der Verdacht erlaubt sein, daß bei der elektrischen Erregung der Rinde des Großhirns Stromeszweige, welche durch die Tiefe des Organs dringen, eine nicht zu beseitigende störende Rolle spielen. Dieser Verdacht wird durch folgende Erwägung unterstützt:

Wäre die graue Rinde an sich der elektrischen Reizung zugänglich, so ist nicht abzusehen, weshalb so große Stücke der Rinde, nämlich diejenigen, welche außerhalb der erregbaren Zone liegen, sich keine Aeußerung ihrer Function durch den galvanischen Strom entlocken lassen. Nimmt man z. B., wie das geschieht, an, daß die Rinde des Hinterhauptslappens dem Gesichtssinn vorsteht, so müßte diese, wenn sie erregbar wäre, durch elektrische Reizung der Sitz der heftigsten Blendung werden. Ein Thier aber, welches durch eine überaus heftige Blendung leidet, macht die lebhaftesten Abwehrbewegungen. Da solche nicht erfolgen, so wird man die graue Rinde des Hinterhauptslappens als unerregbar gelten lassen müssen. Gibt man dies aber zu, so wird man auch bezweifeln dürfen, ob die Rinde des Scheitellappens erregbar ist.

Der Verdacht gegen die leichte Verwerthbarkeit der Versuche mit elektrischer Reizung wird verstärkt durch die Erfahrungen mit der mechanischen Reizung. Zerstört man auf vorsichtige Weise mit einem mechanisch wirkenden Werkzeug die graue Substanz des Scheitellappens, so sieht man keinerlei Zuckungen der gekreuzten Körperhälfte. Sobald man aber mit dem Instrument in die Tiefe vordringt, nimmt man ganz ähnliche Zuckungen der entgegengesetzten Körperhälfte wahr, wie bei elektrischer Reizung. Diese Thatsache spricht wohl sehr dafür, daß auch der elektrische Reiz nur deshalb in der erregbaren Zone wirksam ist, weil er hier günstige Bedingungen zur Erregung tiefer Theile vorfindet.

Es wird nun auch selbst von denjenigen, welche für die Erfolge der Reizungsmethode schwärmen, nicht geleugnet, daß dieselbe für sich allein nicht genügend ist, um die Bedeutung der einzelnen Centren der Hirnmosaik nachzuweisen. Man gesteht zu, daß die Reizungsversuche ihre Ergänzung in Ausschaltungsversuchen finden müssen. Schaltet man, so lautet der Gedankengang, der diesen Versuchen zu Grunde liegt, ein Centrum durch Zerstörung desselben aus, so wird das Thier gewisse Verrichtungen nicht mehr vollbringen können, welche bei dem unversehrten Thier von dem betreffenden Centrum vollzogen werden. Nimmt man ein anderes Centrum fort, so wird eine andere Gruppe von Störungen entstehen. Durch eine Reihe derartiger Versuche wird es gelingen, die Bedeutung aller einzelnen Centren, welche die Hirnrinde zusammensetzen, zu ergründen.

Diese Ausschaltungsversuche, mit denen wir uns nun eingehend beschäftigen wollen, sind von hohem Werth für die Hirnphysiologie geworden. Sie haben

Thatsachen geliefert, die zu wirklich unanfechtbaren Schlüssen benutzt werden können. Sie haben, wie wir sehen werden, den Beweis erbracht, daß die Grundlage der Systeme der modernen Phrenologie ein Traumgebild ist. Die Hirnrinde ist keine Mosaik nach dem Herzen derer, welche Hirnkarten zeichnen wollen.

Wenn die verschiedenen Reizungspunkte innerhalb der erregbaren Zone Rindengebieten abweichender Verrichtung entsprechen, so ist zu erwarten, daß die Wegnahme der unmittelbaren Umgebung eines beliebigen Reizungspunktes Störungen zur Folge haben wird, deren Natur aus der Bewegungserscheinung errathen werden kann, welche durch die Reizung derselben Hirnstelle erzeugt wird. Nimmt man z. B. einem Thiere die Umgebung desjenigen Punktes weg, nach dessen Reizung Zuckungen im rechten Vorderbein auftreten, so darf man auf Störungen im Bereich derselben Gliedmaße rechnen. Diese Erwartung wird nun in der That erfüllt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nach Zerstörung des sogenannten Vorderbein-Centrums bei einem Hunde oder Affen erhebliche Abweichungen in der Gebrauchsfähigkeit der vorderen Gliedmaße der entgegengesetzten Seite zur Beobachtung kommen. Nimmt man z. B. einem Hunde das linke Vorderbein-Centrum weg, so fällt, wenn das Thier aus der Chloroform-Narcose erwacht ist und herumzugehen anfängt, eine gewisse Schwäche der rechten Vorderpfote auf. Der Hund knickt oft mit dieser zusammen. Gelegentlich setzt er statt der Sohle den Rücken der Pfote auf den Fußboden. War der Hund abgerichtet, auf Geheiß die Pfote darzureichen, so gibt er nun nach der Operation nicht mehr die rechte Vorderpfote, sondern nur noch die linke. Stellt man sich unzufrieden mit der Darreichung der linken Pfote, und bringt man in das intelligente Thier, die rechte Pfote zu geben, indem man auf diese hinweist und sie berührt, so kann man aus dem Gesichtsausdruck leicht ersehen, daß das Thier uns versteht. Der Hund macht ein trostloses Gesicht, als wenn er sich vergeblich anstrengte, uns zu befriedigen, gibt uns aber schließlich doch wieder übers Kreuz die linke statt der begehrten rechten Pfote. Reicht man dem Hunde einen Knochen, und schickt er sich an, diesen zu benagen, so hält er den Knochen mit der linken Pfote vortrefflich fest. Mit der rechten macht er gelegentlich auch Bewegungen, als wenn er sie gleichfalls zum Festhalten der Beute verwerthen wollte; aber diese Pfote wird offenbar ungeschickt benutzt. Sie gleitet von dem Knochen ab, und das Thier scheint dies nicht zu merken. Wirft man einem gesunden Hunde einen Bissen absichtlich so hin, daß der Bissen unter einen Schrank zu liegen kommt, so wird ein intelligentes Thier alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um sich in Besitz der ersehnten Beute zu setzen. Der Hund wird zunächst den Versuch machen, unter den Schrank zu kriechen. Ist sein Kopf dazu zu dick, so wird er die Vorderpfoten ähnlich wie Hände benutzen, um sich den Bissen hervor zu scharren. Ein Hund, dem einige Tage zuvor das linke Vorderbein-Centrum weggenommen wurde, wird in gleicher Lage nur noch die linke Vorderpfote zum Heranholen der Beute benutzen. Wir entnehmen aus diesen Beispielen, daß ein solches Thier, welches *ein* Vorderbein-Centrum eingebüßt hat, auffällige Bewegungsstörungen in der gekreuzten vorderen Gliedmaße zeigt. Insbesondere versteht das Thier es nicht mehr, diese Pfote so geschickt als Hand zu benutzen wie die andere.

Außer den geschilderten Bewegungsstörungen lassen sich sehr leicht auch Störungen in der Empfindung der geschädigten Gliedmaße wahrnehmen. Drückt man dem Thiere nach einander die linke und die rechte Vorderpfote, so beachtet es linkerseits selbst einen sanften Druck, während es einen weit kräftigeren Druck auf die rechte Vorderpfote spät und träge durch Zurückziehung derselben beantwortet. Zieht man dem Hunde, während er ruhig daliegt, die linke Pfote so vom Leibe weg, daß sie in eine dem Thiere unbequeme Lage gebracht wird, so ordnet der Hund alsbald wieder die Lagerung der gezerrten Gliedmaße. Macht man den gleichen Versuch mit der rechten Pfote, so läßt das Thier diese oft lange in unbequemster Stellung liegen, bevor es sie besser bettet. Stellt man einen Hund auf einen Tisch, und schiebt man das Thier so gegen den Rand hin, daß es in Gefahr geräth, mit den Füßen von der festen Unterlage abzugleiten, so wird der Hund es sorgfältig zu vermeiden wissen, mit dem Vorderfuß in die Luft zu treten. Er wird mit Erfolg bemüht sein, die feste Unterstützung für seine Füße nicht zu verlieren. Der Hund mit zerstörtem linken Vorderbein-Centrum verfährt in gleicher Lage viel ungeschickter. Er vermeidet es nicht, mit dem rechten Vorderfuß über den Rand des Tisches ins Leere zu treten, und verliert dabei das Gleichgewicht. Die linke Vorderpfote dagegen zieht er rechtzeitig zurück, wenn sie den festen Boden verliert. Die meisten Hunde haben es nicht gern, ins Nasse zu treten. Treffen sie auf ihrem Wege eine Wasserpfütze, so umgehen sie dieselbe oder springen hinüber. Ein Hund, der das linke Vorderbein-Centrum verloren hat, patscht gleichgültig mit der rechten Vorderpfote in einen Wassernapf hinein und bleibt oft lange darin stehen, während er es vermeidet, die linke vordere Gliedmaße zu benetzen.

Alle diese Versuche, welche theils von Hitzig, theils von mir zuerst beschrieben sind, lehren in überzeugender Weise, daß eine Verstümmelung des einen Vorderbein-Centrums wirklich eingreifende Störungen in der Bewegung und Empfindung der gekreuzten vorderen Gliedmaße erzeugt. Sie scheinen also in glänzender Weise dem Grundprincip der modernen Phrenologie gerecht zu werden. In gleichem Sinne lassen sich entsprechende Versuche an Affen verwerthen.

Versuche an Affen sind um so erwünschter, als der Bau des Gehirns dieser Thiere dem des Menschen sehr ähnlich ist. Das Ergebniß der Wegnahme eines Vorderbein-Centrums bei einem Affen muß also von höchstem Interesse sein. Ein Affe, der z. B. das linke Vorderbein-Centrum eingebüßt hat, läßt nach der Operation die rechte Hand schlaff herabhängen. Beim Versuch zu gehen, benutzt er entweder die rechte Hand gar nicht oder in sehr unvollkommener Weise, indem er auf dem Rücken derselben auftritt. Ebenso wird beim Klettern die rechte Hand sehr mangelhaft verwerthet. Das Thier versteht es nicht mehr, mit der rechten Hand die Stäbe seines Käfigs gehörig zu umklammern und sich emporzuziehen. Diese Hand erscheint völlig kraftlos, fast gelähmt. Reicht man dem Thiere Früchte dar, so ergreift der Affe diese stets ausschließlich mit der linken Hand. Gibt man ihm eine Birne nach der andern, so stopft sich der Affe zunächst die Backentaschen voll. Dann, wenn in der Mundhöhle kein Platz mehr ist, nimmt er noch eine Birne in die linke Hand. Endlich in der Gier, sich noch einer Frucht zu bemächtigen, faßt er noch eine letzte Birne mit dem linken Fuß.

Hierauf aber gibt er offenbar mißvergnügt weitere Versuche, sich noch mehr anzueignen, auf. Die rechte Hand versagt gelähmt den Dienst. Ein gesunder Affe verwendet selbstverständlich in gleicher Lage beide Hände. Sehr interessant ist es ferner zu beobachten, wie ein Affe mit verstümmeltem Gehirn verfährt, um die gefüllten Backentaschen zu entleeren. Der Affe benutzt, um die Bissen aus der Backentasche heraus zwischen die Zähne zu fördern, verschiedene Kunstgriffe. Häufig neigt er nur den Kopf gegen die gleichzeitig gehobene Schulter und leert so die Backentasche. Manchmal aber verfährt er genau so wie unsere Matrosen, wenn sie ein Priemchen Kautabak, das vorher in der Wange geruht hat, zwischen die Backenzähne bringen wollen. Der Affe drückt dann mit dem Daumen der Hand gegen die Backentasche und preßt ihren Inhalt zwischen die Zähne. Rechterseits benutzt der gesunde Affe zu diesem Manöver die rechte, linkerseits die linke Hand. Ein Affe dagegen, welcher das linke Vorderbein-Centrum verloren hat, verwendet, wenn er die gefüllten Backentaschen mit der Hand leeren will, nur noch den Daumen der linken Hand zu diesem Zwecke. Daß auch die Empfindung der rechten Hand unmittelbar nach Verstümmelung des linken Hirns leidet, ist gleichfalls leicht zu beweisen. Das Thier beachtet einen Druck auf die gelähmte Hand viel weniger als den gleichen Eingriff auf der andern Seite.

Wenn die bisherigen Mittheilungen schlagend zu Gunsten der Annahme eines scharf umschriebenen Vorderbein-Centrums sprechen und denn auch in überschwenglichster Weise so gedeutet worden sind, so wollen wir nun die Thatsachen kennen lernen, welche einer solchen Annahme entgegenstehen.

Erstlich muß hervorgehoben werden, daß die Störungen, welche nach Verstümmelung des linken Vorderbein-Centrums hervortreten, durchaus nicht ausschließlich auf das rechte Vorderbein beschränkt sind. Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß der rechte Hinterfuß zweifellos ebenfalls Störungen seiner Function zeigt. Mit dieser unbequemen Thatsache werden die begeisterten Anhänger der modernen Phrenologie aber bald fertig. Das Hinterbein-Centrum ist nicht weit von dem Vorderbein-Centrum entfernt. Da ist es denn leicht, wahrscheinlich zu machen, daß das Centrum für den Hinterfuß unbeabsichtigter Weise bei der Operation mit beschädigt ist.

Empfindlicher wird die Verlegenheit, eine andere Erscheinung zu deuten, welche regelmäßig in den ersten Tagen nach der Operation zu beobachten ist. Das Thier, welches das linke Vorderbein-Centrum eingebüßt hat, sieht nämlich schlechter auf der rechten als auf der linken Seite. Zeigt man ihm ein Stück Fleisch so, daß man sich damit der rechten Kopfhälfte des Thieres näher befindet als der linken, so wird dasselbe nicht beachtet, während der Hund sofort darnach schnappt, wenn man ihm dasselbe Stück Fleisch von der linken Seite her vorführt. Fährt man dem Hunde bedrohend mit dem Finger gegen das rechte Auge, so schließt er die Lider erst dann, wenn man die Wimpern berührt. Macht man dieselbe drohende Bewegung links, so schließt das Thier nicht bloß zeitig das linke Auge, sondern macht auch oft eine zurückweichende Bewegung mit dem Kopfe. Nach einer Verstümmelung des Vorderbein-Centrums wird also regelmäßig für einige Zeit eine halbseitige Sehstörung beobachtet. Im Sinne der modernen Phrenologie ist diese Thatsache sehr schwer zu erklären, weil das

angebliche Seh-Centrum weit weg von dem Vorderbein-Centrum, nämlich im Hinterhauptslappen, gelegen ist. Manche der Herren helfen sich damit, daß sie die Richtigkeit der Thatsache schlankweg leugnen. Das ist aber ein recht unglückliches Bemühen. Die Thatsachen behalten immer und überall Recht, und jede Hypothese ist widersinnig, welche den Thatsachen nicht gerecht wird.

Noch schlimmer wird die Vertheidigungslage der modernen Phrenologie einer andern Thatsache gegenüber. Wenn man das sogenannte Vorderbein-Centrum sorgfältig verschont und statt seiner ein anderes Centrum der erregbaren Zone, z. B. das Centrum für die Bewegungen der Zunge, gründlich und ausgibig vernichtet, so wird man überrascht sein, die oben ausführlich geschilderten Störungen im Gebrauch des Vorderbeins wiederzusehen, obwohl man doch das diesem vorstehende Centrum gar nicht verwundet hat. Dagegen wird man in diesem speciellen Falle verwundert sein, die erwarteten Störungen in der Bewegung der Zunge zu vermissen. Die Zunge wird beim Lecken genau so gleichmäßig ohne Abweichung nach einer Seite hervorgestreckt, wie bei einem gesunden Thier. Prüft man ihre Empfindlichkeit, so zeigt sich, daß keine Hälfte der Empfindung beraubt ist. Das Zungen-Centrum ist also ein sehr wunderliches Centrum. Es kann auf einer Seite zerstört werden, ohne daß die Verrichtungen der Zunge merkbar leiden, während andere Organe, z. B. der Vorderfuß, in auffälliger Weise geschädigt werden, die doch angeblich mit dem Zungen-Centrum gar nichts zu thun haben sollen.

Den Todesstoß aber empfangen, meiner Ansicht nach, die Lehren der modernen Phrenologie durch die Erfahrungen, welche man macht, wenn man die Thiere längere Zeit nach der Operation beobachtet und sich nicht bloß mit dem begnügt, was man in den ersten Tagen nach derselben ermitteln kann. Bevor ich indeß zu diesem neuen Capitel übergehe, wird es am Platze sein, zunächst anzuführen, wie die verschiedenen Hauptvertreter der modernen Phrenologie die Thatsachen deuten, welche nach Zerstörung der sogenannten erregbaren Zone zu beobachten sind. Wir wollen als bequemstes Beispiel wieder den Fall ins Auge fassen, daß ein Vorderbein-Centrum zerstört worden ist.

Hitzig glaubt, daß ein solches Thier das Muskelbewußtsein in dem entsprechenden Vorderbein verloren hat, und stützt sich hauptsächlich auf die Beobachtung, daß das Thier kein Interesse mehr zeigt, eine unbequeme Lagerung der Gliedmaße durch geeignete Bewegungen auszugleichen.

Munk nennt die erregbare Zone die Fühlsphäre und behauptet, daß sie der ausschließliche Sitz der Gefühlsvorstellungen ist. Nach Fortnahme des Vorderbein-Centrums soll die Empfindung in der gekreuzten Vorderpfote vollständig verloren gehen. In Folge des Verlustes der Empfindung soll zugleich eine eigenthümliche Lähmung derselben Pfote eintreten, welche Lähmung Munk „Rindenlähmung" nennt. Munk's Lehre knüpft an eine richtige Beobachtung Schiff's an, der zuerst nachwies, daß der Tastsinn durch Zerstörungen innerhalb der erregbaren Zone geschädigt wird.

Ferrier in London endlich leugnet das Zustandekommen von Empfindungsstörungen nach Verstümmelung der erregbaren Zone und behauptet vielmehr, daß

ausschließlich eine Lähmung der willkürlichen Bewegungen zu Stande kommt. Nach Ferrier ist also die Fühlsphäre Munk's eine Bewegungssphäre.

Die großen Widersprüche in den vorgetragenen Ansichten lassen sich dadurch aufklären, daß jeder der Herren zum Theil Recht hat. Ein Hund, welcher das linke Vorderbein-Centrum eingebüßt hat, zeigt wirklich, wie wir geschildert haben, neben anderen Störungen sowohl eine Abschwächung der Empfindung als auch eine unvollkommene Lähmung des rechten Vorderbeines. Auch ist bei ihm die Function geschädigt, welche Hitzig „Muskelbewußtsein" nennt.

Wie verhält sich nun ein solches Thier, das unmittelbar nach der Operation die vorschriftsmäßigen Störungen zeigte, längere Zeit nach derselben?

Die übereinstimmende Antwort aller Beobachter lautet: Alle krankhaften Erscheinungen gleichen sich mit der Zeit vollständig oder fast vollständig aus, so daß einige Monate nach der Operation ein Hund, der eine Verstümmelung des Vorderbein-Centrums erlitten hat, kaum von einem ganz unversehrten Thiere unterschieden werden kann. Beim Gehen, Laufen und Springen ist keinerlei Abweichung im Gebrauche der Füße mehr wahrzunehmen. Der Hund hat wieder gelernt, auf Befehl auch die rechte Pfote darzureichen, wenn es ihm auch bequemer scheint, die linke zu geben. Die Stumpfheit in der Hautempfindung der rechten Pfote ist verschwunden oder nur noch in Spuren vorhanden. Das Thier läßt sich eine unbequeme Lagerung der rechten Vorderpfote nicht mehr gefallen, sondern gleicht diese alsbald aus. In ganz ähnlicher Weise können auch bei einem Affen, der eine Verstümmelung innerhalb der erregbaren Zone erfahren hat, die unmittelbar nach der Operation so augenfällig hervortretenden Störungen allmälig bis auf Spuren zurückgehen.

Offenbar muß der nach der Operation zurückgebliebene Rest des Gehirns die Verrichtungen allmälig mit übernehmen, welche unmittelbar nach dem Eingriff so schwer geschädigt waren. Dieser Schlußfolgerung können sich auch die Anhänger der modernen Phrenologie nicht entziehen. Sie sagen: Die Krankheitserscheinungen gleichen sich aus, weil ein zurückgebliebener Rest des verstümmelten Centrums sehr wohl im Stande ist, durch Uebung und Kräftigung außer seinen früheren Leistungen auch noch die Stellvertretung des vernichteten Theils zu besorgen. Dieser einzige Ausweg hat aber im Sinne der modernen Phrenologen etwas sehr Bedenkliches, wenn sie ihrem Princip treu bleiben wollen. Die Herren merken nämlich gar nicht oder wollen nicht merken, daß sie mit diesem Zugeständniß dem so schwer von ihnen gekränkten Flourens, dessen Lehren sie als einen längst überwundenen Standpunkt verachten, Abbitte leisten. Flourens sagte, ein Theil des Großhirns kann entbehrt werden, weil der Rest die Stellvertretung übernimmt. Dieser Satz wird nunmehr bestätigt. Der Unterschied zwischen den Ansichten ist nur der, daß nach Flourens jeder Theil des Gehirns zur Stellvertretung geeignet ist, während die modernen Phrenologen die Möglichkeit der Stellvertretung nur innerhalb der Moleküle eines jeden Steinchens der Hirnmosaik zulassen. Ist ein ganzes Steinchen herausgefallen, so soll ein Ersatz durch ein anderes nicht möglich sein. Es läßt sich aber leicht beweisen, daß die Annahme einer solchen Mosaik von Theilhirnchen, deren jedes die Gabe haben soll, daß seine Theilchen einander vertreten können, daß diese ganz künstliche

Annahme im Sinne der modernen Phrenologie zu den seltsamsten Widersprüchen führt.

Nehmen wir z. B. einmal an, daß innerhalb des Raumes des sogenannten Vorderbein-Centrums die sämmtlichen Gefühlsvorstellungen untergebracht sind, welche die vordere Gliedmaße betreffen, so müssen wir dieses Centrum, diese Fühlsphäre des Vorderbeins offenbar wieder in unbestimmt viele Untersphären zerlegen. Die Empfindungen in den Fingern sind doch mindestens ebenso verschieden von denen des Ellenbogens wie von denen des Knies. Es wird also nothwendig sein, für die Gefühle der Finger und des Ellenbogens besondere Sphären zu erfinden. Die Steinchen, aus denen die Mosaik unseres Gehirns zusammengesetzt ist, müssen demnach überaus klein sein. Oder, um das andere Gleichniß zu wählen, die Schubfächer, aus denen der Gewürzladen unseres Gehirns bestehen soll, müssen noch viele kleine Abtheilungen enthalten, damit die zusammengehörigen Vorstellungen säuberlich geordnet werden können. Wenn dem aber so ist, wenn die Theilhirnchen von in sich gleichartiger Beschaffenheit so überaus klein sein müßten, wie ist da eine Stellvertretung nach einer *ansehnlichen* Verstümmelung zu begreifen?

Doch bemühen wir uns nicht, durch bloße logische Zergliederung der inneren Widersprüche das Kartenhaus der modernen Phrenologie umzuwerfen! Halten wir vor diesem traurigen Bau unseren Athem an, und lassen wir uns den Satz gefallen, daß innerhalb der sogenannten Sphäre des Vorderbeins eine Stellvertretung möglich sein soll, so wird dieser Satz durch die Erfahrung widerlegt.

Eine *vollständige* Zerstörung eines Centrums, z. B. der Fühlsphäre des Vorderbeins, müßte nach Munk unwiederbringlich und dauernd die Empfindung und zum Theil die Bewegungsfähigkeit des entsprechenden also gekreuzten Vorderbeins aufheben. Munk versichert nun in der That, er habe *einen* Hund beobachtet, dessen eines Vorderbein nach vollständiger Zerstörung der zugehörigen Fühlsphäre zum Theil gelähmt blieb, weil es der Empfindung beraubt war. Wir lassen es auf sich beruhen, daß Munk's Behauptung, eine Gliedmaße müsse zugleich gelähmt sein, wenn die Empfindung in ihr verloren gegangen, der Erfahrung widerspricht. Wir wollen uns nur an die Thatsache halten, daß Munk *einen* Hund gesehen hat, der die genannten Erscheinungen zeigte. Diese *eine* Beobachtung beweist durchaus nichts zu Gunsten einer unersetzbaren Fühlsphäre des Vorderbeins. Um das deutlich zu machen, wollen wir ein drastisches Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben wählen. Jedermann wird gelegentlich einem Bettler begegnet sein, der nur noch ein Bein besitzt und auf einem Stelzfuß einherhumpelt. Treffen wir einen solchen Menschen, so kommt uns wohl der Gedanke, daß der Mann bettelt, weil er ein Krüppel ist, weil er in seiner Erwerbsfähigkeit beschränkt ist. Es wird uns aber nicht beikommen, deshalb zu schließen, daß ein Mensch betteln *muß*, wenn er ein Bein eingebüßt hat, und noch weniger werden wir den Einfall haben, das Organ der Wohlhabenheit in das Bein zu verlegen, selbst wenn wir viele einbeinige Krüppel kennen, die arm sind.

Daß ein Hund, der die sogenannte Fühlsphäre des Vorderbeins verloren hat, dauernd ein Krüppel werden *kann*, brauchen wir nicht zu bezweifeln. Darauf kommt es an, ob er ein Krüppel werden *muß*, ob er dauernd die Empfindung

einbüßen muß. Ein einziger Fall, in welchem die Empfindung des gelähmten Beines auch nur theilweise wiederkehrt, würde beweisen, daß außer der sogenannten Fühlsphäre des Vorderbeins noch irgend ein anderer Hirntheil Empfindung und Bewegung in diesem Körpertheil vermitteln muß. Sowohl von mir wie von anderen Forschern sind nun aber zahlreiche Fälle beobachtet worden, in denen trotz vollständiger Zerstörung eines Vorderbein-Centrums die zugehörige Gliedmaße keineswegs empfindungslos und ebenso wenig gelähmt wurde.

Was von dem Vorderbein-Centrum ausgesagt ist, gilt ebenso von den übrigen Centren oder Sphären der erregbaren Zone. Jedes derselben kann zerstört werden, ohne daß in irgend einem Körpertheil die Bewegung oder die Empfindung vollständig erlischt. Andrerseits bringt die Vernichtung irgend welches Centrums dieser Gegend immer auch Störungen mit sich, die sich auf Organe erstrecken, welche angeblich gar nichts mit dem zerstörten Centrum zu thun haben sollen. So bekommt man insbesondere immer Störungen im Gebrauch der Gliedmaßen mit in den Kauf, auch wenn man die Operation sorgfältig auf anderweitige Centren der erregbaren Zone beschränkt.

Die Ausdehnung der sogenannten erregbaren Zone der Großhirnrinde wird von den einzelnen Beobachtern verschieden groß angegeben. Da die Centren mit Hilfe des elektrischen Stroms entdeckt werden, so genügt eine Steigerung der angewandten Stromstärke, um neue Centren den alten hinzuzufügen. Die letzte derartige Entdeckung war die Erfindung der Rumpfsphäre durch Munk.

Munk verlegt die Fühlsphäre des Rumpfes in den Stirnlappen, also in den vordersten Theil des Gehirns, während beiläufig Ferrier in eben diesen Hirntheil das Organ der Intelligenz verlegt. Die Wegnahme der Fühlsphäre des Rumpfes soll nach Munk durchaus keine nachweisbaren Störungen der Empfindung zur Folge haben. Der Leser wird es vielleicht sonderbar finden, daß ein Hirntheil zur Fühlsphäre gestempelt werden kann, der gar nichts mit dem Gefühl zu thun hat. In der modernen Phrenologie nimmt man es aber nicht so genau. Eine Rumpfsphäre fehlte, und da im Stirnlappen noch Platz war, so wurde sie dahin verlegt. Munk behauptet, daß ein Hund, welcher die Rumpfsphäre einer Seite eingebüßt hat, für immer die Fähigkeit verliert, die Wirbelsäule nach der entgegengesetzten Seite zu krümmen. Außerdem soll ein solches Thier die Neigung zeigen, einen Katzenbuckel zu machen. In welchem Zusammenhang diese Erscheinungen mit der Erfindung einer Rumpfsphäre zu bringen sind, ist nicht recht klar. Wir brauchen uns indeß bei dieser Schwierigkeit nicht aufzuhalten. Zur Kennzeichnung der Munk'schen Entdeckung genügt es darauf hinzuweisen, daß die beschriebenen Erscheinungen vollständig fehlen können bei Thieren, denen ein ganzer Stirnlappen zerstört wurde. Die Annahme einer Fühlsphäre des Rumpfes, die im Stirnlappen ihren Sitz haben soll, ist also durch nichts begründet. Es ist sehr zu beklagen, daß gleichwohl der Versuch gemacht worden ist, diese abenteuerlichste aller Hypothesen der modernen Phrenologie für die menschliche Pathologie zu verwerthen.

Nachdem wir gezeigt haben, daß die Annahme einer Zerlegung der erregbaren Zone in scharf abgegrenzte Centren oder Sphären in unversöhnlichem

Widerspruch zu gut beglaubigten Thatsachen steht, wollen wir uns jetzt zu dem Reste der Hirnrinde wenden und zusehen, ob etwa in diesem scharf umschriebene Centren vorhanden sind.

Nach den Lehren der modernen Phrenologie sollen die Sehsphäre und die Hörsphäre den größten Theil des Rindengebietes einnehmen, welcher nach Abzug der erregbaren Zone übrig bleibt. Die Sehsphäre soll im Hinterhauptslappen, die Hörsphäre im Schläfenlappen ihren ausschließlichen Sitz haben.

Panizza scheint der Erste gewesen zu sein, welcher beobachtete, daß nach Verletzung eines Hinterhauptlappens Blindheit auf dem gekreuzten Auge folgen kann. Nachdem dessen Angaben vergessen schienen, machte Hitzig dieselbe Beobachtung. Am ausführlichsten haben dann Ferrier und Munk die Beziehungen zwischen dem Gesichtssinn und der Großhirnrinde bearbeitet. Beide Beobachter stimmen in ihren Angaben durchaus nicht überein. Den meisten Anklang scheint in vielen Kreisen Munk's Lehre gefunden zu haben. Diese wurde von Loeb einer vernichtenden Kritik unterzogen, deren Richtigkeit um so mehr einleuchten wird, als sie auf Thatsachen beruht, die durchweg von Luciani in Florenz bestätigt wurden. Letzterer hat übrigens seine Untersuchungen ganz unabhängig angestellt und nur später als Loeb veröffentlicht.

Nach Munk sollen die Sehsphären beider Großhirnhälften in einer ganz festen Verbindung mit den Netzhäuten beider Augen stehen, der Art, daß jeder Punkt einer Sehsphäre mit einer bestimmten Stelle der Netzhaut eines Auges verknüpft ist. Wird ein Stück der Sehsphäre vernichtet, so geht ein entsprechendes Stück eines oder beider Netzhäute des Sehvermögens verlustig. Auf der Großhirnrinde soll sich also gewissermaßen ein Abklatsch der Netzhäute befinden. Bei dem gesunden unversehrten Thier sollen sich die Gesichtsbilder an der Stelle einer jeden Sehsphäre anhäufen, welche mit demjenigen Netzhautabschnitt verknüpft ist, mit Hilfe dessen das Thier am deutlichsten sieht. Die Vernichtung dieser bevorzugten Stelle der Sehsphäre löscht alle angesammelten Erinnerungsbilder des Gesichtssinns aus. Daher scheint ein Thier nach Zerstörung derselben zunächst vollständig blind. Es ist aber nicht blind, sondern hat nur die Bedeutung der gesehenen Gegenstände vergessen. Ein solches Thier verhält sich wie ein Blindgeborner, dem durch eine glückliche Operation das Sehvermögen zu Theil wird. Der plötzlich sehend Gewordene versteht zunächst nicht, was er sieht, sondern lernt erst allmälig unter Zuhilfenahme der Betastung die Gesichtseindrücke auf die Gegenstände beziehen. In ähnlicher Weise soll ein Hund, welcher die bevorzugten Abschnitte beider Sehsphären eingebüßt hat, allmälig durch Erfahrung zu neuen Gesichtswahrnehmungen gelangen. Er starrt z. B. zuerst die Peitsche an, ohne sie zu erkennen. Hat er sie aber erst wieder einmal gefühlt, so äußert er fortan Furcht beim Anblick derselben. Das durch die Operation vernichtete Erinnerungsbild der Peitsche hat sich dann von Neuem an einem anderen Punkte der Sehsphäre fixirt. So soll allmälig das vorhin ganz leere Feld der Sehsphäre, welches mit den seitlichen Theilen der Netzhäute verknüpft ist, mit Bildern besetzt werden. Ein solcher Hund behält aber dauernd eine Lücke im Gesichtsfelde, da er nur dasjenige sehen kann, was sich auf den Seitentheilen seiner Netzhäute abbildet.

Daß diese Auseinandersetzung dem Leser schwer verständlich scheinen wird, ist nicht meine Schuld, sondern Schuld der Künstlichkeit und Unnatürlichkeit der Munk'schen Lehre.

Nach ihr soll bei Weitem der größte Theil der Sehsphäre d. i. ein sehr ansehnlicher Abschnitt der Großhirnrinde vollständig überflüssig sein. Das unversehrte Thier und ebenso der gesunde Mensch tragen dieses leere, von keinem Erinnerungsbilde besiedelte Brachfeld zeitlebens mit sich herum, ohne es je zu verwerthen, da ja die Erinnerungsbilder dazu verurtheilt sind, im dichtesten Gedränge nur ein ganz kleines bevorzugtes Plätzchen zu bewohnen, das wie eine Oase innerhalb einer großen Wüste gelegen ist. Nur derjenige Hund, der das Mißgeschick hat, einem Physiologen in die Hände zu fallen, der gerade Versuche über die Sehsphäre anstellt, kommt in die Lage, die große Wüste in seiner Sehsphäre anzubauen. Wird ihm die liebliche Oase ausgeschnitten, in welcher die Erinnerungsbilder der Peitsche, des Futternapfs, der Treppe u. s. w. zusammengepfercht sind, so legt er endlich neue Ansiedlungen von neuerworbenen Erinnerungsbildern in dem bis dahin unbewohnten Gebiete an.

Man soll sich in den Naturwissenschaften hüten, von vornherein eine Hypothese für undenkbar zu halten. Die Reihe der Thatsachen, welche durch eine Hypothese inneren Zusammenhang bekommen sollen, ist manchmal so verwickelter Natur, daß einstweilen nur eine verzwickte Hypothese ihnen gerecht werden kann. So war denn auch Munk's Hypothese, die mit Kopfschütteln begrüßt werden mußte, sachlich zu prüfen. Das Ergebniß dieser Prüfung war, daß fast alle seine Angaben auf unzureichenden und irrthümlichen Beobachtungen beruhen.

Zunächst ist es vollständig unrichtig, daß bloß die Ausschaltung der von Munk angegebenen bevorzugten Stelle Sehstörung zur Folge haben soll. Es kann im Gegentheil keinem Zweifel unterliegen, daß ebenso die Zerstörung jeder beliebigen anderen Stelle des Hinterhauptslappens mit Einschluß der basalen Fläche desselben unverkennbare Sehstörungen hervorbringen kann. Denselben Erfolg können auch Verletzungen des Stirnlappens, des Scheitellappens und des Schläfenlappens haben. Andererseits ist es durch Loeb festgestellt, daß die Wegnahme der bevorzugten Stelle der Rinde durchaus nicht immer auch nur vorübergehende Blindheit erzeugt. Es läßt sich nicht beweisen, daß irgend ein Abschnitt der Rinde des Hinterhauptlappens innigere Beziehungen zum Gesichtssinn hätte als ein anderer. Nach Munk müßte es ganz gleichgültig sein für den unmittelbar auf die Operation folgenden Grad der Sehstörung, ob man einem Thiere nur die bevorzugte Stelle oder die ganze Sehsphäre und mehr wegnimmt. Auch diese Behauptung ist irrig. Je größer das entfernte Rindenstück, um so schwerer ist die Sehstörung, wobei es nicht in Betracht kommt, ob gerade die bevorzugte Stelle mit in das Zerstörungsgebiet fällt oder nicht. Was endlich Munk's bewegliche Schilderung anlangt über die Art und Weise, wie die Thiere, nachdem sie die Erinnerungsbilder verloren haben, neue durch Erfahrung gewinnen, so ist er auch da das Opfer von Selbsttäuschungen geworden. Loeb hat einen Hund, der eine sehr schwere Sehstörung unmittelbar nach einer Operation hatte, in einen Kasten mit hohen Wänden gesetzt, der sich in einem fast finsteren Raume befand. Das Thier hatte so nur Gelegenheit, die vier kahlen Wände seines

Käfigs und Körpertheile seines Wärters zu sehen. Alle übrigen Gesichtseindrücke wurden ihm sorglich vorenthalten. Insbesondere wurden ihm keine Belehrungen über die Bedeutung einer Peitsche zu Theil. Als aber das Thier nach Verheilung der Wunde aus seinem Kasten genommen und in einen hellen Raum gebracht wurde, nahm er durch das Gesicht alle Dinge vortrefflich wahr, die er seit der Operation zum ersten Mal sah. Das Wahrnehmungsvermögen hatte sich also ohne neue Erfahrungen nach abgeschlossener Heilung von selbst hergestellt.

Ferner ist es festgestellt, daß man die ganze sogenannte Sehsphäre zerstören kann, ohne daß das Thier dauernd blind wird.

Aus allen diesen Thatsachen geht mit voller Sicherheit hervor, daß die scharfe Abgrenzung einer Rindenpartie, welche ausschließlich dem Sehen dient, unmöglich ist. Noch widersinniger ist das Bemühen, feste Verknüpfungen zwischen Netzhautpunkten einerseits und Rindenpunkten andererseits zu erfinden.

Ebenso erfolglos bleibt der Versuch, eine Hörsphäre scharf abzugrenzen. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß nach Zerstörung innerhalb des Schläfenlappens das Verständniß für Schalleindrücke leidet. Diese Krankheitserscheinung ist aber stets noch von anderen begleitet, die mit dem Gehör gar nichts zu thun haben. So ist nach ausgiebiger Zerstörung der Schläfenlappen regelmäßig auch eine Störung der Gesichtswahrnehmungen zu beobachten. Ferner kommen bei Unversehrtheit der Schläfenlappen Störungen der Gehörswahrnehmungen auch nach Verstümmelung anderer Hintertheile, z. B. der Hinterhauptslappen vor.

Auf die Versuche, auch dem Geruchssinn und dem Geschmackssinn eine räumlich beschränkte Unterkunft in der Großhirnrinde anzuweisen, gehe ich hier nicht ein. Sie beruhen auf so oberflächlichen Beobachtungen, daß sie einer besonderen kritischen Beleuchtung gar nicht bedürfen.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Ein Elsasser und eine Holsteinerin.

Geschichten aus den Jahren 1864—1873.

Von

Werner Hahn.

Der erste Besuch.

Es war zu Ende des Monats Mai im Jahre 1864, als wir auf der Flucht vor dem Staube Berlins uns im Freien fanden.

Wir waren zu vieren, ein paar munter heranwachsende, schon ziemlich selbständige Kinder mit ihren Eltern. Dem Kalender nach war es Werkeltag, dem Himmel und unsern Herzen nach aber Sonntag. Die Segnerin der Erde verrichtete ihr Hochamt im stillen Wandel, während wir, nach kurzer Eisenbahnfahrt nach Potsdam, von einem leichten Kahn getragen, die Havel aufwärts schwammen.

Gegenüber der Pfaueninsel legten wir an.

Warum gegenüber? wir wollten doch die Pfaueninsel besuchen? Es ist eine kleine Aehnlichkeit, welche diese Insel mit dem Todtenreiche hat. Bis dorthin geht es im eignen Fahrzeug; in die Gegend gelangt, wird man abgeholt.

Nicht lange, daß wir am jenseitigen Ufer standen und warteten, ungerufen trat aus der Thüre eines ganz niedrigen, nahe am Ufer stehenden Häuschens ein schwerfälliger, wackelgängiger, untersetzter Charon, ein Mann in Matrosentracht, hervor. Langsam und als ob ihn die Sache nichts angehe, näherte er sich dem Ufer, band den Kahn los, setzte sich hinein, nahm das eine, nahm das andere Ruder; endlich rückte er den Kahn ab und setzte ihn mit bequemen Schlägen, die Richtung auf uns haltend, in Bewegung. Wir konnten Alles genau beobachten; denn der Havelarm, der hier zu überschreiten ist, hat kaum die Breite von fünfzig Schritt. Jetzt stand sein Fahrzeug so, daß das Einsteigen vor sich gehen konnte.

Wir grüßten. Und heiter zum Worte geneigt, wie wir uns fühlten, maßen wir unsere Redewendungen nicht kärglich ab. Des Ortes unkundig, wollten wir die Stunden nach bestem Plane ausbeuten. Wir dachten, der Fährmann werde dazu der erste Helfer sein.

Seine Rede war aber von nicht sehr ausgiebiger Natur. Er sagte „ja“ oder „nein“. Eine Aufforderung, erzählend oder beschreibend etwas mitzutheilen, überhörte er; bestimmte Anfragen über die Oertlichkeit eines oder des andern Punktes, den wir besuchen wollten, beantwortete er mit einer kaum merklichen Kopf- oder Handbewegung; zuweilen sprach er ein Wort wie „oben“ oder „weiter hinten“.

Wir waren, als wir uns am jenseitigen Ufer befanden, um nichts klüger geworden, als wir vordem schon waren.

Ich fragte beim Abschied, wie lange es erlaubt sei, auf der Insel zu weilen? „Bis zehn Uhr Abends bleibe ich hier,“ war seine Antwort. Ich fragte, ob es noch eine andere Stelle zum Uebersetzen gebe? „Sie müssen hierher wieder zurück,“ war seine Antwort.

Die Pfaueninsel ist inmitten der Gegend, der sie angehört — zwischen den Straßen, welche Berlin, Potsdam und Spandau miteinander verbinden — ein Stückchen Land geheimnißvollster Art. Schon daß sie im Bereich dieser vielbelebten Orte ein so großes, so reich ausgestattetes, so unterhaltendes, so Gedanken ausweitendes und doch in sich ganz abgeschlossenes, ja vereinsamtes Gebiet ist, erregt das Nachdenken.

So ist es immer gewesen, nicht bloß jetzt, wo seit den Einrichtungen, die König Friedrich Wilhelm III. getroffen, die Insel, durch Polizeimaßregeln abgesperrt, nur an der einen Stelle betreten werden darf, wo der königliche Fährmann seines Dienstes wartet. Die Insel hat sich immer selbst abgeschlossen.

Wie wäre es sonst geschehen, daß sie, wie kein anderer Ort der Gegend in weitem Umkreise, im ganzen nördlichen Deutschland, so viele ganz offen daliegende und dastehende, und doch ganz unberührte Reste vergangener Jahrtausende aufbewahrt? An wie vielen Riesen-Eichenstubben führt uns der Weg vorüber — noch leben sie; ja die Dicke der Stämme, die Breite und Höhe der Wipfel erfüllen uns mit Staunen; aber seit Jahrhunderten schon ist es, daß sie im Absterben begriffen sind! Es ist Tageszeit, in der wir vorübergehen; aber unwillkürlich regt sich die Phantasie. Man glaubt die Baumgestalt vom Dunkel der Vergangenheit umhüllt. Es scheint, als laure hinter dem dünnen Geblätter, auf dem dürren Zacken reitend, ein Unhold, ein Folgegeist. Man hält den Schritt an und überzeugt sich, ob man ohne Furcht vor dem Spuk vorübergehen kann. Der wilde, naturstarke, aber glaubensvolle Wendengeist lebt in diesen Baumgestalten fort.

Das Verschiedenartigste hat auf der Insel sein Asyl gefunden und findet es noch.

Hier rauchten im 17. Jahrhundert die Schmelzöfen des „Faust“ der Mark Brandenburg, des Chemikers und Glasbereiters, des Rubinglas-Erfinders und Phosphor-Entdeckers Johann Kunkel.

Hier träumte, durch die Liebe ihres Gemahls beglückt, die junge schöne Königin Luise, wie in Engelsschlaf befangen, ihren Traum von Königsglück und Königsunschuld, während die Gewitterwolken der Napoleonsideen rings über dem Erdkreis aufzogen.

Hier prüft jetzt, vom Geist der modernen Wissenschaft geleitet, ein sinniger

Kopf, ein Mann, der mit vielen naturwissenschaftlichen Gesellschaften in Verbindung, einst auch mit Darwin in Correspondenz gestanden, der Vorsteher der Gartenanlagen auf der Insel, der Hofgärtner Eduard Reuter, das Geheimniß der Schöpfungskräfte. Blumen schmückt er mit Farben, die sie vordem nicht gehabt haben; den Blüthen und Früchten des Erdbodens gesellt er neue hinzu; Gestalt, Duft und Geschmack der Gewächse veredelt und vervielfacht er. Die chemische Beschaffenheit des Inselbodens unterstützt ihn in diesen Bestrebungen. Verschiedene Gewächse bringen, auf die Pfaueninsel verpflanzt, ohne jede sonstige Beeinflussung, abweichend von ihrer bisherigen Färbung, weißgeränderte Blätter hervor.

Es läßt sich denken, daß auf diesem Boden und mit diesen Gedanken die Stunden uns dahin gingen, wir wußten nicht wie.

Völlig fremd, beschäftigte uns jedes Einzelne: das als Ruine erbaute Schlößchen, das mächtige, reiche Palmenhaus — damals war es vom Feuer noch nicht verzehrt —, die dazwischen liegenden, wunderbar schönen Beet- und Buschanlagen, die Fernsichten, die sich hier und dort entzückend darboten.

Einen Führer hatten wir nicht. Nur daß, in der Gartenarbeit begriffen, ein Aelterer oder Jüngerer, der uns begegnete, auf gelegentliche Fragen Antwort gab — freundlich, aber eilig. Es war Werkeltag und die Arbeit fesselte ihn.

So war es auch, als ich auf eine leise Mahnung des Hungers nach der Uhr sah und die Zeit schon über Mittag hinaus vorgeschritten fand. Mußten wir zurück, um ein Mahl zu finden, oder ließ sich auf der Insel etwas derart beschaffen?

Da kam erwünschter Weise ein junger Mann eiligen Schrittes, Messer und Bast in der Hand, uns entgegen. Auf meinen Gruß und meine Frage blieb er stehen, freilich den Fuß so gerichtet, als sollte er zum Weiterschreiten sogleich ihn wieder erheben.

„Wenn Sie den Weg, den ich gekommen bin, verfolgen, kommen Sie an das Maschinenhaus. Vielleicht, daß Frau Friedrich Ihnen etwas geben kann."

„Ist dort ein Gasthaus?" fragte ich, „eine Restauration?"

„Das nun eigentlich nicht!" sagte der Gärtner, halb mit Achselzucken. „Sie werden ja sehen," setzte er ermuthigend hinzu. „Halten Sie sich immer nahe dem Ufer!"

Die letzten Worte hatte er schon wieder gehend gesprochen.

Es waren unbequeme Gefühle, mit denen wir uns uns selbst überlassen fanden. Aufs Gerathewohl noch mehr von der Richtung sich entfernen, die uns den offenen Straßen wieder zuführen könnte? Wie weit war es bis zum Maschinenhaus? Was stand uns da bevor? War es nicht vorsichtiger, umzukehren? Wir fragten so, während wir langsam schon weiter gingen. Ueber uns der Himmel war blau; die Nachtigall von unten her aus dem Buschwerk lockte sanft; die Kinder, um jedes Bedenken zu verscheuchen, fühlten noch keinen Hunger. So meinten wir denn, der Zaubergehilfe des Augenblicks werde uns weiter zur Seite stehen.

Allmälig wurde der Weg, auf dem wir gingen, enger. Querwege durchschnitten ihn nicht mehr. Wir waren aus dem Gebiet der Kiesgänge, der Beet-

und Blumenanlagen heraus. Dichteres Baumgewächs und größere Wiesenflächen wechselten ab.

„Nahe dem Ufer" sollten wir uns halten. Ja wohl, wenn wir rechtshin blicken, schimmert hier und da der Havelspiegel ganz nahe durch das Maigrün der Bäume. Wir sind auf dem richtigen Wege.

Jetzt hören auch vereinsamte kleine Kunstgaben der Gärtnerei, die uns so lange erfreuten, die Blumeneinfassung des Weges, auf. Wir gehen auf einem Boden, wie er überall im Walde sein kann.

Fast aber, mit jeder halben Minute mehr, scheint uns der Weg zu weit, um noch der richtige uns zu dünken. Freilich, ein Seitenweg hatte nirgend abgeführt. Also vorwärts!

Uns wurde zu Sinne, als gingen wir einem kleinen Abenteuer entgegen. Auf ein Haus, gar ein Maschinenhaus, dessen Schornstein sich aus der Ferne bemerkbar zu machen pflegt, fiel der Blick nirgend.

Da senkte sich, mitten unter Bäumen, nach einer plötzlich eintretenden Biegung der Weg einen Abhang hernieder. Wir standen auf gleicher Höhe mit der Dachfirn eines kleinen Häuschens, das die Giebelwand uns zukehrte. Ein Seitenbau und ein mäßig in die Höhe gehender Schornstein sagten uns, daß wir am Ziele seien.

Und rechts in der Richtung, die der Weg, nun beim Absteigen schnell sich wieder verbreiternd, einschlug, sahen wir ein kleines — — ja! was sahen wir? wie nenne ich's? Wäre Harke und Spalier schon im Paradiese gewesen, so würde ich sagen: ein kleines Paradies. Gehörten gesellige Lauben mit Tischen und Bänken zu einer Einsiedelei, so würde ich hieran gedacht haben. Ein behagliches, anmuthendes, lieblich lachendes, kleines Heim lag vor uns ausgebreitet.

Natur und Kunst waren von einander mit gleicher Liebe umschlungen. Menschliches Bedürfen und zweckmäßiges Schaffen waren sich auf allerlei Wegen entgegen gekommen. So abgemessen der Raum; und doch wie viel darin! Blühende Fruchtbäume, leicht in die Höhe steigende Weinspaliere, Gemüsebeete in reinlichster Ordnung, Alles bis dicht an den Schilfrand des Havelufers. Wer wollte hier nicht gern näher treten?

Aber kein Mensch zu sehen, kein Laut zu hören. Wir standen einen Augenblick, in den Genuß der Ueberraschung versunken, auf der Höhe. Anzeichen zum Leben so viele, aber keine Regung vom Leben! Die sauber geharkten Wege hatte noch kein Fuß berührt. Es war uns, als bedürften wir des Muthes, um vorwärts zu schreiten.

Unten angelangt, führte uns der breiteste von den geharkten Wegen um die Giebelecke des Häuschens. Wir bogen ein. Die Nähe des entscheidenden Augenblicks hatte uns still gemacht. Die Kinder, schien es, fühlten sich ihrer Freiheit beraubt; sie hatten sich ganz nahe an Vater und Mutter gedrängt.

So vorwärts gehend, gewahrten wir nach wenigen Schritten vor der Thür des Hauses eine alte Frau sitzend, im einfachsten, saubersten Werktagsanzug, die Hände im Schoß gefaltet, des stillen Friedens um sich her genießend, ein Abbild der schweigenden Ruhe, die um sie ausgebreitet war.

Wir grüßten und ich eröffnete ihr unser Anliegen.

Sie war sitzen geblieben und, indem sie uns mit ihren großen klugen Augen von Kopf bis Fuß musterte, war es uns, als hätten wir ein kleines Examen zu bestehn. Es schien aber zu unsern Gunsten ausfallen zu sollen, denn ihre Züge erheiterten sich und freundlich sagte sie: „Also Mittag wollen Sie? Ja," fuhr sie nach einem Augenblick fort, „unsres ist schon vorüber, und ich weiß nicht, ob Jette noch 'was hat."

Wir versicherten, daß das Einfachste uns genügen werde.

Unterdessen hatte sie sich erhoben und war in der Thür des Hauses verschwunden. „Jette," hörten wir sie drinnen, „hier sind noch ein paar Hungrige, die müssen Mittag kriegen. Was haben wir denn noch?"

„Ein Gericht Aale ist da, Frau Friedrich," war die Antwort.

Und bald stand dieser räthselhafteste aller Fische, an dem Alles fraglich ist, nur nicht sein Wohlgeschmack, auf einem sauber gedeckten Tische vor uns. Welch ein Mahl! so aus nichts hervorgezaubert! Denn hier war nicht das Kleinste, das an ein Wirthshaus hätte erinnern mögen, — das feine, weißeste Linnen des Tischtuchs, das ausgewählte Geschirr, die edle Form des Porzellans, der Krystallschalen und Näpfchen! Dazu die Vorzüglichkeit des Fisches und seine Zubereitung! Alles, bis auf das frische Brot und die zartschalige, fein geborstene Kartoffel, Alles war, wie es eine wohlhabende, sorgsame, vorher bedenkende Hausfrau, der Gastfreundschaft die höchste Tugend ist, lieben Bekannten irgend bieten mag. Wir ließen es uns mit Behagen munden.

Zwischen drei und vier Uhr war es geworden, als wir vor unserm „Tischchen decke dich" noch saßen.

Da kam eine kleine Gesellschaft, mehrere Familien zusammengehörig, heiter springend die Kinder voran, den Abhang herunter. „Guten Tag, Frau Friedrich," riefen einige schon von weitem. Und es gab ein Fragen und Reden über Befinden und Thun, wie unter alten Bekannten. Frau Friedrich aber brach die Unterhaltung bald ab. „Sie wollen doch wohl Kaffee?" fragte sie und ging ins Haus. Nicht lange, da sahen wir auch diese Gäste, wie vordem uns, bedient. Nur daß das Kaffeegeschirr, die Kannen und Tassen, dazu die großen krystallenen Zuckerschalen fast noch mehr Geschmack und Werth verriethen.

Es blieb bei dieser Gesellschaft nicht. Einzeln, zu Zweien und mehreren kamen sie. Einige wußten den Weg sogleich ins Haus zu finden und bestellten dort, was sie wünschten; Andere setzten sich im Freien nieder und warteten darauf, daß Frau Friedrich oder Jette vorüberging. Uns unterhielt der Anblick dieses beweglichen Lebens, so daß wir länger dort saßen, als um der Mahlzeit willen nothwendig war.

Endlich mußten wir doch aufbrechen, und ich benutzte ein Vorübergehen der Frau Friedrich, um ihr mit unserm Dank auch die Frage nach meiner Schuld auszusprechen.

Sie antwortete nicht darauf. Statt dessen fragte sie, ob wir zufrieden gewesen und ob wir satt geworden seien. Und nachdem dies erledigt war, sagte sie, indem sie sich zum Fortgehen wandte: „Ich werde Jette zu Ihnen schicken."

Die Bezahlung war eine über alle Erwartung geringe. Wir glaubten uns verhört zu haben. Aber Jette wiederholte; es war nichts daran zu ändern. Wir

hatten das Gefühl, in einem Hause, das uns ganz unbekannt war, die freundlichste und uneigennützigste Aufnahme gefunden zu haben.

Als wir beim Weggehen Frau Friedrich uns noch einmal näherten und unter der Versicherung, wie sehr wir ihr zum Dank verpflichtet seien, schieden, sagte sie: „Nun, wenn es Ihnen gefallen hat, werden Sie ja wohl einmal wiederkommen."

Wir machten den Rückweg zur Fähre auf Umwegen. Als wir in die Gegend des Palmenhauses wieder kamen, fanden wir die Insel von Gästen ziemlich belebt. Wir trafen Bekannte, denen wir von unserm Aufenthalt beim Maschinenhause erzählten. „Da können Sie von Glück sagen!" antwortete man uns, „oder Sie müssen der Frau Friedrich sehr höflich gekommen sein."

„Nicht höflicher, als um der allgemeinen Schicklichkeit willen geboten schien."

Wir sprachen unsere Verwunderung über die Einrichtung aus, die das kleine Haus zu bergen schien.

„Das sind Geschenke, die hin und wieder ein Gast ihr verehrt hat. Es soll einiges Werthvolle darunter sein, auch Sachen, die von hohen Personen herrühren." —

Bis in die Küche.

Im Sommer des Jahres, in dem dieser Besuch stattgefunden hatte, verlegte ich für längere Zeit meinen Aufenthalt aufs Land, in die Umgegend Potsdams. Es machte sich leicht, daß wir Frau Friedrich einmal wieder heimsuchten.

Neben dem Wunsch, der schönen Natur uns zu freuen, reizte uns der Gedanke, von den Schätzen des Hauses, mehr noch von den Erinnerungen, die sich daran knüpften, Näheres zu erfahren.

Es war gegen Abend, als wir ankamen. Frau Friedrich erkannte uns sogleich wieder. An zwei oder drei Tischen saßen Gäste, denen dies und jenes vorgesetzt war. Und auch uns wurde freundlich gereicht, worum wir baten.

Von einer Laube dicht am Ufer aus erfreuten wir uns des Blicks auf das jenseitige Waldesufer. Eine Gesellschaft Rehe trat aus dem Baumdickicht und, Blicke und Schritte munter hin und her wendend, schlürften sie ihren lebendigen Abendtrunk. Die untergehende Sonne fiel auf ihre beweglichen Glieder.

Frau Friedrich trat gerade hinzu, als wir an diesem Anblick uns ergötzten.

„Wie wunderbar schön haben Sie es hier!" sagte Einer von uns.

„Ja," erwiderte sie, „im Sommer ist's wohl sehr schön. Aber der lange Winter! Es kommt doch vor, daß wir acht und vierzehn Tage lang Niemand als uns selbst sehen. Noch in diesem Winter war es einmal, daß mein Mann, verwundert, warum ich so lange zum Fenster hinaussähe, mich anredete. Nun! sagte ich, ein Mensch geht da! Wie lange habe ich keinen gesehen? Denken Sie sich," fuhr sie lachend fort, indem sie sich neben uns auf die Bank setzte, „ein Mensch ging da!"

Wir meinten die Anknüpfung zu einer eingehenderen Unterhaltung getroffen zu haben und suchten, mit allerlei Fragen ihr die Zunge zu lösen. Aber sie wich unsern Absichten aus. Wir erfuhren nur Unbedeutendes und außerdem Dinge, die sich nach dem, was wir schon wußten, von selbst verstanden. Dazu geschah es bald, daß Jette kam und sie abrief. Die Dämmerung trat ein, und wir verabschiedeten uns ohne Gewinn an Wissen und Kennen.

„Wir wollen sie," sagte ich zu meiner Frau, als wir ein paar Schritte gegangen waren, „im Winter besuchen."

„Wenn sich's einmal so macht!" erwiderte diese, halb zustimmend, halb bedenklich.

Die Ausführung war in der That so leicht nicht. Obwohl ich den Gedanken nie aus dem Auge verlor, stellte sich doch erst in der zweiten Hälfte des Februars, als die Tage wieder merkbar länger geworden waren, die Möglichkeit eines so großen Ausflugs ein. Die Grunewalder Nebenbahn von Berlin nach Potsdam mit ihren kleinen Stationen war damals noch nicht gebaut.

Uebergehn wir das Nähere, wie uns die Heldenthat gelang; kurz, es war eines sonnigen, kalten Tages gegen zwei Uhr, als wir vor dem Häuschen anlangten und nun, da draußen Alles wie ausgestorben war, ohne Weiteres eintraten.

Das Klinken an der Thüre hatte die Bewohner von beiden Seiten auf den Hausflur gelockt. Von rechts aus der Küche war Jette, von links aus der Stube Frau Friedrich getreten. Schnell wechselten die Blicke ihres Erstaunens sich in Blicke heiteren Willkommens um. Frau Friedrich öffnete weit die Thüre zu ihrer Stube. Und nachdem sie sich hatte erzählen lassen, wie wir es möglich gemacht, hier zu sein, fiel sie uns in die Rede: „Da müssen Sie ja müde und hungrig sein!" und wir sahen uns gastlich aufgenommen im Winter, wie im Sommer.

In der ungestörten und unzerstreuten Stunde, die nun folgte, war allerdings das Reden ein ganz anderes. Wir erzählten von unserm Leben; sie erwiderte die Vertraulichkeit mit einigen Nachrichten aus dem ihrigen. Wir erfuhren, daß sie in zwei Jahren die goldene Hochzeit zu feiern hoffe, daß sie seit beinahe vierzig Jahren unverändert in diesem Häuschen wohne, daß zuweilen auch von den königlichen Herrschaften Einer und der Andere einkehre. „Da!" sagte sie, indem sie ein photographisches Album aus der Commode hervor nahm, „hier können Sie alle unsere Prinzen und Prinzessinnen sehen. Die Prinzeß Karl hat es mir geschenkt."

Sie zeigte uns noch mehr dergleichen, kleine Andenken an verschiedene Personen.

„Und wen stellt dies Porträt dar?" fragte ich, als wir, die Wände musternd, in der Stube umher gingen.

„Ei," sprach sie lächelnd, „Sie erkennen mich nicht! Damals war ich noch nicht dreißig, jetzt bin ich eine gute Ecke über die siebzig hinaus. Es war einmal sehr ähnlich. Lessing hat es gemalt."

„Karl Friedrich Lessing?" fragte ich.

„Ja," erwiderte sie, „er verkehrte in Berlin viel mit meinem Manne und war die ganze Zeit, bis er nach Düsseldorf ging, oft in unserm Hause."

Eine Seitenthür des Zimmers, in dem wir uns befanden, war halb geöffnet. Beim Eintreten hatte ich wohl gemerkt, daß die Nebenstube nicht leer war. Der oder die drinnen hatten aber keine Notiz von uns genommen. Da nun Frau Friedrich die Thüre nicht geschlossen hatte, war unsere Unterhaltung kein Geheimniß für die Ohren außerhalb geblieben.

Jetzt trat ein älterer Herr, ziemlich groß, behäbig und stattlich, in einfachem Hausanzug daraus hervor. Ich erinnerte mich sofort, ihn bei unsern sommer-

lichen Besuchen gesehen zu haben, auch daß ich damals schon die Vermuthung gehegt hatte, in ihm den Gemahl der Frau Friedrich erkennen zu müssen. Er war, eine lange Pfeife im Munde, auf und abgegangen, mehr mit dem, was im Garten wuchs und reifte, als mit den Gästen beschäftigt.

„Verzeihen Sie," sagte er in einem Tone, als wenn wir alte Bekannte wären, „daß ich ein Wort hinzufüge. Wie sehr das Bild meiner Frau ähnlich war, davon kann ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Begegnete mir doch einmal in Berlin ein Bekannter, als ich — ich weiß nicht, mit welchen Gedanken beschäftigt — langsamer als gewöhnlich vor mich hinging. Es war nicht weit von meiner Wohnung. „Eilen Sie, nach Hause zu kommen," rief er mir zu, „Ihre Frau erwartet Sie schon." Ich war verwundert, wie er etwas der Art wissen könnte; denn zu unsern Hausfreunden gehörte dieser Bekannte nicht. Als ich in unsrer Wohnung ankam, war aber meine Frau seit länger als eine Stunde ausgegangen. Das Bild auf der Staffelei dagegen hatte Lessing zwischen die Gardine und das Fenster so gestellt, daß es die Vorübergehenden täuschte. Sie kennen ja die Späße der jungen Maler."

„Daß er mich malte," fügte sie hinzu, „war zum Dank für all' die Eierkuchen, die ich ihm damals backen mußte."

Während wir darauf, Kaffee trinkend, um den Tisch saßen, machte es sich leicht, daß wir sie baten, uns mehr von den Sachen zu zeigen, die sie bei der Bewirthung ihrer Gäste verwenden lasse. Bereitwillig ging sie darauf ein. „Dann muß ich Sie aber in meine Küche führen."

In die Küche! — ist's eine Küche? — Ja, Heerd und Rauchfang sind da, wenn auch so klein, daß man sie kaum sieht, und so sauber und so geschmückt, daß man sie kaum dafür hält.

Worauf das Auge aber gewiesen ist, das sind ringsum Schränke mit Glasthüren, geschlossene und offene, und so vielerlei Kleines und Großes, darin und darauf, in Glas, Porzellan und Metall, Schüsseln und Teller, Näpfe und Töpfe, an goldknöpfigen Nägeln hängend oder übereinander stehend. Man ist unfähig, das Auge an Einem Orte zur Ruhe oder dauernden Thätigkeit zu bringen. Denn jedes Einzelne fordert zu eingehender Beobachtung, zu aufmerksamer Prüfung auf.

Endlich — Frau Friedrich stand daneben und erfreute sich an unserm Erstaunen — endlich wurde Einzelnes herausgegriffen. Sie selbst hob dies und das herab und gab es uns zur Besichtigung.

Da war ein silberner Sahnentopf: eine Gabe des russischen Kaisers Nikolaus; da, auf einer besondern Console stehend, zwei kleine Porzellantöpfe mit Gemälden königlicher Schlösser, mit silbernen Deckeln und Henkeln: sie waren Geschenke Friedrich Wilhelm's III.; da ein Rococo-Service mit Zeichnungen von Rosen in Gold: es war ein Geschenk vom Prinzen August, Bruder des Prinzen Louis Ferdinand.

Da waren Majolikageräthe, Kannen, Töpfe und allerlei Anderes, blau, roth und gold in sauberer Schmelzarbeit. Hier eine feine Porzellantasse, klein, aber vielsagend. Die Untertasse zeigte als Rand, in dem die Obertasse ruhte, eine Krone. Es war ein Stück aus einem der Service Friedrich's des Großen. Hier wieder waren Töpfe, Schalen, Näpfe in allerlei Formen lebendiger Wesen:

Delphine, Vögel, Gnomen. Da ein Service, dessen Theile, als wäre das Ganze ein gefüllter Obstteller, zueinander paßten: das Unterbrett — ein Weinblatt, die Zuckerschale — eine Birne, die Tassen — Aepfel, die Kanne — eine Ananas. Da waren, aus Porzellan gefertigt, Säulen, Obelisken, hier mit Porträts von Fürsten, Generalen, Ministern, da mit dem Gemälde einer Garde-Parade oder mit einem Genrebild aus dem Treiben eines Posthofs und was sonst Alles! Denn wer (so könnte man fragen) hatte sich in der Küche der Frau Friedrich nicht verewigt?

Nur Weniges gehörte der jüngeren Zeit an. Das Meiste wies in entlegenere Jahrzehnte zurück. Friedrich Wilhelm's III. Gaben — außer jenen silberbeschlagenen Töpfen noch drei oder vier andere Stücke — waren durch ein schwarzes Bändchen gekennzeichnet.

Es gab so viel zu fragen, aus dem Herzensschatz längst begrabenen Lebens herauszuheben, wir selbst waren so lebhaft dabei beschäftigt, daß die Zeit uns rascher verging, als wir merkten.

Die Dunkelheit war plötzlich eingetreten und mahnte zum Aufbruch. Als wir schieden, dankten uns die Einsiedler mit einfach herzlichen Worten für unsern Besuch. Wir gingen den Weg zur Fähre und sahen den blassen Flimmer der Sterne durch die weiche kalte Luft. In unserer Seele aber sprühte ein wunderbares Gemisch von Eindrücken. Kleines und Großes, Nahes und Fernes, Stillbescheidenes und Weithinausklingendes — so nahe nebeneinander und in einem so kleinen und so versteckten Raume!

Wie sehr reich aber das Häuschen auch war, — Eine Seite des Lebens, das in ihm stattfand, hatte es uns noch nicht gezeigt.

Der alte Herr, der von der Nebenstube her einen Augenblick zu uns getreten, war ja mehr und ganz etwas Anderes, als woran wir bei dem Titel „Maschinenmeister der Gartenbewässerung" denken konnten. Ein sinniger Kopf, in allerlei Gewerben und Künsten zu Hause, ein eifriger Charakter voll Fleißes und Ausdauer für die schwierigsten und feinsten Arbeiten, das war er, als solcher hatte er sein langes Leben geführt und führte es noch.

Und ebenso, wie Frau Friedrich von so vielen hohen Personen allerlei werthvolle Gaben in ihrem Küchenputzkästlein zusammengestellt hatte: so hatte er allerlei werthvolle Gaben, Werke seiner Hand, Elfenbein-, Bernstein- und Mosaikkunstwerke, in die Häuser vieler Hohen, in die Schlösser der Fürsten auseinander gestreut. Erst bei einem spätern Besuche wurden wir auch hierin eingeweiht.

Heiteres und Ernstes.

Die Scheidewand zwischen Frau Friedrich und uns war gefallen. Sie kam, wenn wir da waren, unaufgefordert an uns heran, setzte sich auf längere Zeit nieder und begann freiwillig zu erzählen.

Ereignisse komischen Charakters spielten in ihren Erzählungen die Hauptrolle. Sie hatte deren aus allen Jahrzehnten ihres langen Aufenthalts auf der Pfaueninsel im Kopfe — vom Prinzen Albrecht an (dem Sohne Friedrich Wilhelm's III.), der einmal ein Knabe von dreizehn oder vierzehn Jahren, auf einem Esel herangeritten war und sie gebeten hatte, einen Augenblick das Thier zu halten, „er

käme gleich wieder!" und den sie dann, als er länger als eine Stunde wegblieb, derb ausgescholten habe: „Königliche Hoheit sollen nicht denken, daß ich nichts Besseres zu thun habe, als Esel zu halten," — bis zu dem Conflict, der kürzlich mit der Wärterin eines der jüngsten kronprinzlichen Kinder eingetreten war. Die Wärterin hatte ihr Vorschriften geben wollen, wie sie das Kind auf dem Schoße halten dürfe. „Denken Sie ja nicht," hatte Frau Friedrich ihr geantwortet, „daß ich nicht darf, was Sie nicht dürfen. Fragen Sie nur die Frau Kronprinzessin!"

Es war allerdings leicht, mit ihr in Conflict zu kommen; es brauchte nur ein klein wenig an Bescheidenheit und Höflichkeit zu mangeln. Und, wie immer, war sie auch dann gegen Hoch und Niedrig ganz gleich.

Geschah es doch einmal, daß bei Gelegenheit des Besuchs einer bei Hofe viel verkehrenden Dame sich in Folge gewisser Forderungen und Ablehnungen ein lebhaftes Gespräch entspann, das die fremde Dame mit der nicht ganz höflichen Wendung zu schließen dachte: „Sie sind eine ungebildete Person!" — „Ja," gab Frau Friedrich ihr zurück, „so gebildet wie Excellenz kann ich allerdings nicht sein; denn die Schule, die ich besucht habe, hat monatlich nur Einen Silbergroschen gekostet!" Beide, die Excellenz und Frau Friedrich, waren hiernach mit sich zufrieden. Und namentlich die Excellenz war des Sieges, den sie davon getragen, so sicher, daß sie den Vorfall dem Prinzen Karl zur Beurtheilung vorlegte. „Denken Sie," fuhr Frau Friedrich in ihrer Erzählung an uns fort, „redet mich der Prinz Karl, als ich am nächsten Sonnabend bei seinem Garten vorbei fahre, darauf an und läßt sich von mir die ganze Sache noch einmal erzählen! Er mußte vom ersten bis zum letzten Worte lachen. Als ich aber mit der Schule und dem Schulgeld bis zu Ende gekommen war, klopfte er sich aufs Knie. „Topp, Frau Friedrich," sagte er, „in die Schule möchte ich auch gegangen sein."

Es war, wenn auch dann und wann in harter Schale, Alles treu und wahr an ihr. Darum ehrten, die dies erkannten, sie so sehr. Die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses waren mit dieser Achtung vor ihr und dieser Vertraulichkeit zu ihr herangewachsen.

Eines Tages erzählte sie uns, wie es ihr kürzlich mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin gegangen war.

„Der Kronprinz hatte mir sagen lassen, daß er am nächsten Tage mit seiner Gemahlin zu Mittag kommen werde. Es hatte aber in der Nacht stark gewittert, der Himmel war am Morgen ganz bezogen; es war auch kein Absehn, daß der Regen nachlassen könne. „Jette," sag' ich, „es ist nicht möglich, heute kommt Keiner, wir werden uns nicht unnütze Mühe machen!" Und es gießt immerfort. Ich kann aber das Sitzen in der Stube nicht lange aushalten, und wie ich da, um frische Luft zu schöpfen, die Hausthüre aufmache, wer steht vor mir? Der Kronprinz, so groß wie er ist, und triefend wie ein Sieb. Und als er mich sieht, stemmt er die Arme, wie ich's zuweilen mache, beide in die Seiten und spricht heftig auf mich ein. „Aber, Königliche Hoheit," sagt er zu mir, „wer konnte das denken? Bei solchem Wetter hab' ich nichts für Sie parat gemacht. Nun kann ich Ihnen nichts geben." Ich mußte lachen. „Ja, Königliche Hoheit,"

sagte ich, „das müßte ich zu Ihnen sagen.“ Der Kronprinz aber fuhr fort: „In gutem Wetter, Frau Friedrich, kann Jeder kommen.“ Und zur Jette, die in der Küche war, rief er: „Nicht wahr? Jette, wir kriegen noch Mittag!“ — „Ja, Königliche Hoheit,“ antwortete die, „aber nicht so bald!“ Unterdessen war der Kronprinz zurück ans Ufer gegangen, denn sie hatten mit dem Fährkahn sich hierher rudern lassen, und führte die Kronprinzessin ins Haus. In meine Stube mußte ich sie nehmen. Und während der Kronprinz zu meinem Manne ging, ihn nach der Kunst zu fragen, denken Sie, ließ sich's die Kronprinzessin nicht nehmen, ich mußte ihr 'ne Schürze geben, denn sie wollte helfen. Na,“ setzte Frau Friedrich lächelnd hinzu, „schneller vorwärts kamen wir darum nicht. Aber es machte den Herrschaften doch Spaß, und ich freute mich, wie seelenvergnügt sie in meiner Stube waren. Beim Abschied reichte mir der Kronprinz die Hand und sagte: „Frau Friedrich, so gut habe ich lange nicht gegessen.“

Wer ganz besonders Sinn und Verständniß für ihre Tüchtigkeit hatte, das war von Anfang an die Kronprinzessin. In jedem Sommer sandte sie einmal, auch mehreremal die heranwachsenden Prinzen und Prinzessinnen zu stundenlangem Aufenthalt in ihren Garten und in ihre Obhut.

Die Auszeichnung der Frau Friedrich durch die Kronprinzessin ging soweit, daß diese in aller Förmlichkeit bei Gelegenheit der Taufe der später geborenen Kinder sie durch die Oberhofmeisterin einladen ließ, zugegen zu sein.

Da geschah es einmal, daß ihr Wagen unmittelbar hinter dem des Feldmarschall Wrangel beim Schlosse vorfuhr. Der Feldmarschall wollte, da er eine Dame aussteigen sah, seiner Höflichkeit gemäß verfahren, sie begrüßen und ihr den Vorgang geben. Sogleich erkannte er das treue gute Gesicht aus dem Maschinenhause und, seine Verwunderung nicht bergend, sagte er: „Ei, Mutter Friedrich, wie kommst Du hierher?“ — „Na, wie Sie, Excellenz! Zu Wagen!“

Daß ihr das richtige Wort nie fehlte, war in manchen Augenblicken um der verantwortlichen Stellung willen, die sie in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit einnahm, eine besondere Wohlthat. Einmal kam mit lustigem Gesang eine große, fahnengeschmückte Gondel, mit Herren und Damen jugendlichen Alters gefüllt, bei der Insel vorüber und legte an ihrem Landesteg an. „Mit lustigem Gesang“ — richtiger gesagt: mit ausgelassenem Juchzen und Schreien. Frau Friedrich sandte sofort Jette hin und ließ sagen, daß hier nicht ausgestiegen werden dürfe. Die Autorität des Dienstmädchens war aber der Gesellschaft nicht groß genug. Sie stiegen doch aus, und von den Herren traten zwei näher zu Frau Friedrich, um Bestellungen für Essen und Trinken zu machen. Auf ihre Erwiderung, daß hier kein Wirthshaus sei und nichts gereicht werde, sagte einer der Herren: „Frau Friedrich, Sie erkennen mich wohl nicht?“ Und in der That, er hatte das Richtige getroffen, denn sie gab ihm kurzweg zur Antwort: „Nein, in dieser Gesellschaft kenne ich Sie nicht!“ drehte sich um und ging hinweg. Die Gondel war schnell wieder bestiegen und suchte einen andern Hafen. —

Von König Wilhelm erzählte Frau Friedrich nie mehr als nur ganz Einfaches und Selbstverständliches, und dies mit den kürzesten Worten: „er ist hier gewesen“, „hat hier zu Mittag gespeist“ oder ähnlich so. Und namentlich alles

Komische, selbst das Heitere war aus ihren Mittheilungen verbannt. Es war, wie es schien, ein tiefer stiller Klang, aus besondern Erinnerungen und Gewißheiten gewoben, der in ihrem Herzen bei seinem Namen geweckt wurde.

Nicht daß das Heitere und Harmlose im Verkehr zwischen dem Könige und Frau Friedrich nicht vorgekommen wäre! Im Gegentheil, der König scherzte, wie aus Mittheilungen der andern Hausbewohner ersichtlich war, gern mit ihr, z. B. über ihr beiderseitiges Alter. Frau Friedrich war die ältere, sogar um acht Jahre älter. „Nein, nein," hatte aber der König gesagt, „Sie sind jünger. Mit den Kriegsjahren überhole ich Sie, die zählen doppelt."

Nur einmal — es war im Jahre 1866 — ging ihr, damals der achtundsiebzigjährigen Frau, das Herz über. Freilich, die Veranlassung dazu war selten groß und stark.

Es waren ja die Tage, in denen der Krieg mit Oesterreich immer mehr unvermeidlich wurde. Oesterreich hatte den Conferenzvorschlag der andern Großmächte zurückgewiesen; an den Grenzen waren die Truppen versammelt; am Bundestag, dessen Competenz in der schwebenden Angelegenheit Preußen nicht anerkannte, wurden Schritte gegen Preußen vorbereitet; Prinz Friedrich Karl hatte zur Armee nach Schlesien bereits entlassen werden müssen.

In diesen Tagen, wo der König — er wußte nicht wie schnell und wie plötzlich — in die Nothwendigkeit versetzt sein konnte, sein letztes entscheidendes Wort in entgegengesetzter Weise, als ihm wünschenswerth war, zu geben, hatte er, bevor seine Abreise erforderlich würde, ein paar stille Stunden auf der Pfaueninsel zubringen wollen.

Nach Allem, was später, an diesen Besuch sich anreihend, geschah, muß man annehmen, daß der König für tiefer gehende Gedanken ein Asyl suchte. Er wollte Zweifel abklären, Bedenken beschwichtigen, Unsicherheiten bannen. Hatte er in seinem Herzen doch mit mehr und anderen, mit ungleich höheren Dingen zu rechnen, als in der Politik des Augenblicks lagen! Das Testament seines Vaters stand vor seinem Gewissen. „Vor Allem," so hatte Friedrich Wilhelm III. geschrieben, „mögen Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen." Gab es keinen Ausweg aus der Nöthigung, diesem Willen entgegen zu handeln?

Es ist ein wunderbar ernster und weicher Zug im Charakter des Königs, daß er zur Entscheidung dieser Ueberlegungen einen ungestörten Aufenthalt gerade auf der Pfaueninsel ersah, wo jeder Fußbreit unverfälschte und besonders lebhaft sprechende Erinnerungen an Friedrich Wilhelm III. weckte.

Nur von einem Adjutanten begleitet, kam König Wilhelm — es war am 3. Juni — zu Frau Friedrich, um das Mittagsmahl einzunehmen, das er kurz vorher hatte bestellen lassen.

Ganz frei von Geschäften war auch die kurze Zeit seines Aufenthalts beim Maschinenhause nicht. Hatte doch eine Depesche — kam sie vom Bundestag? von den Grenzen Holsteins? oder Böhmens? — ihm nachgeschickt und seinerseits erledigt werden müssen!

Dieser Besuch war es, der die alte Frau im Herzen so beschäftigte, daß sie das Schweigen über den König gegen uns brach. Als wir im Laufe des Som-

mers das nächste Mal bei ihr einsprachen, war es, als wenn sie lange Zeit Jemanden erwartet hätte, dem sie davon erzählen könnte.

Niemand war bei ihr. Sie saß vor der Thüre, still, wie versunken in Gedanken. Als sie uns kommen sah, schien es, als wenn sie erwachte. Sie ließ uns nahe heraantreten und, ohne mit einem Gruß unsern Gruß zu erwidern, faßte sie uns bei der Hand und zog uns zu ihrer Seite auf die Bank hinab.

„Der König war hier," sagte sie in einem stillen, fast feierlichen Tone. „Er wollte ein paar Stunden Ruhe haben. Aber sie haben sie ihm doch nicht gelassen. Als ich die Depesche kommen sah und die Miene bemerkte, mit der der König sie empfing, konnte ich's nicht ertragen. Ich zitterte an allen Gliedern und ging schnell in meine Küche. Der König hatte in der Stube essen wollen, weil es draußen zu heiß war. Als er nun nach Tische aufstand, die Tasse Kaffee in der Hand, that er ein paar Schritte weiter über den Flur bis in meine Küche. „Friedrichen," sagte er, indem er die eine Hand aufhob, „der da oben weiß, daß ich nicht anders kann und darf. Ich habe Alles gethan, was irgend möglich war, um den Krieg zu verhüten. Beten Sie für mich! ich kann es brauchen." „Majestät," sagte ich, „alle Tage bete ich für Sie!" Dabei stürzten mir die Thränen aus den Augen, und ich wollte seine Hand küssen. Aber der König entzog sie mir. „Nicht so!" sagte er, „wir sind ja alte Freunde." Seine Stimme bebte, und er drehte sich schnell von mir ab."

Dieser Besuch war nicht der einzige im Jahre 1866. Ja, nach Beendigung des Krieges folgte ihm bald ein zweiter. Mitten unter den Einholungsfeierlichkeiten, unter dem Jubel, den die Heldenwunder des siebentägigen Krieges überall erweckt und nicht zur Ruhe hatten kommen lassen, fand König Wilhelm am 28. September wieder ein paar Stunden für den Aufenthalt auf der Pfaueninsel und auch bei Frau Friedrich.

Er kam, nachdem er nur wenige Augenblicke vorher angemeldet war.

„Majestät," sagte Frau Friedrich, ihm entgegengehend, „einen Ehrenbogen finden Sie hier nicht; der steht bei mir im Herzen."

„Ich weiß," antwortete der König, „danken wir Gott! Er hat unsere Gebete erhört."

Das Geheimniß, das bei diesen Besuchen im Herzen des Königs obwaltete, die stille und ehrwürdige Tiefe seiner Empfindungen, enthüllte sich vollständig erst mit dem, was am 3. August des folgenden Jahres im Hause der Frau Friedrich vorging. Da kam, vom Könige beauftragt, einer der Hofbeamten — der König selbst war zur Zeit in Ems — und brachte ein Geschenk, ein lange vorher ausgedachtes und bestelltes.

Auf einem Untersatz von Porzellan stand in der Mitte ein größeres, schlankeres, zu beiden Seiten zwei niedrigere Gefäße, etwa wie Vasen. Jedes war durch einen einfachen Goldrand geschmückt und mit einem Datum versehen.

Was der König mit dieser Gabe sagen wollte, lag in den Daten.

Auf den kleinen Vasen zu beiden Seiten stand — hier „der 3. Juni", — da „der 28. September": die Tage der vorjährigen Besuche auf der Pfaueninsel. Und auf dem größeren Gefäß in der Mitte „der 3. August": das Datum des Geburtstags seines Vaters, Friedrich Wilhelm's III.

Der König hatte zwei Exemplare dieses Gedenkwerks in der Porzellanmanufactur fertigen lassen: eines für sich selbst nach Babelsberg, das andere für Frau Friedrich. Der König schätzte die greise bewährte Dienerin so hoch, daß er ihr offen, wie damals die Noth, so nun auch die Aussöhnung seines Herzens zeigte.

Joseph Friedrich und Elisabeth Riesleben.

Dies sind die Namen der Beiden im Maschinenhause.

Er, ein Elsässer, 1790 zu Straßburg; sie, eine Holsteinerin, im Jahre 1789 in einem Dorfe bei Wandsbeck geboren.

Zwei edle deutsche Stämme, die des Elsaß und Holsteins, Jahrhundertelang dem Bunde des deutschen Lebens entzogen, hatten lange Zeit, bevor sie mit Deutschland wieder vereinigt wurden, je eines ihrer Kinder, einen Sohn und eine Tochter, zum Dienste des Fürstenhauses ausgesandt, dem es beschieden war, die Länder dem Reiche zurückzugeben.

Joseph Friedrich hatte, sechzehnjährig, Frankreich verlassen, um sich die Beschäftigung mit der Kunst zu retten. In Frankreich stand ihm nichts als Aushebung zu den kaiserlichen Truppen bevor. In seinem Herzen aber lebte die Kunst, die er in der Werkstatt seines Vaters, eines Holzschnitzers, gepflegt hatte.

Auf der Wanderschaft hatte er im Jahre 1812 in der märkischen Stadt Lenzen, wo Elisabeth Riesleben's Vater damals lebte, ein Bild seiner künftigen Frau gesehen. Er erbot sich den Eltern des Mädchens zur Ueberbringung von Nachrichten nach Berlin, wo Elisabeth damals Kammerjungfer bei der holsteinischen Gräfin Morgenstern war. Joseph und Elisabeth wurden einander bekannt. Und bald versprachen sie sich. Als Friedrich durch Anstellung als Maschinenmeister am Königstädtischen Theater seine Lage gesichert fühlte, fand die Vermählung statt — am 8. October 1815.

Nicht lange darauf geschah es, daß ihm durch das königliche Hofmarschallamt die Stelle des Maschinenmeisters für die Bewässerung übertragen wurde, die über die Pfaueninsel ausgebreitet werden sollte. Was hier seiner Arbeitsamkeit wartete, hing mit den Plänen zusammen, die Friedrich Wilhelm III. in den zwanziger Jahren auf der Insel durchzuführen begann. Es war eine Stimmung des Alters, die Friedrich Wilhelm III. um diese Zeit mehr als früher auf die Pfaueninsel verwiesen hatte. Er wollte nach den schicksalsvollen Wendungen seines Lebens einen Ort der Einsamkeit, der abgeschlossenen Ruhe haben.

Aber, wunderbar genug, während er diese Wohlthat sich allerdings bereitete, schuf er zugleich für das Volk in weiteren Kreisen gerade das Entgegengesetzte. Die Pfaueninsel wurde, eine Reihe von Jahren hindurch, ein Ort der muntern Gesellschaftlichkeit, des lebendigen Ein- und Ausströmens größerer Volksmassen. Denn kaum daß die Verschönerung und Bereicherung der Insel begonnen hatte, — die Anpflanzung der Blumen und Sträucher, der Bau des Palmenhauses, die Anlage des zoologischen Parks, die Aufstellung eines russischen Rollbergs, einer englischen Fregatte, — als auch, an gewissen Tagen der Woche dem Besuch des Publicums freigegeben, das Eiland ein Leben in sich aufnahm, wie vordem nie. Die Pfaueninsel wurde eine Berühmtheit, die Jeder gesehen haben mußte. Truppweise kam man hierher. Der Jubel von Kindern erscholl; die Stille der

Natur verschwand vor dem Begrüßen und Erzählen der vielen, hier zufällig zusammentreffenden Fremden aus Berlin und von weither. Denn aus der Provinz — kein Kaufmann, der zur Messe, kein Privatmann, der ins Bad, keine Familie, keine Gesellschaft, die, zu irgend einem Zwecke reisend in Berlin ein paar Tage weilte, unterließ es, einen derselben an die Pfaueninsel zu wenden. Noch über den Tod Friedrich Wilhelm's III. hinaus, bis zu der Zeit, da die Thiere nach dem in Berlin eingerichteten zoologischen Garten hinübergeführt wurden, war es so. Karawanenweise zogen die zwölf- und fünfzehnsitzigen Wagen die Chaussee von Berlin zur Fährstelle der Pfaueninsel (Eisenbahn gab es erst gegen Ende dieser Zeit), und zwei und drei Fährleute, mit den größten Kähnen versehen, hatten vollauf zu thun, um alle Gäste hinüber- und zurückzubringen.

In diese neuen Einrichtungen hinein griff das Amt, zu dem Friedrich im Jahre 1824 berufen wurde. Die Maschine zur Bewässerung mußte er aufstellen, die Röhren legen helfen. Das Haus, darin er wohnen sollte, stand noch nicht. Der Morgen Landes, der ihm überwiesen wurde, war roher, unordentlich bebuschter und beschilfter Boden in der entlegensten Ecke der Insel. Alles, was hier entstanden, ist sein Werk.

Wie waren das glückliche Tage! Tage der hoffnungsvollen Arbeit im kräftigen Mannesalter. Aus diesem Häuschen dachte er nicht wieder hinausgehen zu sollen, und mit all seinen Geschicklichkeiten legte er selbst Hand an. Dieses Gärtchen sollte seinen kommenden Jahren zur Freude erblühen, und mit abwägendem Sinn für Nützliches und Schönes theilte er die Beete, bestimmte die Plätze für Bäume und Sträucher. In dieses Heim dachte er, was ihm das Liebste war, Frau und Kind hineinzuführen, und mit sorgsamer Umsicht, die Zukunft vorausbedenkend, maß er die Breite und Länge der Wände in Stube und Kammer, und was an Geräthen und Möbeln erforderlich schien, tischlerte und schlosserte er selbst, — stattliche Commoden und Spinden, noch Kindern und Kindeskindern zum Dienst.

Und eben jene Einrichtungen waren es, die seiner Frau die Lebensweise, die nach außen gehende Geschäftigkeit anwiesen. Der Besuch so vieler Fremden machte es wünschenswerth, daß die Pfaueninsel auch eine Stätte böte, wo der Wanderer einen Augenblick Ruhe und Erquickung fände.

Daß ein Wirthshaus nach gewöhnlicher Art angelegt würde, hätte weder dem Charakter der Insel, noch dem Willen des Königs entsprochen. Es war eine Ausnahmestellung, die man ins Leben rief. Frau Friedrich empfing das Recht, aber nicht die Pflicht, denen, die bei ihr ansprachen, Eins und das Andere zu reichen. Man vertraute, daß sie das Recht in Grenzen benutzen werde. Die Art, wie Frau Friedrich ihr Leben führte, war von diesen Jahren bis an ihr Ende — neunundvierzig Jahre lang — unverändert dieselbe.

Anders geschah es für ihren Mann. Ihm schieden sich die zwei, drei Jahre der Grundlegung und Einrichtung von den darauf eintretenden der Erhaltung und des Fortbetriebes. Sein Amt gab ihm reichlich Muße. Schon als Maschinenmeister am Königstädtischen Theater hatte er häufiger als früher zur Pflege seiner Kindesneigungen zurückgreifen können.

Elfenbeinschnitzerei und Mosaikbildnerei waren seine Lieblingsbeschäftigung

geworden. Jetzt hatte er, in Voraussicht der Lebensweise, wie sie ihm auf der Pfaueninsel bevorstünde, die eine Stube des Häuschens vom Bau der Mauern, von der Anlage der Fenster an, zur Werkstätte werden lassen: die Eckstube unter der Giebelwand mit dem reichlichen Licht von zwei Seiten her. Darin hatte der Arbeitstisch mit Schraube und Stock Platz gefunden, ferner das Repositorium für die Werkzeuge, die Feilen, Hobeln, Bohrer, Meißeln und Sägen, die Messer, Scheren und Zangen, ferner das Spind zur Verwahrung der Zeichnungen, die er entworfen, oder der Berechnungen, über die er gerade sinnend sich ausbreitete.

Da saß er nun, das Kleinste vom Kleinsten sondernd, Farbenatome, ja Licht- und Schattenreflexe, die nur mittelst der wirksamsten Lupe noch für körperliche Gegenstände erachtet werden können, einander gegenüberstellend und mit einander verbindend. Wenn er stunden-, tagelang so gearbeitet, war es oft kaum merkbar, um wie viel er vorwärts geschritten, dem Auge des Beschauers kaum einer Linie Breite, die er hinzugefügt hatte. Ihm aber vergingen über dem Flug der Stunden die Tage viel zu schnell. Das Auge ermüdet, überangestrengt, trat er in die Luft des Gartens, in das Licht des Tages, oder in die Dämmerung des Abends. Immer war es Schönheit, was ihn umgab; immer war es die Heimath, die ihm Freiheit gewährte. Sie stellten schnell die Kräfte wieder her.

Was Friedrich in seiner Kunst geleistet hat, ist theils dem Werthe, theils dem Charakter nach beschränkt. Was ihm gefehlt hat, sind stufenweise Schulung in den Jünglingsjahren und offener, beharrlicher Verkehr mit der Kunst. Um so bewunderungswürdiger ist es, was er geleistet hat. Ohne Ehrgeiz, war er unermüdlich thätig — ein stilles deutsches Gemüth. In die Welt hinauszutreten, lag außer seinem Willen.

Im Jahre 1857 erschien (in der „Illustrirten Zeitung" vom 28. Februar, Nr. 713) ein Abriß seines Lebens, darin eine Würdigung seines Talents und eine Aufzählung der bedeutendsten seiner Werke. Auch ein Porträt von ihm in Holzschnitt war beigegeben. Wie sehr überrascht war Friedrich, als er davon hörte! Ein Freund, dem eine Photographie von ihm zu Händen gekommen war, hatte ohne sein Wissen, in der liebenswürdigen Absicht, ihn aus der Unbekanntschaft herauszuheben, ihm eine andere, der Kunst mehr geziemende Stellung zu bereiten gewünscht. Friedrich that nichts dazu, dieser Absicht das Gelingen zu ermöglichen. Er sprach nicht einmal ein Wort, die mannigfachen Irrthümer, welche der Lebensabriß enthielt, zu berichtigen.

Eine der ersten Elfenbeinarbeiten, die er auf der Pfaueninsel fertigte, war ein Kästchen mit einem Schnitzwerk auf dem Deckel, das eine Jagd im Walde darstellte. Die Arbeit war so fein ausgeführt, daß, wenn mittels des Drucks an der Seite das Schloß sich öffnete und der Deckel sich hob, die Blätter der Bäume, wie vom Winde bewegt, zitterten. Alles, auch die Schlosserarbeit, war Friedrich's Werk. Friedrich Wilhelm III. wünschte das Kästchen, das seine Bewunderung erregte, zu besitzen. Auf seine Frage nach dem Preise antwortete Friedrich: „Die Anerkennung, die Majestät mir aussprechen, ist der höchste Preis, den ich wünschen kann." — „Ah bah, Anerkennung!" sagte der König, „davon können Frau und Kind nicht leben."

Die Richtung, welche die Arbeiten Friedrich's nahmen, schreibt sich vorzugs-

zugsweise daher, daß Friedrich Wilhelm III. Gefallen an ihnen fand. So sind Nachbildungen der hauptsächlichsten Bauten des Königs in Elfenbein entstanden: der Werder'schen Kirche, des Museums in Berlin, der Nikolaikirche in Potsdam, der russischen Kirche auf dem Pfingstberge; ferner (aus späterer Zeit) der Kirche zu Nikolsköe und der zu Sacrow. Alle diese Werke, zuerst im Schlosse der Pfaueninsel aufgestellt, sind später der Kunstkammer des königlichen Museums zu Berlin einverleibt. Zur Würdigung der Arbeit dabei muß man wissen, daß jedes einzelne der Werke aus mehreren tausend, man sagt zehn- bis zwölftausend kleinen Stückchen Elfenbein und Perlmutter zusammengesetzt ist. Sie waren um ihrer Sauberkeit und Richtigkeit willen so sehr Gegenstand der Bewunderung und erregten namentlich den Beifall des Kaisers Nikolaus in so hohem Grade, daß dieser eine Wiederholung der Arbeiten für eines der Schlösser in Petersburg bestellte.

Friedrich war eine klare und praktische Natur. Was ihm ganz fern lag, war namentlich alle Hellseherei, alles Geheimnißvolle. Einmal jedoch mußte auch ihm etwas Unbegreifliches passiren. Er erzählte die Geschichte gern und ließ die Leute sich ebenso darüber wundern.

Als das Abbild der Nikolaikirche, kürzlich vollendet, noch bei ihm in der Stube stand, hörte er plötzlich einen feinen, durch die Luft langsam hinwehenden Klang, so hell, wie den silbernen Klang einer kürzesten Harfensaite. Was war es? Er untersuchte den Ort, von welchem der Ton ihm gekommen zu sein schien. Da siehe! Das Elfenbein-Gebäude der Nikolaikirche hatte einen Riß bekommen, ebenso und ebenda, wie und wo kürzlich die Mauer der wirklichen Kirche auf dem Alten Markte zu Potsdam. Der Sprung am Elfenbeinwerk bog sich ohne Zuthun wieder zusammen, so daß man ihn jetzt mit unbewaffnetem Auge nicht mehr sieht.

Eine Zeit lang war Friedrich besonders bemüht, eine in früheren Jahrhunderten mehr gepflegte Art der Bernsteinverwendung wieder zur Anerkennung zu bringen: die Herstellung von Bildern, die durch Lichtdurchschimmerung wirksam werden, von Landschaften, Figuren und dergleichen, die in Basrelief der Bernsteinplatte eingegraben sind. Außerdem war er fast ununterbrochen mit kleineren Arbeiten beschäftigt, die ihm persönlich von Mitgliedern des königlichen Hauses aufgetragen wurden.

Von einem seiner größeren und schwierigeren Werke empfingen wir bei Gelegenheit unseres ersten Eintritts in seine Werkstatt durch ihn selbst Kunde. „Hier," sagte er zu uns, „das sollen Sie einmal rathen!" Er entrollte ein langes Blatt Papier, so lang, daß es fast die Breite seines Arbeitstisches einnahm. „Was ist das?" fragte er schalkhaft lächelnd. Wir gewahrten Fragmente, wie man wohl ganz verstümmelte pompejanische Wandgemälde copirt hat. Hier ein Fuß, dort eine Hand mit dem Rest einer Blumenguirlande; hier ein Kopf, dort ein Oberkörper, da vielleicht ein in die Luft gestrecktes Beinchen; dazwischen, oben und unten, große Stellen ganz leer. Jeder Zusammenhang fehlte. „Das bringt man mir zum Restauriren," sagte er. „Es ist eine Mosaik, die sich auf einer Commode befand, welche die Stadt Potsdam Friedrich dem Großen zum Geschenk gemacht hat. Seit einem halben Jahrhundert steht das Ding auf

dem Boden und ist da gänzlich verfallen. Ich habe lange genug davor gestanden und gestaunt, bis ich nun denke, daß ich es herausgekriegt habe." Dabei entrollte er ein zweites Bild, auf dem in anmuthigen Verschlingungen ein Tanz der Grazien dargestellt war, umschwebt von Amoretten, genau auf das Fragment passend. Die Freude leuchtete ihm aus den Augen, als er unsere Ueberraschung sah. So arbeitete und so jugendlich empfand der damals neunundsiebzigjährige Greis. —

Im Jahre 1865 am 8. October standen die beiden Alten vor dem Priester, der ihnen den goldenen Ehesegen gab.

Noch acht Jahre waren ihnen hiernach beschieden. Sie ließen Alles beim Alten. Herr Friedrich blieb der schaffende Einsiedler in seiner Werkstatt; Frau Friedrich die Wirthin mit dem Willkomm für jeden Gast, der sich in geziemenden Grenzen hielt.

Frau Friedrich war im Umkreise Potsdams eine Art volksthümlicher Gestalt geworden. Wer kannte sie nicht? War sie doch seit so vielen Jahren wöchentlich einmal, auch zweimal, um Einkäufe zu machen, nach der Stadt gefahren und hatte dort inmitten des Volks auf den Märkten und in den Läden offen verkehrt; waren zu ihr hinaus doch so Viele aus allen Kreisen gekommen, und Jeder hatte schnell einen ausgeprägten Eindruck von ihr empfangen; sprachen dabei doch sogleich in Jedem ebenso entschieden entweder Gefallen und Freude, oder Mißfallen und Verdruß mit, — denn man glaube nicht, daß sie nicht auch Feinde, besonders auch Mißgönner gehabt hat!

In Fontane's „Wanderungen in der Mark" (III.) findet sich eine Schilderung von ihr, die der merkwürdigen Frau keineswegs gerecht wird. Das witzige Verschen, das Fontane auf sie gemacht hat, kann sie sich wohl gefallen lassen:

Herr Friedrich saß auf Sanssouci,
Den Krückstock, den vergaß er nie;
Frau Friedrich findet's à propos
Und sagt: ich mach' es ebenso!

Was aber außerdem dort von ihr erzählt wird, ist poetisch erfunden und bedarf sehr der Berichtigung. Daß etwas wie „der Nasenwinkel eines Fremden, oder eine Falte in seiner Cravatte" genügt hätte, um der Frau Friedrich den Humor zu verderben, oder daß nur, wer durch „Epaulets oder Orden beglaubigt" war, bei ihr die liebenswürdige Wirthin fand, trifft, soweit ich sie kennen gelernt habe, durchaus nicht zu. Den einfachen bürgerlichen Kreisen gehörte die Mehrzahl ihrer Gäste an. Sie war nie neugierig zu erfahren, wer und was dieser und jener Gast sei, der sich's bei ihr wohlgefallen ließ. Und was den Verkehr mit Höhergestellten betrifft, so ist es besonders in früheren Jahren sogar vorgekommen, daß sie wegen einer Unart, eines Wortes wegen, das sie im Eifer gesprochen, einmal sogar wegen Versagung der Ansprüche, die ein fürstlicher Besuch gestellt hatte, abbitten mußte.

Nur was den „Krückstock" in jenem Verschen betrifft, — damit hatte es allerdings seine Richtigkeit. In den letzten drei oder vier Jahren ihres Lebens nämlich. Da sah man sie gewöhnlich mit einem Stöckchen hin- und hergehen. Sie bedurfte der Stütze. Der Hofgärtner Reuter hat von den Erben sich das

Stöckchen für die Pfaueninsel ausgebeten. Er verwahrt es und denkt seinem Amtsnachfolger dereinst die weitere Verwahrung dieses Documents einer gleich heiteren und ernsten, gleich kleinen und großen Geschichte zu hinterlassen.

Um ein schönes poetisches Erzählen ist die Pfaueninsel durch Frau Friedrich reicher geworden. Die Sage wird nicht nöthig haben, des Verherrlichenden viel hinzuzufügen. Was in ungeschminkter Weise von ihr berichtet werden kann, genügt, ein Gedicht daraus zu machen.

Schon bei Lebzeiten trug ihr Haupt den Nimbus des Poetischen. Was sagte einst die in Hofgeheimnissen stark bewanderte, ältere Dame, mit der ich in Berlin in einer Gesellschaft zusammen war? Sie hatte gehört, daß ich die Pfaueninsel im Sommer öfter besucht habe. Da ergriff sie die Gelegenheit, mit mir ein vertrauliches Gespräch zu führen. „Sie werden mir gewiß etwas Näheres darüber sagen können," wendete sie sich, leise sprechend, an mich. „Aus ziemlich sicherer Quelle weiß ich, daß unsere Majestät auf der Pfaueninsel eine Freundin hat — nun! so eine Art Egeria, die er bei allen schwierigen und bedeutenden Staatsactionen um Rath fragt, bei der er dinirt, oft tagelang verweilt, und von der er immer neu gestärkt zurückkehrt!"

Wie leid that es mir, an diesem Nimbus ein wenig lüften zu müssen! Frau Friedrich aber behält auch ohne ihn des Rühmenswerthen genug.

Es sind Worte, die ich immer noch zu hören meine, Worte, die eine Bäuerin der Umgegend, ein altes Mütterchen, einst mit Bezug auf Frau Friedrich zu mir sprach: „Das ist eine gute, vielmögende Frau!" Langsam, als ob sie die einzelnen Fälle, die ihr bekannt waren, sich vorzählte, setzte sie dann hinzu: „Wie viele Leute haben der zu danken für ihr Helfen und Fürbitten!" —

Rührend ist die Geschichte ihres Todes, des Hinübergehens Beider, in der Dämmerspanne von drei Wintertagen.

Zur Zeit des beginnenden Jahres 1873 fing der alte Herr zu leiden an, schmerzlich und bettlägerig. Jette pflegte ihn. Die Schmerzen, Unterleibsschmerzen, wurden so groß, daß die alte Frau sich darüber ängstete und quälte, — umsomehr, als die Schwäche des Alters ihr nicht gestattete, selbst für ihn zu sorgen. Aber sie hielt sich gesund. Als er am 12. Februar Abends, nachdem man sie eben zu Bette gelegt hatte, starb, wollten Jette und die beiden anwesenden Töchter ihre Ruhe nicht stören und unterließen es darum, sie zu wecken. Als sie am folgenden Morgen darüber in Kenntniß gesetzt wurde, schrie sie einmal laut auf, hielt sich dann aber ruhig und meistens schweigend die Tage über, während das Begräbniß vorbereitet wurde.

Sie erlebte den Abend des Begräbnißtages. „Nun liegt er schon in der Erde," sagte sie zu Jette, als diese sie zu Bette brachte. „Morgen um diese Zeit liegt er einen Tag lang in der Erde." Es schien, als wollte sie noch etwas hinzufügen. Aber sie sank zurück — der treuen Dienerin aus den Armen.

Auf dem Kirchhof zu Nikolskoë liegen Beide — der Elsasser und die Holsteinerin. Das deutsche Kaiserhaus hatte ihnen die Stätte da bereitet.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Der russisch-englische Conflict in Central-Asien ist todt, es lebe die Orientkrise! So etwa mögen die Schwarzseher der auswärtigen Lage, die stets nur die dunklen Punkte am politischen Horizonte wahrnehmen, ihr Urtheil über die jüngsten Vorgänge an der Grenze Afghanistans, sowie andererseits auf der Balkan-Halbinsel zusammenfassen. Stände nicht zu befürchten, daß in einigen Jahren Russen und Engländer von Neuem sich im Hinblick auf die Verschiedenartigkeit ihrer asiatischen Interessen auseinandersetzen müssen, so hätte die Lösung, welche der Streitpunkt, betreffend das Zulfikargebiet, gefunden hat, einen starken komischen Beigeschmack. „Rußland erhält die Hälfte des unfruchtbaren Gebietes, welches den Gegenstand des Streites gebildet hatte!" Unwillkürlich wird man an das Wort des römischen Dichters: „Risum teneatis amici" gemahnt, wenn man allen Ernstes versichern hört, das friedliche Abkommen, bei welchem Rußland, England und Afghanistan sich beruhigten, bestände darin, daß ein „unfruchtbares Gebiet" zu gleichen Theilen getheilt würde. Darf der Ausgang der afghanischen Angelegenheit bis auf Weiteres als die Schlußscene in einem Acte der Komödie der Weltgeschichte bezeichnet werden, so spielt sich die bulgarisch-ostrumelische Angelegenheit auf einem viel ernsteren Hintergrunde ab. Während die Kaiser-Zusammenkünfte der letzten Monate den Weltfrieden für geraume Zeit verbürgt erscheinen ließ, traf wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel die Meldung ein, in Ost-Rumelien wäre der unter Zustimmung der Mächte eingesetzte Gouverneur abgesetzt und gefangen genommen, sowie eine provisorische Verwaltung bestellt worden. Zugleich berief Fürst Alexander von Bulgarien die Kammern und ordnete die Mobilisirung der Armee an, um sich bald darauf, einer Aufforderung der provisorischen Regierung in Ost-Rumelien entsprechend, nach Philippopel zu begeben, woselbst er sich von der Miliz huldigen ließ. In seiner am 20. September „in der alten Hauptstadt Groß-Tirnowo" erlassenen Proclamation bezeichnete Fürst Alexander die durch den Aufstand vom 18. September herbeigeführte Vereinigung Ost-Rumeliens und Bulgariens als eine vollzogene Thatsache und nahm den Titel eines Fürsten beider Bulgarien — Nord- und Süd-Bulgariens — an. „Ich hoffe," heißt es in der Proclamation, „daß mein geliebtes Volk aus beiden Balkanländern, welches das große Ereigniß mit Begeisterung begrüßt, der Befestigung des heiligen Actes zur Vereinigung beider Bulgarien seine Unterstützung leihen und bereit sein wird, alle Opfer zu bringen und alle Anstrengungen aufzubieten für die Vertheidigung der Union und für die Unabhängigkeit des theuren Vaterlandes." Nach diesen Vorgängen durfte man mit Recht darauf gespannt sein, wie die Pforte, wie ferner die übrigen Unterzeichner des Berliner Vertrages, wie endlich Serbien, Griechenland und Rumänien den Staatsstreich vom 18. September aufnehmen würden.

Was zunächst die Türkei betrifft, so richtete dieselbe an die Vertragsmächte ein Rundschreiben, in welchem sie gegen das Verhalten des Fürsten Alexander Verwahrung

einlegte und erklärte, der Sultan hätte beschlossen, die ihm laut Artikel 16 des Berliner Vertrages zustehenden Rechte auszuüben. Dieser Artikel gewährt nämlich dem General-Gouverneur von Ost-Rumelien das Recht, die türkischen Truppen herbeizurufen, wenn die innere oder äußere Sicherheit der Provinz bedroht sein sollte. In diesem Falle ist die türkische Regierung verpflichtet, ihren Entschluß und die denselben rechtfertigenden Gründe den Vertretern der Mächte in Constantinopel anzuzeigen. Die erste Voraussetzung des Artikels 16 war allerdings nicht zutreffend, da der General-Gouverneur von Ost-Rumelien als Gefangener nicht in der Lage war, die türkischen Truppen herbeizurufen; die Pforte konnte jedoch hier ohne Weiteres einen Nothstand annehmen. Der Interpretation fähig blieb immerhin die Bestimmung über die Anzeigepflicht der Türkei. Durfte letztere ihre Truppen ohne jeden Verzug in Ost-Rumelien einmarschiren lassen, oder mußte erst eine Benachrichtigung an die Vertreter der Großmächte ergehen? Zuverlässige Mittheilungen gestatten den Schluß, daß Fürst Bismarck, der zur authentischen Deutung des Berliner Vertrages besonders berufen erscheint, sich in einem der türkischen Initiative günstigen Sinne äußerte. Bei einer Unterredung, welche der deutsche Reichskanzler mit dem inzwischen zum Minister des Auswärtigen ernannten bisherigen türkischen Botschafter in Berlin pflog, betonte er, daß die Pforte wohl befugt gewesen wäre, auf die erste Meldung vom Aufstande in Ost-Rumelien die nach dem Berliner Vertrage, trotz des ihr gewährten christlichen General-Gouverneurs, unter der militärischen und politischen Botmäßigkeit des Sultans verbleibende Provinz zu besetzen. Nachdem freilich durch die Lässigkeit der türkischen Regierung kostbare Zeit verstrichen war, und die diplomatische Action der Großmächte begonnen hatte, erschien die Lage wesentlich geändert. Daß die Vertragsmächte durch den Staatsstreich auf der Balkanhalbinsel ebenfalls überrascht wurden, darf aus verschiedenen Anzeichen gefolgert werden. Wurde zunächst nach dem Satze: Is fecit, cui prodest, Rußland als der geheime Anstifter des Aufstandes betrachtet, so zeigte bald das Verhalten der russischen Regierung, insbesondere die Zurückberufung der in bulgarischen Diensten befindlichen russischen Officiere, wie wenig zufrieden der Zar mit dem eigenmächtigen Vorgehen des Fürsten Alexander war. Ueberdies fehlte es bereits seit geraumer Zeit nicht an wechselseitigen Beschuldigungen der Russen und Bulgaren, von denen die ersteren den letzteren Undank vorwarfen, während sie selbst bezichtigt wurden, sich aller einflußreichen Stellen in der bulgarischen Armee und Verwaltung zu bemächtigen. Wenn die Vermuthung geäußert wurde, bei der Kaiser-Zusammenkunft in Kremsier wäre die Vereinigung von Ost-Rumelien und Bulgarien in Erwägung gezogen worden, so wird diese Version durch die bestimmten Erklärungen widerlegt, welche der ungarische Ministerpräsident Tisza am 3. October im Abgeordnetenhause bei der Beantwortung einer Interpellation gab. Diese Erklärungen sind auch insofern bedeutsam, als sie keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß die Entrevue in Kremsier lediglich in Folge der Zusammenkunft von Skierniewice stattgefunden habe, mithin als ein Act der Höflichkeit aufzufassen sei, der allerdings zugleich eine Erneuerung der persönlichen Freundschaft der Kaiser von Rußland und von Oesterreich darstellte.

Je weniger die zunächst betheiligten Großmächte geneigt sind, sich mit dem Verhalten des Fürsten von Bulgarien in allen Punkten einverstanden zu erklären, desto nachhaltiger werden ihre Bemühungen sein, die Streitfrage zu lösen oder doch nach Möglichkeit abzugrenzen. Die Berathungen der Botschafter in Constantinopel sollen diesem Zwecke dienen, dessen Erreichung nicht bloß durch die Begehrlichkeiten Serbiens und Griechenlands, sondern auch durch andere in der ganzen Situation liegende Schwierigkeiten verzögert werden könnte. Außerdem liegt die Annahme nahe, daß, sobald erst „Compensationen" für die Balkanstaaten angemessen erscheinen, die Bewegung sich immer weiter fortpflanzen würde. Erwägt man, welche materiellen Opfer Serbien und Griechenland sich durch ihre militärischen Rüstungen bereits auferlegt haben, so läßt sich kaum absehen, wie ein genügender Ersatz für diese Opfer gefunden werden sollte. Während Serbien Ansprüche auf einen Gebietszuwachs erhebt, der nach der einen Lesart auf Kosten der Türkei erfolgen, nach der andern von dem neuen

Bulgarien bestritten werden soll, versichern die Griechen ebenfalls, daß sie, wofern die Großmächte die Vereinigung Bulgariens und Ost-Rumeliens ohne Weiteres zuließen, eine Compensation fordern würden. Eine Volksversammlung in Canea beschloß bereits eine Adresse, in welcher für den erwähnten Fall die Vereinigung Kreta's mit Griechenland angekündigt wird. Auch in Macedonien drohen Verwicklungen, zumal daselbst die griechische Bevölkerung ernste Besorgnisse hegt, die bulgarische Bewegung könnte weiter um sich greifen. Daß die Reise des rumänischen Ministerpräsidenten Bratiano zum Fürsten Bismarck gleichfalls in innigem Zusammenhange mit den Vorgängen auf der Balkanhalbinsel steht, bedarf keines besonderen Hinweises, obgleich gerade die rumänische Regierung sich durch ihre besonnene Haltung auszeichnet, im festen Vertrauen, daß die Mächte, welche den Berliner Vertrag abschlossen, alle in Betracht kommenden Interessen gleichmäßig abwägen werden. Die zu einer „Vorbereitungsconferenz" in Constantinopel versammelten Botschafter sind, wie der ungarische Ministerpräsident Tisza in seiner bereits erwähnten Antwort auf die Interpellation über die orientalischen Wirren hervorhob, berufen, die Verhältnisse nach Möglichkeit mit dem Berliner Vertrage und mit dem durch diesen Vertrag auf der Balkanhalbinsel geschaffenen Gleichgewichte in Einklang zu bringen. Nicht minder bedeutsam ist der Hinweis Tisza's, daß der Türkei das vertragsmäßige Recht zustehe, mit allen ihr gutdünkenden Machtmitteln den status quo aufrecht zu erhalten und herzustellen; daß ferner im Falle einer inneren Bewegung, wie sie sich in Ost-Rumelien vollzog, keine einzige Macht, von der Türkei abgesehen, befugt wäre, sich mit bewaffneter Hand einzumischen. Aus den Erklärungen des ungarischen Ministerpräsidenten erhellt zugleich, daß in der That keine europäische Macht von dem ost-rumelischen Aufstande vorher Kenntniß hatte, wenn auch kein Zweifel darüber obwaltete, daß in Bulgarien und Ost-Rumelien auf eine Vereinigung abzielende Bestrebungen vorhanden wären. Die im ungarischen Abgeordnetenhause ertheilte officielle Auskunft ist insoweit beruhigend, als die Friedenspolitik der drei Kaiserreiche nach wie vor fern von jeder Zweideutigkeit erscheint. Nur darf nicht außer Acht gelassen werden, daß auf der Balkanhalbinsel Zündstoff vorhanden ist, der nur durch die vereinten Bemühungen aller europäischen Mächte am Explodiren verhindert werden kann, wenn anders nicht der richtige Zeitpunkt bereits versäumt worden sein sollte. Für den Fall, daß trotz aller Erfolg verheißenden Bestrebungen Ereignisse stattfänden, durch welche die Lebensinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie gefährdet würden, behielt denn auch Tisza seiner Regierung die volle Freiheit ihrer Entscheidungen vor. Zu einer unmittelbaren Besorgniß bietet der letztere Hinweis um so weniger Anlaß, als Kaiser Franz Joseph in der Thronrede, mit welcher er am 26. September den österreichischen Reichsrath eröffnete, ausdrücklich hervorhob, daß die Beziehungen Oesterreichs zu den auswärtigen Mächten durchaus befriedigende wären, und daß volle Einmüthigkeit in dem Bestreben nach Erhaltung des Friedens bestände, dessen Bedürfniß Alle empfänden. Hervorgehoben zu werden verdient auch, daß Lord Salisbury in der am 7. October in Newport gehaltenen Rede, die gewissermaßen als sein Manifest an die conservative Partei aus Anlaß der bevorstehenden Wahlen in England betrachtet werden darf, betonte, es gehörte nicht zu den Pflichten eines britischen Staatsmannes, mit bewaffneter Macht in Ost-Rumelien einzuschreiten. Die in Constantinopel beglaubigten Botschafter haben inzwischen nach der am 13. October unter dem Vorsitze des Grafen Corti gepflogenen Besprechung an die Pforte, sowie an die bulgarische Regierung eine Mittheilung gerichtet, in welcher die Verletzung des Berliner Vertrages durch die Bulgaren gemißbilligt wird. Die Vertreter der Großmächte gaben zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß es dem Sultan gelingen werde, seine Autorität in Ost-Rumelien ohne Anwendung von Waffengewalt zu erhalten. Bestimmte Vorschläge sind in der Mittheilung der Botschafter nicht gemacht worden.

Im Interesse des Weltfriedens darf man jedenfalls den Wunsch hegen, daß alle an der Orientkrise betheiligten Factoren dieselbe maßvolle Haltung beobachten mögen, wie Deutschland in der Carolinen-Angelegenheit. Ist doch die Stellung der deutschen

Regierung in Folge der von ihr von Anfang bis zu Ende an den Tag gelegten Besonnenheit, ganz abgesehen selbst von dem Rechtsstandpunkte, in diplomatischer Hinsicht so unanfechtbar, daß sämmtliche Großmächte, Frankreich nicht ausgenommen, beim Madrider Cabinet die auf einen Schiedsspruch oder die Vermittlung einer befreundeten Macht abzielenden Vorschläge Deutschlands unterstützten. Freilich wäre es schwierig gewesen, unter den Großmächten eine zu finden, welche bereit und geeignet wäre, gerade in der Carolinen-Angelegenheit die Rolle als Schiedsrichterin zu übernehmen. Rußland und Oesterreich würden wegen ihrer nahen Beziehungen zu Deutschland ausscheiden, während andrerseits das verwandtschaftliche Verhältniß, welches zwischen der Königin von Spanien und dem österreichischen Herrscherhause besteht, gewisse Rücksichten auferlegen muß. Der Schiedsspruch Italiens konnte von Anfang an dem Cabinet Canovas del Castillo nicht annehmbar erscheinen, welches einen „theoretischen" Anhänger der weltlichen Macht des Papstes, Herrn Pidal, als Mitglied aufweist. Die Ultramontanen Spaniens würden sicherlich Verwahrung gegen einen derartigen Schiedsspruch eingelegt haben. Was Frankreich betrifft, so sträubte sich die öffentliche Meinung daselbst gegen jede officielle Einmischung in den Streit der beiden Nationen. England endlich ist selbst gewissermaßen Partei, da es, wie Deutschland, bereits im Jahre 1875 die Souveränetät Spaniens über die Carolinen-Inseln bestritten und diesen Standpunkt bis in die jüngste Zeit in einer dem spanischen Minister des Auswärtigen durch den englischen Geschäftsträger überreichten Denkschrift festgehalten hat. Ueberdies wies die spanische Regierung im Einklange mit der öffentlichen Meinung des Landes im Princip jeden Schiedsspruch zurück unter dem Vorwande, daß die Souveränetätsrechte Spaniens in Bezug auf die Carolinen-Inseln sonnenklar wären, während in Wirklichkeit angenommen werden darf, daß jene allmälig gerade empfinden müßte, wie schwach es mit der Beweiskraft ihrer „vielhundertjährigen Rechtstitel" bestellt sei. Die versöhnliche Gesinnung, welche Deutschland auch nach den wilden Straßenscenen in Madrid und in einigen spanischen Provinzialstädten, sowie nach den der deutschen Flagge zugefügten Beleidigungen bekundete, hat indessen jenseits der Pyrenäen ihre Wirkung nicht verfehlt. Begnügte sich die deutsche Regierung doch mit den in der spanischen Note enthaltenen Entschuldigungen wegen der Ausschreitungen des Madrider Pöbels, ohne Werth darauf zu legen, daß die vom Cabinet Canovas del Castillo gewährte Genugthuung einen sichtbaren Ausdruck erhielte. Wenn die spanische Regierung ferner auf diplomatischem Wege ihre Ansprüche auf die Carolinen-Inseln geltend machte, so hat die in Berlin überreichte Note inzwischen von deutscher Seite ihre Beantwortung gefunden. Auch sind Deutschland und Spanien dahin überein gekommen, daß die „Vermittlung" des Papstes erfolgen soll, falls eine directe Verständigung der beiden Cabinette nicht erzielt wäre. Die Anrufung dieser Vermittlung von Seiten Deutschlands ist ein weiterer Beweis für das Entgegenkommen der deutschen Regierung, deren bona fides in der Carolinen-Angelegenheit von Neuem durch den erwähnten Schritt erhärtet wird. Trotzdem erregte die Idee selbst mit Rücksicht auf das Verhältniß Deutschlands zum Vatican allgemeine Ueberraschung. Im ultramontanen Feldlager herrschten gemischte Empfindungen. Erblickt man hier in der Annahme des Papstes als Vermittler einen der Ehrenstellung und der Unparteilichkeit Leo's XIII. gezollten Tribut, so verschloß man sich doch andrerseits nicht der Wahrnehmung, daß von einer „planmäßigen Verfolgung der katholischen Kirche" in den Kundgebungen der deutschen Clericalen nicht mehr ernsthaft die Rede sein könnte, wenn der Papst selbst sich bereit finden ließ, in dem Conflicte zwischen Deutschland und Spanien seine „guten Dienste" zu gewähren.

Durchaus verfehlt wäre es aber, wollte man in der Berufung des Papstes als Vermittler auch nur die leiseste Spur einer Feindseligkeit gegen Italien erblicken; vielmehr ist Leo XIII. gerade deshalb mehr geeignet, des ihm übertragenen Amtes, falls es erforderlich werden sollte, in unbefangener Weise zu walten, weil er sich nicht mehr im Besitze der weltlichen Herrschaft befindet. Der Besuch, welchen der Kronprinz von Deutschland jüngst dem Könige Humbert in Monza abstattete, ist denn auch ein

vollgültiges Zeugniß für die unverändert freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen den beiden Ländern und den beiden Herrscherhäusern bestehen. Dieses innige Verhältniß zu pflegen, wird sich auch der neue italienische Minister des Auswärtigen angelegen sein lassen. Der bisherige italienische Botschafter in Wien, Graf Robilant, durch dessen Berufung in das Ministerium Depretis das durch den Rücktritt Mancini's herbeigeführte Interimisticum beendet wird, gilt als ein überzeugter Anhänger der Allianz Italiens mit Deutschland und Oesterreich. Ob Graf Robilant, dessen diplomatische Fähigkeiten in hohem Grade geschätzt werden, in der That die italienische Mittelmeer-Politik, wie ihm zugeschrieben wird, schärfer zu betonen gedenkt, bleibt abzuwarten. Vielfach wird auch jenseits der Alpen die Hoffnung gehegt, daß der neue Minister des Auswärtigen der Aufgabe gewachsen sei, später einmal an Stelle des heute „unentbehrlichen" Conseilpräsidenten Depretis um sich eine geschlossene parlamentarische Mehrheit zu gruppiren. Nächst der wenig günstigen Lage der italienischen Truppen in Massowah am rothen Meere, sowie nächst der ihrer Lösung harrenden Orientkrise werden auch die französischen Deputirtenwahlen die Aufmerksamkeit des neuen italienischen Ministers des Auswärtigen auf sich lenken. Für die italienische Regierung kann es nicht gleichgültig sein, ob die Monarchisten in Frankreich wieder an Einfluß gewinnen, zumal da die Clericalen, welche einen hervorragenden Antheil an dem am 4. October begonnenen Wahlkampfe nehmen, die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes keineswegs aufgegeben haben. Ebenso wenig entspräche es den Interessen der italienischen Monarchie, wenn der Radicalismus in Frankreich das Feld behauptete, geschähe dies auch nur durch die Unterstützung der Royalisten und der Bonapartisten, deren Bestrebungen vor Allem darauf gerichtet sind, die gegenwärtig herrschenden Einrichtungen zu beseitigen.

Die bisherigen Ergebnisse der Abgeordnetenwahlen in Frankreich, welche seit einer Reihe von Jahren zum ersten Male wieder auf der Grundlage des Listenscrutiniums erfolgten, sind jedenfalls geeignet, die lebhaftesten Besorgnisse der gemäßigten Republikaner wachzurufen. Mag immerhin das neue Wahlsystem, bei welchem nicht mehr die Arrondissements, sondern die Departements die einzelnen Wahlkreise bilden, und ein jeder Wähler so viele Candidaten auf seiner Liste verzeichnet, als auf sein ganzes Departement Deputirte entfallen, den Monarchisten an und für sich förderlicher sein, so kann doch andrerseits kein Zweifel darüber obwalten, daß die republikanische Idee, nicht ohne das Verschulden der Regierung, in Frankreich in den letzten Jahren eine starke Einbuße erlitten hat. Die Tongking-Expedition, welche dem Lande schwere Opfer auferlegte, hat einen großen Theil der Bevölkerung um so tiefer verstimmt, als die in Ost-Asien errungenen Vortheile auch nicht annähernd im Verhältniß zu den erlittenen Verlusten an Menschen und an Geld stehen. Das stets wachsende Deficit im Staatshaushalte war denn auch eine schlechte Empfehlung für die republikanischen Candidaten, deren Wahlprogramm mit ihren zum Theil wenig verlockenden Reformplänen ziemlich abgeblaßt erscheinen mußte. So konnte es geschehen, daß die Zahl der für die monarchistischen Candidaten abgegebenen Stimmen seit den Wahlen des Jahres 1881 um 1,627,000 zugenommen hat und am 4. October nicht weniger als 3,566,565 betrug. Von den 584 Mandaten für die neue Deputirtenkammer haben bereits die Royalisten und Bonapartisten im geschlossenen Kampfe gegen die Republikaner 177 erhalten, während sie zugleich hoffen dürfen, daß sie bei den am 18. October stattfindenden zahlreichen Stichwahlen trotz des inzwischen von den Opportunisten mit den Radicalen abgeschlossenen Compromisses weitere Erfolge erringen und in einer vor dem 4. October unerwarteten Stärke in der neuen Deputirtenkammer erscheinen werden. Da überdies die äußerste Linke einen beträchtlichen Zuwachs erfährt, wird die Regierung Jules Grévy's manchen parlamentarischen Anstürmen ausgesetzt sein, bei welchen die Monarchisten keineswegs davor zurückschrecken werden, mit ehemaligen Parteigängern der Pariser Commune gemeinsame Sache zu machen. Bonapartisten und Royalisten rechtfertigen jetzt bereits ihr Verhalten gegenüber dem Radicalismus mit dem Hinweise, daß man zuerst das „rothe Meer" durchschreiten müsse, um in das

„gelobte Land“ zu gelangen. Paul de Cassagnac macht andererseits nicht das geringste Hehl daraus, daß der Sturz der Republik das letzte Ziel der Deputirten der Rechten sein würde. Letztere werden sich daher allem Anscheine nach beeilen, durch das rothe Meer, mit welchem der Radicalismus in symbolischer Weise verglichen wird, zur ersehnten Monarchie zu gelangen. Freilich sind die Bonapartisten und die Royalisten nur in ihrem Hasse gegen die Republik einig, während der Kampf zwischen den beiden Parteigruppen der Rechten sofort entbrennen muß, wenn es sich um die Entscheidung der Frage handelt, wer mit der Wiederherstellung der Monarchie betraut werden soll. Paul de Cassagnac hat allerdings bereits das imperialistische Universalheilmittel für Frankreich fertig. „Nachdem wir die Republik gestürzt haben,“ verkündet er pomphaft, „werden wir einig bleiben, um dem Vaterlande diejenige Regierung zu geben, welche den durch die Republik gestifteten Schaden wettmacht und in der endlich wiedererlangten vollen, unbeschränkten Freiheit durch das Land selbst bezeichnet wird.“ Was die Partei des „appel au peuple“ unter dieser Freiheit versteht, haben die Plebiscite des zweiten Kaiserreichs zur Genüge gelehrt, so daß die Royalisten kaum den ihnen angebotenen Pact unterzeichnen werden.

Ueberdies befinden sich die Monarchisten in Frankreich noch lange nicht am Ziele, mag immerhin der Republik im Hinblick auf die verwickelten Parteiverhältnisse eine Reihe innerer Krisen drohen. Zunächst wird das Cabinet Brisson-Freycinet mit Rücksicht darauf, daß der Handelsminister Pierre Legrand im Nord-Departement und der Ackerbau-Minister Hervé-Mangon im Departement La Manche am 4. October unterlegen sind, vor Beginn der Berathungen der neuen Deputirtenkammer zum Theil wenigstens eine Umgestaltung erfahren müssen. Da aber Brisson in Paris neben Lockroy, Floquet und Anatole de La Forge gewählt ist, während die 34 anderen Deputirten des Seine-Departements erst aus den Stichwahlen hervorgehen werden, gilt als wahrscheinlich, daß der bisherige Conseilpräsident auch mit der Neubildung des Cabinets betraut werden wird. Glückt dann jedoch den Monarchisten ein erster parlamentarischer Ansturm, so hat Floquet am meisten Aussicht, die Leitung der Regierung zu übernehmen, derselbe Floquet, welcher zuerst aus Anlaß der Anwesenheit des Kaisers Alexander II. in Paris in weiteren Kreisen bekannt wurde, als er den Zar im Justizpalaste mit dem Rufe: „Vive la Pologne!“ begrüßte. Sollte aber auch der Schwerpunkt der französischen Regierung noch weiter nach links verschoben werden, so hat doch Jules Grévy, dessen Machtbefugnisse im Jahre 1886 ablaufen, alle Aussicht, von dem Congresse, der aus Senat und Deputirtenkammer bestehenden Nationalversammlung, wiederum zum Präsidenten der französischen Republik gewählt zu werden. Auch hat bereits der Minister des Auswärtigen, de Freycinet, auf die von mehreren Mitgliedern des diplomatischen Corps an ihn gerichteten Anfragen über die Absichten Jules Grévy's versichert, daß derselbe eine Wiederwahl annehmen würde. Die Actionsfähigkeit der französischen Regierung erleidet jedenfalls durch den Ausfall der Wahlen für die neue Deputirtenkammer Einbuße. Dies gilt unter Anderem von der Stellung Frankreichs in Aegypten. Richtet doch die jüngst zwischen England und der Türkei getroffene Vereinbarung, nach welcher diese beiden Staaten gemeinschaftlich Commissare nach Aegypten zur Wiederherstellung geordneter Zustände entsenden, insofern ihre Spitze gegen Frankreich, als dasselbe sich nunmehr aus dem Nillande verdrängt sehen muß. Die französische Regierung wird dies umsomehr bedauern, als sie zur Zeit des Cabinets Gladstone hoffen durfte, im Hinblick auf die Unterstützung von Seiten Deutschlands in Aegypten wieder festen Fuß zu fassen.

Literarische Rundschau.

Neue Romane.

Phaedra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von Meysenbug). 3 Bde. Leipzig, Karl Reißner. 1885.

Apotheker Heinrich. Von Hermann Heiberg. Leipzig u. Berlin, Wilh. Friedrich.

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1885.

Wo man heutigen Tages auch an die deutsche Romanschriftstellerei herantreten mag, überall wird die große Streitfrage über das Verhältniß zwischen Urbild und Abbild, zwischen Natur und Kunst fast dräuend vor uns stehen. Die meisten unserer Dichter ergreifen mit einer gewissen Emphase Partei und arbeiten im bewußten Gegensatz zu einander, aus ihrem Werk zugleich eine Waffe schmiedend. Dadurch wird manchmal dem Princip, seltener der Arbeit selbst gedient.

Wer Recht hat, vor Allem wer die Macht gewinnt, das wird uns erst die Zukunft sagen. Vorläufig darf die Partei, welche den Roman für das idealisirte Abbild des Lebens hält, sich auf unsere literarische Ueberlieferung stützen, während die Gegner, welche der Natur nachahmend nahe kommen wollen, auf die populären und künstlerischen Erfolge außerdeutscher Zeitgenossen hinweisen dürfen. Bei uns in Deutschland wird jene Partei freilich immer mehr den Stempel des Epigonenthums bekommen, während dieser durch die Neuheit des Ganzen, das dichterische Geschäft und die dem Gewohnten folgende Gunst des Publicums schwieriger wird.

Den neuen Stil zu finden und an den neuen Stil zu gewöhnen, ist eine Aufgabe, an der unsere bedeutendsten Talente noch scheitern; und sicherlich macht sich Derjenige seine Sache leichter, welcher thut, was Viele vor ihm thaten, welcher idealisirt. Aber da der Gegensatz den Gegensatz schärft, so ist noch nie zuvor so überschwänglich idealisirt worden, wie in unserm als naturalistisch verrufenen Zeitalter. Nie ist das Leben leuchtender und blühender dargestellt worden, als von der „Idealistin" in ihrem Romane „Phaedra". Wir werden allerdings nach Paris unter die Communards gebracht, wir werden in die Salons der europäischen haute volée geführt; Menschliches wird nicht umgangen: der Held des Romans, zugleich Dichter einer Phaedra, ist außer der Ehe geboren; eine verheirathete Frau will sich entführen lassen; ein kaltes Herz geht an seinem Stolz zu Grunde; eine Frau gibt sich unwissentlich dem natürlichen Sohne ihres Gatten hin: und dennoch! mit welchem Rosenschleier muß die greise Verfasserin dieses Romans durch die Welt gegangen sein! Wie sind ihre Menschen so schön: dieser ist „ein Traum des Phidias", jene das Modell zu einer Psyche, hier „unnennbare Jugendschönheit", dort ein „unsagbar edler" Gesichtsausdruck, dort eine „prächtige Karyatide, wie sie kein griechischer Meißel schöner und würdevoller geschaffen hat", hier als „schönes Seitenstück zu seiner schönen Schwester" ein „prächtiger" Bursche.

Und wie sind diese Menschen so gut! Von seinem Sohne darf kurz und rund ein Vater sagen, er sei „ein vollendeter Mensch". Und wie bedeutend sind diese

Menschen: den Dichter der Phaedra oder keinen will jene Psyche heirathen, obwohl sie ihn nicht einmal von Namen kennt; nur weil seine Dichtung die Krone aller Dichtung ist! und dieser selbe Poet ist zugleich so praktisch, um auf der Insel Corin aus lauter guten, schönen und weisen Menschen „das Centrum einer gereinigten edlern Cultur zu bilden, als unsere jetzige sogenannte gebildete Gesellschaft sie zeigt".

Also doch! auch hier der pessimistische Pferdefuß, den jeder noch so wohlgebaute Idealismus gelegentlich hervorstreckt. Die Schäferdichtung, welche sich einst nach Arkadien flüchtete, bewies gerade durch dieses Princip der idealen Ferne, daß die reale Nähe nicht schäferlich sei. Und so läßt auch unsere Idealistin ihren Helden auf entlegenem Eilande suchen, was er in Paris, will sagen in der großen Welt nicht fand: nämlich das Gute, Wahre und Schöne in Person!

Auch der Leser dieses Romans wird wiederum die Erfahrung machen, daß optimistische Schwärmerei gern die Brücke zur Skepsis und zum Weltschmerze schlägt. Wie häßlich und hinfällig kommen unsere guten Freunde, getreuen Nachbarn und nicht zum wenigsten wir selber uns vor, wenn wir, von der glatten, einschmeichelnden Sprache der Idealistin überredet, einige Capitel lang im Schönheitstaumel und Edelmuthsrausche geschwelgt haben und nun den trüben Drang spüren, wieder zum Leben und zur Natur zurückzukehren! Vielleicht, sagen wir uns, wär' uns besser, wenn jene holde Scheinwelt eine Welt des Seins wäre! Aber was hilft es, sie zu träumen? Sehen wir lieber in uns selbst hinein, in die menschliche Brust, wie sie ist.

Eine menschliche Brust von schlimmer Sinnesart und böser Laune soll uns Hermann Heiberg's „Apotheker Heinrich" öffnen.

Dieser Autor hatte die redliche Absicht, eine Individualität nach der Natur darzustellen. Wie sein Vorbild Storm auf seinem lieblich stillen Pfade von ungefähr auf wilde Gesellen, wunderliche Käuze und schlimme Brüder traf, so hat auch Heiberg jetzt, des Sinnig-Innigen schnell überdrüssig, einen Mann schildern wollen, welcher mit rauher Hand in zartes Leben greift und die Blüthe zerrupft. Das schönste Mädchen der Stadt soll an den reichsten Mann der Stadt verschachert werden. Halb weil er ihr zwar nicht gefällt, aber imponirt, halb von den Eltern bestimmt, welche er sich zum Danke verpflichtet hat, heirathet sie ihn. Die Ehe verläuft sehr unglücklich. Er ist ältlich, sie blutjung, er mürrisch, sie lebenslustig, er prosaisch, sie poetisch; er schließlich ein ausgemachter Schurke, sie als rechte deutsche Romanheldin ein Engel. Er prügelt den Engel im wiederholten Rückfalle, sie erblindet durch vieles Weinen und geht endlich ins Wasser.

Der Vorgang spielt in einer kleinen schleswig-holsteinischen Seestadt, ohne daß das Localcolorit als Nothwendigkeit hervor träte: es ist nur gelegentlich, zufällig und daher unkünstlerisch aufgetragen. Wir machen die flüchtige Bekanntschaft vieler Leute, welche ganz richtig als Kleinstädter beschrieben werden. Aber Heiberg führt die Personen ein, wenn er sie braucht, zählt auf, wie sie aussehen, wie Nase und Mund, Gestalt und Haltung beschaffen ist, wie sie sich tragen und weß Geistes Kinder sie sind. Ob sie dann später durch ihre Handlungsweise dieses vorangestellte Signalement bestätigen oder nicht, und ob sie irgend welchen Antheil an der Handlung nehmen, bekümmert den Verfasser in den seltensten Fällen. Sie treten vor uns hin, als ob sie vor einem photographischen Apparat ständen; und wer da behauptet, daß Zola nichts anders thue als photographiren, der sollte ihn einmal mit Heiberg vergleichen.

Heiberg geht bei denjenigen Gestalten, auf welche es in seinem Romane ankommt, auf gemischte Charaktere aus. Auch der Apotheker Heinrich sollte ursprünglich ein solcher werden, da aber die gewünschte Mischung der Farben nicht gelingen wollte, so wurde zuletzt der ganze Kerl schwarz übertüncht. Der holden Dora ergeht es umgekehrt: als Kind wird sie mehrfach „süßer Trotzkopf" genannt, und wirklich scheint sie viele Ungezogenheiten eines verwöhnten Töchterleins gehabt zu haben, einige derselben stehen auch schwarz auf weiß in dem obligaten heimlichen Tagebuch. Je schlechter aber ihr Gemahl sie behandelt, desto sanfter und edler wird sie, und alle Welt, nur nicht ihr Mann, ist schwärmerisch in sie verliebt. Aber weder Dora's

Besserung, noch Heinrich's Verschlimmerung, entwickelt sich in psychologisch begründeter Steigerung, sondern es werden gewöhnlich ein paar Tage oder ein paar Monate, manchmal ein paar Jahre überschlagen, dann wird in irgend einem beliebigen Augenblick der Faden wieder aufgenommen, Heinrich führt sich etwas roher auf, und dann heißt es ungefähr wie auf S. 353: „So änderte denn die Krankheit in dem Verhältniß Beider nichts; im Gegentheil, Heinrich's Charakter ward Dora nur noch verächtlicher als früher." So, nun wissen wir es! Und wir wissen auch genau, wie der Physicus, Dora's Vater, war, wenn Heiberg uns erzählt: „Und doch war der Physicus kein schlechter Mann! Nein, er war so gut und so schlecht, so aufopfernd und so selbstsüchtig, wie die halbe Welt — ja wie fast die ganze Welt." Es ist erfreulich, daß der Autor die Welt so richtig beurtheilt, und daß er bestrebt ist, diesem Urtheile auch seine Romanwelt unterzuordnen, und nicht lauter Engel wie Dora, nicht lauter Teufel wie Heinrich schaffen will, sondern, wie das alle wahren Dichter thun, vor allem Menschen. Aber solche Absicht hat man doch schon, bevor man einen Roman beginnt, und solche Absicht spricht man doch nicht mitten im Romane aus, sondern zu solcher Ansicht soll der Leser durch die Vorgänge des Romans wie von selbst geführt werden. Was bleibt dem Leser noch übrig, wenn der Autor ihm die Arbeit des Nachdenkens über das, was der Roman ist und was er hätte sein sollen, abnimmt? So verfahren nicht Autoren, welche sich als Künstler der Natur nahen, und allein solche läßt die Natur vor; so verfahren jene Fabrikanten der Dutzendwaare, deren alleiniger Gesichtspunkt bei der Gestaltung eines Romans die glückliche Vertheilung möglichst vieler „Fortsetzung folgt" ist.

So verfährt freilich auch unser deutscher Heldensänger in seinen „Sebalds".

Jordan's Buch will sich zu jenen Romanen zählen, welche man zu dem Lebensgange und Ideengehalt des Dichters in engere Beziehung bringt, in denen des Dichters Weltanschauung mehr oder minder poetische Formen annimmt. Schon die Thatsache, daß der Rhapsode, der seit einem Menschenalter vom öffentlichen Leben abseits steht und nur im Jambenschritte durch die lebendige Welt wandelte, plötzlich zur prosaischen Romanform greift und von Baldur und Nanna zu darwinistischen Forschern, jüdischen Bankiers, freisinnigen Predigern hinabsteigt, schon diese Thatsache bürgt dafür, daß hier kein Alltagsroman mit „Fortsetzung folgt" vorliegt. Nein! Der Rhapsode will nun endlich auch sein Votum über Das abgeben, was ist, was die Zeit bewegt und lebendige Menschen erregt. Unter stolzem Verzichte auf alle Kunstmittel, wodurch ein moderner Erzähler zu fesseln sucht und zu fesseln weiß, geht Jordan auch hier mit epischer Breite ans Werk. Was dem Autor irgend tiefer gehende Gedanken schuf: ethische und religiöse Zeitprobleme, sociale Fragen, philanthropische Vorschläge, gesinnungstüchtiger Haß und gesinnungstüchtige Liebe, Antisemitismus und Ausgleich der Geburtsunterschiede: alles dieses und noch viel mehr hängt an der Fabel, wie Centnergewichte an einem Fädchen; immer droht Gefahr, daß der Faden reißt und Alles über einander fällt.

Aber die Gedanken sind erfreulicher Art und wären noch weit erfreulicher, wenn sie sich nicht so oft in schier unentwirrbaren Satzgeweben verfingen, so daß nur allzu häufig die sprachliche Form schwerer zu durchdringen ist, als ihr geistiger Inhalt. „Sie haben Blitze geredet," sagt einmal eine Jüdin zum bekehrenden Pastor. Betrachten wir uns einmal solche Blitze! Vom Gesammtgeiste der Christenheit sagt Pastor Sebald: „Dies den Erdball umrankende Riesengewächs aus dem vom Sohne des Joseph und der Maria gepflanzten Keim, ist mein lebendiger, gegenwärtiger Jesus Christus. Von seiner Weisheitsfülle und Heilskunde so viel zusammenzufassen, als mit unermüdlichem Fleiß und hingebendem Eifer der Einzelmann sich anzueignen vermag, was denn freilich immer nur in bescheidener schwächlicher Annäherung gelingen kann, um dann, so geklärt als möglich von der Trübung durch die eigene Beschränktheit, dieses in sich erkunstete Nachbild des Menschheitsideales aus sich heraus reden, die Gemeinde erbauen, belehren, den Rath suchenden Einzelnen wegweisend führen zu lassen: das ist nach meiner Auffassung der Beruf des Geistlichen." Vortrefflich gedacht! Aber

das sind doch keine Blitze, das ist schwer und grau dahinziehendes Gewölk, und die einzelnen Geistestropfen, welche schließlich niederfallen, können weder befruchten noch zerstören. Derselbe Pastor, der hier und anderwärts die Sprache so schwerfällig zum Ausdruck seines Denkens handhabt, nennt die Sprache „die folgenreichste Errungenschaft, die den Aufschwung des Menschen über die Natur zumeist erfiegt, indem sie seine Fortschritte vererbbar macht, sein Wesen dadurch unsterblich macht."

Eine Sprache aber, die das vermochte und vermag, darf doch nicht Perioden bauen, wie folgende: „Aber in gleichem Sinne, nur noch weit höher übernatürlich, als die Centifolie, ist doch die Schöpfung, zu welcher die Natur die mit einem Kamm der Beinschiene auf einem Häutchen geigende Grille präludiren, von der sie im Schlage des Finken und im Liede der Nachtigall ein kindlich holdes Traumlallen anstimmen läßt." — Lust, in das Labyrinth solcher Sätze sich zu begeben, um den Gedanken herauszufinden, wird der Leser nur dort haben, wo Jordan's Pastor Sebald ausdrücklich, wie Bd. I, S. 233, versichert, daß seine Gedanken ihm „ureigen" seien, so viel er wisse, und darum etwas seltsam klängen.

So viel *wir* wissen, sind die meisten dieser Gedanken von freisinnigen Theologen und Moralphilosophen schon vielfach ausgesprochen — „nur mit ein Bischen andern Worten". Auch hat der Verfasser eines solchen Culturromans weniger den Beruf, ureigene Gedanken auszusprechen; er soll vielmehr den Gedanken der Zeit die leichteste und anmuthigste Form geben, die allein dem Dichter zu Gebote steht. Darin liegt die Bedeutung von Goethe's Wilhelm Meister, von Immermann's Epigonen, von Keller's Grünem Heinrich. Die Jordan'schen Sebalds hingegen erschweren gerade durch die sprachliche Form nicht bloß die Mittheilung des Gedankeninhalts, sondern auch den thatsächlichen Bericht über die dürftige Handlung. Oder soll Poesie in solchen Sätzen liegen, wie diese sind? „Seinem stets das Schlimmste zu glauben geneigten Argwohn flüsterten die Wünsche seiner Rachsucht zu: Er selbst ist der Vater des unehelichen Sprößlings." „Eine zugleich den Geistlichen in ihm bestechende Freude konnte diese Gefahr keineswegs vermindern."

In solchem Stile erzählt und reflectirt nicht bloß Jordan und sein Ebenbild, der Pastor Sebald. In diesem Stile sprechen, unabhängig von Bildungsgrad und Charakter, alle Personen des Romans: der Banquier und die Kunstreiterin, der Küster und der Domschreiber. Mit selbstbewußter Gravität übertreibt Jordan hier eine bedauerliche Sitte vieler deutscher Autoren, welche im Dialog den natürlichen Gesprächston nicht nur verfehlen, sondern mit polemischem Hinblick auf außerdeutsche Realisten strenger Observanz sogar ihn geflissentlich zu meiden scheinen. In diesem Bestreben haben sie Goethe, das große Vorbild des Stilisirens, auch in seiner spätern Zeit keineswegs auf ihrer Seite. Man vergleiche nur den Dialog in Goethe's Stella mit demjenigen in neuern sogenannten Conversationsstücken; und wenn Goethe wie Jordan eine Pastorwittwe mit „der wundervollen, so bezaubernd noch niemals erblickten Anmuth einer alten Frau" redend eingeführt hätte, so würde die Dame nicht also zu einem weinenden Mädchen gesprochen haben: „Was füllt Ihnen die Augen plötzlich bis zum Ueberlaufen mit Thränen?" Ich glaube, daß im kummervollen Augenblick eine so geschraubt formulirte Frage eher abschreckt als tröstet.

Während Jordan's Diction eine völlige Abkehr von der Natur bedeutet, nähert sich andererseits sein Stil oder vielmehr seine Darstellungsmethode in einer beim deutschen Rhapsoden überraschenden Weise jener viel gescholtenen detaillirt beschreibenden Wissenschaftlichkeit moderner französischer Naturalisten.

So steht im Schlußcapitel der „Sebalds" folgender Passus: „Einen Sensenschwung breit ist ein Gang gemäht um ein Rechteck von hundertundachtzig zu hundertundvierzig Schritten. Von den vier Seiten aus, senkrecht auf dieselben, lichtet man eben gleiche Schneisen zu vorläufiger Theilung des Geländes in einzelne Bauplätze weiter hinein in das Saatfeld und hindurch bis zum unregelmäßigen, bald schräg bald in Krümmungen verlaufenden Grenzrain. In der Mitte der Bauplätze soll das Rechteck frei bleiben, als fahrwegumrahmte öffentliche Anlage. Innerhalb der Quer-

schneisen werden dann die Scheidelinien auch auf den Zoll genau bezeichnet mit Holzpflöcken, die man nach der Schnur in kurzen Abständen einschlägt. Ein Geometer leitet die Arbeiten. Vor sich auf hohem Dreifuß den Theodoliten, steckt er bald dessen Fadenkreuz ein auf den Hauptstrich der grell gescheckten Visirstangen seiner Gehülfen, bald notirt er die Winkel, die mit der Stabkette gemessenen Abstände, oder trägt die errechneten Flächenmaße ein in die Karte auf seinem Feldtisch und läßt dann auf jedem Bauplatz ein Täfelchen aufrichten mit der Angabe seiner Größe in Quadratmetern. — In der Mitte der nördlichen Langseite des Rechtecks verabschiedeten sich eben von einander zwei Männer mit kräftigem Handschlag. Der Eine war der Eigner des Terrains; der Andere, ein hochgewachsener junger Mann mit wettergebräuntem Gesicht in eleganter Reitjoppe und sporenbesetzten Kniestiefeln der Käufer der drei mittelsten, je dreißig Schritte breiten und von fünfzig bis zu siebenzig Schritte tiefen Baustelle auf dieser Sonnenseite."

Als ehrlicher Leser kann ich versichern, daß die Schilderung dieses Handels noch weiter so fortgeht, daß es aber für den unmittelbar bevorstehenden Schluß des Romans keine Bedeutung gehabt hätte, auch wenn die beiden Männer sich in der Mitte der südlichen Langseite des Rechtecks verabschiedet hätten und wenn die Baustellen zehn Schritte breiter und fünf Schritte tiefer gewesen wären. Jordan ist hier und fast durchgehends auf die Feststellung aller Maß-, Local-, Zeit- und Größenverhältnisse so genau bedacht, daß er dieser lehrhaften Genauigkeit und nicht dem Reichthum seiner Gedanken den Umfang des Romanes verdankt.

Der Verfasser hat erstaunlich viel gelesen. Er weiß bei Mathematikern und Naturforschern, bei Theologen und Technologen Bescheid; und gewiß könnte ein so hoher Grad allgemeiner Bildung dem Dichter helfen. Wir wissen, wieviel poetischen Nutzen die Phantasie Gottfried Keller's aus seiner reichen Kenntniß aller Lebensbranchen zieht. Aber der wahre Dichter fühlt nicht den Beruf, die Wissenschaft zu populariſiren; auch der Roman ist eine Schule, in der wir lernen um zu leben, und nicht leben um zu lernen; und Jordan, welcher mit unserer Nationalepik um die Palme des poetischen Ruhms zu streiten wagte, sollte doch wissen, daß die Poesie keine milchende Kuh ist.

Vielleicht aber rechnet der Rhapsode den Roman überhaupt nicht zur Poesie und nimmt an, daß seiner Prosaform recht sei, was der wahren Dichtung unbillig wäre. Darum vielleicht schilderte er hier keine Menschen, sondern nur Träger von Ideen, deren angeblich aus Fleisch und Blut gebildete Körper in fast übernatürlicher Weise und an den seltsamsten Stellen die Fähigkeit haben, Seele zu spüren und Seele verspüren zu lassen. Durch die Bewegung seiner Ohren vermag ein Küster die Vorgänge seines Innern zu verrathen. Mit der Nase wittert ein Doctor an Menschen und Gebäuden das Eigenthümliche heraus. Die alte Frau Sebald behauptet, in ihren Fingerspitzen habe sie Seelenkunde, und ihr Sohn, der Naturforscher, sagt am Morgen nach der Hochzeitsnacht zu seiner jungen Frau, welche er an ihren Füßen als eine Blutsverwandte erkannt hatte, wörtlich: „Die Höhe der Aufwölbung auf der Innenseite der Sohle und die Schmäle ihrer Auftrittsleisten an der Außenseite sind das untrügliche Merkmal leiblichen Adels." Sonach wäre wohl der Schuster der beste Psychолog. Ich gestehe, daß ich einen Moment an den Einfluß des Stuttgarter Seelengeruchs dachte. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß die Sebalds und ihre Genossen weniger Physiognomik trieben, aber mehr Physiognomie besäßen, und daß sie uns mehr nach den Regeln der Kunst vorgeführt würden, als in einer so unkünstlerischen Art wie diese: „Bevor wir ihn dahin begleiten, mögen einige Striche zur Zeichnung seiner Person und seines Charakters die kleine, aber nicht unwichtige Rolle dieses Mannes verständlich machen." Wer hat nun noch Lust an diesem Mann und seiner Rolle?

Paul Schlenther.

Meyer's Conversations-Lexikon.

Meyer's Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Aufl. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1885. Erster und zweiter Band.

Von dem berühmten Werke, dessen dritte Auflage dem Alphabet nach im Jahre 1878 abgeschlossen, und das seitdem nur alljährlich in Form von (sechs) Supplementbänden weitergeführt ward, erscheint gegenwärtig, nach sieben Jahren, aber seit sieben Jahren vorbereitet, die vierte Auflage. Wollen wir es mit einem Individuum vergleichen, so dürfen wir sagen, das Buch sei in seinem ersten Mannesalter, nämlich achtundzwanzig Jahre alt; denn Meyer's „Neues Conversations-Lexikon für alle Stände", ein Sprößling des großen Conversations-Lexikons von Meyer, erschien zu Hildburghausen im Jahre 1857; die zweite Auflage begann im Jahre 1862, die dritte im Jahre 1874.

Von dieser dritten Auflage datirt die außerordentliche Vogue des Meyer'schen Conversations-Lexikons. In den ersten Jahren des neuen Reichs entstanden und von dem Schwung des nationalen Lebens mitemporgetragen, nahm sie den großartigen Plan einer deutschen Encyklopädie des allgemeinen Wissens in großartiger Weise auf: ein Hauch von frischem Leben, der moderne Zeitgeist wehte durch die Spalten des mit einer gewissen patriotischen Wärme abgefaßten Werkes, das ein Nationalwerk zu werden versprach und das äußerlich mit einem bis dahin unerhörten Glanze auftrat, indem die Verlagshandlung verschwenderisch geographische Karten, naturwissenschaftliche, kunsthistorische und technologische Abbildungen, instructive Illustrationen jeder Art beilegte.

Die Einverleibung der sogenannten Bilderatlanten in den Körper des Werkes selbst, in Folge deren der Abonnent auf das Conversations-Lexikon einen ganzen geographischen Atlas, einen Atlas der bildenden Künste, der Anatomie, der Zoologie, der Botanik, kurz Hunderte von Tafeln und Textfiguren in den Kauf bekam — diese Einverleibung, mit welcher bereits die zweite Auflage begonnen hatte, war augenscheinlich, wenigstens buchhändlerisch, ein glücklicher Gedanke. Auch sonst hatte die dritte Auflage Manches aufgenommen, was die Gemeinnützigkeit des Ganzen steigerte: Fremdwörter, geflügelte Worte, Namenerklärungen u. s. w. Dazu wirkte der schöne Druck, das gute Papier, die eiserne Ordnung, die vorzügliche Ausstattung des gesammten Werkes.

Aber auch innerlich hatte das Conversations-Lexikon in der dritten Auflage ganz außerordentlich gewonnen durch eine straffere Haltung, eine strengere Durchführung des encyklopädischen Gedankens und durch die systematische Uebersichtlichkeit, die zugleich Vollständigkeit mit sich bringt. Alles deutete darauf hin, daß man sich im Bibliographischen Institute der ungeheuren Aufgabe, was die Hauptgebiete anlangt, besonders klar bewußt geworden war. Nicht bloß daß, was das Biographische anlangt, diejenigen Männer, welche, wie Bach oder Goethe, dem Volke wahrhaft am Herzen lagen, die verdiente Würdigung erfuhren: die Herrschaft über den Stoff zeigte sich namentlich an den Sammelartikeln. Zum Beispiel, man suchte etwa Heinrich IV. von Frankreich auf. Da wird zunächst der Name Heinrich erklärt. Sodann folgt die Ueberschrift: 1) Deutsche Kaiser und Könige. Diese Gruppe überschlagen wir, da wir einen Franzosen suchen. Folgt: 2) Könige von England. Ueberschlagen wir wieder. Nun kommt: 3) Könige von Frankreich, und hier steht, der Litera d) entsprechend, Heinrich IV. In dieser Anordnung liegt System, und mit dem System hängt nicht nur Ersparniß und Eleganz, sondern auch Uebersichtlichkeit zusammen; Meyer hat sechs Gruppen von Roberts, und ebenso ist es in den andern biographischen Sammelartikeln. Dieselben sind seit der dritten Auflage nicht

mehr nach dem Range, sondern nach den Ländern geordnet, es stehen nicht mehr die Kaiser, Könige und Markgrafen Namens Friedrich, sondern die preußischen, hessischen, sächsischen Friedriche zusammen; stark vertretene Familiennamen, wie Müller, Becker, Schmidt, rangiren nach Ständen.

Bei den allgemein anerkannten Vorzügen der dritten Auflage von Meyer durfte man daher gespannt sein, was die jetzt erscheinende vierte voraus haben und wodurch sie sich einerseits vor ihrer Vorgängerin, anderseits vor der neuen Auflage von Brockhaus auszeichnen werde, nachdem dieser inzwischen gleichfalls auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht worden ist. In der That besteht zwischen beiden Firmen, die beide das Conversations-Lexikon als die Basis ihrer Größe, als ihren Stolz betrachten, ein gewisser Wettlauf, in welchem die eine der anderen die Palme abzuringen sucht und der dem Publicum nur erwünscht sein kann, weil ihm die Anstrengungen Beider zu Gute kommen. Die des Bibliographischen Instituts sind in jeder Hinsicht bemerkenswerth. Wie oben gesagt, wurde die Maschine des kleinen Staates sofort nach Vollendung der dritten Auflage wiederum für das eine Werk in Thätigkeit gesetzt. Die räumliche Abrundung jedes Fachs auf Grund einer sachgemäßen Stoffvertheilung im Einzelnen war der nächste Zweck der Redaction. Es trifft sich eigen, daß sogleich der erste Band der neuen Auflage drei Welttheile: Afrika, Amerika und Asien, dazu die merkwürdigen Länder Aegypten und Afghanistan umfaßt. Dieser Umstand gab dem Institut Gelegenheit, seine reichen Mittel schon am Anfang glänzend zu entfalten und gerade den Interessen entgegen zu kommen, die gegenwärtig im Vordergrunde stehen. Afghanistan, Karte — Afrika, Fluß- und Gebirgskarte — Afrika, Staatenkarte — Afrika, Karte der Forschungsreisen — Amerika, vier Karten — Asien, zwei Karten — vor Allem die drei Tafeln in Aquarelldruck: Afrikanische Völker, Amerikanische Völker, Asiatische Völker, die letzteren wahrhaft bewunderungswürdig ausgeführt, überraschend schön: das sind wohl blendende Zugaben, die eine gewaltige Zugkraft auf das Publicum von heute üben müssen. Was ist für die Baukunst, die Sculptur, die Archäologie, die Kunstmythologie gethan! — Indessen nicht diese und andere Zugaben, unter denen die der Stadtwappen besonders verdienstlich und interessant erscheint, nicht die augenfälligste Bereicherung wollen wir hier ins Auge fassen; sondern uns an die innere Oekonomie des Werkes halten, die wir eben an den drei Welttheilen studiren können. Schon der Umstand, daß sie jetzt sämmtlich im ersten Bande stehen, gibt uns zu denken. Bei der vorigen Auflage reichte der erste Band nur bis „Asiatische Türkei"; Asien und Alles, was damit zusammen hängt, fiel also in den zweiten. Der erste Band der vierten Auflage reicht mithin im Alphabet bedeutend weiter, nämlich bis „Atlantiden", er umfaßt außer Asien auch noch den wichtigen Begriff „Athen", der mit einer Karte, zwei Stadtplänen und einer Abbildung des Stadtwappens versehen ist — beiläufig möchten wir bemerken, daß namentlich bei katholischen Ländern und Städten auch die regelmäßige Angabe des Schutzpatrons von Nutzen wäre. Und dennoch ist die neue Auflage dem Prospecte nach auf sechzehn, statt auf fünfzehn Bände berechnet, so daß man bei oberflächlicher Erwägung vermeinen sollte, der erste Band müßte eher weniger weit reichen! — Aber was dem Laien befremdlich erscheinen mag, verräth dem Kenner gerade eine Einsicht der Redaction, die rechnen gelernt hat. Es ist nämlich eine bekannte Thatsache, daß bisher die Behandlung der einzelnen Buchstaben des Alphabets eine höchst ungleichmäßige war, indem die ersten unverhältnißmäßig reich bedacht, die letzten unverhältnißmäßig kurz abgefertigt wurden. In den ersten Bänden eines Conversations-Lexikons fand man eine Menge Artikel, die den Plan einer unbegrenzten Encyklopädie voraussetzten, in den letzten kaum diejenigen, die Jedermann erwartet. Der kleinste Prophet, der überflüssigste Begriff, der unwichtigste Gegenstand war sicher, im Conversations-Lexikon zu figuriren und auf das Ausführlichste besprochen und erklärt zu werden, wenn er gerade mit A oder mit Ab anfing; aber wehe dem Y und dem Z! Das Bier hatte es gut, es bekam einen Viertelband, der Tabak mußte darben. Von dieser Ungleichmäßigkeit war auch die dritte Auflage von Meyer nicht freizusprechen;

aber schon in den beiden vorliegenden Bänden der vierten Auflage bemerken wir ein stärkeres Festhalten am Princip, welches theoretisch zwar allgemein anerkannt war, in der Praxis aber nur zu oft den namenlosen Schwierigkeiten der Durchführung geopfert wurde. Nur der ausgebildetsten Technik und weisesten Oekonomie mag es gelingen, durch die Vertheilung des Raumes das richtige Verhältniß zwischen dem mehr oder minder Wichtigen herzustellen, durch die Dimension der einzelnen Artikel, auch äußerlich schon, den Rangunterschied der behandelten Gegenstände anzudeuten und durch die Diction selbst noch Wirkungen von anderer, feinerer Beschaffenheit hervorzubringen. In dieser Hinsicht sind uns die Biographien unserer nationalen Größen angenehm aufgefallen. Man lese z. B. im zweiten Bande den Artikel „Bach", und man wird zugestehen müssen, daß man bisher nicht gewohnt war, so viel Licht und Wärme in dem zu finden, was man sonst wohl ein trockenes „Conversations-Lexikon" zu nennen pflegt.

Diese Herrschaft über den Stoff zeigt sich noch in einer andern Einrichtung, die ganz natürlich scheint, in Wahrheit aber die späte Frucht des klaren Bewußtseins ist: darin, daß sie umfangreichen Artikeln, wie z. B. Amerika, Albrecht, eine Inhaltsübersicht voranstellt, die Consequenz der schon oben gerühmten systematischen Eintheilung. Solche Artikel gleichen kleinen Büchern. Nun, wer ein Buch schreibt, ohne eine Inhaltsübersicht zu geben, von Dem weiß man nicht, ob er bei seiner Arbeit einen Plan gehabt hat oder nicht, jedenfalls läßt er den Leser im Unklaren und macht ihm im besten Fall viel Mühe. Lexikographen würden sich überhaupt durch eine derartige Exposition kein geringes Verdienst erwerben: Littré hat sie zum Beispiel vor jedem größeren Artikel. Die einzelnen, in der Inhaltsübersicht enthaltenen Ueberschriften finden sich dann als deutliche, fettgedruckte, eine besondere Zeile bildende Titel im Artikel wieder, so daß die verschiedenen Theile ausgezeichnet und von einander abgehoben werden: dadurch wird es viel leichter, sich in dem Material zu orientiren, als wenn nur ein Stichwort am Kopfe des Absatzes gesperrt wird. Eine derartige Gliederung bemerkt man mit Vergnügen auch bei relativ geringeren Massen, bei Artikeln wie Athen, Armenwesen, Aegypten: hier notire man zugleich, daß Aegypten im Alphabet auf Agynie folgt und nicht mehr wie bisher vor Afrika steht, mit andern Worten, daß der Umlaut des A orthographisch nicht mehr wie Ae betrachtet wird.

Eine solche Riesenarbeit zu überschauen, ihre Genesis zu verfolgen, sich ein wenig mit dem Getriebe der Redaction vertraut zu machen, ist ebenso interessant als lehrreich. Und auf die Organisation, die Oekonomie des Ganzen kommt es am Ende an, wenn man ein Conversations-Lexikon beurtheilen will. Staunenswerth, unschätzbar ist und bleibt der Reichthum an nützlichem Wissen und gesunder Gelehrsamkeit, der in einer guten Encyklopädie zu Tage tritt, heiße sie wie sie wolle. Aber da die Artikel, aus welchen die Encyklopädie besteht, nicht (oder wenigstens selten) das Werk eines Einzelnen, sondern Vieler sind, die bald hier bald da gediegener, bald hier bald da zeitgemäßer schreiben, aber im Ganzen und Großen doch die Bildung der Zeit gleichmäßig repräsentiren: so fällt die Verantwortung für das Werk ausschließlich der Redaction und der Verlagshandlung anheim, die diese Männer auswählt, die diese Artikel schreiben läßt, die eine tausendfältige Arbeit zusammenfaßt. Für diese oberste Leitung schon müssen andere Gesichtspunkte gelten, als für ein gewöhnliches literarisches Product; für sie kann nur die Sicherheit des Blickes, die Klarheit des Bewußtseins, die Planmäßigkeit entscheiden. Vorzüge wie diese sind es, die uns bestimmen, den neuen „Meyer", nach dem was vorliegt, und nach dem was entworfen ist, als unübertroffen und in der That unübertrefflich hinzustellen.

μ. **Capitän Jacobsen's Reise** an der Nordwestküste Amerika's, 1881—1883; bearbeitet von A. Woldt. Leipzig, M. Spohr, 1884.

Das Königliche Museum zu Berlin ist im Anfang des Jahres 1884 um eine ungemein reichhaltige Sammlung ethnographischer Gegenstände aus dem nordwestlichen Amerika bereichert worden. Der Sammler ist der norwegische Capitän Jacobsen, welcher im Auftrage des Leiters des Berliner Museums, Herrn Professors Bastian, und unterstützt durch freiwillige Beiträge die ebenso beschwerliche wie interessante zweieinhalb Jahre in Anspruch nehmende Reise durch die unwirthlichen, spärlich bewohnten Strecken Britisch-Columbiens und Alaska's unternommen hatte. A. Woldt hat die von Jacobsen in Tagebuchform geführten Schilderungen dieser Reise bearbeitet und zu einem Ganzen vereinigt. Das Buch, dessen Inhalt sich über ein wohl Vielen kaum dem Namen nach bekanntes Ländergebiet erstreckt, schildert neben den Reiserouten eingehend und genau die Sitten und Lebensweise der jene Länder bewohnenden Eskimos. In derselben schlichten Sprache erzählt der unermüdliche Reisende von den Festen und wunderlichen Gebräuchen dieser Völkerschaft, wie von den colossalen Strapazen, in deren Ertragung er öfters die Eingeborenen noch übertroffen hat. Jedem, der sich für Völkerkunde interessirt, auch denjenigen, welche die Sammlung im Königlichen Museum in Augenschein genommen haben oder zu nehmen gesonnen sind, ist die Lectüre des Buches um so mehr anzuempfehlen, als ihm einige schön ausgeführte Karten, sowie zahlreiche Holzschnitte beigegeben sind.

μ. **Ferdinand von Hochstetter's gesammelte Reiseberichte** von der Erdumsegelung der Fregatte „Novara", 1857—1859. Wien, Eduard Hölder. 1885.

Wie bekannt, hat der nachmals als Gelehrter über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt gewordene Ferdinand von Hochstetter als junger Mann die Erdumsegelung der österreichischen Fregatte „Novara" in den Jahren 1857—59 mitgemacht. Zu der Bereicherung, welche die Wissenschaft durch diese Expedition in Schrift und Sammlungen naturhistorischer Art erfahren, hat auch Hochstetter in hervorragender Weise beigetragen. Nicht Oesterreich allein, mit ihm ganz Deutschland sieht in dem für die Wissenschaft zu frühem Ableben des Mannes inmitten seines erfolgreichen Schaffens einen herben Verlust und die Idee seiner Familie, ihm durch die gesammelte Herausgabe seiner vor fünfundzwanzig Jahren im Feuilleton der „Wiener Zeitung" erschienenen Briefe ein Denkmal zu setzen, kann von dem gebildeten deutschen Publicum nur mit lebhaftem Beifall begrüßt werden. Das uns vorliegende Buch ist mit dem sprechend ähnlichen Porträt des Verfassers geschmückt, dessen anspruchslose, zuweilen mit feinem Humor gewürzte, dabei von großer Beobachtungsgabe zeugende Darstellung ungemein anziehend wirkt. Der Gelehrte wie der Laie wird den spannenden, ebenso belehrenden wie unterhaltenden Berichten, zu deren besserem Verständniß eine sauber und übersichtlich ausgeführte Karte beigefügt ist, mit wachsender Theilnahme folgen. Wir glauben das Werk in besserer Weise nicht würdigen und empfehlen zu können, als dies Hochstetter's langjähriger Freund, O. v. Haardt, am Schlusse des Vorwortes mit den warmen Worten gethan hat: „Sie (nämlich die gesammelten Briefe) sind eine theuere Erinnerung an das jugendkräftige Wirken eines für die Natur und ihre Wunder hochbegeisterten Mannes, ein werthvolles Andenken an die ruhmvollste unserer wissenschaftlichen Unternehmungen und sie werden — wie wir zuversichtlich hoffen — in so manchem jugendlichen und männlichen Herzen den Drang wachrufen, einem großen und edlen Vorbilde echt wissenschaftlichen Strebens gleich zu werden!"

ev. **Gesammelte Schriften über Musik und Musiker** von Richard Pohl. Dritter Band: Hektor Berlioz. Studien und Erinnerungen. (Mit dem Bildniß Berlioz'.) Leipzig, B. Schlicke. 1884.

Der Verfasser ist seit einer Reihe von Jahren als einer der eifrigsten Propagandisten für Berlioz thätig gewesen. Seine gesammelten Aufsätze, die Zeit von 1853 bis 1884 umfassend, erscheinen hier in theilweiser Ueberarbeitung und vermehrt durch ein chronologisches Verzeichniß von Berlioz' Werken. Man muß anerkennen, daß der Verfasser seinem Helden immer treu geblieben ist; wer diese seine Bewunderung theilt und in Berlioz „einen von den Gewaltigen, den Großen" sieht (S. 1), einen „mit immenser Schaffenskraft begabten Künstler", bei dem „das fluchwürdige System des Todtschweigens, womit man in Deutschland mißliebige Genies zu beseitigen pflegt, mit diabolischer Consequenz durchgeführt worden ist" (S. 230), — der wird das vorliegende Buch gewiß mit Befriedigung lesen. Wir freilich müssen bekennen, den Versicherungen des Verfassers: Berlioz werde dereinst als Stern erster Größe allgemein anerkannt sein, etwas ungläubig gegenüber zu stehen. Auch bezweifeln wir, daß der Grund der angeblichen Verkennung des französischen Componisten wesentlich in der Unfähigkeit und dem Uebelwollen der „Hofkapellmeister" liegt, und daß in Deutschland „Haydn und Mozart Berlioz nicht aufkommen lassen" (S. 8). Im Gegentheil hat der von brennendem Ehrgeiz getriebene, excentrische Franzose fast überall, wo er als Orchestervirtuose auftrat, großes Interesse erweckt, wiewohl nur einzelne Enthusiasten, wie Griepenkerl, einen „Bruder Beethovens" in ihm zu erblicken vermochten. An Selbstgefühl fehlte es übrigens Berlioz auch nicht, wenigstens lassen Aeußerungen, wie: „Das Finale des Te Deum ist ohne Zweifel das Großartigste, was ich geschaffen habe," oder „die Wirkung des Te Deum war bei der Aufführung enorm — auf mich selbst, wie auf die Ausführenden" nicht eben auf eine „große und aufrichtige Bescheidenheit" (S. 220) schließen. Wir hätten Pohl's Buche in einzelnen Theilen eine etwas gelassenere Haltung gewünscht, auch die polemischen Seitenhiebe auf Andersgesinnte, sowie einige Wiederholungen lieber beseitigt gesehen. — Ueberraschend war uns folgende Stelle auf S. 165: „Hier ist zunächst hervorzuheben, daß Berlioz über-

haupt der Erste ist, der ein Scherzo mit zwei Trios geschrieben hat. Schumann hat die zwei Trios zum Scherzo seiner B-Dur-Symphonie erst später componirt, nachdem Berlioz (bei seiner ersten musikalischen Reise durch Deutschland) die Fee Mab im Leipziger Gewandhaus schon aufgeführt hatte." Dagegen ist zu bemerken erstens: daß Schumann seine B-Dur-Symphonie bereits im Januar 1841 geschrieben hat; zweitens: daß Berlioz erst zwei Jahre später zum ersten Male nach Leipzig kam; endlich drittens: daß eine Aufführung der Fee Mab damals in Leipzig gar nicht stattgefunden hat.

ev. **Une mésalliance dans la Maison de Brunswick** (1665—1725). Éléonore Desmier d'Olbreuze, Duchesse de Zell. Par le Vicomte Horric de Beaucaire. Paris, Oudin und Fischbacher. 1884.

Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle, der ältere Bruder des ersten Kurfürsten von Hannover, lernte bei einem Aufenthalt in Cassel im Winter von 1663 auf 1664 das Fräulein Eleonore von Olbreuze kennen, die als Ehrendame im Gefolge der Prinzessin von Tarent sich dort zum Besuche eingefunden hatte. Der Herzog faßte eine leidenschaftliche Neigung für die junge Dame, die sich durch eine ungewöhnliche Schönheit, wie durch glänzende Vorzüge des Geistes gleichmäßig auszeichnete, und vermochte sie nach längerem Werben, ihm nach Celle zu folgen, wo er eine Art Gewissensehe mit ihr einging, die erst nach einem Jahrzehnt auch kirchlich vollzogen wurde. Aus dieser Verbindung, deren Ungleichheit das stolze Haus der Welfen dem Herzog nie verziehen hat, entsprang jene ebenso schöne als unglückliche Sophie Dorothea, die Gemahlin des hannoverschen Kurprinzen, späteren Königs Georg I. von England, die Großmutter unseres Friedrich's II., die Freundin des Grafen Königsmark, die ihre Schuld oder ihre Unvorsichtigkeit durch eine zweiunddreißig Jahre lange Gefangenschaft in dem Schlosse zu Ahlden büßte. Sophie Dorothea und ihr tragisches Geschick haben schon immer die Theilnahme der Geschichtsforscher lebhaft angeregt und namentlich in den letzten Jahren einige treffliche Darstellungen veranlaßt (von Schaumann und Köcher); jetzt hat auch die Mutter Eleonore in dem Franzosen Horric de Beaucaire einen Biographen gefunden, dessen oben genanntes Buch, namentlich durch Gründlichkeit und Umfang der archivalischen Forschung, den deutschen Arbeiten ebenbürtig zur Seite tritt. Aus den Archiven von Hannover, Berlin und Paris hat der Verfasser eine Fülle von Dokumenten zusammengebracht, welche über die eigenartige Persönlichkeit und das wechselvolle Schicksal Eleonore's zum ersten Male helles Licht verbreiten. Vom Hoffräulein zur Herzogin erhoben, hat sie einen Augenblick im Mittelpunkt der europäischen Politik gestanden (1677 bis 1679) und auf das Geschick des Hauses Hannover bei einem entscheidenden Wendepunkt bestimmenden Einfluß geübt, um sich schließlich in einem widerwärtigen Kampfe gegen ihre nächsten Verwandten zu verzehren und fern von der gefangen gehaltenen Tochter ihre Tage zu beschließen. Wir zweifeln nicht, daß die Biographie der Mutter dieselbe Theilnahme finden wird, welche die neueren Forschungen über die Tochter erweckt haben.

ρ. **Das Kurhessische Leibgarde-Regiment.** Eine geschichtliche Skizze von Maximilian Freiherr von Ditfurth, weil. Kurfürstlich hessischem Hauptmann. Mit einer colorirten Tafel. Kassel, Gustav Klaunig. 1882.

Aus dem Nachlasse desselben verdienten ehemaligen kurhessischen Officiers, welchem wir das in einem frühern Hefte der „Rundschau" (März 1882, S. 478) angezeigte größere Werk: „Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine" verdanken. Das kurhessische Leibgarde-Regiment ist aus den alten Garde-Regimentern, Leibgarde zu Fuß und Garde-Grenadieren, hervorgegangen, welche die Feuertaufe vor Mainz 1689 erhielten, während des 18. Jahrhunderts auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen und Coalitionskrieges Lorbeern ernteten und auf denen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges Tapferkeit und Manneszucht bewiesen, wenn nicht der Sache, der sie dienten, Ehre machten. Als beim Regierungsantritt Kurfürst Wilhelm's II. (1821) auch im hessischen Heere Zopf und Puder verschwanden, ward aus diesen Elitetruppen das Leibgarde-Regiment gebildet, welches zugleich mit dem Aufhören des Kurfürstenthums seine selbständige Existenz verlor. Aber in dem aus drei Cadres formirten hessischen Füsilier-Regiment No. 80 lebt es fort und hat als solches im deutsch-französischen Kriege von 1870—71 bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris mit der alten Bravour gefochten. Wir sind dem ungenannten Herausgeber dankbar für die Veröffentlichung einer Schrift, welche soviel rühmliche Erinnerungen wachruft und in würdiger Weise zugleich das Andenken des wackren Maximilian von Ditfurth erneuert. Ein sehr sauberer Farbendruck zeigt uns die verschiedenen Chargen der althessischen Garde, „deren Schnurrbärte und blaue Uniformen", wie Walter Scott erzählt, die Schotten in Erstaunen setzten; deren ruhiges und höfliches Betragen aber einen starken Gegensatz zu der Rohheit der englischen Soldaten bildete, welche (1746) den verunglückten Versuch des letzten Stuart in Blut erstickten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allgemeine Erdkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. In 130 Lieferungen oder 9 Bänden, mit über 3000 Textillustrationen, 20 Karten und über 120 Aquarelltafeln. 1. Heft. Leipzig, Bibl. Institut. 1885.

American Journal of Archaeology and of the History of the Fine Arts. Vol. 1. Baltimore. 1885.

Bölsche. — Paulus. Roman aus der Zeit des Marcus Aurelius von Wilhelm Bölsche. 2 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Brandes. — Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen von Georg Brandes. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Brieger. — König Humbert in Neapel. Ein Gedicht von Adolph Brieger. Leipzig. Carl Reissner. 1885.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten ꝛc. Heft 166/171. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Burmester. — Hans Höltig. 'ne Geschicht ut plattdütschen Lann'. Von Heinrich Burmester. Berlin Eduard Rentzel.

Carus. — Monism and Meliorism. A philosophical essay on causality and ethics. By Paul Carus. New-York, F. W. Christern. 1885.

Chodowiecki. Auswahl aus des Künstlers schönsten Stichen und Radirungen. Neue Folge. 135 Stiche auf 30 Carton-Blättern. Berlin, Mitscher & Roestell.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2355/2356: The Journals of Major-Gen. C. G. Gordon, at Kartoum. Two vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

Dante Alighieri's Paradies. Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaaße des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Das Reichs-Preßgesetz vom 7. Mai 1874. Erläutert von Dr. Friedr. Oskar von Schwarze. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Erlangen, Palm & Enke. 1885.

Der Orthodoxismus vor der Wissenschaft. Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig als Erwiderung seiner Besprechung über die „Urkunde der Wissenschaft". Vom Verfasser der letzteren. Hamburg, König und Schulz. 1885.

Deutsch-nationaler Kalender für Oesterreich pro 1886. Geleitet von Karl W. Gawatowski. Graz, Friedrich Goll.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Hermann Weichelt. Bdchn. 1/30. Prag, Dr. Hermann Weichelt's Verlag. Wien, Moritz Perles.

Deutsche Jugend. — Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Neue Folge. Heft 1. Leonhard Simion. 1885.

Farina. — Corporal Sylvester. Scheidung. Zwei Novellen von Salvatore Farina. Deutsch von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Jahrgang XIV. Heft 216. Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart. Von Dr. Theodor Schönborn. Hft. 217: Das Referendum in der Schweiz. Von Joh. Ad. Herzog. Berlin, Carl Habel. 1885.

Die Kunst für Alle. 1. Jahrgang. Heft 1. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. 1885.

Die letzten Camilli. Trauerspiel in 5 Acten und einem Vorspiele. Von dem Verfasser des Romanes: „Julia Festilla". Salzburg, Herm. Kerber. 1885.

Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergiltigen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen, herausgegeben von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, J. F. Richter. 1886.

Eckstein. — Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Carl Reißner. 1886.

Eichborn. — Neue Quellen. Dichtungen Unbekannter. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Eichborn. Grossenhain i./S., Baumert & Ronge. 1885.

Ellinger. — Alceste in der modernen Literatur. Von Georg Ellinger. Halle a./S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1885.

Freund. — Einiges über Eduard Lasker. Geschrieben bei Gelegenheit von kritischen Randglossen zu einer überflüssigen Note. Von Dr. Leonhard Freund. Leipzig, Gustav Fock. 1885.

Flaubert. — Édition définitive, revue sur les manuscrits originaux, des Œuvres complètes de Gustave Flaubert. VII/VIII. vols. Paris, A. Quantin. 1885.

Friedrichs. — Gedichte von Hermann Friedrichs. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Geibel. — Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Herausgegeben von Albert Duncker. Der Ertrag ist für den Fond zur Errichtung des National-Denkmals für Emanuel Geibel in Lübeck bestimmt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolph Schöll. Zweite vervollständigte Auflage, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Zweiter Band. Frankfurt a./M., Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1885.

Gordon, der Held von Khartum. Ein Lebensbild nach Originalquellen mit Portrait und Karten. Frankfurt a./M., Verlag der Schriften-Niederlage des Ev. Vereins.

Granella. — Sions Harfenklänge. Von Victor Granella. (W. Tangermann.) Bonn, P. Neusser. 1886.

Groller. — Prinz Klotz. Eine Novelle von Balduin Groller. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. (Ernst Hoppe.) 1885.

Gumprecht. — Unsere klassischen Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Zweiter Band. Leipzig, H. Haessel. 1885.

Guyer. — Das Hôtelwesen der Gegenwart. Von Eduard Guyer. Mit Abbildung etc. 2/6. Lfg. Zweite durchges. u. erweit. Aufl. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1885.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. 53/55. Lfrg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1885.

Hesekiel. — Fromm und Feudal. Roman von Ludowica Hesekiel. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1885.

Hevesi. — Neues Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. Siebenter Band. Culturgeschichtliches. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Hime. — A schoolmaster's retrospect of eighteen and a half years in an Irish school. By Maurice C. Hime, M.A., LL.D. London, Simpkin, Marshall & Comp. 1885.

Hime. — Unbelief: An essay addressed to young men of every christian denomination. By Maurice C. Hime, M.A., LL.D. London, Simpkin, Marshall & Comp. 1885.

Hodgkin. — Italy and her invaders. 476—535. By Thomas Hodgkin. Vol. III/IV. Oxford, At the Clarendon Press. 1885.

Holtzmann. — Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament von Heinr. Jul. Holtzmann. Freiburg i./Br., J. C. B. Mohr. (P. Siebeck.) 1885.

Jaesche. — Das Grundgesetz der Wissenschaft. Von Emanuel Jaesche. Heidelberg, Georg Weiss. 1886.

Jensen. — Am Ausgang des Reiches. Ein Roman von Wilh. Jensen. 2 Bde. Leipzig, B. Elischer. 1886.

Karpeles. — Geschichte der jüdischen Literatur von Gustav Karpeles. 1. Lfg. Berlin, Robert Oppenheim. 1886.

Kirchbach. — Ein Lebensbuch Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. Von Wolfgang Kirchbach. München u. Leipzig, Otto Heinrichs. 1886.

Krause. — Melanthoniana. Regesten und Briefe über die Beziehungen Philipp Melanchthon's zu Anhalt und dessen Fürsten. Aus dem gedruckten Briefwechsel und den Handschriften zusammengestellt und in Verbindung mit einigen anderen Stücken herausgegeben von Dr. Carl Krause. Zerbst, Herm. Zeidler's Hofbuchhandl. 1885.

Lacroma. — Formosa. Roman von Paul Maria Lacroma. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. (Ernst Hoppe.) 1885.

Leander. — Gedichte von Richard Leander. Dritte verm. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Leist. — Georgien. Natur, Sitten und Bewohner. Von Arthur Leist. Mit 9 Illustrationen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Leixner. — Randbemerkungen eines Einsiedlers. Ernst, Scherz und Satire von Otto v. Leixner. Berlin, Otto Janke. 1885.

Liebusch. — Sagen und Bilder aus Muskau und dem Park. Von Georg Liebusch. Zweite Auflage, herausgegeben von E. Petzold. Dresden, von Zahn & Jaensch. 1885.

Ließ. — Thüringer Waldblumen. Drei Novellen von Emil Ließ. Leipzig und Zürich, Rudolphi & Klemm. 1886.

Lincke. — Die Versuchung des Heiligen Antonius. Von Oskar Lincke. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Frankreich. Von Wilhelm Lübke. Zweite Auflage. 2/6. Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. (Paul Neff.) 1885.

Lupus. — Die Stad. Syrakus im Alterthum. Eine historisch-topographische Skizze von Dr. B. Lupus. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1885.

Lux. — Geographischer Handweiser. Systematische Zusammenstellung der wichtigsten Zahlen und Daten aus der Geographie. Von A. E. Lux. Zweite verm. u verb. Aufl. Stuttgart, Levy & Müller. 1885.

Mädler. — Der Wunderbau des Weltalls oder Populaire Astronomie von Dr. J. H. von Mädler. Achte Auflage. Vermehrt und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umgearbeitet von Dr. Hermann J. Klein. Nebst einem Atlas. Strassburg, R. Schulz & Comp. 1885.

Meinhardt. — Reisenovellen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Merz. — Leibnitz. Von Johann Theodor Merz. Heidelberg, Georg Weiß. 1885.

Meurer. — Englische Synonymik für Schulen. Mit Beispielen, etymologischen Angaben und Berücksichtigung des Französischen. Nebst einem englischen, deutschen und französischen Wortregister. Von Dr. Karl Meurer. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Köln, C. Roemke & Cie. 1885.

Meyer. — Thomas à Becket, the Saint. A novel by Conrad Ferdinand Meyer. Translated from the German by M. v. Wendheim. Leipzig, H. Haessel. 1885.

Molmenti. — Die Venetianer. Geschichte und Privatleben. Von der Gründung bis zum Verfall der Republik. Von Ph. G. Molmenti. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Hamburg, J. F. Richter. 1886.

Monographs of the United States Geological Survey. Vols. VI/VII. Washington, Government. Printing Office. 1883.

Müller. — Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1885 von Wilh. Müller. (Volksausgabe.) Stuttgart, Carl Krabbe. 1885.

Münchener Bunte Mappe. Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedr. Bruckmann. 1885.

Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Lfg. 1. Berlin, Franz Lipperheide. 1885.

Paradoxe der conventionellen Lügen. Berlin, Steinitz & Fischer. 1885.

Perthes. — Justus Perthes in Gotha. 1785—1885. (Jubelschrift.) Gotha, J. Perthes.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. XII/XIII. Bd. Berlin, Alexander Duncker. 1885.

Politische Gedanken aus Lettland. Aus dem Lettischen übersetzt Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Putlitz. — Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Renatus. — Lebensskizzen aus ernsten und heitren Tagen; erzählend gezeichnet von Johannes Renatus. 2 Bde. Dresden, von Zahn & Jaensch. 1885.

Reuling. — Geopfert. Drama in 5 Acten von Carlot Reuling. Frankfurt a/M., Gebrüder Fey. 1885.

Richter. — Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter. Frankfurt a./M., Johannes Alt. 1885.

Rinck. — Vom Zustand nach dem Tode. Biblische Untersuchungen, mit Berücksichtigung der einschlägigen alten und neuen Litteratur von Heinrich Wilhelm Rinck Basel, Ferdinand Riehm. 1885.

Rodenberg. — Bilder aus dem Berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Saar. Thassilo. Tragödie in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Georg Weiß. 1886.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 105.: Die deutsche Stenographie von Hans Moser. Prag, Verlag des Vereins. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 466: Schlaf und Traum. Von Dr. Frensberg. Heft 467: Giacomo Leopardi. Von Prof. Dr. F. Zischesch. Hft. 468: Das Wunderland von Yellowstone. Von K. A. von Zittel. Berlin, Carl Habel. 1885.

Schaff. — Christ and Christianity. Studies on chrystology, creeds and confessions, protestanism and romanism, reformation principles, sunday observance, religious freedom, and christian union. By Philip Schaff. New-York, Charles Scribner's Sons. 1885.

Scherzer. — Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum von Dr. Karl von Scherzer. Leipzig, Alphons Dürr. 1885.

Schranka. — Der Stoiker Epiktet und seine Philosophie. Von dem philosophischen Doctoren-Collegium der Universität Prag mit dem 1. Preise gekrönte philosophische Monographie von Dr. Eduard Maria Schranka. Frankfurt a./Od., B. Waldmann's Verlag. 1885.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Hft. XXII. Die Straßen-Namen Berlins. Von Hermann Vogt. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. In Commission bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1885.

Schubin. — „Gloria victis!" Roman von Ossip Schubin. 3 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Schubin. — „Unter Uns." Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage in einem Bande. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Seidel. — Friedrich der Gros e, der Heros der deutschen Volksbildung und die Volksschule, von Robert Seidel, Reallehrer. Wien und Leipzig, A. Pichler's Witwe & Sohn. 1885.

Souchay. — Frisch vom Herzen! Lieder und Dichtungen von Theodor Souchay. Stuttgart, Grimmer & Pfeiffer.

Stacke. — Erzählungen aus der Neuen Geschichte in biographischer Form. Von Dr. Ludwig Stacke. Elfte verbesserte Aufl. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1885.

Steinthal. — Allgemeine Ethik von Dr. H. Steinthal. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Stern. — Drei venezianische Novellen von Adolf Stern. Leipzig, B. Elischer. 1886.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Dritte, vermehrte und verbesserte Aufl. Mit 450 Holzschnitten ꝛc. Berlin, Gebrüder Borntträger, Eduard Eggers. 1886.

Stettenheim. — Das humoristische Deutschland. Herausgegeben von Julius Stettenheim. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. Heft 1.

Storm. — Gedichte von Theodor Storm. Siebente, vermehrte Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Svoboda. — Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von Dr. Adalbert Svoboda. 1. Bd. 4/5. Lfg. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1885.

Telmann. — Menschenschicksale. Novellen von Konrad Telmann. Achte Folge. I/II. Bd. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Trinius. — Vom grünen Strand der Spree. Berliner Skizzenbuch von A. Trinius. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Tscheng-Ki-Tong. — China und die Chinesen. Von Tscheng-Ki-Tong. Einzig autorisirte Uebersetzung von Adolph Schulze. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Wagener. Strandgut Vier Novellen von Bernhard Wagener. Berlin, Rich. Wilhelmi. 1885.

Wagner. — Richard Wagner. Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Werder. — Vorlesungen über Shakespeare's Macbeth, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Wiel. — Diätetisches Koch-Buch für Gesunde und Kranke. Von Med. Dr. Josef Wiel. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Holzschnitten. Freiburg i/Br. Fr. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1886.

Winter. — Hans Joachim von Zieten. Eine Biographie von Dr. Georg Winter. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886.

Winter. — Gedichte von Joseph Winter. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1885.

Wundt. — Essays von Wilhelm Wundt. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Eingeschneit in Eagles.

Erzählung

von

Bret Harte[1]).

Erstes Capitel.

Seit einigen Augenblicken hatte tiefes Schweigen und Finsterniß den Eilwagen der Sierra nach dem Gipfel begleitet. Die gewaltige, dunkle Masse des Fuhrwerks, welches geräuschlos in seinen Riemen schaukelte, glitt vorwärts und aufwärts, als ob sie irgend einem geheimnißvollen Anstoß von hinten folgte, so schwach und unbestimmt erschien ihre Beziehung zu den unsichtbaren und schweigenden Pferden vorn. Die schattenhaften Stämme hoher Bäume, welche den Kutschenfenstern zu nahen, hineinzuschauen und dann rasch fortzueilen schienen, waren die einzigen Gegenstände, die man unterscheiden konnte. Aber selbst sie waren so schwankend und unwirklich, daß sie die bloßen Phantome irgend eines Traumes der halb schlafenden Passagiere hätten sein können; denn die dick gestreuten Nadeln der Fichte, welche den Weg zudeckten und jeden Laut erstickten, gaben unter den geräuschlos sich drehenden Rädern einen schwachen, einschläfernden Geruch von sich, welcher die Sinne gänzlich betäubte. Plötzlich hielt der Wagen an.

Drei von den vier Passagieren desselben fuhren, sich ermunternd, sogleich empor. Der vierte Passagier, John Hale, hatte nicht geschlafen und wandte sich ungeduldig nach dem Fenster. Es schien ihm, daß zwei der sich fortbewegenden Bäume draußen plötzlich bewegungslos geworden seien. Einer derselben bewegte sich wieder und die Thür öffnete sich schnell aber ruhig, wie von selbst.

„Steigen Sie aus," sagte eine Stimme in der Finsterniß.

Alle Passagiere erhoben sich außer Hale. Der Mann neben ihm faßte mit seiner rechten Hand plötzlich nach Etwas hinter ihm, aber hielt eben so rasch inne. Einer von den bewegungslosen Bäumen hatte sich anscheinend an den Wagen

---

[1]) Der Verfasser obiger Erzählung, deren Uebersetzung hier gleichzeitig mit dem Original erscheint, behält sich alle Rechte an derselben vor.

gedrängt, und was man für einen Zweig desselben halten konnte, der in einem rechten Winkel von ihm abstand, verwandelte sich langsam in den schwach schimmernden Doppellauf eines Gewehrs am Fenster.

„Thun Sie das weg," sagte die Stimme.

Der Mann, welcher sich bewegt hatte, stieß ein kurzes Lachen aus und brachte seine Hand leer auf die Kniee zurück. Die beiden Anderen zuckten sichtbar ihre Schultern wie über ein verlorenes Spiel. Der noch übrige Passagier, John Hale, furchtlos von Natur und unerfahren in Lagen, in denen der wahre Sachverhalt sich uns plötzlich aufdrängt, faßte den Entschluß, sich verzweifelt zu wehren. Aber ohne daß er eine Miene verzog, ward dies von den Anderen instinctiv gefühlt; die Mündung der Flinte hatte sich wie aus eigenem Antrieb gegen ihn gekehrt, und er empfand undeutlich, daß seine Gefährten mit einer gewissen Verachtung und Ungeduld auf ihn sahen.

„Steigen Sie aus," wiederholte die Stimme in befehlendem Tone.

Die drei Passagiere stiegen aus. Hale wüthend, voll hastigen Dranges, aber von jeder Gelegenheit im Stich gelassen, folgte. Er war erstaunt, den Kutscher und den Conducteur neben sich zu finden; er hatte sie nicht absteigen hören. Er blickte instinctiv nach den Pferden. Er konnte nichts sehen.

„Halten Sie die Hände in die Höhe!"

Einer der Passagiere hatte die seinigen bereits in einer müden, nachlässigen Weise erhoben. Die Anderen thaten desgleichen widerstrebend und verdrossen, offenbar mehr in dem Gefühl der Lächerlichkeit ihrer Stellung, als in irgend einer Empfindung von Gefahr. Die Strahlen einer Blendlaterne, von unsichtbaren Händen geschickt gedreht, erleuchteten die Gesichter und Gestalten der Passagiere vollständig, während die Eindringlinge im Schatten blieben. Trotz der erhabenen Dunkelheit und Stille der umgebenden Natur war die also erleuchtete menschliche Gruppe mehr komisch als dramatisch. Ein Fetzen von einer Zeitung, ein Stück von einem Butterbrot und eine Apfelsinenschale, die, von dem Boden der Kutsche heruntergefallen, sich bei dem erbarmungslosen Licht in gleicher Helligkeit zeigten, vollendeten den possenhaften Effect.

„Hier ist ein Mann mit einem Packet Banknoten," sagte die Stimme mit einer officiellen Kühle, die der Verhandlung etwas von einer Steuerrevision lieh; „wer ist es?"

Die Passagiere sahen einander an und ihr Blick blieb zuletzt auf Hale haften.

„Der ist es nicht," fuhr die Stimme fort, mit einem leichten Accent von Verachtung in dem unterstrichenen Wort. „Sie werden Zeit und Mühe sparen, meine Herren, wenn Sie das Packet herausgeben. Wenn wir einen Jeden von Ihnen einzeln vornehmen sollen, so werden wir versuchen, daß es sich auch zahlt."

Die vielsagende Drohung blieb nicht unbeachtet. Der Passagier, welcher sich zuerst gerührt hatte, führte seine Hand an die Brust.

„Die andere Tasche zuerst, wenn es Ihnen gefällig ist," sagte die Stimme.

Der Mann lachte, zog eine Pistole aus seiner Hosentasche und legte sie unter dem scharfen Licht der Laterne auf einen von der Stimme bezeichneten Fleck der Chaussee. Ein dicker Umschlag, den er aus seiner Brusttasche nahm, ward daneben gelegt. „Ich warnte die verd— Narren, die es mir gaben anstatt

es mit dem Expreß zu senden, daß es auf ihr eigenes Risiko gehen würde," sagte er, wie um sich zu entschuldigen.

„Da es nun ohnehin mit dem Expreß geht, so bleibt sich's gleich," sagte der unvermeidliche Humorist der Gelegenheit, indem er auf die beraubte Schatulle wies, die bereits auf dem Wege lag.

Dem unerfahrenen Hale ward jetzt klar, daß der Ueberfall absichtlich und mit Vorbedacht geschehen war. Aber er konnte nicht begreifen, warum seine Mitpassagiere sich so ruhig darein ergaben, und war erzürnt. Seine Betrachtungen wurden durch eine Stimme unterbrochen, welche aus einer größeren Entfernung zu kommen schien. Sie dünkte ihm sogar weicher im Ton, als ob eine gewisse Härte gemildert sei.

„Steigen Sie so rasch ein als Ihnen beliebt, meine Herren. Sie haben fünf Minuten zu warten, Bill."

Die Passagiere begaben sich wieder in den Wagen; der Kutscher und der Conducteur klommen hurtig zu ihren Plätzen hinauf. Hale würde gesprochen haben, aber eine ungeduldige Bewegung seiner Genossen schloß ihm den Mund. Augenscheinlich lauschten sie auf Etwas, und er lauschte gleichfalls.

Indessen ward die Stille durch nichts unterbrochen. Es schien unglaublich, daß nah oder fern kein Anzeichen jener kraftvollen Persönlichkeit sein sollte, welche einen Augenblick zuvor Alle beherrscht hatte.

Kein Rascheln im Gebüsch am Wege, kein Echo von dem felsigen Cañon in der Tiefe verrieth einen Laut ihrer Flucht. Ein schwacher Windhauch bewegte die hohen Spitzen der Fichten, ein Tannenzapfen fiel auf das Kutschendach, eines der unsichtbaren Pferde, welches ebenfalls zu lauschen schien, rührte sich leicht in seinem Geschirr. Aber alles dies machte nur die tiefe Stille gleichsam hörbar. Die Augenblicke wuchsen ins Unendliche, als die Stimme, so nah, daß sie Hale aufschreckte, noch einmal aus der umgebenden Dunkelheit klang. „Gute Nacht."

Es war das Signal, daß sie frei seien. Die Peitsche des Kutschers knatterte wie ein Pistolenschuß, die Pferde sprangen aufschäumend vorwärts, das schwerfällige Fuhrwerk richtete sich holpernd in die Höhe und setzte dann in rasender Geschwindigkeit hinterdrein. Als Hale seine Stimme in der Verwirrung hörbar machen konnte — eine Verwirrung, welche durch das farblos Spannende dessen, was sie in den letzten wenigen Augenblicken erlebt hatten, noch größer schien, sagte er hastig: „War denn der Mensch die ganze Zeit da?"

„Ich denke," versetzte sein Genosse; „er verweilte fünf Minuten, um den Kutscher mit seinem doppelten Flintenlauf zu decken, bis die beiden anderen Männer mit der Beute sich davon gemacht."

„Die beiden Anderen?" keuchte Hale. „Dann waren ihrer nur drei Mann und wir unserer sechs."

Der Angeredete zuckte mit den Schultern. Der Passagier, welcher die Banknoten hingegeben hatte, sagte phlegmatisch, mit einer langsamen, aufregenden Duldsamkeit: „Ich sehe, Sie sind ein Fremder hier?"

„In der That — dieser Art von Dingen bin ich fremd, wiewohl ich ein Dutzend Meilen von hier in Eagles-Court lebe," versetzte Hale zornig.

„Dann sind Sie der Bursch, welcher dort drüben in Eagles Viehzucht aus Liebhaberei betreibt," fuhr der Mann lässig fort.

„Was immer ich in Eagles-Court thue, ich schäme mich dessen nicht," erwiderte Hale bitter, „und das ist mehr, als ich von dem sagen kann, was ich heut Nacht gethan oder nicht gethan habe. Ich bin einer von sechs Männern gewesen, welche in Schrecken versetzt und beraubt worden sind durch drei."

„Was das in Schrecken Versetzen betrifft, wie Sie es nennen — mag sein, daß Sie mehr davon wissen als wir; was aber das Berauben betrifft, — so haben Sie, wie mir scheint, nicht viel abgeladen. Wenn Sie von dem sprechen, was hätte gethan werden sollen, so will ich Ihnen sagen, was sich hätte zutragen können. Vielleicht haben Sie bemerkt, daß ich, als wir anhielten, nach meiner Waffe hinter mir griff?"

„Ich bemerkte es, aber Sie waren nicht schnell genug," sagte Hale kurz.

„Ich war nicht schnell genug, und das rettete Sie. Denn wenn ich die Pistole hervorgebracht und der Mann, welcher die Flinte hielt, sie gesehen hätte —"

„Nun," sagte Hale ungeduldig, „so würde er gezögert haben."

„Er würde Sie mit seinen beiden Läufen zum Fenster hinausgeblasen haben und zwar bevor ich den Hahn meines Revolvers nur halb gespannt hätte."

„Aber dann würde nur ein Mann verloren gewesen und fünf von ihnen würden übrig geblieben sein," sagte Hale hochmüthig.

„Das hätte sein können, wenn Sie die Verpflichtung eingegangen wären, die ganze Ladung von zwei Hand voll Rehposten auf sich zu nehmen; aber da ein Achtel jenes Betrages das Geschäft besorgt hätte, soweit es Sie betrifft, und immer noch genug übrig geblieben wäre, um ohne weiteren Unterschied die Runde zu machen und die übrigen Passagiere zu befriedigen, so wäre mit Sicherheit doch nicht darauf zu rechnen gewesen."

„Aber der Conducteur und der Kutscher waren bewaffnet," fuhr Hale fort.

„Sie waren bewaffnet, hatten aber keine Ordre zu schießen, das macht einen Unterschied."

„Ich verstehe nicht."

„Ich denke, Sie wissen, was ein Duell ist."

„Ja."

„Nun wohl, die Chancen gegen uns waren ungefähr dieselben, als Sie einem Manne gegenüber haben würden, welcher befugt wäre, eine Kugel auf Sie abzugeben und das Signal zum Feuern wäre, daß Sie Ihre Waffe erhöben. Sie mögen dieser „Art von Dingen" fremd sein und vielleicht niemals ein Duell gehabt haben, aber selbst dann sollten Sie doch nicht wie ein Narr Ihr Leben bei solchen Chancen aufs Spiel setzen."

Etwas in des Mannes Betragen, sowie in einem gewissen verstohlenen Vergnügen, welches die anderen Passagiere aus der Unterhaltung zu schöpfen schienen, machte Eindruck auf Hale, welcher einzusehen begann, daß seine eigene Beschwerde neben der des Reisegefährten sehr winzig sei.

„Sie wollen also sagen, daß ein solcher Ausgang unvermeidlich ist," sagte er bitter, aber weniger herausfordernd.

„So lange Sie von ihnen angegriffen werden; wenn Sie der Angreifer

sind, dann haben Sie den Vortheil, immer vorausgesetzt, daß Sie verstehen, die Sakramentskerle zu fassen, wie diese verstehen, Sie zu fassen. Diese Kutsche hier ist verpflichtet, regelmäßig und an bestimmten Tagen zu gehen — diese Kerle sind es nicht. Bis der Sheriff seinen Verhaftsbefehl erläßt, sind sie verduftet und ihr Anführer mag in aller Ruhe seinen „Cocktail" im „Bank-Exchange" [1]) trinken oder seinen Gewinn im Hazardspiel an den Sheriff in Sacramento verlieren. Sie sehen, Sie können nichts gegen diese Leute beweisen, wenn Sie dieselben nicht auf frischer That ertappen. Es ist vielleicht ein Theil von Joaquim Murietta's Bande, wiewohl ich nicht darauf schwören möchte."

„Der Anführer könnte Gentleman George sein, der weiter oben im Lande zu Hause ist," warf ein Passagier ein; „es war Etwas in seinen Worten, besonders in dem „gute Nacht" ... es war etwas Gefühl darin. Es schien nicht ganz dasselbe zu sein, wie das „schert Euch zum Teufel" auf der anderen Route."

„Wer es auch war, er kannte den Weg und die Leute, die darauf reisten; wahrscheinlich hat er die Fahrt hinunterzu neben dem Kutscher auf dem Bock gemacht und sich Alles gemerkt. Er wußte sogar, daß ich diese „Greenbacks" hatte, obwohl sie mir in der Bank von Sacramento übergeben wurden; er muß sich dort herumgetrieben haben."

Einige Augenblicke lang blieb Hale stumm. Er war ein bürgerlich erzogener Mann mit einer stark ausgeprägten Liebe für Gesetz und Ordnung; ein Mann von jener Art, welcher der erste ist, Gesetz und Ordnung in seine eigenen Hände zu nehmen, wenn er nicht findet, daß beide so wie sie sind, ihm gefallen. Er hatte eines Bostoners Respect für Respectabilität, Ueberlieferung und Anstand, und um diese anderswo zu schaffen, war er selbst Willens, der Unregelmäßigkeit und Unziemlichkeit zu begegnen. Er liebte die Natur, jedoch mit der Einschränkung, daß er ihren unbeaufsichtigten Instincten niemals völlig traute und sie als eine Lehrerin weit unter Harvard-, wenn auch vielleicht nicht ganz unter Cornell-Universität setzte. Mit unerschrockenem Unternehmungsgeist und voll von Energie, hatte er einen reizenden Landsitz in einem Winkel der Sierras gebaut und eingerichtet, von wo aus er als der „Engländer zweiten Grades", der er war, seine eigenen Neigungen denen des fernen Westens entgegensetzte. Im vorliegenden Fall empfand er es als Pflicht, seine Grundsätze nicht nur auszusprechen, sondern ihnen gemäß mit seiner gewöhnlichen Thatkraft zu handeln. Wie weit er durch die halb verächtliche Passivität seiner Gefährten dazu getrieben ward, würde schwer zu sagen sein.

„Was hindert uns, sie sogleich zu verfolgen?" fragte er plötzlich. „Wir sind ein paar Meilen von der Station, wo wir Pferde bekommen können."

„Wer soll es thun?" fragte der Andere träge. „Die Expreß-Compagnie, der die Kutsche gehört, wird Ihre Klage bei der Obrigkeit anbringen; aber es wird zwei Tage dauern, ehe die County-Beamten auf die Beine kommen, und sonst hat sich ja Niemand darum zu kümmern."

„So will ich gehen, wenn Niemand geht," sagte Hale ruhig. „Ich habe ein Pferd, das an der Station auf mich wartet, und kann sofort aufbrechen."

---

[1]) „Cocktail" ist ein Getränk aus Korn- oder Wachholder-Branntwein, Zucker und Wasser; und „Bank-Exchange" ein bekannter „Trink-Salon" in San Francisco.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Die Kutsche hatte die Dunkelheit des Forstes verlassen, und bei dem helleren Licht konnte Hale bemerken, daß sein Reisegefährte ihn mit zwei farblosen, schläfrigen Augen betrachtete. Plötzlich, indem er Hale's klarem Blick begegnete, aber offenbar in Folge einer flüchtigen Ueberlegung, sagte er:

„Es könnte mit vier Männern gethan werden. Sie müßten sich einen Mann an der Station verschaffen." Er machte eine Pause. „Ich weiß nicht, aber ich hätte nicht übel Lust, selber mitzuspielen," fügte er hinzu, indem er seine Beine mit einem leichten Gähnen ausstreckte.

„Sie können mich mit einrechnen, wenn Sie gehen, Oberst. Ich denke doch, daß ich zu Oberst Clinch rede," sagte der Passagier neben Hale mit plötzlicher Lebhaftigkeit. „Ich bin Rawlins von Frisco. Hörte Ihr Anerbieten, Oberst, und habe Sie gleich aus Ihren Reden erkannt."

Zu Hale's Erstaunen begannen die beiden Männer, nachdem sie sich plump und lässig die Hand geschüttelt, sogleich eine schleppende Unterhaltung über die Wahl in Frisco, ohne daß sie die Verfolgung der Räuber auch nur im mindesten noch erwähnten. Erst als der letzte und ungenannte Passagier sich an Hale wandte und mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, daß er dringende Geschäfte auf der Höhe habe, die Partie zu begleiten sich erbot, wenn sie ein paar Stunden warten wollten — erst da kehrte Oberst Clinch ganz kurz zu dem Gegenstand zurück.

„Vier Männer reichen aus, und da wir die Pferde von der Station zu nehmen haben, so wollen wir auch den vierten Mann von dort nehmen."

Nach diesen Worten fing er seine luninteressante Conversation mit dem gleich uninteressanten Rawlins wieder an, und der ungenannte Passagier versank in eine bewundernde und träumerische Betrachtung Beider. Mit all seinen Grundsätzen und wirklich hochherzigen Zwecken konnte Hale nicht umhin, sich verletzt zu fühlen und über die plötzliche untergeordnete Stellung des Gehilfen zu ärgern, in welche er, der das Unternehmen angeregt hatte, heruntergesetzt war. Es war richtig, daß er sich als ihren Führer niemals angeboten hatte; es war richtig, daß der Grundsatz, den er aufrecht zu erhalten wünschte, und die Wirkung, die er hervorzubringen suchte, unter jedem Anderen ebenso deutlich zur Erscheinung kommen würden; es war richtig, daß die Ausführung seiner eigenen Idee durch irgend einen verborgenen Antrieb dem Manne zugewiesen ward, welcher sie nicht gesucht und welchen er immer als einen Unfähigen betrachtet hatte. Aber alles dies war so ganz ohne Präcedenz und ungleich der Ueberlieferung, daß er nach der Art conservativer Männer argwöhnisch dagegen ward, und wenn jetzt seine Ehre nicht in Frage gekommen wäre, so würde er sich von dem Unternehmen zurückgezogen haben. Es war noch eine Möglichkeit für ihn, an der Station wieder zu seinem Rechte zu kommen, wo er bekannt war und wo vielleicht irgend welche obrigkeitliche Befugnisse ihm übertragen werden mochten.

Aber selbst diese Aussicht schlug fehl; die Station, halb Hôtel und halb Stall, hatte keine anderen Bewohner als den Wirth, welcher zugleich Expreß-Agent war, und den neuen Freiwilligen, welcher, wie Clinch angedeutet hatte, unter den Stallknechten gefunden werden würde. Der nächste Friedensrichter war zehn

Meilen entfernt, und Hale mußte selbst die Hoffnung aufgeben, als ein stellvertretender Constabler eingeschworen zu werden. Der Gedanke, daß ein gewöhnlicher und ungebildeter Stallknecht unter denselben Bedingungen mit ihm in die Gesellschaft eingeführt werden sollte, konnte seine Befriedigung nicht gerade erhöhen, und eine Bemerkung von Rawlins schien das Maß seiner Verstimmung voll zu machen.

„Sie können von Glück sagen, daß Sie dort unten gerade noch entwischt sind," äußerte dieser Gentleman zutraulich, während Hale seinen Sattelgurt schnallte.

„Ich dachte, daß keine Gefahr gewesen sei, da man von uns nicht annahm, daß wir uns vertheidigen würden," sagte Hale zornig.

„Oh, ich meine nicht jene Herren von der Landstraße, sondern *ihn*."

„Wen?"

„Oberst Clinch. Sie haben da vorhin so gut wie gesagt, daß er keine Courage habe."

„Was ich auch gesagt habe, ich hoffe, daß ich verantwortlich dafür bin," antwortete Hale hochmüthig.

„Das ist's ja gerade, was mich besorgt macht," war die unerschütterliche Antwort. „Er ist der beste Schütz in Südcalifornien, und für die Hälfte von dem, was Sie gesagt, hat er bereits das Tageslicht durch ein Dutzend Burschen hindurchscheinen lassen."

„In der That!"

„Wie dem auch sein mag," fuhr Rawlins philosophisch fort, „da er beschlossen hat *mit* Ihnen zu gehen, anstatt *gegen* Sie, so mögen Sie wohl Ihre eigenen Gedanken darüber haben, wie diese Angelegenheit gründlich zu Ende geführt wird. Aber, verlassen Sie sich darauf, er wird kurzen Prozeß machen. Wenn, wie ich vermuthe, der Anführer der Bande ein windiger junger Gesell aus Frisco ist, welcher sich neulich auf die Landstraße gemacht, so hat Clinch noch einen persönlichen Handel mit ihm auszutragen wegen eines Streites am Spieltisch."

Dies war der letzte Schlag gegen Hale's idealen Kreuzzug. Er — ein ehrbarer, respectabler Bürger — hatte sich als einfacher Helfershelfer zu einer gesetzlosen Vendetta verpflichtet, welche ihren Ursprung an einem Spieltisch hatte! Als der erste Schreck vorüber war, kam jene grimme Philosophie, welche die Reaction aller phantasievollen und empfindsamen Naturen ist, ihm zu Hilfe. Er fühlte sich wohler; seltsam genug begann er sich dessen bewußt zu werden, daß er denke und handle wie seine Genossen. Mit diesem Gefühle zugleich zeigte sich eine Art von früher nicht vorhandener Sympathie in ihren Handlungen. Die Büchse, welche der Stallknecht ihm reichte, ward mit einem Wort familiärer und wie an einen Gleichen gerichteter Anspielung begleitet, welches, wie Hale sich fast beschämt eingestand, ihm schmeichelte. Er war im Stande, die Unterhaltung mit Rawlins kühler fortzusetzen.

„Sie vermuthen also, wer der Anführer sei?"

„Nur so nach allgemeinen Voraussetzungen. In diesem Raubanfall war, so zu sagen, ein feinerer Zug, der dem altmodischen Stile fremd war. Unten in meinem Lande hatten sie rauhere Ideen über diese Dinge, sie pflegten den Reisenden Alles wegzunehmen, einschließlich ihrer Kleider. Man sagt, daß, wenn der

Eilwagen ankam, die Leute in den Stationshôtels mit Decken rund herumstanden und die Passagiere darin einhüllten, um den Frauen kein Aergerniß zu geben. Das wird wohl nur so eine Geschichte sein, daß der Kutscher und Expreß-Beamte eines Tages angefahren kamen mit nichts bekleidet, als einer Nummer der „Alta California". Aber, wie gesagt," fügte Rawlins hinzu, „es gab Leute, welche behaupteten, die Geschichte sei nur eine Reclame für die Zeitung gewesen."

„Es ist Zeit!"

„Sind Sie bereit, meine Herren?" sagte Oberst Clinch.

Hale erschrak. Er hatte seine Frau und Familie in Eagles-Court, zehn Meilen von hier, ganz vergessen. Seine Abwesenheit mußte sie beunruhigen, sie konnten vielleicht eine übertriebene Darstellung des Ueberfalls vernehmen und das Schlimmste befürchten.

„Ist eine Möglichkeit, daß ich eine Zeile nach Eagles-Court vor Tagesanbruch senden könnte?" fragte er eifrig.

Auf der Station war weder ein Mann noch ein Pferd mehr zu haben. Der ungenannte Passagier trat hervor und erklärte sich bereit, irgend eine Botschaft zu übernehmen, wenn sein Geschäft, welches er so rasch wie möglich erledigen wolle, beendet sei.

„Das ist keine schlechte Idee," sagte Clinch nachdenklich; „denn wenn Sie sich beeilen, dann können Sie die Räuber einholen, im Falle sie uns wittern und den Versuch machen, uns auf dem Northridge in den Rücken zu fallen. Es wird sie stutzig machen, wenn sie Jemanden auf ihrer Spur sehen, und dafür ist ein Mann so gut wie ein Dutzend."

Hale konnte nicht umhin zu denken, daß er der eine Mann sein, und wenn er nicht so rasch mit seinem Vorschlag gewesen wäre, die Gelegenheit zu unabhängigem Handeln hätte haben können; aber es war nun zu spät. Er kritzelte hastig ein paar Zeilen an seine Frau auf ein Stück des Stationspapiers, händigte es dem Mann ein und nahm seinen Platz in der kleinen Cavalcade, indem diese schweigend den Weg hinunterzog.

Sie waren fast eine Stunde stumm neben einander geritten und hatten die Stelle, an der sie beraubt worden waren, auf einem höheren Gebirgszug passirt; der Morgen hatte bereits seine Farben über den kalten weißen Gipfeln zu ihrer Rechten entfaltet und nahm eben Besitz von dem Bergrücken, über welchen sie ritten.

„Es sieht aus wie Schnee," sagte Rawlins ruhig.

Hale wandte sich erstaunt nach ihm hin. Nichts auf Erden oder im Himmel konnte weniger so aussehen. Es war kalt gewesen, aber das konnte von einem Luftstrom herrühren, der von den eisigen Gipfeln eben in das niedrigere Thal herabstrich. Der Rücken des Berges war noch dicht bedeckt vom gelblichgrünen Sommerlaub, gemischt mit dem dunkleren Immergrün der Fichte und Tanne; ofenartige Cañons in den langen Flanken des Gebirges schienen noch zu glühen von der Hitze des gestrigen Mittags; die athemlose Luft zitterte und flimmerte über den brütenden Schluchten und Pässen in den Granitfelsen, während weit zu ihren Füßen sechzig Meilen immerwährenden Sommers sich über die Windungen des amerikanischen Flusses hinaus erstreckten, dann und wann

verloren in einem Duft von Herbstfäden. Es war kaum reifer October, wo sie standen. Sie konnten die Fülle des Augusts noch in den Thälern verweilen sehen.

„Ich habe Thompson's Paß früher im Jahr als heute fünfzehn Fuß tief im Schnee gesehen," sagte Rawlins, Hale's staunenden Blick beantwortend; „und im letzten September fuhren die Passagiere über den Weg, den wir gestern kamen, im Schlitten, während Thompson, eine Meile weiter unten in der Schlucht, seine Pfeife unter den Rosen seiner Piazza rauchte! Auf die Berge ist kein Verlaß; sie machen ihr eigenes Wetter, wie sie's gebrauchen. Mir scheint, Sie haben noch keinen Winter hier verlebt."

Hale mußte zugeben, daß er Eagles-Court erst zeitig im letzten Frühjahr genommen habe.

„O, Sie sind gut aufgehoben in Eagles — wenn Sie dort sind; aber es ist wie mit Thompson — es ist das Hinkommen, welches — hallo! was war das?"

Ein Schuß, entfernt aber deutlich, gellte durch die klare Luft. Ein zweiter folgte, dem ersten so ähnlich, daß er das Echo desselben schien.

„Das ist dort drüben auf dem Northridge, ungefähr zwei Meilen wie die Krähe fliegt und fünf auf dem Fußweg," rief der Stallknecht.

„Da schießt Einer einen Bären."

„Nein, das ist keine Jagdflinte," sagte Clinch, indem er sein Pferd mit einer Bewegung herumwarf, welche seine Begleiter elektrisirte. „Sie sind es und sie sind uns in den Rücken gefallen! Nach dem Northridge, meine Herren, und reiten Sie, was Sie können!"

Es bedurfte keiner zweiten Aufforderung, um die ruhige Cavalcade vollständig umzugestalten. Der wilde Instinct der Menschenjagd, welcher der Menschheit eingepflanzt zu sein scheint, regte sich gewaltig bei dem Blick und Wort ihres Führers. Mit einem unzusammenhängenden und unverständlichen Schrei, welcher der Jagd eine Stimme gab gleich derjenigen des gewöhnlichsten Hundes ihrer Felder, machte der ordnungsliebende Hale und der philosophische Rawlins mit den Anderen Kehrt, und im nächsten Augenblick war die kleine Bande außer Sehweite im Forste verschwunden.

Eine ungeheure und unmeßbare Stille folgte. Das Sonnenlicht glänzte ruhig auf Fels und Klippe, die weite Ferne unten schien sich im Schlummer zu dehnen und auszustrecken. Es mochte Einbildung sein, aber über der scharfen Linie des Northridge erhob sich ein leichter Rauch wie von einer entschwebenden Seele.

Zweites Capitel.

Eagles-Court, eines der höchsten Cañons der Sierras, war in Wirklichkeit ein Tafelland-Plateau, eingefaßt wie ein ruhiger See von einer halbrunden Kette von Granit, welcher, sich noch zehntausend Fuß höher erhebend, ein Sitz für den ewigen Schnee ward. Die Berggeister des Raums und der Atmosphäre bewachten seine Abgeschiedenheit eifersüchtig und umgaben es mit Täuschung; es schien niemals genau das zu sein, was es war: der Reisende, welcher es vom Northridge zu seinen Füßen sah, fand beim Herabsteigen sich von ihm durch einen meilenlangen Abgrund und einen rauschenden Strom getrennt; diejenigen,

welche es auf einem scheinbar directen Fußweg zu erreichen strebten, verloren es nach dem Verlauf einer Stunde vollkommen aus dem Gesicht, oder kamen, wenn sie das Suchen aufgaben und den Weg zurückgingen, plötzlich in die Schlucht, durch welche man eintrat. Das, was von dem Ridge aus gesehen ein Gebüsch neben dem kleinen Wohnhaus zu sein schien, waren Bäume dreihundert Fuß hoch; der wohlgepflegte Rasen vor demselben, welchen der Reisende mit dem Taschentuch bedecken zu können meinte, war ein Feld von tausend Acres.

Das Haus selbst, hauptsächlich aus Dach und Veranda bestehend, war ein langes, niedriges, unregelmäßiges Gebäude, malerisch durch ländliche Säulen von Fichtenholz gestützt, an welchen noch die Rinde saß, und mit Wein und Kletterrosen bedeckt. Aber es war augenfällig, daß die durch die weite Ausdehnung der Bedachung hervorgebrachte Kühle mehr war, als der Architekt, welcher das Haus unter dem Einfluß eines unbeweglichen Sommerhimmels entworfen, wirklich beabsichtigt hatte; denn sie ward gemildert durch hellbrennende Feuer in offenen Herden, wenn das Thermometer in dem jenseitigen Felde 100 Grad zeigte. Der trockene ruhelose Wind, welcher die schlanken Maste der Fichten mit einem Ton, gleich dem der entfernten See, beständig wiegte, ließ, während er körperlicher Anstrengung im Freien einen Anreiz gab und der Ermüdung spottete, die im Hause verweilenden Bewohner dieser Höhen fröstelnd im Schatten, den sie suchten, oder er ließ sie versengen, wenn sie es wagen wollten, sich an der Sonne behaglich zu wärmen. Weiße Mousseline-Gardinen an den Balconthüren und Decken, Felle und schweres Pelzwerk, welche im Innern zerstreut waren, bezeichneten mit gewissen anderen reizenden aber unzusammenhängenden Einzelnheiten des Meublements die Unbeständigkeit des Klimas.

Eine coquette Andeutung davon war auch in dem Kostüme von Miß Kate Scott, als sie an jenem Morgen auf die Veranda hinaustrat. Ein breitrandiger Panamahut, wie die Männer ihn tragen, der zum Theil durch ein buntfarbiges um ihn geschlungenes Band geschlechtlos ward, aber genug Charakter behielt, um den hübschen Linien des Gesichts darunter Pikanterie zu geben, schirmte sie vor der Sonne; ein rothes Flanellhemd — ein anderes Beutestück vom Feinde — und eine dicke Jacke schützte sie vor der Strenge der Morgenbrise. Aber die nächste Unvereinbarkeit war von ihrer ganz besonderen und eigenen Wahl. Miß Kate trug immer die frischesten und leichtesten weißen Cambrick-Röcke ohne die geringste Rücksicht auf die Temperatur. Gegen die praktischen gesundheitlichen Einwände ihres Schwagers und die conventionelle Kritik ihrer Schwester vertheidigte sie sich mit derselben Entgegnung: „Wie soll man es sonst zeigen, wenn es in diesem lächerlichen Klima Sommer ist? Und dann ist Wolle schwer, die Farbe bleicht in der Sonne; so aber weiß man wenigstens, ob man rein oder schmutzig ist.“ Künstlerisch betrachtet war das Resultat weit davon entfernt, unbefriedigend zu sein; es war eine hübsche Figur unter den düsteren Fichten gegen den grauen Granit in dem stahlgrauen Himmel, und sie schien den gilbenden Feldern, von welchen die Blumen schon geflohen waren, etwas zu leihen, was sich mit blumenhafter Farbe von ihnen abhob. Ich glaube nicht, daß die wenigen männlichen Wanderer jener Gegend unzufrieden damit waren; in der That, einige hatten eine unverhohlene Bewunderung verrathen und sich neugierig dem Zauber ihrer gleichsam

in einen warmen Farbenschimmer getauchten Erscheinung hingegeben, bis sie der unbesieglichen Gleichgültigkeit von Miß Kate's kalten grauen Augen begegnet waren. Ihr Schwager kümmerte sich nicht um diese Kundgebungen; er hatte volles Vertrauen zu ihrer unerschütterlichen Theilnahmlosigkeit an der benachbarten Menschheit und ließ sie einsam und malerisch wandern oder begleitete sie ebenso frei von Sorge, wenn sie in ihrem dunklen grauen Kleid ausritt.

Denn Miß Scott, wiewohl erst zwanzig, hatte bereits die meisten ihrer mädchenhaften Illusionen einer reifen, kritischen Zergliederung unterworfen. Sie hatte ihre Schwester und ihre Mutter freiwillig nach Californien begleitet, in der ernsten Hoffnung, daß die Natur etwas enthielte, werth, ihr verkündet zu werden, und war enttäuscht zu finden, daß sie den Ertrag davon in ihrer Lectüre schon vorweggenommen hatte. Sie hoffte in diesem, ihr also geöffneten unconventionellen Leben eine unbestimmte Freiheit zu finden oder vielmehr Anderen zu zeigen, daß sie dieselbe vernünftig zu würdigen wisse; aber bis jetzt war sie noch nicht weiter gekommen, als dieser Freiheit in dem einzelnen bereits angedeuteten Punkte ihrer Kleidung Ausdruck zu geben.

Sie war erstaunt zu finden, daß einige der Männer und alle Frauen, die sie bisher getroffen, und von denen sie etwas zu lernen gehofft hatte, die Herkömmlichkeiten, welche sie zu verbergen glaubte, vielmehr schätzten und freiwillig die Ketten annahmen, die sie von sich geworfen zu haben meinte. Diese Kinder der Natur hatten sie mit eifrigen Fragen nach der von ihr aufgegebenen Civilisation belästigt oder reizten sie durch rohe Nachahmungen derselben. „Stelle Dir vor," hatte sie einer Freundin in Boston geschrieben, „wie ich Sue Murphy besuchte, welche sich der Damer-Tragödie erinnerte und einst einen Bären erschoß, der um ihre Hütte herumkroch, und denke Dir, daß sie mich um den Schnitt meines Paletots bat und wissen wollte, ob ‚Polonaisen' noch getragen würden." Mit größerer Bitterkeit noch erinnerte sich Miß Scott der romantischen Geschichte aus ihrer frühesten Jugend, welche von zwei Universitätsfreunden ihres Schwagers erzählt wurde. Diese Beiden lebten das „vollkommene Leben" in den Minen, arbeiteten in den Gräben mit einem Exemplar des Homer in ihren Taschen und schrieben Briefe über Philosophie in der freien Luft unter den Fichten. Als man sie aber einmal unerwartet in ihrem Arkadien besuchte, konnte man sie vor Schmutz kaum erkennen und sich aus den Familienbeziehungen, die ihre Hütte mit Mischlingskindern gefüllt hatte, nicht herausfinden.

Viel von dieser Enttäuschung hatte sie aus einem Gefühle von Stolz in sich verschlossen gehalten oder in ihren Beziehungen zu Mutter und Schwester nur leicht berührt. Denn Mrs. Hale und Mrs. Scott hatten keine Idole zu zertrümmern, keinen Enthusiasmus zu unterdrücken. In dem festen und unwandelbaren Bewußtsein ihrer eigenen Ueberlegenheit über das Leben, welches sie führten, und die Gesellschaft, die sie umgab, hatten sie frohen Muthes ihre Pflichten übernommen und erfüllten dieselben gewissenhaft. Diese Pflichten waren Ergebenheit für Hale's Interessen und gelegentliches Missionswerk unter den Nachbarn, welches, gleich dem meisten Missionswerk, mehr darin bestand, die eigenen Gedanken verständlich zu machen, als die der Zuhörer zu verstehen. Der Eifer der alten Mrs. Scott war zum Theil religiöser Natur und eine Erbschaft

von ihren puritanischen Vorfahren; Mrs. Hale dagegen zeigte die Leutseligkeit einer Dame und war erfüllt von der Verpflichtung, welche ihre Stellung ihr auferlegte. Hierzu kam jene leichte Abspannung der gebildeten amerikanischen Frau, deren Gesundheit durch die Geburt ihres ersten Kindes angegriffen worden ist, und deren Ansichten von Ehe und Mütterlichkeit von einem bösen Skepticismus gefärbt sind. Sie war ihrem Gemahl, welcher den Haushalt beherrschte, aufrichtig ergeben, mit dem schwachen Bewußtsein jener Theilung der Pflichten, welche die Stellung des Sultans in einem Serail zugleich so hervorragend und so unsicher macht.

Die Stellung John Hale's in seinem Familienkreise war eine herrschende, weil sie niemals der Kritik oder einem Vergleich ausgesetzt worden; aber aus demselben Grund auch eine gefährliche.

Mrs. Hale gesellte sich zu ihrer Schwester in der Veranda, und indem sie ihre Augen mit einer schmalen weißen Hand beschattete, blickte sie hinaus auf die Landschaft mit der vornehmen Gelassenheit einer gebildeten Dame. Die sengende Sonne, welche, wie Miß Kate einst angedeutet hatte, die Gewöhnlichkeit selbst war, gab ihr den Blick zurück, konnte jedoch auf ihrer blassen Wange kein Erröthen hervorbringen. Ebenso wenig konnte sie aber auch die zarte Anmuth ihres feinen Gesichtes mit seinen weichen grauen Schatten, oder die dunkle Sanftheit ihrer Augen verringern, deren blaugeränderte Lider eben jetzt durch das starke Licht in allerliebst unregelmäßige Linien gekräuselt wurden. Sie war groß und dünner als Kate und hatte zu Zeiten eine gewisse scheue Eckigkeit der Bewegung, welche ihr ein jungfräulicheres Aussehen gab, als ihrer unverheiratheten Schwester eigen war.

„Ich vermuthe, daß John sich auf der Höhe in irgend einer Geschäftsangelegenheit aufgehalten hat, sonst würde er bereits hier sein. Es ist kaum der Mühe werth, auf ihn zu warten, wenn Du nicht etwa ihm entgegen reiten willst. Du kannst Deinen Anzug wechseln," sagte Mrs. Hale, indem sie zweifelnd auf Kate's Kostüm blickte, „Dein Reitkleid anziehen und Manuel mitnehmen."

„Den einzigen Mann, den wir haben, und Dich allein lassen?" erwiderte Kate langsam, „nein."

„Die chinesischen Feldarbeiter sind ja noch da," sagte Mrs. Hale. „Du mußt Deine Vorstellungen berichtigen und sie wirklich in gewisser Beziehung für Menschen halten, Kate. John sagt, daß sie in ihrem eigenen Lande den Zwangsunterricht eingeführt haben und lesen und schreiben können."

„Das würde Dir wenig helfen, wenn Du hier allein wärest und — und —" Kate zögerte.

„Und was?" sagte Mrs. Hale lächelnd. „Denkst Du an Manuel's schreckliche Geschichte von den Spuren eines Bären, die sich diesen Morgen in den Feldern fanden? Ich verspreche Dir, daß weder ich noch Minnie bis zu Deiner Rückkunft aus dem Hause gehen werden, wenn Du es wünschest."

„Daran dachte ich nicht," sagte Kate, „wiewohl ich nicht glaube, daß das Schlagen einer chinesischen Trommel und die Anwendung von Kraftausdrücken das beste Mittel sind, um einen Bären vom Hause fortzuschrecken. Außerdem gehen die Chinesen heute den Strom hinab zu einer Beerdigung oder Hochzeit

oder einem Schmaus gestohlener Hühner — was Alles ungefähr auf Eins heraus kommt — und werden nicht hier sein."

„Dann nimm Manuel," erwiderte Mrs. Hale. „Wir haben die chinesischen Diener und die Indianerin Molly im Haus, um uns vor Gott weiß was zu schützen! Ich habe das größte Vertrauen zu Chy-Lee als einem Krieger und zu chinesischer Kriegführung überhaupt. Man braucht ihn nur einmal in Friedenszeiten pfeifen zu hören, um zu begreifen, wie schrecklich er werden kann. In der That, etwas Tödtlicheres, eine größere Seelenmarter als das Liebeslied, welches er uns gestern Abend sang, kann ich mir nicht vorstellen. Aber wirklich, Kate, ich fürchte mich nicht, allein zu bleiben. Du weißt, was John sagt: wir sollten immer auf Alles vorbereitet sein, was geschehen kann."

„Meine theure Josie," entgegnete Kate, indem sie ihren Arm um die Schwester schlang, „ich bin vollkommen überzeugt, wenn Jack mit den drei Fingern oder Bill mit den zwei Zehen oder Joaquim Murietta mit der rothen Hand selbst auf diese Veranda treten sollte, Du würdest ihn ruhig einladen, eine Tasse Thee zu nehmen, Dich nach dem Zustande des Weges erkundigen und auch der zartesten Anspielung auf den Sheriff Dich enthalten. Aber ich werde Manuel Dir nicht entziehen. Ich kann es wahrhaftig nicht auf mich nehmen, über seine Moral auf der Station zu wachen und ihn davon abzuhalten, „aguardiente" mit verdächtigen Charakteren an der Barre zu trinken. Es ist wahr, ‚er küßt meine Hand' in seiner Anrede, auch wenn er betrunken ist, und bietet mir seinen Rücken als Steigbügel an; aber ich denke, ich werde die nüchterne und ehrbare Familiarität des Wirthes aus dem Sike-Lande vorziehen, welcher sich begnügt zu sagen: ‚Spring, Mädchen, und ich will Dich fangen.'"

„Ich hoffe, Du hast Dein Benehmen deshalb gegen keinen der Beiden geändert," sagte Mrs. Hale mit einem schwachen Seufzer. „John wünscht gut Freund mit ihnen zu sein, und sie betragen sich in der letzten Zeit ganz anständig in Anbetracht des Umstandes, daß sie keinen Satz grammatikalisch richtig sprechen und den Gebrauch einer Gabel nicht kennen."

„Und nun zieht der Mann Handschuhe an und setzt einen hohen Hut auf, wenn er am Sonntag hierher kommen will, und die Frau besucht Dich nicht, bevor Du sie besucht hast," versetzte Kate; „vielleicht nennst Du das Verfeinerung. Das Factum ist, Josephine," fuhr das junge Mädchen fort, indem sie ihre Arme gravitätisch übereinander schlug, „wir sollten es uns nur eingestehen — diese Leute mögen uns nicht."

„Das ist unmöglich," sagte Mrs. Hale mit erhabener Einfalt; „Du magst sie nicht, willst Du sagen."

„Ich mag sie lieber als Du, Josie, und das ist der Grund, weswegen ich es fühle und Du nicht." Sie hielt an sich und fuhr nach einer Pause in leichterem Tone fort: „Nein; ich werde nicht nach der Station gehen, ich will heute Zwiesprach halten mit der Natur und „keinen Menschen mitnehmen, schönen Dank" wie Bill, der Kutscher, sagt. Adios."

„Ich wünschte, daß Kate diesen abscheulichen Jargon selbst im Spaß nicht brauchte," sagte Mrs. Scott in ihrem Schaukelstuhl an der Balconthür, als Josephine wieder in das Wohnzimmer eintrat, während ihre Schwester rasch davonschritt.

„Ich fürchte, sie nimmt das von den Leuten an der Station an. Sie sollte eine Zerstreuung haben."

„Ich überlegte gerade," sagte Josephine, indem sie nachdenklich auf ihre Mutter blickte, „ob ich John nicht veranlassen könne, sie diesen Winter nach San Francisco zu bringen. Die Carey's werden erwartet, wie Du weißt, und Kate könnte sie besuchen."

„Ich fürchte, wenn sie länger hier bleibt, so wird ihr nichts daran liegen, sie überhaupt zu sehen. Sie scheint für nichts mehr Interesse zu haben, was sie früher gern hatte," versetzte die alte Dame in einem klagenden Tone.

Während sie also kritisirt wurde, hatte Kate, dicht zugeknöpft in ihrer kurzen Jacke, ihre eigenen Gedanken mit sich fortgetragen. Ihren Hund Spot — der ihr gleichfalls eine Enttäuschung bereitet, indem er einst, seiner niedrigeren Natur nachgebend, ein Schaf zerriß — hatte sie zurückgejagt, da sie nicht wünschte, in ihren Rousseau-artigen Betrachtungen der Natur durch eine neue Schandthat ihres Gefährten unterbrochen zu werden. Die Luft war wirklich etwas frostig, und zuerst, seit sie diese Berge kannte, schienen die senkrechten Strahlen der Sonne ihrer Kraft beraubt. Dies veranlaßte sie rascher zu gehen, als sie selber wußte, denn in weniger als einer Stunde kam sie plötzlich und athemlos an die Mündung der Schlucht, welche den natürlichen Thorweg nach Eagles-Court bildet.

Was immer ein erhabenes Schauspiel der Pracht des Gebirges war, schien ihr heute fast furchtbar in seiner kalten, strengen Größe. Der sich verengende Paß verlor sich für einen Augenblick zwischen zwei gigantischen Granitpfeilern, welche mit ihren himmelanragenden Gipfeln so dicht zusammenstießen, daß Bäume, welche auf den entgegengesetzten Klippen des Felsens wuchsen, ihre Zweige miteinander vermischten und der schwebenden gothischen Wölbung dieses ungeheuren Thores den spitzbogenartigen Abschluß gaben. Sie erhob ihre Augen mit rasch klopfendem Herzen. Sie wußte, daß die verschlungenen Bäume über ihr so groß waren, wie diejenigen, welche sie eben verlassen hatte; sie wußte auch, daß der Punkt, wo sie sich begegneten, nur halbwegs die Klippe hinauf war, denn sie hatte einmal von dem luftigen Gipfel, von wo aus sie zu Buschwerk zusammengeschrumpft schienen, auf sie niedergeblickt; sie wußte, daß die Tannzapfen von ihnen, wenn sie geschüttelt wurden, tausend Fuß senkrecht herabfielen, oder wie ein flammender Schuß von den zerrissenen Mauern sprangen, gegen welche sie schlugen. Sie erinnerte sich, daß eine von diesen Fichten, aus ihrem hohen Felsensitz entwurzelt, einmal wie ein Fallgatter in den Thorweg hinuntergestürzt und, den Paß blockirend, nachmals nur mit der Gewalt von Stahl und Feuer wieder wegzubringen war. Indem sie ihr Haupt mechanisch bog, lief sie rasch durch den schattigen Durchgang und machte erst da Halt, wo der Anstieg auf der anderen Seite begann.

Hier war es, wo man von der wirklichen Lage des Plateaus, welches bei der ersten Annäherung so undeutlich erschien, einen Begriff bekam. Es stellte sich nun als eine unabhängige Erhöhung dar, welche auf drei Seiten von Schluchten und Wasserläufen umgeben und so beschränkt war, daß man sie von der beherrschenden Bergkette, mit welcher sie durch ein langes, zum Rücken empor führendes Cañon

zusammenhing, überblicken konnte. Am Ausgang dieses Cañon — in vergangenen Zeitaltern ein mächtiger Strom — hatte es den Anschein, als ob das Plateau langsam durch die Anschwemmung jenes Stromes und die von oben herabgewaschenen Trümmer gehoben worden sei — wie es sich in verkleinertem Maßstabe in den künstlichen Plateaus ausgegrabener und vor den Mündungen der Minentunnels aufgehäufter Erde wiederholt. Es war die Bestätigung einer, von den Bewohnern von Eagles-Court oft vergessenen Thatsache, daß das Thal unter ihnen, welches sie mit der umgebenden Welt verband, nur erreicht werden konnte, indem man das Gebirge wieder hinanstieg, und daß der nächste Weg über den höheren Bergrücken führte. Niemals zuvor hatte sich dies dem jungen Mädchen so stark eingeprägt, als an diesem Morgen, indem sie sich umwandte, um auf das Plateau unter ihr hinabzuschauen. Es schien die Ueberzeugung zu verbildlichen, welche sich langsam aus ihren Reflexionen über das Gespräch dieses Morgens entwickelt hatte. Es war möglich, daß das volle Verständniß eines höheren Lebens nur von einer noch größeren Höhe gewonnen werden konnte, und daß denen, welche halbwegs den Berg hinauf lebten, der Gipfel sich niemals so ganz in seiner wahren Gestalt zeigte, als den bescheidenen Einwohnern des Thales.

Ich bin nicht sicher, daß diese tiefen Wahrheiten sie davon abhielten, allerlei seltsame Farne und Beeren zu sammeln, oder ihre ruhigen grauen Augen für gewisse greifbare Veränderungen offen zu haben, die rings um sie her stattfanden. Sie hatte eine sonderbare Verdickung der Atmosphäre wahrgenommen, welche die Sonnenstrahlen verhinderten, hindurch zu dringen, ohne jedoch die Durchsichtigkeit der Luft zu verringern. Die entfernteren Schneegipfel waren deutlich zu sehen, wenngleich sie wie im Mondlicht erschienen. Dieser Effect war offenbar nicht durch Wolken oder Nebel hervorgebracht, sondern vielmehr durch ein Schwächerwerden der Sonne selbst. Das gelegentliche Schwirren von Flügeln über ihrem Haupt, das Vorüberrauschen großer Vögel am Felsdach und ein häufiges Rascheln im Unterholz, wie von heimlichem Vorbeischleichen eines Thieres, begannen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Alles das war so verschieden von der gewöhnlichen Stille dieser schweigsamen Einsamkeiten. Kate hatte keine Furcht vor wilden Thieren; sie war lange genug in den Bergen gewesen, um zu wissen, daß der harmlose Wanderer nichts zu besorgen habe, und setzte daher ihren Weg unerschrocken fort. Sie stieg einen jähen Pfad nieder, als sie plötzlich durch ein Krachen in den Büschen zum Stehen gebracht wurde. Es schien von der entgegengesetzten Neigung zu kommen, in einer geraden Linie mit ihr und offenbar auf demselben Pfad, den sie verfolgte. Das Krachen wiederholte sich dann wieder und wieder und immer tiefer unten, wie von Etwas, das niederging. Sie erwartete irgend einen gestürzten Baum oder ein abgerissenes Felsstück, welches auf seinem Wege nach der Tiefe der Schlucht durch das Dickicht brach, auftauchen zu sehen. Plötzlich aber ward das Laubwerk zur Seite gefegt und sie erblickte einen großen zottigen Bären, welcher auf dem Pfad an der entgegengesetzten Seite des Hügels halb rollte und halb watschelte. Wenige Minuten noch und sie würden am Fuße desselben einander gegenüber gestanden haben; als sie still hielt, waren kaum noch fünfzig Ellen zwischen ihnen. Sie schrie nicht auf; sie fiel

nicht in Ohnmacht; sie war nicht einmal erschrocken. Es schien nichts Furchtbares für sie in dem riesigen stupiden Thier zu sein, welches, durch das Rasseln eines von ihren herabsteigenden Füßen losgelösten Steines aufgehalten, sich langsam auf seinen Hinterbeinen erhob und sie mit kleinen, erstaunten Augen ansah. Auch schien es ihr, da sie sah, daß er ihr im Wege war, nichts Besonderes, einen Stein aufzunehmen, denselben in der Richtung auf ihn zu werfen und einfach zu rufen: „Tsch! weg da," wie sie nicht anders gethan hätte, wenn es eine Kuh gewesen wäre. Nicht einmal das schien ihr seltsam, daß der Bär wirklich fortging, indem er in die Büsche zurückkroch und gleich einer grotesken Figur in einer Verwandlungsscene verschwand. Erst als er fort war, ward sie von einem leichten Zittern und Schwindel ergriffen und kehrte mit etwas eiligen Schritten zurück, indem sie bei jedem Rascheln im Dickicht scheute. Als sie das große Felsenthor erreicht hatte, war sie zweifelhaft, ob sie über ihr Abenteuer erfreut oder betroffen sein sollte; aber sie beschloß, es für sich zu behalten.

Es war noch immer heftig kalt. Das Licht der Mittagssonne hatte noch mehr abgenommen, und als sie das Plateau wieder erreicht hatte, sah sie, daß eine schwarze Wolke, nicht ungleich der Vorläuferin eines Gewitters, über den schneeigen Gipfeln dort drüben brütete. Trotz der Kälte ward diese sonderbare Andeutung einer sommerlichen Naturerscheinung durch das ferne, lächelnde Thal und sogar durch das sanfte Gras zu ihren Füßen täuschender gemacht. Es schien ihr den Widersinn des Klimas auf die Spitze zu treiben, und mit einem halb ernsten, halb scherzhaften Protest auf den Lippen, eilte sie vorwärts, um den Schutz des Hauses zu suchen.

Drittes Capitel.

Zu Kate's Erstaunen war der untere Theil des Hauses verlassen, aber auf dem oberen Flur war eine ungewohnte Bewegung und der Klang schwerer Tritte. Auf dem peinlich sauberen Gang waren die fremden Zeichen bestaubter Füße und auf der ersten Stufe der Treppe ein Blutfleck. Mit einer plötzlichen und diesmal wirklichen Angst, welche sie ihr vorhergehendes Abenteuer ganz vergessen ließ, rief sie ungeduldig den Namen ihrer Schwester. Auf der Treppe war ein hastiges, jedoch unterdrücktes Rauschen von Kleidern, und Mrs. Hale, mit dem Finger an der Lippe, zog Kate ohne weitere Umstände in das Wohnzimmer, schloß die Thür und lehnte sich mit einem schwachen Lächeln gegen dieselbe. Sie hatte ein zerknittertes Blatt in der Hand.

„Beunruhige Dich nicht, sondern lies das erst," sagte sie, indem sie ihrer Schwester das Blatt einhändigte, „'s ward eben gebracht."

Kate erkannte augenblicklich ihres Schwagers deutliche Handschrift. Sie las eilig: „Unsere Kutsche ward in der letzten Nacht beraubt; Niemand verletzt. Ich habe nichts verloren, als einen Tag, da diese Geschichte mich bis morgen hier aufhalten wird, wo Manuel mir mit einem frischen Pferd entgegen kommen kann. Da der Ueberbringer einen Umweg macht, um Dir dies einzuhändigen, laß es ihm an nichts fehlen."

„Nun?" sagte Kate erwartungsvoll.

„Nun, die Räuber, welche auf dem Ridge lauerten, feuerten auf den Ueber-

bringer. Er ward am Bein verwundet. Glücklicher Weise ward er durch seinen Freund, mit dem er eine Zusammenkunft verabredet hatte, aufgefunden und als nach dem nächsten Orte hierher gebracht. Er liegt oben im Bette im Fremdenzimmer, und der Freund, der nicht von seiner Seite weichen will, ist bei ihm. Er will nicht einmal, daß Mutter im Zimmer bleibe. Sie haben das Blut mit John's Verbandzeug gestillt, und nun, Kate, hier ist eine Gelegenheit für Dich, den Werth Deiner Erziehung in der Ambulanzclasse zu zeigen. Die Kugel muß herausgezogen werden. Hier kannst Du Dich nützlich machen."

Kate blickte neugierig auf die Schwester. Auf ihren bleichen Wangen war ein schwaches Erröthen und ihre Augen funkelten sanft. Sie hatte sie niemals zuvor so hübsch gesehen.

„Warum hast Du nicht Manuel sogleich nach einem Arzte geschickt?" fragte Kate.

„Der nächste Arzt wohnt fünfzehn Meilen weit und Manuel ist nirgends zu finden. Vielleicht ist er hinausgegangen, um nach dem Vieh zu sehen. Es soll Schnee in der Luft sein; denke Dir die Thorheit."

„Aber wer sind die Fremden?"

„Sie nennen einander Freunde, wie wenn das ein Beruf wäre. Der Verwundete war, wie ich vermuthe, ein Passagier."

„Aber wie sehen sie denn aus?" fuhr Kate fort; „ich denke wie alle Anderen."

Mrs. Hale zuckte die Schultern. „Der Verwundete, wenn er nicht in Ohnmacht liegt, lacht beständig. Der Andere ist ein Geschöpf mit einem Schnurrbart und finster über alle Beschreibung."

„Was willst Du mit ihnen anfangen?" sagte Kate.

„Was soll ich thun? selbst ohne John's Brief würde ich den Schutz meines Hauses einem verwundeten und hilflosen Manne nicht versagen. Ich werde ihn natürlich hier behalten, bis John kommt. Fürwahr, Kate, ich glaube wirklich, Du bist so eingenommen gegen diese Leute, daß Du sie hinauswerfen würdest — aber ich vergaß! Du fürchtest Dich vor ihnen, weil Du sie so gern hast. Nun, Du brauchst keine Angst zu haben, Dich dem verführerischen Zauber des verwundeten Straßensängers — denn das ist er ohne Zweifel — oder dem des Unaussprechlichen auszusetzen, welcher die Schüchternheit selber ist und nicht wagen würde, seine Augen zu Dir zu erheben."

Man hörte draußen auf dem Gang einen zaghaften, zögernden Schritt, der vor der Thür still hielt, sich fortbewegte und wieder zurückkehrte, bis endlich ein leises Klopfen die Absicht desselben verrieth.

„Er ist es, ganz gewiß," sagte Mrs. Hale mit einem unterdrückten Lächeln.

Kate warf die Thüre mit kräftigem Stoße auf, zur großen Bestürzung einer hohen, dunklen Gestalt, die von derselben bereits wieder fortgeschlichen war. Bei alledem sah der Bursche hübsch genug aus, mit einem Schnurrbart so lang und fast so biegsam wie eine Locke. Kate konnte auch nicht umhin zu bemerken, daß seine Hand, welche an seinem Schnurrbart mit nervöser Erregung zupfte, weiß und dünn war.

„Entschuldigen Sie," stammelte er, ohne seine Augen zu erheben, „ich suchte

die — die — die alte Dame. Ich — ich bitte um Verzeihung. Ich wußte nicht, daß Sie — die — jungen Damen — hier wären. Ich beabsichtigte — ich wollte nur sagen, daß mein Freund" — er hielt inne bei dem leichten Lächeln, welches rasch über Mrs. Hale's Lippen glitt, und sein bleiches Gesicht röthete sich in einem Anfall von Aerger.

„Ich hoffe, es geht ihm nicht schlechter," sagte Mrs. Hale etwas lebhafter als sonst ihre Gewohnheit. „Meine Mutter ist augenblicklich nicht hier. Kann ich — können wir — dies ist meine Schwester — sie nicht vertreten?" Ohne das Auge zu erheben, warf er von unten her auf Kate einen Blick, der, verwirrt und kurz wie er war, dennoch nichts von bäuerlichem Ungeschick hatte.

„Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig, aber mein Freund fühlt sich ein wenig kräftiger, und wenn Sie mir vielleicht ein übriges Pferd leihen können, so würde ich versuchen, ihn diese Nacht auf die Höhe zu bringen."

„Aber Sie werden ihn doch nicht so bald von uns fortnehmen," sagte Mrs. Hale mit einem matten Ausdruck von Besorgniß, in welchem Kate jedoch einen gewissen Grad wirklichen Gefühles entdeckte. „Warten Sie wenigstens, bis mein Gatte morgen zurückkommt."

„Er wird morgen nicht hier sein," sagte der Fremde hastig. Er hielt an sich und verbesserte sich rasch. „Das heißt, es ist nicht sicher, daß sein Geschäft so rasch beendet sei, sagte mein Freund."

Nur Kate bemerkte, daß er sich versprochen; aber sie bemerkte auch, daß es ihrer Schwester entgangen sei. „Sie meinen," sagte sie, „daß Mr. Hale aufgehalten werden kann?"

Er fuhr sie in fast barschem Tone an. „Ich meine, daß es dort oben bereits schneit," und er zeigte durchs Fenster nach der Wolke, welche Kate bemerkt hatte: „wenn sie tiefer in den Paß herabkommt, so werden die Wege gesperrt sein. Ich halte deshalb für besser, daß wir den Versuch machen und sogleich aufbrechen."

„Aber wenn es wahrscheinlich ist, daß Mr. Hale vom Schnee aufgehalten wird, so gilt das Gleiche für Sie," sagte Mrs. Hale, als ob sie an den Ernst der Sache nicht glaube; „und Sie sollten lieber versuchen, es Ihrem Freunde hier behaglich zu machen, als ihn in seinem schwachen Zustande der Ungewißheit auszusetzen. Wir werden unser Bestes für ihn thun. Meine Schwester sehnt sich nach einer Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit in der Heilkunde zu zeigen," fuhr sie fort, mit einer unerwarteten Schelmerei, welche Kate's Erstaunen und Verwirrung nur noch steigerte. „Ist es nicht so, Kate?"

Zweideutig, wie das Schweigen des jungen Mädchens erscheinen mußte, war sie doch unfähig, die einfachste ausweichende Antwort zu geben. Ein Impuls, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, hielt sie wie in einem Bann und machte sie sprachlos. Der Fremde wartete indessen nicht auf ihre Erwiderung, sondern sagte mit einem raschen und hastigen Blick durch das Zimmer: „Es ist unmöglich; wir müssen fort. In der That, ich habe mir bereits die Freiheit genommen, die Pferde herzubestellen. Sie sind schon vor der Thür. Sie können sich darauf verlassen," fügte er mit plötzlichem Ernst hinzu, indem er seine dunklen Augen zu Mrs. Hale erhob und ebenso rasch wieder senkte, „daß Ihr Pferd so-

fort wieder zurückgebracht werden wird und — und — daß wir Ihre Güte nicht vergessen werden." Er hielt inne und wandte sich nach der Halle. „Ich — ich habe meinen Freund heruntergebracht. Er wünscht Ihnen zu danken, bevor er geht."

Während er in der Halle stehen blieb, schritten die beiden Frauen nach der Thür. Zu ihrem Erstaunen lag der verwundete Mann halb zurückgelehnt auf einem Rohrsopha, und was von seiner schmächtigen Gestalt gesehen werden konnte, war in einen dunklen Mantel gehüllt. Sein bartloses Gesicht gab ihm etwas seltsam Knabenhaftes, was zu den ausgeprägten Linien seiner Schläfen und Stirn durchaus nicht stimmte. Bleich und von Schmerz gequält, wie er offenbar war, zwinkerten seine blauen Augen von innerstem Vergnügen. Nicht nur zeigte sein Benehmen einen ausgesprochenen Gegensatz zu der düsteren Unbehaglichkeit seines Gefährten, sondern er schien auch in der ihn umgebenden Gruppe der Einzige zu sein, dem vollständig wohl war.

„Es ist vielleicht unschicklich, Sie hier heraus kommen zu lassen, um sich von mir zu verabschieden," sagte er mit einem wohllautenden Lachen, das sehr ansteckend war, „aber Ned da, welcher mich die Treppe herunterbrachte, that es nicht anders, als mich in seinen Armen wie ein Baby durch das ganze Haus zu tragen, damit ich Ihnen Allen ‚ta-ta' sagen könne. Entschuldigen Sie, daß ich nicht aufstehe; aber ich fühle mich so unsicher und außerhalb meines Elements wie eine Meerjungfrau," fügte er mit einem boshaften Blick auf seinen Freund hinzu. „Ned beschloß, daß ich fortgehen solle, aber ich muß zuerst der alten Dame Lebewohl sagen. Ah, hier ist sie."

Zu Kate's äußerstem Befremden ließ nicht nur ihre Schwester die unstatthafte Familiarität dieser Worte unbeachtet und ohne Verweis hingehen, sondern ihre eigene Mutter näherte sich rasch mit dem vollen Ausdruck lebhafter Sympathie und bemühte sich, mit dem Gewicht ihrer Jahre und einer fast mütterlichen Besorgniß, dem Kranken davon abzureden, daß er sie verlasse. „Dies ist nicht mein Haus," sagte sie, indem sie auf ihre Tochter blickte, „aber wenn es wäre, so würde ich nicht dulden, daß Sie fortgingen, nicht nur nicht heute, sondern bis jede Gefahr vorüber. Josephine! Kate! wie könnt Ihr nur daran denken, es zu gestatten? Wohlan denn, ich verbiete es — ich."

Hatten sie plötzlich den Verstand verloren, oder waren sie verhext von diesem trübseligen Eindringling und seinem unerträglich familiären Vertrauten? Der Mann war verwundet, das war nicht in Abrede zu stellen, und Menschlichkeit gebot, ihm Obdach zu gewähren. Aber hier sah Kate ihre strenge Mutter, welche nicht in das Zimmer kommen wollte, wenn Whisky-Dick einen Geschäftsbesuch machte, beide Hände des Kranken drücken, während ihre Schwester, welche für die gewöhnlichen Sterblichen der Nachbarschaft niemals einen Finger ausstreckte, mit sichtlichem Beifall zuschaute.

Plötzlich führte der Verwundete Mrs. Scott's Hand an seine Lippen, küßte sie artig und bemühte sich, wobei sein Lächeln ganz verschwand, auf die Füße zu kommen. „Es geht nicht, — wir müssen fort, gib mir Deinen Arm. Und rasch! Sind die Pferde bereit?"

„Himmel!" sagte Mrs. Scott erschrocken, „ich vergaß zu sagen, daß das

Pferd nirgends gefunden werden kann. Manuel muß es heute Morgen mitgenommen haben, aber er wird sicherlich heut Abend zurückkommen, und wenn morgen —"

Der Verwundete sank in seine sitzende Stellung zurück. „Ist Manuel Ihr Diener?" fragte er finster.

„Ja!"

Die beiden Männer wechselten Blicke.

„Mit einem Mal auf der linken Wange und ein guter Trinker?"

„Ja," sagte Kate, die ihre Stimme wiederfand, „aber warum?"

Der vergnügliche Blick erschien wieder in den Augen des Mannes. „Auf solche Art Leute ist nicht sicher zu warten. Wir müssen unser eigenes Pferd nehmen, Ned. Bist Du fertig?"

„Ja."

Der Verwundete machte noch einmal den Versuch aufzustehen. Er fiel zurück, aber diesmal ganz schwer; er war in Ohnmacht gesunken.

Unwillkürlich und gleichzeitig eilten die drei Frauen an seine Seite.

„Er kann nicht fort," sagte Kate plötzlich.

„In einem Augenblick wird es ihm besser gehen."

„Aber nur für einen Augenblick. Wird denn nichts Sie veranlassen, Ihren Entschluß zu ändern?"

Wie zur Antwort trieb ein plötzlicher Windstoß einen Regenschauer gegen das Fenster.

„Das wird es," sagte der Fremde bitter.

„Der Regen?"

„Eine Meile von hier ist es Schnee; und bevor wir mit diesen Pferden den Gipfel erreicht haben könnten, würde der Weg nicht mehr passirbar sein."

Er machte eine leichte Bewegung für sich selbst, wie wenn er sich in eine unvermeidliche Niederlage füge, und wandte sich zu seinem Gefährten, welcher unter der thätigen Sorgfalt der beiden Frauen langsam wieder erwachte. Mit einem schwachen Lächeln blickte der Verwundete um sich. „Dies ist auch ein Weg, um abzugehen," sagte er matt; „aber ich hätte das ebenso gut auf der Landstraße thun können."

„Du kannst jetzt nichts thun," sagte sein Freund entschieden. „Bevor wir zur Schlucht gelangen, wird der Weg für unsere Pferde nicht mehr zu passiren sein."

„Für jedes Pferd?" fragte Kate.

„Für jedes Pferd, für jeden Mann oder jedes Thier, möchte ich sagen. Wo wir nicht hinaus können, da kann Keiner herein," fügte er hinzu, als ob er ihre Gedanken beantworte. „Ich fürchte, daß Sie Ihren Schwager morgen früh nicht sehen werden. Aber ich will recognosciren, sobald ich kann, ohne ihn zu quälen," sagte er, indem er besorgt nach dem hilflosen Mann hinblickte; „ich denke, er hat seinen Theil Schmerz bekommen, und die erste Pflicht ist, seine Lage erträglicher zu machen." Es war die längste Anrede, die er an sie gerichtet, und es war das erste Mal, daß er ihr offen ins Gesicht geblickt; seine scheue Rastlosigkeit hatte einer dumpfen Verzweiflung Platz gemacht, weniger zerstreut, aber

kaum schmeichelhafter für seine Wirthinnen. Indem er seinen Gefährten sanft in die Arme nahm, als wenn dieser ein Kind gewesen wäre, stieg er die Treppe wieder hinan, und Mrs. Scott, sowie die hastig hinzugerufene Molly, folgten mit überströmender Sorgfalt.

Sobald sie im Wohnzimmer allein waren, wandte sich Mrs. Hale an ihre Schwester: „Wenn unsere Fremden nicht ebenso danach verlangt hätten, fortzugehen, als Du sie los werden zu wollen scheinst, so würde Deine Ungastlichkeit mich erschreckt haben. Was ist über Dich gekommen, Kate? Du hast mir oft vorgeworfen, gerade gegen Leute dieser Art nicht höflich genug gewesen zu sein."

„Aber wer sind sie?"

„Wie soll ich das wissen? hier ist der Brief Deines Schwagers."

Sie sprach von ihrem Manne gewöhnlich als „John". Es entging dem weiblichen Gemüth nicht, daß mit dieser leisen Andeutung der Verwandtschaft auch eine Uebertragung der Verantwortlichkeit beabsichtigt sei. Kate fühlte sich ein wenig bestürzt und schuldbewußt.

„Ich meinte nur, daß Du nicht einmal ihre Namen kennst."

„Das war nicht nothwendig, um ihnen ein Bett und Verbandzeug zu geben. Lauten Deine Ambulanzvorschriften beim Vorkommen eines Unfalls etwa so: „erst lege den Leidenden auf den Rücken und frage ihn nach seinem Namen und seinen Familienbeziehungen?" Außerdem kannst Du den Einen Ned und den Anderen George nennen, wenn es Dir beliebt."

„Oh, Du weißt, was ich meine," sagte Kate gleichgültig. „Welcher ist George?"

„George ist der Verwundete," sagte Mrs. Hale, „nicht der, welcher mit Dir mehr sprach als mit einer von uns. Ich vermuthe, der arme Mensch war erschreckt und las in Deinen Augen den Befehl, sich zu entfernen."

„Ich wollte, John wäre hier."

„Ich glaube nicht, daß wir in seiner Abwesenheit Etwas zu befürchten haben von Männern, deren einziger Wunsch ist von uns fortzukommen. Aber ich muß gehen und mich nach dem Patienten umsehen; ich hoffe, sie haben ihn wieder sicher ins Bett gebracht," und indem sie ihrer Schwester zunickte, stieg sie die Treppe hinan.

Unbehaglich und verwirrt, sie wußte nicht warum, suchte Kate ihr Zimmer auf; und indem sie dasselbe betrat, ging sie ans Fenster — diesen ersten und letzten Zufluchtsort eines bedrückten Gemüths — und schaute hinaus. Als sie ihre Augen in die Richtung ihres Morgenspaziergangs wandte, mit einer Empfindung, als ob sie geblendet sei, rieb sie zuerst ihre Augen und dann die vom Regen verdunkelten Fensterscheiben. Es war keine Täuschung, die ganze Landschaft, die ihr so vertraut, war ein einziges, weites Feld von todtem, farblosem Weiß! Bäume, Felsen, sogar die Ferne selbst, waren in diesen wenigen Stunden verschwunden. Eine ebene, schattenlose, bewegungslose weiße See füllte den Horizont. Auf jeder Seite schien eine ungeheure Schneemauer die Welt auszuschließen wie mit einem Leichentuch. Das grüne Plateau vor ihr, mit seinen Rasenabhängen und seiner Einfassung von Tannen und Baumwollholz, lag allein wie ein Sommereiland in dieser gefrorenen See.

Ein plötzliches Verlangen, diese Naturerscheinung mehr in der Nähe zu sehen und die Grenzen dieses neuen, eingeengten Lebens kennen zu lernen, ergriff Kate, und gewohnt wie sie war selbständig zu handeln, nahm sie einen Regenmantel, zog die Kapuze übers Haupt und schlüpfte unbemerkt aus dem Haus. Der Regen fiel stetig den hinabführenden Pfad entlang, auf welchem sie ging; aber kaum eine Meile weiter, indem sie die Schlucht durchschritt, begann die winterliche Ferne ihren Sinn mit unentrinnbarem Schneefall zu verwirren. Mit fieberhafter Erregung eilte sie nieder und kam zuletzt in Sicht der gewölbten Granitportale ihres Reiches. Aber der erste Blick durch das Felsenthor zeigte, daß es wie mit einem weißen Fallgatter geschlossen sei. Kate erinnerte sich, daß der Pfad jenseits des Berges zu steigen begann, und wußte, daß, was sie sah, nur die Bergseite sei, welche sie diesen Morgen zum Theil hinangeklommen war; aber der Schnee war auf seiner Flanke schon niedergebrochen und der Ausgang auf den Pfad thatsächlich gesperrt. Athemlos zurückeilend nach dem höchsten Theile des Plateaus — dem Felsen hinter dem Haus, der hier jählings in das regenfinstere Thal abstürzte — suchte sie in den schwindelnden Tiefen umsonst nach einem unentdeckten oder vergessenen Pfad längs seiner Wand. Aber ein einziger Blick überzeugte sie von seiner Unnahbarkeit. Das Thor der Schlucht war in der That ihr einziger Ausweg nach der Ebene unten. Sie blickte zurück in den fallenden Schnee, bis sie sich einbildete, sie könne in den einander kreuzenden und wieder kreuzenden Linien die sich bewegenden Maschen eines Gewebes sehen, welches von unsichtbaren und unerbittlichen Fingern um sie gewoben werde.

Halb erschreckt wollte sie sich abwenden, als sie, einige Schritte entfernt, die Gestalt Ned's sah, des Fremden, der anscheinend ebenfalls in den düsteren Anblick verloren schien. Er war in eine schwarze, mit Silber verbrämte „Serape“[1]) gehüllt, deren Falten sich eng an ihn schmiegten, und die breite vom Wind zurückgeschlagene Krämpe seines eingedrückten Hutes ließ die schwarzen, glänzenden Locken auf seiner weißen Stirne sehen. Indem er sich von dem Felsen abwandte, standen sie einander gegenüber, Angesicht in Angesicht. „Es sieht dort drüben nicht sehr ermuthigend aus,“ sagte er ruhig, als ob das Unvermeidliche der Lage ihn von seiner früheren Schüchternheit befreit habe; „es ist sogar schlimmer als ich erwartet, der Schnee muß dort schon in der vorigen Nacht begonnen haben und es sieht aus, als ob er bleiben wolle.“ Er hielt für einen Augenblick inne und sagte dann, seine Augen zu ihr erhebend:

„Ich vermuthe, Sie wissen, was dies bedeutet.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich dachte mir's. Nun, es bedeutet, daß Sie hier von jeder Verbindung, jedem Verkehr mit irgend Jemandem außerhalb dieses Cañons vollständig abgeschnitten sind. In diesem Augenblick liegt der Schnee fünf Fuß hoch über dem einzigen Pfad, auf welchem man durch jenes Thor herein oder hinaus kann. Ich

[1]) Eine mit der Hand gewebte mexikanische Decke, mit einer Oeffnung in der Mitte für den Kopf. Die Serape dient bei kaltem Wetter den Männern als Ueberrock. — Vergl. Köhler, Wörterbuch der Americanismen.

hoffe Sie nicht zu beunruhigen, denn wirkliche persönliche Gefahr ist nicht vorhanden; ein Wohnsitz wie der Ihre sollte mit Vorräthen wohl versehen sein und sich, soweit das einfach Nothwendige und sogar gewisse Bequemlichkeiten in Betracht kommen, selbst erhalten können. Sie haben Holz, Wasser, Vieh und Wild zu Ihrer Verfügung; aber für zwei Wochen wenigstens werden Sie ganz isolirt sein."

„Für zwei Wochen!" rief Kate, indem sie bleich ward — „und mein Schwager!"

„Er weiß jetzt Alles und ist wahrscheinlich von der Sicherheit seiner Familie so überzeugt wie ich es bin."

„Für zwei Wochen!" fuhr Kate fort; „unmöglich, Sie kennen meinen Schwager nicht, er wird irgend ein Mittel finden, um zu uns zu gelangen."

„Ich will es hoffen," entgegnete der Fremde ernsthaft; „denn was ihm möglich, ist es auch uns."

„Verlangt es Sie denn so sehr, fortzukommen?" entfuhr es Kate.

„Sehr."

Die Antwort war in ihrer Art nicht unhöflich, aber soweit davon entfernt galant zu sein, daß Kate aufs Neue einen widersinnigen Aerger darüber empfand. Aber bevor sie etwas sagen konnte, fügte er hinzu: „Und ich hoffe, Sie werden, was auch geschehen möge, nicht vergessen, daß ich mein Möglichstes that, hier nicht länger zu bleiben, als für *ihn* nothwendig war."

„Sicher," entgegnete Kate und fügte dann etwas ungeschickt hinzu: „ich hoffe, er wird bald wieder gesund sein." Sie schwieg, und ihren Schritt beschleunigend, sagte sie eilig: „Ich muß meiner Schwester diese schreckliche Neuigkeit mittheilen."

„Ich denke, sie ist darauf vorbereitet. Wenn ich etwas für Sie thun kann, so hoffe ich, Sie werden es mich wissen lassen. Vielleicht kann ich Ihnen einigermaßen nützlich sein. Ich werde morgen damit beginnen die Wege auszukundschaften, denn das Beste, was wir möglicherweise für Sie thun können, ist, uns davon zu machen; aber ich kann eine Flinte mitnehmen, und die Wälder sind voll von Wild, welches der Schnee von den Bergen heruntergetrieben hat. Erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas zeige, was Sie vielleicht nicht bemerkt haben." Er stand still und wies nach einer kleinen Erhöhung von geschütztem Strauchwerk und Granit, welche auf dem Berge gegenüber von dem umgebenden Schnee sich noch schwarz abhob. Sie schien dicht bedeckt zu sein mit Gegenständen, die sich bewegten. „Es sind wilde Thiere, welche vor dem Schnee geflohen sind," sagte der Fremde; „das größte unter ihnen ist ein Bär, ferner sind dort ein Panther, Wölfe, wilde Katzen, ein Fuchs und einige Bergziegen."

„Eine schlecht assortirte Gesellschaft," sagte das junge Mädchen.

„Unglück macht sie zu Gefährten. Sie sind zu sehr in Angst, um einander jetzt Schaden zuzufügen."

„Aber später werden sie einander auffressen?" sagte Kate, indem sie einen verstohlenen Blick auf ihren Gefährten warf.

Er erhob seine langen Wimpern und begegnete ihren Augen. „Später — vielleicht; aber nicht in einem Rettungshafen."

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Ueber Frauenbildung.

Zwei Vorträge gehalten im Berliner Victoria-Lyceum

von

Heinrich von Sybel.

I.

(14. October 1883.)

Verehrte Versammlung!

Wohl Niemand unter uns hat heute diesen Saal ohne ein Gefühl ernster Wehmuth betreten. Seit der Entstehung unseres Lyceums wird an diesem Tage sein Studienjahr zum ersten Male ohne die Gegenwart seiner trefflichen Gründerin, Miß Archer, eröffnet; zum ersten Male vermissen wir in diesem Kreise sie, welche Mittelpunkt und Seele desselben war, welche ihre gesammte reiche Begabung, ja, welche ihr ganzes persönliches Dasein in den Dienst des von ihr begonnenen Werkes gestellt und damit die in seltener Weise glänzende und fruchtbare Entwicklung desselben ermöglicht hatte. Wie könnten wir also diese Stunde besser verwenden, als zu einem Rückblicke auf die glückliche Vergangenheit unseres Instituts, zu einer Erinnerung an die Ziele, welche Miß Archer bei seiner Gründung im Auge hatte, an das Verfahren, mit welchem sie die Aufgabe der Lösung entgegen geführt, an die Gesinnung, in der sie zum leuchtenden Vorbild für jeden Nachfolger geworden ist?

Miß Archer ist mit einer Seele voll von Bildungsdurst, mit einem Herzen voll von Thatendrang und Menschenliebe in beschränkter und wenig anregender Umgebung aufgewachsen. Nach ihren eigenen Aussagen war der Unterricht, den sie im Elternhause empfing, ein durchaus geringfügiger; früh verwaist, suchte sie durch Lehren zu lernen, erkannte aber bald die Unzulänglichkeit ihrer Vorbereitung, und ein für alle Mal zur Erlangung geistiger Selbständigkeit entschlossen, riß sie sich von den drückenden heimischen Verhältnissen los, um in Deutschland ihren Weg von vorne zu beginnen. Nachdem sie eine Zeit lang die Schülerin eines Lüneburger Instituts gewesen, siedelte sie nach Berlin über, wo sie mehrere Jahre hindurch in dem bescheidenen Berufe einer englischen Sprachlehrerin Gelegenheit zur Entwicklung ihres großen Lehrtalentes fand, und zugleich mit rast-

losem Fleiße an der Stärkung und Erweiterung der eignen Ausbildung arbeitete. So kam sie vorwärts, im vollsten Sinne des Wortes auf eignen Füßen, in autodidaktischem Streben. Denn auch in Lüneburg wie in der Heimath hatte die Schule ihr wenig mehr gegeben, als ein klareres Bewußtsein über die engen Grenzen ihres Wissens und über die bleibende Ungeübtheit ihrer geistigen Kräfte; mit schwerer Mühe suchte sie darauf sich selbst eine Bahn, wie bei dem Ersteigen alpiner Höhen, auf welcher jeder Fortschritt, anstatt zu ermüden, die Frische zu neuem Emporbringen vermehren sollte. Wie weit schon damals bei ihr ein deutlich angeschautes System der Frauenbildung und Frauenerziehung herangereift war, lasse ich dahingestellt: jedenfalls hatte sie an sich selbst den höchsten Grundsatz jeder echten Schule erprobt, nach solchen Kenntnissen zu streben, welche für das ganze Leben die Fähigkeit weiteren Lernens zu geben vermöchten.

Ich erwähnte ihr großes Lehrtalent. Es entsprang vor Allem aus dem mit warmer, stetiger Liebe erfüllten Herzen der Lehrerin. Bei ihr war Unterrichten nicht bloß eine Mittheilung wissenschaftlicher Notizen, sondern Ausströmen ihrer ganzen Persönlichkeit. So trocken der Lehrstoff eines elementaren Sprachunterrichts erscheinen mag, bei ihr empfand der Zögling ununterbrochen die Fürsorge für sein individuelles Bedürfen, das Eingehen auf seine Stärken und seine Schwächen, das lebhafte Streben, ihn rasch und leicht zum Ziele emporzuheben. So erblühte, aus der Ueberlieferung grammatischer Regeln und Vocabeln, gerade bei den besten Schülerinnen am sichersten, ein schönes persönliches Verhältniß von Neigung und Dankbarkeit und gegenseitigem Vertrauen. Es war für unsere Freundin der erquicklichste Lohn, der ihrer an sich so monotonen Arbeit zu Theil werden konnte. Aber allerdings, es waren nicht immer erfreuliche Beobachtungen, zu welchen dieser Verkehr ihr Veranlassung gab. Je mehr ihr die Schülerinnen Herz und Sinn eröffneten, desto häufiger hatte sie bei den Einen den Mangel an geistigem Interesse, bei den Andern die Oberflächlichkeit der erlangten Kenntnisse, und endlich bei den Strebsamsten die geistige Rathlosigkeit und Unbehilflichkeit zu weiteren Arbeiten wahrzunehmen. Wie oft vernahm sie die Klage, daß nach absolvirter Töchterschule dem Mädchen, abgesehen von einzelnen Vorträgen oder Privatstunden, jede Hilfe zu weiterer Ausbildung fehle; während der Knabe vom Gymnasium zur Universität, von der Realschule zum Polytechnicum eile, sei das Mädchen auf sich allein, auf die Privatlectüre, gewiesen, ohne zu wissen, wohin zu greifen, wo den gewünschten Stoff zu finden, und wenn sie ihn gefunden, vor falscher Auffassung gesichert zu sein; die Mutter habe nur zu häufig selbst keinen Rath, der Vater sei draußen durch Amt und Geschäft in Anspruch genommen; dazu sage alle Welt, die weibliche Natur sei zum Familienleben und zur Gesellschaft, aber nicht zur Gelehrsamkeit berufen, und spotte über jede ernstere Regung weiblicher Wißbegier; da sei es freilich kein Wunder, wenn so viele junge Mädchen in ein leeres und frivoles Dasein versänken. Miß Archer wurde durch diese sich stets erneuernden Klagen auf das Lebhafteste angeregt; an der Richtigkeit derselben hatte sie nach ihren Beobachtungen an sich selbst und in der Gesellschaft keinen Zweifel: mit der ganzen Elasticität ihrer kräftigen Natur kam sie zu dem Entschlusse, hier müsse etwas geschehen. Etwas? Aber was denn? Irgend etwas, rief ihr menschenfreundliches Herz, koste es, was es

wolle. Und nun zeigte sich, welche Fülle der Begabung der Geist dieser Sprachlehrerin in sich schloß: idealen Schwung, um eine große Aufgabe zu erfassen, und dabei eine ganz praktische, ganz berechnende Klugheit, die richtigen Schritte zur Lösung zu finden; enthusiastisches Drängen, um ja keinen Augenblick zu versäumen, und dabei eine unerschütterliche Geduld bei jedem Hinderniß, bei jeder Verzögerung und jedem Hinhalten; eine mädchenhafte Schüchternheit im persönlichen Hervortreten, und dabei einen entschlossenen Muth, eine feste Sicherheit, wo es für die Sache einzustehen galt. Sie besaß, was schöpferische Naturen kennzeichnet, die seltene Verbindung heißer Phantasie und besonnenen Verstandes; sie besaß, um den letzten Grund zu bezeichnen, die überströmende selbstlose Nächstenliebe, die ihr den Glauben an die gute Sache lebendig erhielt und ihr die Hoffnung auf den guten Erfolg nie verlöschen ließ.

Etwas sollte geschehen. Aber was? Es sollte zunächst eine Gelegenheit zu höherer Fortbildung für die Abiturienten der Töchterschule geschaffen werden. Also vielleicht etwas wie eine Universität für Mädchen? Miß Archer wies die Vorstellung entschieden ab; für einen Unterricht dieser Art sei die unerläßliche Vorbereitung nicht vorhanden. Oder ein Mädchen-Gymnasium? oder eine Realschule? Aber wo würde sie die Mittel zu solchen bleibenden geschlossenen Organisationen finden, sie, die Fremde, wenig Bekannte, wenig Begüterte? Nun stand damals die Mode der „öffentlichen Vorträge" in höchster Blüthe: berühmte Professoren behandelten in dem Zeitraum einer Stunde einen möglichst interessanten Stoff in möglichst populärer Form; in jeder Woche erschien eine andere Disciplin, ein anderes Bruchstück, ein anderes Bild. Unsere Freundin meinte, das heiße Näscherei an einer Reihe pikanter Gerichte, zuweilen von zweifelhaftem Werthe, treiben, liefere aber keine auf die Dauer nahrhafte und stärkende Kost. Immerhin ließ sich vielleicht an den einmal beliebten Brauch anknüpfen. Wenn man der Behandlung eines Lehrstoffes statt einer einzigen Stunde etwa 25 einräumte, wenn man dabei planmäßige Rücksicht auf die vorhandene und die zu erreichende Bildungsstufe der Hörerinnen nähme, wenn man vor Allem Anregung und Anleitung zum Privatstudium im Auge behielte, wenn man sodann eine gewisse Anzahl solcher Vorlesungen über verwandte, in innerem Zusammenhange stehende Gegenstände, z. B. politische Geschichte, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte eines Volkes oder einer Periode neben einander eröffnete, und solche Vortragsgruppen Jahr um Jahr sich folgen ließe: so schiene doch in einfacher Weise, ohne bedenklichen Kostenaufwand, ein Weg gebahnt, auf welchem nicht bloß kurze und bunte Erzählung, sondern ernstes Lernen und Entwicklung der Geisteskräfte erreichbar wäre. Es wäre weder Universität noch Gymnasium; es wäre aber ein ernster Anfang für ähnliche Leistungen, bei richtiger Führung jeder Erweiterung fähig, und vor allen Dingen mit dem Vorzug begabt, daß die Ausführung möglich wäre.

So entschloß sich Miß Archer. Alles kam in ihrer Lage darauf an, zunächst Beschützung und Unterstützung für ihren Plan zu gewinnen, und mit richtigem Tacte that sie die zutreffenden Schritte. Durch Gräfin Reventlow, die Erzieherin der kronprinzlichen Kinder, erwirkte sie sich den Eingang zu unserer durchlauchtigsten Kronprinzessin. Die hohe Frau, selbst hochgebildet nach jeder Richtung, empfänglich für jeden Culturfortschritt und insbesondere geneigt zu jeder Fürsorge

für das weibliche Geschlecht, ging auf die Vorschläge unserer Freundin ein, verhieß dem künftigen Institute ihren wirksamen Schutz, und gestattete, es mit ihrem Namen, als bester Garantie gediegenen Strebens, zu schmücken. Nicht minder glücklich war Miß Archer in der Auswahl und dem Heranziehen sachverständiger Berather und Helfer, welche unter dem Titel eines Curatoriums eine allgemeine Aufsicht über die Thätigkeit der Anstalt zu führen hätten. Man verständigte sich über den Grundsatz, daß nach akademischer Weise jeder Hörerin die Wahl ihrer Vorlesungen freigestellt, also Niemand an einen festen Unterrichtsplan gebunden werden sollte. Da man materielle Mittel überall nicht besaß, würden sämmtliche Kosten und insbesondere das Honorar der Lehrer aus den sehr mäßig bemessenen Eintrittsgeldern bestritten werden. An Miß Archer sollte der dann übrige, sehr problematische Ueberschuß fallen — worauf sie sofort erklärte, sie hoffe, daß ein solcher eine Verbesserung des Lehrerhonorars ermöglichen werde. Nachdem man sich der Bereitwilligkeit mehrerer geeigneter Lehrer versichert hatte, konnte Ende 1868 das erste Programm des Victoria-Lyceums an die Oeffentlichkeit treten. Es verhieß solchen Damen, welche den höheren Schulcursus verlassen haben, in der Form von Vorlesungen einen weitergehenden Unterricht in den Naturwissenschaften, der Welt- und Kunstgeschichte, sowie in der Geschichte der Literatur der hauptsächlichsten Länder; es fügte dann den für den Charakter des Instituts entscheidenden Satz hinzu: eine Berufsbildung als Fachschule zu geben, ist nicht der Zweck des Lyceums, vielmehr wird beabsichtigt, die allgemein wissenschaftlichen Bildungsmittel des weiblichen Geschlechts zu vervollkommnen. Es war der Grundgedanke von Miß Archer's geistigem Dasein: Erwerbung von Kenntnissen nicht zum Zweck einer speciellen Nutzbarmachung, sondern zur Steigerung der gesammten Geisteskraft, oder in anderem Ausdruck, zur Entwicklung der Lernfähigkeit und geistigen Selbständigkeit für das ganze Leben. Miß Archer war weit entfernt von einer Geringschätzung der z. B. im Letteverein geübten Bestrebungen, den Frauen den Weg zu ökonomischer Subsistenz zu zeigen und sie zur Betretung desselben technisch auszurüsten. Aber die erste Regel gedeihlicher Pädagogik lautet dahin, niemals zwei verschiedene Zwecke zusammen zu mischen: man würde damit beide verderben und keinen erreichen. Das Lyceum überließ die Ausbildung von Kauffrauen, Diaconissen, Künstlerinnen u. s. w. anderen ebenso respectirten Anstalten: für sich war es übergenug beschäftigt, wenn es die Eine Aufgabe übernahm, dem Allen gemeinsamen Bedürfniß nach Aufhellung der Seele, Klarheit des Denkens und damit Festigkeit des Charakters, durch seinen Unterricht entgegenzukommen. Gelinge es, sich diesem hohen Ziele auch nur einigermaßen zu nähern, so würde sich ganz von selbst als erfreulicher Nebengewinn auch eine Fülle nützlicher Unterweisung für mehr als einen praktischen Beruf ergeben: wir haben es z. B. vor Augen, wie segensreich die nach Miß Archer's Grundsätzen geleitete Anstalt sich für das Streben künftiger Lehrerinnen erwiesen hat und sich fortwährend erweist. Wo sich mit der Behandlung irgend einer wissenschaftlichen Disciplin ein solcher praktischer Nebenzweck ohne Schaden für die Hauptsache vereinigen läßt, wird dies auch jetzt nicht versäumt werden; ohne Zweifel wird man bei den Lehrcursen über Chemie, Nahrungsmittellehre, Gesundheitslehre, Pädagogik an dieser Stätte vor Allem die für die Hausfrau und die Mutter praktisch wichtigen Anwendungen

der Wissenschaft in das Auge fassen. Die Hauptsache aber wird stets die Wissenschaft selbst und deren allgemeine Einwirkung auf das innere Leben bleiben, so lange das Lyceum in dem Sinne Miß Archer's geleitet wird.

Am 14. Januar 1869 wurde das Lyceum mit einer Rede des Herrn Bonitz eröffnet, und dann die Vorlesungen begonnen. Der Katalog war fürs Erste noch ein bescheidener; vier Vorlesungen, über Geschichte der neueren Zeit, der griechischen und römischen Kunst, der deutschen und der französischen Literatur. An 70 Zuhörerinnen waren rund 200 Eintrittskarten abgesetzt worden; im Durchschnitt hatte also fast jede Hörerin drei Vorlesungen belegt. Wenn wir uns erinnern, daß das eben abgelaufene Studienjahr (1883) 27 Vorlesungen mit beinahe 900 Hörerinnen gezählt, und daß daneben eine fast gleiche Zahl von Unterrichtscursen stattgefunden hat, sowie daß nach dem Berliner Muster ähnliche Lyceen in einer ansehnlichen Reihe anderer Städte eingerichtet worden sind: so dürfen wir gewiß auf den äußerlichen Erfolg und Anwachs des jungen Instituts mit größter Befriedigung zurückblicken.

Davon aber unabhängig ist die innere Entwicklung desselben.

Miß Archer war in den ersten Jahren damit nicht eben sehr zufrieden. Es schien ihr so, als würden die zwanzigstündigen Vorlesungen von recht vielen Damen kaum anders betrachtet und benutzt, wie bisher jene einstündigen, als eine angenehme Distraction zwischen Haushalt, Geselligkeit, Theater und Ball. In ihrer Eröffnungsrede October 1872 las sie den geehrten Hörerinnen ebenso höflich wie unumwunden den Text. Obgleich zu den oben erwähnten Vorlesungen noch andere über englische Literatur und naturwissenschaftliche Fächer hinzugetreten waren, kamen viele Desiderien ein, auf Erweiterung des Lectionskatalogs, auf Vorträge über allerlei sonstige interessante Gegenstände. Miß Archer erklärte darauf, der Grund der bisherigen Zurückhaltung liege wesentlich darin, daß so viele Damen einen übertriebenen Gebrauch von dem Worte „langweilig" machten, daß sie den lehrreichen Stoff nur dann aufnehmen wollten, wenn er ihnen in schöner Form und abgeschlossenen Resultaten fertig überliefert würde, während es gerade umgekehrt darauf ankomme, daß der Vortrag die Hörer zu eigner Verarbeitung und damit zur Uebung und Stärkung der Geisteskraft anrege. Indessen ließ sich der Fortschritt nicht lange erwarten. Zwei Jahre später bezeugte die Vorsteherin öffentlich, daß Ernst und Fleiß und richtiges Anfassen der Aufgabe in sehr erfreulichem Wachsthum begriffen sei, wie dies aus vielfacher persönlicher Wahrnehmung und insbesondere aus einer großen Zahl freiwillig eingelieferter schriftlicher Aufsätze über die in den Vorlesungen behandelten Gegenstände erhelle. Es wurde nun auch die Reihe der Vorlesungen und der Kreis der darin behandelten Disciplinen immer mehr erweitert; allerdings konnte dabei nicht immer mit strenger Planmäßigkeit verfahren werden; manches für den Hauptzweck Wichtige mußte wegbleiben, manches dafür Unnöthige Aufnahme finden, je nach dem Maße der Theilnahme des Publicums, da ja ursprünglich der Ertrag der Eintrittskarten die einzige Subsistenzquelle der Anstalt war. Indessen allmälig kamen auch in dieser Beziehung bessere Zeiten. Ein Verein thätiger Gönner bildete einen Schul- und Stipendienfonds, um aus dessen Mitteln vermögenslosen Damen und insbesondere Lehrerinnen den Zutritt zu den Vorlesungen zu erleichtern; zu gleichem Zwecke bewilligte der Magistrat

der Stadt Berlin einen jährlichen Zuschuß, und bald darauf unter warmer Anerkennung unseres Strebens auch das Königl. Unterrichtsministerium einen namhaften Jahresbeitrag. Unter diesen günstigen Umständen that Miß Archer einen neuen bedeutenden Schritt in der Fortentwicklung des Lyceums; sie beschloß, zu den Vorlesungen, wo die Hörer sich lediglich aufnehmend verhielten, in den Abendstunden Unterrichtscurse hinzuzufügen, bei welchen Lehrer und Lernende in lebendigem Verkehr sich zu gemeinsamer Arbeit verbanden. Es ist einleuchtend, daß erst hiermit bei jedem Lehrstoffe vollständige Ergreifung und Vertiefung gesichert wurde, und weiter noch, daß für gewisse Gegenstände, und zwar äußerst wichtige, wie fremde Sprachen und Mathematik, überhaupt nur in dieser Form ein fruchtbares Lernen möglich war.

Die reiche und vielseitige Erfahrung, welche diese ersten Jahre lieferten, konnte nicht anders als den Blick für die noch vorhandenen Lücken schärfen, aber auch die zur Abhilfe führenden Gedanken anregen. Die Unterrichtscurse gaben die Möglichkeit eines genauen Urtheils über die gewonnenen Resultate, sowie über die Quellen ihrer Mängel, und was hier zu Tage trat, ließ sich wesentlich in dem Worte zusammenfassen: unzulängliche Vorbereitung der Schülerinnen für die Aneignung des hier gebotenen Lehrstoffes. So entschieden auch Miß Archer aber aus diesem Grunde früher den Gedanken einer Damen-Universität abgelehnt hatte: eine große Zahl der Vorlesungen hatte dennoch ganz von selbst akademischen Charakter gewonnen, während die geistige Reife der Hörerinnen immer noch unter diesem Niveau sich befand. Diese Wahrnehmung wurde dem bei allem Enthusiasmus methodischen Geiste Miß Archer's täglich drückender. Wenn hier keine Besserung eintrat, blieb das Lyceum ein Gebäude ohne Fundament. Sie fand, daß die meisten Schülerinnen Vielerlei, aber nicht Viel gelernt, daß sie ihr Gedächtniß mit allerlei Kenntnissen gefüllt, aber die Hauptsache, die Entwicklung der Denk- und Lernfähigkeit, nur in unzureichendem Maße gewonnen hatten. Dies führte unsere Freundin zu einer eingehenden Prüfung der Frage, welche Unterrichtsgegenstände die ergiebigsten für diesen höchsten Zweck der Schule, für die formale Geistesbildung seien: sie gewann daraus die Ueberzeugung, daß zu einer solchen allgemeinen Schulung des Geistes für beide Geschlechter Mathematik und grammatisches Sprachstudium die besten Mittel seien, ferner, daß für diesen Zweck die beiden alten Sprachen, Latein und Griechisch, ganz entschiedene Vorzüge vor den modernen besäßen, wie sie denn besonders die lateinische Grammatik als das trefflichste Mittel pries, Ordnung in dem Denken des jungen Kopfes zu schaffen, und damit überhaupt den für die Frau so nöthigen Ordnungssinn für das Leben vorzubereiten; auch hatte sie bereits lateinischen Unterricht in jene Nachmittagscurse aufgenommen, und durch die That bewiesen, wie rasch bei richtigem Angreifen hier erfreuliche Resultate zu erzielen waren. Während also der bisherige Lehrplan unserer Töchterschulen eine große Aehnlichkeit mit jenem der Realschulen hat, ging die Ansicht Miß Archer's auf eine Annäherung an die leitenden Grundsätze des Gymnasiums, wie sich versteht, mit wesentlichen Modificationen in der Begrenzung des Lehrstoffes und in der Handhabung der Lehrmethode. Demnach wäre ihr Wunsch auf die Einrichtung eines Mädchen-Gymnasiums innerhalb des Lyceums gegangen. Doch hätten die Eleven, etwa

bis zum Beginne des 16. Jahres, neben dem Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik Geschichte, Geographie und deutschen Aufsatz fleißig zu treiben; dazu die Anfangsgründe einer neuen fremden Sprache und die Lectüre ausgewählter deutscher Classiker verbunden mit sachlichen Erklärungen. Man sieht, wie wenig hier an die gefürchtete Blaustrümpfigkeit gedacht, wie sehr jede Ueberladung mit gelehrtem Wissensstoff vermieden, wie umsichtig das Ganze nach den Bedürfnissen der weiblichen Erziehung gestaltet war. An diese Gymnasialbildung meinte sie dann für das 17. und 18. Lebensjahr eine Stufe des Unterrichts anzuschließen, welche sie als die der Gesellschaftsbildung bezeichnete, Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, Botanik und bei etwa vorhandenem Talente Musik und Zeichnen. Nachdem auf diese Art die formale Ausbildung erlangt worden, wäre die Fähigkeit zur eigentlichen Berufs- oder Fachbildung gewonnen; dann würden die Vorlesungen des Lyceums in Wahrheit akademischen Charakter erhalten können, dann erst mit vollem Erfolge gehört werden, dann auch die höheren Unterrichtscurse zur reichsten Entfaltung und zu voller Brauchbarkeit für technische Fachbildung gelangen.

Einem solchen Ziele zugewandt, verbarg sich Miß Archer die Unsicherheiten und Schwierigkeiten nicht, welche vor der Erreichung desselben zu überwinden wären. Gleich bei einem ersten Schritte in dieser Richtung machte sie darüber eine Erfahrung: die Aufnahme einiger griechischen Stunden in die Nachmittags-Unterrichtscurse wurde nur gegen lebhaften Widerspruch durchgesetzt. Miß Archer ließ sich nicht beirren. Mit der unerschöpflichen Geduld, die sie bei allem Feuer des Strebens aus dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Güte ihrer Sache schöpfte, suchte sie ohne nutzlose Discussionen die gegen ihre Pläne erwachenden Bedenken wiederum durch die That zu entkräften. Sehr bald hatte sie sich überzeugen müssen, daß bei der heute noch verbreiteten Abneigung gegen die alten Sprachen im Lehrplan der Töchterschulen die Errichtung eines geschlossenen Gymnasiums innerhalb unserer Anstalt für jetzt nicht erreichbar war. So faßte sie den Gedanken, neben die Nachmittagscurse für die Vorgeschrittenen, um die nöthige Vorbereitung für die höheren Stufen zu gewinnen, Unterrichtscurse in den Vormittagsstunden für die Anfängerinnen zu stellen, hier die von ihr erwählten Lehrstoffe überliefern zu lassen, dabei aber einstweilen nach der alten Weise des Lyceums Auswahl und Combination der Gegenstände der freien Wißbegierde der einzelnen Zöglinge anheim zu geben. Eine solche Einrichtung blieb ganz in dem bisherigen Rahmen der Anstalt, ihre Erfolge waren freilich in gewissem Sinne dem Zufall anheimgestellt, immer aber war damit Gelegenheit gegeben, die gewünschte Methode in der Praxis zu erproben und, wie unsere Freundin sicher hoffte, durch günstige Ergebnisse auch die bisher Zweifelnden zu gewinnen.

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß neben all diesem Streben auf weiteren Ausbau des Lyceums Miß Archer's Thätigkeit auf dem bereits gewonnenen Boden dieselbe, ja in steter Zunahme begriffen blieb. Sie übernahm englische Unterrichtscurse und Vorlesungen, sie besorgte die Correspondenz der Anstalt, sie führte die Rechnungen, sie proponirte und engagirte die Lehrer, sie controlirte die Vorlesungen, sie war in jeder Stunde für jede Schülerin zu Rath

und Unterstützung bereit. Man kann sagen: das Lyceum, das war Miß Archer. Wohl fand sie bereitwillige Unterstützung, hier bei den Mitgliedern des Curatoriums für die Feststellung des Lectionsplanes und die Auswahl der Lehrer, dort bei befreundeten Damen, welche sich mit ihr in die Erhaltung der äußeren Ordnung während der Vorlesungen theilten. Sonst aber war es nicht möglich zu helfen, weil der zur Hilfe Herantretende die Sache schon gethan fand. So wirkte die edle Freundin weiter, in absoluter Uneigennützigkeit und unbedingter Hingabe an die selbstgeschaffene Aufgabe; sie wirkte, so weit ihre Kräfte reichten, und arbeitete weiter, als sie sanken, unermüdlich trotz der heranschleichenden Krankheit, in tiefster Erschöpfung den Blick immer fest auf ihr schönes Ideal gerichtet. Noch erlebte sie die Freude, daß mehrere bedeutende Entwürfe für die materielle Sicherung ihres geliebten Instituts der Verwirklichung entgegen reiften. Die Vollendung zu sehen, war ihr nicht beschieden; sie schloß das müde Auge in Montreux, den 21. November 1882.

Sie starb nach einem Leben, welches in jeder Stunde nach dem Worte des Apostels ein Werk im Glauben, eine Arbeit in der Liebe, eine Geduld in Hoffnung gewesen war.

Was nun fortan unsere Aufgabe am Victoria-Lyceum sein muß, ist leicht zu ermessen: ich kann es sofort zusammenfassen in den edlen Worten, welche unsere erlauchte Protectorin beim Ausdrucke Ihrer Theilnahme an dem schweren Verluste dem Curatorium übersandt hat:

> Kein würdigeres Denkmal können wir ihr errichten, als indem wir, festhaltend an den idealen Zielen, welche Miß Archer verfolgte, dem Werke ihres Lebens den Geist erhalten, der es bis heute beseelt und zu reichen Erfolgen geführt hat.

II.

(12. October 1885.)

Hochgeehrte Versammlung!

Im Namen des Curatoriums habe ich vor Allem die erfreuliche Pflicht, Ihnen für die Theilnahme an unserem Institute zu danken, welche Sie durch ein so zahlreiches Erscheinen bei der Eröffnungsfeier des neuen Schuljahrs bekunden. Die Fortdauer dieser Theilnahme ist die wahre Lebensluft für das Victoria-Lyceum, sie ist die Voraussetzung seines materiellen Bestandes, die verheißende Anregung seiner Thätigkeit, die Bürgschaft, daß unser Streben die richtigen Bahnen eingeschlagen und eingehalten hat. Auch im Verlaufe des letzten Schuljahres sind in allen diesen Beziehungen unsere Erfahrungen durchgängig günstige gewesen; die Zahl der Theilnehmer ist bei den Unterrichtscursen auf 200, bei den Vorlesungen auf 1200 gestiegen, so daß wir mit ungetrübtem Vertrauen der nächsten Zukunft entgegenblicken können.

In unserer Zeit wird mehr als in irgend einer früheren über weibliche Erziehung und Bildung verhandelt. Die Hoffnungen, deren Erfüllung angestrebt wird, erscheinen idealisch groß; höchst mannigfaltige, zum Theil sich widersprechende Aufgaben, werden der künftigen Entwicklung des weiblichen Geschlechts

gestellt; der bisherige Zustand wird nicht selten als ein äußerst kläglicher und innerlich überwundener geschildert, und von der Verwirklichung der angekündigten Reformen ein neues Zeitalter für die Frauenwelt und damit für die Menschheit verheißen.

Wir, verehrte Anwesende, wollen diesen Enthusiasmus nicht tadeln, im Gegentheil, wir erkennen gerne die löbliche Gesinnung an, aus welcher er entspringt. Aber wir, die wir nicht bloß zu verhandeln, sondern zu handeln wünschen, sind in unseren Versprechungen bescheidener. Gewiß, wir suchen Verbesserung und Erweiterung der bisherigen Leistungen; sonst wären wir nicht hier, wäre unser Institut nicht in das Leben gerufen worden. Wir streben, unsern Töchtern Antrieb und Gelegenheit zu wachsender Erkenntniß und der für sie geeigneten Geistesbildung zu geben, und leben der Hoffnung, daß die Gründung des Victoria-Lyceums einen nicht unbedeutenden Fortschritt auf den Bahnen weiblicher Erziehung bezeichnet. Aber allerdings, wir meinen deshalb nicht, daß, um mit Goethe zu reden, von hier und heute ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte beginne; im Gegentheil, wir würden daran denken müssen, daß der besten Sache eine wohlgemeinte Uebertreibung schaden muß. Wenn wir z. B. neuerlich verkünden hören, daß das Weib bisher auf einer ideell niedrigern Stufe als der Mann gestanden, daß man die Frau bisher den edelsten Zwecken der Menschheit nicht gewachsen erachtet habe, daß das Weib also in der neuen Zeit sich von diesen veralteten Anschauungen emancipiren müsse: so können wir nicht anders, als Verwahrung einlegen gegen eine solche Verunehrung unserer Mütter und zugleich unserer Väter, gegen ein Verfahren, welches außerdem eine lange Reihe bedeutender Erscheinungen in unserer Vergangenheit übersieht. Ich will hier nicht in eine graue Vorzeit zurückgreifen oder auf hervorragende und gefeierte Frauen des Auslandes hinweisen; ich bleibe auf unserm heimischen Boden und bei einem Zeitabschnitte, dessen Schlußjahre unsere älteren Zeitgenossen noch mit erlebt haben, ich meine die Blüthe unserer classischen und romantischen Literatur. Wohin wir dort in den Kreisen unserer großen Schriftsteller blicken mögen, begegnen uns geistreiche, hochgebildete und als solche anerkannte und geehrte Frauen. Ich brauche sie Ihnen nicht aufzuzählen; wer sie nicht schon kennen gelernt, gewönne nicht viel durch die lange Liste der Namen; genug, das Leben und Wirken Goethe's und Schiller's, Herder's und Wilhelm Humboldt's, der beiden Schlegel und Tieck's, Varnhagen's und Mendelssohn's wäre unmöglich gewesen ohne den steten Verkehr mit den geistig anregenden und empfangenden Frauen, in deren Nähe ein gütiges Geschick sie gestellt hat. Und bemerken Sie wohl, es ist dies nur eine einzige Schicht unserer Bevölkerung, die mittlere Schicht unseres Bürgerthums, die ich hier erwähnt habe; außerdem wäre noch zu erinnern an die zahlreichen Fürstinnen, deren edle Bilder aus jener Zeit zu uns herüberleuchten, an die Menge der Künstlerinnen, deren Ruhm damals die Welt erfüllt hat. Oder wollte man etwa sagen, diese Alle seien nur vereinzelte Ausnahmen einer trübseligen Regel gewesen? Nein, meine Verehrten, hervorragend über das Mittelmaß waren sie Alle, aber nirgendwo fällt das Genie wie ein Meteorstein vom Himmel, es keimt und gedeiht nur auf günstig vorbereitetem Boden, und mit Sicherheit dürfen wir aus jener Zahl bedeutender Frauen schließen, daß auch

der Durchschnitt der weiblichen Bildung unter den höhern und mittlern Ständen jener Zeit kein gering zu schätzender gewesen ist. Bei diesem Urtheil möchte ich Ihnen nicht als ein unbedingter Lobredner der guten alten Zeit erscheinen; es soll keineswegs geleugnet werden, daß es bei imponirenden Frauengestalten jener Zeit an Schattenseiten und Flecken nicht gefehlt hat. Nur entsprangen diese weniger aus einem Mangel der intellectuellen Cultur, als aus der das vorige Jahrhundert erfüllenden Auffassung, welche von objectiven, feststehenden Pflichten nichts wissen wollte, sondern als höchste Lebensregel das innere Bedürfniß des persönlichen Genius proclamirte. Es war der Cultus des freien Geistes, der nicht selten zu schweren moralischen Verirrungen führte, allerdings aber auch geeignet war, dem Erkennen und Denken, der Einsicht und dem Schönheitssinne beider Geschlechter einen mächtigen Antrieb zu geben. Unsere classische Literatur hätte nicht entstehen können ohne das Feuer des Enthusiasmus, ohne die Leidenschaft der Production, welche rücksichtslos alle Hemmnisse der abgestorbenen Ueberlieferungen zerbrach und in ihrem, allerdings oft maßlosen, Freiheitsdrang von der Welt des Schönen Besitz zu ergreifen strebte. Und mit diesem geistigen Ringen, Forschen und Stürmen standen dann die äußern Lebensverhältnisse in einem beinahe rührenden, in Wahrheit aber günstigen Contrast. Das sociale Dasein war einfach und schlicht, abgeschlossen und stetig. Der materielle Luxus war gering, die Geselligkeit auf Verwandtschaft und nächste Freunde beschränkt, gereist wurde sehr wenig, Zeitschriften und Zeitungen gab es nur in geringer Zahl und Qualität, Volksversammlungen und Vereine waren, von einigen enggeschlossenen Kreisen abgesehen, unbekannte Dinge, und von öffentlichen politischen Verhandlungen war in Deutschland keine Spur zu finden. Diese Ruhe der äußern Existenz beschränkte den Kreis der Kenntnisse, welche als wissenswerth oder nothwendig erschienen; in den von Außen kommenden Eindrücken war wenig Wechsel oder Vielseitigkeit. Dafür war das Hauptthema aller Culturbestrebungen die Ausbildung und Entfaltung des eignen Seelenlebens; der geistige Trieb ging nicht in die Breite, sondern in die Tiefe, man griff nicht nach vielerlei, sondern nach geistig stärkenden Kenntnissen. Bei der Herrschaft solcher Tendenzen konnte ein nach unserem Maßstab kümmerlicher Schulunterricht auch für ein weibliches Talent der Ausgangspunkt eines bedeutenden und fruchtbaren Geisteslebens werden.

Solche Zustände, die in ihren charakteristischen Zügen sich tief in unser Jahrhundert hinein fortgesetzt haben, waren ohne Zweifel vielfacher Verbesserung und Veredlung fähig, aber sehr bedenklich wäre es, wenn wir ihren Ueberlieferungen kurzweg den Rücken kehren und statt eines besonnenen Fortschreitens völlig neuen, bis dahin unerhörten Idealen nachstreben wollten. Unsere Zeit hat ernstere Sittlichkeit als die vorausgegangene gewonnen; es ist aber die intellectuelle und insbesondere die wissenschaftliche Ausbildung für beide Geschlechter in hohem Maße schwieriger geworden. Dieses Wort wird Ihnen vielleicht auffällig erscheinen, Angesichts der zahllosen Veranstaltungen, welche jetzt für die Vermehrung und Erweiterung aller Art von Kenntnissen getroffen werden. Für die Naturforscher gibt es Laboratorien mit den trefflichsten Apparaten; für den Geographen und Archäologen werden Expeditionen in alle Welttheile gerüstet; für die Historiker sind die früher streng geschlossenen Archive weit geöffnet. Eine inhaltreiche

Entdeckung, eine umwälzende Erfindung drängt die andere; ganz neue Zweige der Wissenschaften treten in das Leben; die weitesten Fernen des Himmels, der Erde und der menschlichen Vergangenheit werden dem Blicke der Forschung erschlossen. So hat sich der Gesichtskreis der Wissenschaft fast unabsehbar ausgedehnt, und die Masse des Materials steigt in fast allen Fächern zu einer kaum noch zu bewältigenden Höhe. Aber wie steht es um die Aneignung und Verwerthung desselben für das geistige Bedürfniß des einzelnen Menschen, und folglich für die an die Schule zu stellenden Anforderungen? Ziehen wir auch hier die Gestaltung unserer äußeren Lebensverhältnisse in Betracht. Da ist denn an die Stelle der Beschränkung und der Ruhe der früheren Zeiten der Wellenschlag einer schrankenlosen Bewegung getreten, welche unaufhaltsam die ganze Bevölkerung in ihre Wirbel fortreißt. Die Politik ist zu einer öffentlichen und populären Action geworden; Parlaments-, Gemeinde- und Kirchenwahlen, Volksversammlungen und Bezirksvereine, Zeitungsartikel und Fractionskämpfe nehmen Zeit und Kraft oder bei den Nichttheilnehmern doch Interesse und Leidenschaft in Anspruch. Die mächtig aufgewachsene Industrie hat Deutschland activ in den Kreis des Welthandels gestellt, damit aber auch allen Schwankungen und Krisen desselben unterworfen; die moderne Creditwirthschaft bietet täglich lockenden Reiz zum Gewinn und schreckende Beispiele tiefen Sturzes, und es sind nicht mehr wie vor hundert Jahren einzelne Finanzmagnaten oder Speculanten, sondern es ist die überwiegende Mehrheit der großen und der kleinen Besitzer, für welche die materielle Existenz und damit auch die Seelenruhe von dem steten Wechsel jener Potenzen abhängig geworden ist. Der im Ganzen vermehrte Wohlstand hat alle Gewohnheiten und Lebensbedürfnisse gesteigert und der wetteifernde Luxus den Sinn für geistige Reichthümer vielfach zurückgedrängt. Dafür eröffnet die reißende Entwicklung der Verkehrsmittel, die Leichtigkeit des Reisens, die wachsende Berührung mit fremden Menschen und Dingen unaufhörlich neue Quellen flüchtiger Erregung und Zerstreuung. Wie der internationale gewinnt auch der gesellige Verkehr gewaltige Dimensionen. Namentlich in den Hauptstädten erlangt die große Geselligkeit eine solche Ausdehnung, daß zu vertraulichem Verkehr in nächster Freundschaft kaum noch Raum bleibt. In den Salons begegnen sich Menschen aller Berufe, Officiere und Künstler, Beamte und Gelehrte, Juristen und Theologen; das Gespräch verweilt niemals lange genug auf einem Gegenstande, um gründlich und lehrreich darüber zu werden, es berührt in raschem Fluge Gegenstände aller Art, wie die Tagesereignisse sie eben geliefert haben; wer nicht für ungebildet gelten will, muß sich daran betheiligen; auch nimmt jeder Gebildete in der That Interesse daran; Zeitungen, Zeitschriften, Vereine und Wanderversammlungen sind täglich bemüht, die Ergebnisse aller Wissenschaft in handlicher Form dem Publicum entgegenzutragen, und so verbringt Jedermann ein gutes Theil seiner Zeit, sich auf dem Laufenden zu erhalten und oberflächlich Notiz von Literatur und Theater, Musik und Elektricität, bildender Kunst und innerer Mission, Kamerun und Ostrumelien zu nehmen. So wird auf der einen Seite das für echte Wissenschaft erforderliche Material immer colossaler, so daß die Mehrzahl der gewissenhaften Forscher Specialisten werden, die sich auf eine kleine Parcelle ihres Fachgebietes beschränken, damit aber auch auf die schöpferischen Ge-

danken verzichten, welche nur aus umfassender Combination großer Wissensstrecken erwachsen können — und auf der andern Seite stürmt das Leben aus allen Richtungen der Windrose auf die geistige Arbeit mit zerstreuenden, verwirrenden und ablenkenden Eindrücken und Anregungen ein, so daß an jedem Tage eine gewisse Festigkeit und Entschlußkraft dazu nöthig ist, um wenigstens einigermaßen die Vertiefung und Concentration zu behaupten, ohne welche dem Menschen die innerlich belebende und befruchtende Thätigkeit ein für alle Male versagt ist. Das Ergebniß ist leicht zu ziehen. Fortdauernd wird die Zahl der völlig Unwissenden kleiner, der Droschkenkutscher liest in seinen Ruhepausen auf dem Bocke die Berliner Zeitung und schöpft daraus Kenntnisse, deren Möglichkeit sein Großvater gar nicht geahnt hat. Kleiner aber wird auch der Kreis der wahrhaft und von Grund aus cultivirten Geister, die zu einem harmonischen Gleichgewicht des Erkennens, des Gefühls und der Sitte gelangt sind. Im Uebrigen breitet sich, dem demokratischen Gleichheitsdrange der Zeit entsprechend, eine oberflächliche Halbbildung in den Massen aus; es ist charakteristisch für diese Wendung der Dinge, daß ein Absatz von etwa 5000 Exemplaren eines lehrreichen und verständlich geschriebenen wissenschaftlichen Werkes in Deutschland ein seltenes literarisches Ereigniß ist, während illustrirte und nicht illustrirte Journale, welche interessante Notizen und Urtheile über Alles und Jedes brockenweise liefern, es häufig zu mehr als 100,000 Abonnenten bringen.

Die Frage ist, wie hat sich die Schule zu diesem Zustande zu verhalten? Denn es versteht sich, daß sie, die ihre Zöglinge für das Leben vorbereiten soll, auf die Lebensweise ihrer Gegenwart Rücksicht nehmen und ihre Einrichtungen derselben anpassen muß.

Ich sehe bei der folgenden Betrachtung, wie kaum zu bemerken nöthig sein wird, von den Fachschulen ab, wo lediglich die praktischen Bedürfnisse bestimmend sein können; was ich hier in das Auge fasse, sind allein die Anstalten, welche und insoweit sie die allgemeine Bildung und Stärkung des Geistes bezwecken.

Eine vielfach vertretene Richtung geht nun von dem Gedanken aus, die Schule müsse, entsprechend der gewachsenen Masse und Vielseitigkeit des menschlichen Wissens, ihrerseits die Masse und Vielseitigkeit des den Schülern beizubringenden Lernstoffes steigern. Da die Naturwissenschaften einen so bedeutenden Aufschwung genommen, müsse auch der Gymnasiast eine weitere Kenntniß als bisher davon erlangen. Da der Besitz der lateinischen Sprache für viele Wissenszweige unerläßlich sei, müsse auch der Realschüler davon mehr als früher erfahren und sein Unterricht im Französischen und Englischen nach philologischer und sprachgeschichtlicher Methode erfolgen. So wird auf beiden Seiten das Quantum und die Mannigfaltigkeit des Lernstoffes gesteigert; die Arbeitszeit und Arbeitskraft des Schülers aber bleibt dieselbe, und die Frage entsteht, ob er nicht statt eines ganzen zweierlei halbes Wissen empfängt, was bekanntlich ganz und gar nicht gleichbedeutend ist — und dazu kommt die zweite Frage, ob er nicht bei dieser Doppelbeschäftigung einer gesundheitsschädlichen Ueberbürdung und geistiger Abstumpfung unterliegt. Dieselben Bedenken entstehen, wenn ich nicht irre, in noch höherem Grade gegenüber den kürzlich aufs Neue erhobenen Forderungen, da die Frauen doch ebenso vernunftbegabte Wesen seien

wie die Männer, sie ebenso wie diese an den gelehrten Studien theilhaftig zu machen. „Die Frauen," sagt der neueste Vertreter dieser Ansicht, „haben Geist, sie haben sogar viel Geist; sie besitzen einen großen Fonds von Intelligenz, denn der Rath, den eine echte Frau uns ertheilt, ist immer der klügste." Bis dahin bin ich ganz einverstanden. „Aber," fährt er fort, „der frivole Despotismus der Männer gebietet so unbeschränkt über die Frau, als ob sie keine Seele hätte. Die Frau fühlt den Drang zu lernen, viel zu lernen. Aber sie soll die Flamme des Wissensdrangs auslöschen; so ermattet sie in Sehnen, vergeht in Qualen, für die kein Wort genügt; sie darf ahnen, an der Schwelle stehen; warum nicht eintreten? warum nicht einheimisch werden in den ehrwürdigen Tempeln der Wissenschaft? man muß den Frauen endlich sagen, was sie sein sollen; man muß ihnen sagen, daß auch sie die erhabene Sprache der Gelehrten, der Wissenden sprechen dürfen."

Nun, wenn es sich hierbei nur darum handeln soll, talentvollen Frauen einen thunlichst verbesserten Schulunterricht, sowie Gelegenheit zu weiterer geistiger Fortbildung nach Abschluß des Schulcursus zu gewähren, so hat der Autor keinen thätigeren Bundesgenossen als uns: denn eben für diese Zwecke ist unser Lyceum gegründet. Aber nach seinen Worten scheint er mehr zu wollen, die Gleichstellung des weiblichen Unterrichts mit dem männlichen, die Ueberlieferung desselben wissenschaftlichen Lernstoffes an unsere Töchter wie an unsere Söhne, und hier wird man warnenden Einspruch erheben müssen. Zunächst hat die bisherige Erfahrung gezeigt, daß der Kreis der Wissenschaften, in welchem die gelehrte Thätigkeit dem weiblichen Naturell zusagen kann, immer nur ein beschränkter ist: ein weiblicher Jurist, Politiker, Philosoph oder gar Theologe wird, meine ich, Ihnen Allen als eine Verirrung der Natur erscheinen, während wir talentvolle Frauen ohne Gefahr für schöne Weiblichkeit auf den Gebieten der Geschichte, der Literatur- und Kunstgeschichte, sowie der Heilkunde und Botanik eine geachtete Thätigkeit entfalten sehen. Sodann daß einzelne hervorragend begabte Frauen die Hand nach dem wissenschaftlichen Lorbeer mit glänzendem Erfolge ausstrecken können, ist unbestreitbar, denn es ist mehrfach geschehen. Aber es ist, unabhängig hiervon, eine weitere Frage, ob der Töchterschule überhaupt ein solches Ziel aufgesteckt und ihre Einrichtungen danach bemessen werden dürfen, eine andere Frage, ob dies möglich wäre ohne völlige Störung ihres ersten und letzten Zweckes, der Vorbereitung der Mädchen auf den Lebensberuf der Hausfrau, der Mutter, der Frau vom Hause. Ich habe vor einigen Jahren an dieser Stelle auszuführen gesucht, daß Zeit und Kraft unserer Eleven vollkommen zu fruchtbarem Studium des Lateinischen und Griechischen, anstatt anderer für die Bildung weniger ausgiebiger Lernstoffe, hinreichten. Heute möchte ich mich vor dem Mißverständniß verwahren, daß ich mit jener Erörterung auch unsere jungen Freundinnen zur Ergreifung der Gelehrten-Laufbahn hätte verleiten wollen, denn hier würde es sich nicht um Vertauschung eines Lehrgegenstandes mit einem anderen, sondern um eine schwerwiegende Steigerung aller Anforderungen in allen Fächern handeln. Der Knabe bedarf für Gymnasium, Universität und Schlußprüfung in irgend einem gelehrten Fache im Durchschnitt der Zeit vom 10. bis zum 25. Lebensjahre, also fünfzehn Jahre, in welchen seine Arbeitszeit und Ar-

beitskraft ausschließlich der einen Aufgabe gewidmet ist. Nun brauche ich nicht erst umständlich zu beweisen, daß an einen solchen Aufwand von Zeit und Kraft bei der großen Mehrzahl der Mädchen gar nicht gedacht werden kann; die verfügbare Zeit ist erheblich kürzer und dabei durch anderweitige Pflichten stark in Anspruch genommen. Es ergäbe sich hier also bei Verfolgung des gleichen Ziels für die Mädchen doppelte Anstrengung, doppelte Ueberbürdung wie für die Knaben. Oder wollte man sich auf die feinere und erregbarere Nervenconstitution der Mädchen berufen, in deren Folge sie leichter und rascher lernten als die Knaben? Ich habe schon früher anerkannt, daß in gewissem Maße, namentlich bei dem Sprachunterrichte, unsere Erfahrung diese Thatsache bestätige. Aber eben dieselbe Thatsache lehrt uns auch, daß, wenn das Maß überschritten, wenn eine Ueberbürdung herbeigeführt wird, dann die zarteren Nerven des Weibes einer rascheren und schlimmeren Zerrüttung entgegen gehen, als der robustere Organismus des Mannes. Und hier erinnere ich an die früheren Bemerkungen über den allgemeinen Charakter unseres socialen Daseins, die Unruhe in allen Verhältnissen, die stärkere Erregung aller Leidenschaften, die hastige Arbeit, die Menge der gesundheitswidrigen Genüsse. Jeder Arzt sagt uns, daß das ganze heutige Geschlecht nervöser ist als alle vorangegangenen, daß der vorherrschende Krankheitstypus unserer Zeit sich in den gestörten Nerven- und Gemüthsaffectionen darstellt [1]). Unter solchen Umständen sollte die Schule es wagen, zu so vielen Anlässen des Unheils einen neuen hinzuzufügen und das arme Gehirn durch immer gehäufte Zumuthung, immer bunteren Lernstoff, immer dickere Notizenmassen weiter zu zersetzen?

Wollen wir deshalb auf die Verbesserung und Läuterung der weiblichen Bildung überhaupt verzichten? Keine Folgerung könnte verkehrter sein.

Auf welche Mängel richteten sich früher die Klagen über die Resultate des weiblichen Unterrichts?

Vor etwa fünfzig Jahren schrieb Immermann in seinen Memorabilien: „Unsere Mädchen werden zum Theil noch jämmerlich erzogen; ihre Seelen werden abgerichtet zu allerhand Scheinwesen und Flitter, aber sie werden nicht erfüllt mit dem Marke des Wissenswürdigen, mit einigen großen Gestalten der Geschichte und Literatur; leer bleiben daher so Viele, und dann sollen sie repräsentiren, sollen Damen sein, sollen über Alles zu sprechen im Stande sein.“ Unzählige Male ist diese Klage seitdem wiederholt worden, und was sie im Auge hat, ist deutlich: sie geht nicht auf Mangel an Kenntnissen, sondern auf die Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit derselben. Um diesen Mangel zu heilen, wäre aber weitere Vermehrung des Lernstoffes ein wunderliches Mittel; im Gegentheil, auf richtiges Maß und zweckmäßige Auswahl des Wissens wird es ankommen. Für die Schule ist die Ueberlieferung einzelner Kenntnisse nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck; dieser Zweck aber besteht in der Entwicklung der Lernfähigkeit und des Lerntriebs; die Denkkraft also soll gestärkt und der Seele die Richtung auf die idealen Güter unseres Daseins gegeben werden. Freilich, ganz werthlos ist auch hierfür keine Art der Kenntnisse; aber überall besteht ein großer Unter-

[1]) Vgl. den lehrreichen Aufsatz L. Meyer's, „Deutsche Rundschau“, 12. Jahrgang, S. 78.

schied des Mehr und des Minder, je nach der schon erreichten Bildungsstufe oder dem künftigen Lebensberufe des Schülers, sowie nach der Ergiebigkeit des Lehrgegenstandes für ästhetische und sittliche Anschauungen. Und nicht weniger gilt es, in dem Maße des Lehrstoffes mit der Fassungskraft des Schülers Schritt zu halten. Denn nur die gründlich gewonnene Kenntniß ist fruchtbar und regt zu weiterem Lernen an: jenes Streben aber, alles Wissenswürdige und Wissensmögliche auch in der Schule repräsentirt zu sehen, muß nothwendig, wenn nicht zu körperlicher Ueberlastung, so doch zu einer kümmerlichen Viel- und Halbwisserei, und damit auch sehr bald zum Widerwillen des Schülers gegen alles weitere Lernen führen, mithin das gerade Gegentheil von dem bewirken, was die Schule erstreben soll, die Fortdauer des Lernens das ganze Leben hindurch.

Es scheint hiernach zur Zeit die Schule in dem Falle nicht auf Vermehrung, sondern auf Einschränkung ihres Lehrstoffes bedacht zu sein, wenn sie das wesentliche Ziel, steigendes Interesse und gründliche Arbeit des Schülers, erreichen will. Es gilt dies für beide Geschlechter. Schon vorher habe ich auf die mißlichen Folgen der Ueberfüllung der Lehrpläne in unseren Gymnasien und Realschulen hingedeutet; auch über den Lehrplan der Töchterschulen ließen sich ähnliche Bemerkungen in reichlicher Fülle machen; ich freue mich, hier mit dem neuesten darauf bezüglichen Erlaß unseres verehrten Unterrichtsministers in voller Uebereinstimmung mich zu befinden, und kann nur wünschen, daß nach entsprechenden Grundsätzen auch die Anforderungen an unsere Gymnasien und Realschulen einer wirksamen Reduction unterzogen würden.

Unser Victoria-Lyceum stellt nun, wie Sie wissen, keinen seine Schülerinnen verpflichtenden Lehrplan auf: es bietet ihnen Unterricht auf verschiedenen Stufen in einer mannigfaltigen Reihe von Gegenständen, überläßt aber Auswahl und Maß des Lernstoffes dem freien Ermessen jeder Einzelnen. Um so mehr aber müssen wir hoffen, daß dieses Ermessen sich stets nach richtigen Grundsätzen entscheide, daß weder flüchtige Näscherei noch hastige Ueberfüllung vorkomme, und daß die Vorlesungen immer als Vorbereitung für den eigenen Fleiß im weiteren Leben betrachtet werden. Die Wißbegier soll sich vor Allem auf solche Stoffe richten, welche der wählenden Persönlichkeit nicht bloß Notizen für das Gedächtniß oder oberflächliche Bekanntschaft mit einem großen Wissenskreise verschaffen, sondern ihr einen bleibenden Gewinn an Stärkung der Geisteskraft und an sittlicher Anregung verheißen. Ich erlaube mir, was hier gemeint ist, an dem mir zunächst liegenden Wissensfache, der Geschichte, zu veranschaulichen, wobei ich, wie gesagt, nicht bloß die hiesigen Vorlesungen und Unterrichtscurse, sondern ebenso sehr die spätere Privatlectüre im Auge habe. Sie haben, meine jungen Damen, in der Schule eine summarische Uebersicht der Weltgeschichte erhalten, so daß Sie im Zusammenhange der Ereignisse so weit orientirt sind, um sich desselben bei jedem Detailstudium erinnern zu können. Für ein solches Studium aber setzen Sie sich nicht compendiarische Vollständigkeit des Wissens zur Aufgabe, sondern beschränken Sie Ihre Wahl auf die großen Brennpunkte der geschichtlichen Entwicklung, auf die schöpferischen Epochen, welche der menschlichen Cultur ihren Gehalt und Fortschritt verliehen haben, wie z. B. die Zeit der Perserkriege in Griechenland, die Zeit der Scipionen in Rom, oder für Deutsch-

land die Jahre der Reformation und die Erhebung gegen den ersten Napoleon. Erheben Sie Ihren Geist an den biographischen Darstellungen hervorragender Männer und Frauen, welche zu Wohlthätern und Mustern der kommenden Geschlechter geworden sind; lesen Sie die Correspondenzen, in welchen Geist und Herz derselben sich in reinen Strahlen wiederspiegelt — (weniger zu empfehlen sind, beiläufig gesagt, die meisten Memoiren und Autobiographien, weil auch große Männer hierbei selten der Versuchung der Schönfärberei widerstehen). Vermeiden Sie die beiden Extreme, das Eine, schnell über ganze Jahrhunderte aus einem Handbuch der Weltgeschichte sich zu unterrichten, das Andere, sich auf eigentliches Quellenstudium einzulassen, welches nur dem technisch gebildeten Fachmann Aufschluß über den geistigen Gehalt einer Epoche gewährt. Allerdings gibt es Eine Art gleichzeitiger Geschichtsquellen, welche auch Ihnen unmittelbaren Einblick in das Geistesleben einer schöpferischen Periode gewähren kann: das sind die großen Erzeugnisse ihrer Kunst und Literatur, deren Betrachtung die köstlichsten Früchte einer nationalen Blüthe erkennen lehrt und sofort die Seele des Beschauers zu einem Schönheitssinn und idealer Läuterung emporhebt.

Mit einem Worte also, denken Sie bei Ihrer Auswahl nicht an die Menge, sondern an den Bildungswerth der aufzusuchenden Kenntnisse.

Wenn Sie, meine jungen Damen, in diesem Sinne bei Ihren sämmtlichen Bestrebungen in dem Lyceum verfahren, so wird Ihnen auch ohne technische Gelehrsamkeit das Verweilen in diesen Räumen einen unzerstörbaren Schatz für Ihr künftiges Dasein mitgeben; Sie werden die Fähigkeit und den Antrieb erhalten, auf Ihrem ganzen weitern Lebensgange immer weiter zu lernen und den Fortschritten des menschlichen Geistes mit Genuß und Verständniß zu folgen. Sie werden im Verkehre mit Andern nicht selten Ihre Unbekanntschaft mit vielerlei gerade Aufsehen erregenden Dingen eingestehen; eine solche Unwissenheit aber, welche aus der Abneigung nicht gegen das Wissen, sondern gegen das Halbwissen entspringt, wird Ihnen in den Augen jedes Einsichtigen nur Ehre bringen. Denn man kann allerlei nützliche Kenntnisse entbehren, und doch bei jeder Aeußerung als innerlich hochgebildet anerkannt werden, ebenso wie umgekehrt bei einem großen Wissenskram nur zu häufig geistige Flachheit oder innerliche Rohheit fortbesteht. Ich wiederhole also, nicht auf den äußern Umfang, sondern auf die innere Verwerthung des Wissens kommt es an, mithin auf beschränktes aber gründliches und fruchtbares Wissen. Eine Frau, welche in dieser Weise gelernt und auf solchem Grunde harmonische Bildung gewonnen hat, wird nicht bloß in sich selbst inneres Genügen, Seelenfrieden und Selbständigkeit finden; sie wird auch in ihrer näheren und weiteren Umgebung ihrerseits belebenden Antrieb zu geistiger Arbeit und idealer Bestrebung geben. Damit wird sie den höchsten Beruf des Weibes, die äußere Ordnung und die innere Beseelung des Hauses, erfüllen, und wahrlich es gibt keinen wichtigeren, reineren und edleren in allen ruhmreichen Thätigkeiten der Männer. Nicht immer haben die Männer dieses für sich selbst so segensreiche Wirken der Frau gebührend anerkannt und gefördert: aber keine Thatsache im Leben der Völker ist sicherer, als daß eine solche Nichtachtung der Frau überall entweder den Mangel jeglicher Cultur oder bei faulender Uebercultur die sittliche Entartung und Zerstörung des Volkslebens

bezeichnet hat. Wo in einer Nation geistiges Bewußtsein und sittliche Gesundheit vorhanden ist, da wissen es die Männer sehr wohl, was sie für ihre eigne Bildung der rechten Bildung der Frau verdanken; sie wissen es auch nicht erst seit heute, sie haben es schon seit Jahrtausenden gewußt. Zum Zeugniß dafür lassen Sie mich meine Worte mit dem Spruche eines alten Weisen des Orients beschließen:

»Wem ein tugendsam Weib beschéret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. — Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie trachtet nach einem Acker und kaufet ihn, sie pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Ihr Mann ist berühmt in den Städten, wenn er sitzet bei den Aeltesten des Landes. Ihre Söhne kommen empor und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Lieblich und schön sein, ist nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet, das soll man rühmen.« (Sprüche Salomonis, Cap. 31.)

Ueber die moderne Phrenologie.

Von

Prof. **Friedrich Goltz** in Straßburg i. E.

III.

So haben wir uns also überzeugt, daß die Bemühungen der modernen Phrenologie, die Rinde des Großhirns in eine Mosaik von Theilhirnchen zu zerlegen, als gescheitert zu betrachten sind. Ich hoffe, daß diese modernen Systeme in der Geschichte der Wissenschaften dereinst mit demselben Maßstabe werden gemessen werden wie die Irrlehre Gall's. So lange bis diese Einsicht durchgedrungen ist, läuft die Physiologie des Gehirns Gefahr, zum Gespött der Vertreter der exacten Wissenschaften zu werden.

Damit aber, daß wir die Zerlegung der Großhirnrinde in kleine umschriebene Centren leugnen, brauchen wir selbstverständlich nicht etwa blindlings zur Fahne Flourens' zu schwören und die Gleichwerthigkeit der Gehirnsubstanz zu vertreten. Es gibt allerdings eine große Zahl von Menschen, welche zu rein schematischem Denken verurtheilt scheinen. Solche lernen sich bestimmte Formeln ein und bemühen sich dann, was sie hören und lesen, aus Bequemlichkeit in diese angelernten Formeln zu pressen. Eine solche Modeformel der neueren Medicin ist die Localisation der Hirnrinde. Richtiges und Widersinniges wird in diese selbe Formel gepreßt und zu einem Gesammtbilde vereinigt. Wenn nun Jemand, wie ich es gethan habe, die Auswüchse der modernen Phrenologie bekämpft, so wird er, weil er in die Modeformel nicht paßt, ohne weitere Prüfung zu den Gegnern aller Localisation geworfen. Stellt sich dann nachher heraus, daß man das Erweisbare gelten läßt und nur die Traumgebilde ablehnt, so wird Einem das wohl gar als Rückzug und Neubekehrung ausgelegt. Um dies Verfahren zu kennzeichnen, will ich ein Beispiel vorführen: Gesetzt, es erzählt mir Jemand, er habe in einem bekannten nahen Walde einen Walfisch gesehen, so wird mich dieses Märchen nicht abhalten, den Wald zu besuchen, wenn ich ohnehin dahin lustwandeln will. Nach der Heimkehr werde ich gefragt, ob ich den Walfisch gesehen habe? Ich antworte: „Nein, durchaus nicht; aber ich habe ein anderes Thier gesehen, dessen Vorhandensein im Walde mir gar nicht wunderbar ist, nämlich ein Reh." Triumphirend wird der Märchenerzähler ausrufen: „Siehst Du, wie recht ich hatte. Auch Du gibst zu, ein Säugethier im Walde gesehen zu haben."

In solchem Sinne habe ich Zugeständnisse an die Lehre von der räumlichen Sonderung der Verrichtungen des Großhirns gemacht, und wenn Flourens meine

Erfahrungen gekannt hätte, so würde er sie als Freund der Wahrheit ebenso freudig gemacht haben wie ich.

Von allen zuverlässigen Beobachtern wird gegenwärtig der Satz anerkannt, daß eine geringfügige Verstümmelung der Rinde des Großhirns keinerlei dauernde Störungen zur Folge zu haben braucht. Ja, man kann sogar behaupten, daß in vielen Fällen nach Wegnahme kleiner Abschnitte der Rinde selbst die vorübergehenden Störungen vermißt werden. Selbstverständlich wäre es Thorheit, aus einem solchen Fall schließen zu wollen, daß das Hirntheilchen, welches ungestraft vernichtet werden konnte, auch keine Bedeutung gehabt hat. Wollte man einem solchen Trugschluß Raum geben, so würde man folgern müssen, daß die ganze Hirnrinde überflüssig ist, weil sie aus lauter bedeutungslosen Theilchen besteht. Die richtige Folgerung, die man aus dem negativen Befunde nach geringfügigem Hirnverluste ziehen darf, ist vielmehr die, daß kleine Stückchen der Hirnrinde entbehrlich sind, weil sie durch andere, gleichartigen Verrichtungen dienende ersetzt werden können.

Es fragt sich nun ferner, wie weit diese Ersetzungsfähigkeit geht. Kann wirklich, wie Flourens meinte, jedes beliebige Hirnstück die Vertretung eines beliebigen anderen übernehmen? Oder ist die Fähigkeit zur Stellvertretung eine beschränkte, indem etwa nur symmetrische Abschnitte für einander eintreten können?

Ich habe durch ausgedehnte Versuchsreihen diese Frage zu beantworten gesucht. Zunächst überzeugte ich mich bald, daß man, um wirklich einen Abschnitt des Großhirns seiner grauen Rinde zu berauben, viel tiefere Zerstörungen vornehmen muß, als dies von den meisten Vertretern der modernen Phrenologie geschehen ist. Diese haben nur Schichten, die eine Dicke von wenigen Millimetern hatten, abgetragen und trotzdem versichert, ganze Centren auf diese Weise vernichtet zu haben. Die oberflächlichste anatomische Untersuchung lehrt aber, daß die graue Rinde in der Tiefe der Furchen so weit eindringt, daß der Abstand zwischen der Oberfläche und diesen tiefsten Einfaltungen der Rinde an zehn Millimeter beträgt. Um also beim Hunde z. B. wirklich größere zusammenhängende Abschnitte grauer Rinde zu entfernen, ist es unerläßlich, sehr große Mengen der weißen Substanz mitzuvernichten. In manchen Gegenden ist man genöthigt, ganze Lappen des Großhirns wegzunehmen, um keine Reste grauer Substanz übrig zu lassen.

Die Erfahrung lehrt, daß in vielen Fällen symmetrisch gelegene Organe gleicher Function einander vertreten können. So ist es bekannt, daß sowohl die Thiere als der Mensch mit einer Niere fortbestehen und gesund bleiben können. Kann nun etwa ein Hund weiter leben, der die Rinde einer ganzen Großhirnhälfte eingebüßt hat, und welche Erscheinungen wird er darbieten?

Es ist mir gelungen, mehrere solcher Thiere längere Zeit am Leben zu erhalten und zu beobachten, die bis auf geringe Reste eine ganze Halbkugel des Großhirns verloren hatten. Das Ergebniß dieser Beobachtungen ist sehr überraschend. Die Störungen, welche solche Thiere darbieten, sind verhältnißmäßig äußerst gering. Ein Laie, der einen Hund mit so ausgedehnter Verstümmelung betrachtet, wird vielleicht kaum eine Krankheitserscheinung an ihm wahrnehmen. Bei längerem

Zusehen wird ihm aber auffallen, daß das Thier, welches die linke Halbkugel verloren hat, die Neigung zeigt, nach links im Kreise herumzugehen, wie Raubthiere in ihrem Käfige zu thun pflegen. Bei näherer Prüfung ergibt sich indeß, daß das Thier nicht einem inneren Zwange gehorchend diese Reitbahnbewegungen ausführt. Setzt man dem Hunde einen Futternapf vor, so steht das Thier still und frißt ähnlich wie ein gesunder Hund. Verschiebt man den Futternapf allmälig nach der rechten Seite, während der Hund fortfährt zu fressen, so gelingt es ihm mitunter, durch Krümmung der Wirbelsäule nach rechts dem Napfe zu folgen. Von einer völligen Lähmung der Muskeln der rechten Rumpfhälfte kann also keine Rede sein. Ebenso wenig ist irgend ein anderer Muskel seines Körpers gelähmt. Die einzige Bewegungsstörung an den Gliedmaßen, welche man beobachten kann, ist die, daß die rechte Vorder- und Hinterpfote beim Laufen auf glattem Boden leichter ausgleiten. Ferner sind die Bewegungen dieser Gliedmaßen plumper als die der linken Seite. Einen vorgeworfenen Knochen weiß das Thier mit der rechten Vorderpfote nicht festzuhalten. Die Empfindung der Haut ist an der ganzen rechten Körperhälfte stumpfer als links, aber nirgend aufgehoben. Auch der Gesichtssinn ist stumpfer in der rechten Hälfte des Sehraums. Reicht man dem Thiere von rechts her einen Bissen, so wird er nicht beachtet, gibt man ihm denselben Bissen von links her, so schnappt das Thier sofort danach. Die seelischen Functionen leiden überraschend wenig nach einer so ausgedehnten Verstümmelung einer Großhirnhälfte. Das Thier behält seine persönlichen Charaktereigenschaften bei, die es vor der Operation hatte. Es hört auf seinen Namen, äußert dieselbe Anhänglichkeit und Freude beim Anblick bekannter Gesichter, dasselbe Mißtrauen wie früher gegen Fremde. Derjenige, welcher den Hund, als er noch völlig unversehrt war, genau kannte, wird einen mäßigen Grad von Verdummung desselben wahrnehmen können. Wer dagegen das Thier erst nach der Verstümmelung kennen lernte, wird sich nicht überzeugen, daß ein solcher Hund etwa weniger intelligent ist als viele, die mit unversehrtem Gehirn herumlaufen.

Von den mitgetheilten Thatsachen sind die wichtigsten die, daß erstens die psychischen Eigenschaften sich so wenig nach ausgedehnter Zerstörung einer Großhirnhälfte ändern, und zweitens daß ein solches Thier nirgend eine Lähmung der Bewegung oder eine Aufhebung der Empfindung zeigt. Es braucht nicht wiederholt zu werden, daß die letztere Thatsache schnurstracks den Annahmen der modernen Phrenologie widerspricht.

Die verhältnißmäßig so geringen Störungen nach ausgedehnter und tiefer Vernichtung einer Großhirnhälfte lassen sich, wie mir scheint, nur so erklären, daß wirklich eine Hälfte des Großhirns die symmetrische andere Hälfte bis zu einem gewissen Grade vertreten kann.

Manche gute ältere Beobachtungen am Menschen sprechen in gleichem Sinne. Man hat Fälle gesehen, in welchen nach dem Tode eine ausgedehnte Vereiterung der einen Großhirnhälfte festgestellt ward, während der betreffende Mensch bei Lebzeiten nur geringfügige Störungen darbot. Allerdings sind andererseits unzählige Fälle bekannt, in welchen viel unbedeutendere Verletzungen dauernde Lähmungen zur Folge hatten. Es wird Aufgabe der Zukunft sein, diesen schein-

baren Widerspruch zu lösen. Dies wird aber nur gelingen, wenn wirklich alle guten Beobachtungen gleichmäßig berücksichtigt werden. Den modernen Nervenärzten darf der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie zum Theil mit ungleicher Waage wägen. Die sogenannten negativen Fälle, welche in das liebgewordene Schema der Herd-Erkrankungen nicht passen, werden mit vornehmer Geringschätzung behandelt. Ich hege indeß die Hoffnung, daß der Geist unbefangener Prüfung auch in der menschlichen Pathologie zum Siege kommen wird, wenn die Uebertreibungen und Irrthümer der modernen Phrenologie in der Physiologie gewürdigt sein werden.

Den Gedanken verfolgend, daß vielleicht symmetrisch gelegene Hirnabschnitte einander vertreten können, ging ich nun daran, Thiere zu beobachten, bei welchen symmetrische große Stücke beider Hälften des Großhirns entfernt waren.

Die Verstümmelung beider Hälften des Großhirns ist ein viel schwererer Eingriff als eine gleich große Verletzung, die sich nur auf eine Hälfte beschränkt. Nach Zerstörung großer symmetrischer Stücke der vorderen Abschnitte des Großhirns, also beider Stirnlappen und Scheitellappen, bleibt das Thier längere Zeit bewußtlos. Wenn sich dann nach Verlauf von einigen Tagen Spuren von wiederkehrendem Bewußtsein zeigen, vermag der Hund doch noch nicht von selbst Nahrung zu sich zu nehmen. Man muß ihn künstlich füttern, indem man ihm Speise und Trank in das geöffnete Maul schüttet. Die Nahrung wird dann hinuntergeschluckt, wobei es auffällt, daß die Bewegungen der Zunge ganz besonders langsam und unbeholfen sind. Diese schwerfällige Bewegung der Zunge wird nach symmetrischer Verletzung des vorderen Theils des Großhirns auch dann beobachtet, wenn das sogenannte Zungencentrum gar nicht mitverletzt wurde. Thiere mit sehr ausgedehnter tiefer Verstümmelung beider vorderen Abschnitte des Großhirns lernen erst nach Wochen wieder von selbst fressen und saufen. Sie behalten für immer ein sehr großes Ungeschick in der Aufnahme der Nahrung. Mit einem einzelnen vorgelegten Knochen wissen sie nichts anzufangen. Sie beißen zwar danach, vermögen aber den Knochen weder gehörig mit den Pfoten festzuhalten noch zweckmäßig mit den Kiefern zu fassen. Auch ein einzelnes an einem Faden hängendes großes Stück Fleisch wissen sie nicht zu ergreifen, weil ihnen dauernd die Fähigkeit abgeht, diejenigen zweckentsprechenden Drehungen des Kopfes auszuführen, mit Hilfe deren ein normales Thier in gleicher Lage sich schnell des dargebotenen Bissens bemächtigt. Will man einem solchen Hunde die Gelegenheit geben, sich schnell zu sättigen, so muß man ihm die Speise in einer tiefen Schale vorsetzen, so daß er es nicht nöthig hat, nach einzelnen Bissen zu zielen, sondern sicher ist, daß ihm bei jeder noch so plumpen Oeffnung des Maules Nahrung genug hineinfällt. Auch in dieser günstigen Lage benimmt sich das Thier auffällig ungeschickt. Die Nahrung wird herumgeschleudert und auf den Erdboden zerstreut. Oft beißt der Hund in den Rand der Schale statt in die Fleischstücke, welche dieselbe füllen. Die Unbeholfenheit, mit welcher solche Thiere ihre Mahlzeit verzehren, erinnert in vielen Punkten an die Unappetitlichkeit, mit welcher viele hirnkranke Menschen sich beim Essen benehmen. Es wird sich vielleicht herausstellen, daß auch bei solchen Menschen vorzugsweise das Vorderhirn Herd der Erkrankung ist.

Es ist zu beachten, daß es sich bei allen diesen eigenthümlichen Störungen, welche die doppelt vorn am Hirn operirten Thiere bei der Aufnahme der Nahrung zeigen, nicht um eine Lähmung, ja kaum um eine Abschwächung der Muskelbewegungen handelt. Die Kraft, mit der die Kiefer aufeinandergepreßt werden, läßt nichts zu wünschen übrig. Was dem Thier dauernd abgeht, ist die Fähigkeit, in bestimmten Lagen gerade diejenigen Muskelgruppen in Thätigkeit zu versetzen, deren Verwendung am schnellsten zum Ziele führen würde.

Aehnlich plump und unbeholfen wie die Bewegungen des Kopfes, des Unterkiefers und der Zunge sind bei den vorn symmetrisch operirten Hunden auch die Bewegungen der Gliedmaßen. Gleitet ein solches Thier auf glattem Boden aus, so gelingt es ihm zwar immer, sich wieder von selbst aufzurichten, aber das geschieht langsam und ungeschickt. Setzt man den Hund auf einen Tisch, so geräth er in Gefahr hinunterzufallen, weil er sich nicht scheut, mit den Füßen über den Rand in die leere Luft zu treten. Auf ebenem, nicht zu glattem Boden vermag das Thier annähernd wie ein ganz gesunder Hund zu gehen und zu laufen. Einzelne Hunde mit großem und tiefem Substanzverlust beider Stirn- und Scheitellappen vermochten sogar mit Eleganz über Hindernisse hinwegzuspringen. Alle, auch diejenigen, welche die Stirnlappen vollständig eingebüßt hatten, konnten sich unter Krümmung der Wirbelsäule nach rechts wie nach links wenden.

Die Unsicherheit und Plumpheit gewisser Bewegungen solcher Thiere hängt augenscheinlich, wie schon Schiff ausführte, mit der Abstumpfung des Tastvermögens derselben zusammen. In der That läßt sich durch zahlreiche Proben feststellen, daß der Tastsinn und die Empfindung überhaupt an der ganzen Körperoberfläche stumpf sind. An keinem Punkte der Haut aber ist die Empfindung erloschen. Im Gegentheil, es läßt sich mit Hilfe eines sehr einfachen Kunstgriffes darthun, daß solche Thiere unter gewissen Umständen den Beweis liefern können, daß sie selbst geringfügige Tastreize noch empfinden. Die meisten Hunde dulden es bekanntlich nicht, daß andere die Mahlzeit mit ihnen theilen. Die eigene Mutter knurrt ihr Junges an, wenn dieses den Versuch macht, sich des Knochens zu bemächtigen, welchen die alte Hündin gerade benagt. Wenn man einem mit Fressen beschäftigten Hunde, der beraubt zu werden fürchtet, auch nur leicht die Haare des Hinterkörpers berührt, so geräth das Thier in Wuth.

Ein Hund, der beiderseits eine tiefe Zerstörung des Stirnlappens und Scheitellappens erlitten hat, kann noch eben so viel Leidenschaft bei der Vertheidigung seines Eigenthums bekunden, wie ein unversehrtes Thier. Setzt man ihm eine leckere Mahlzeit vor, und ist er beschäftigt, diese zu vertilgen, so wird seine Aufmerksamkeit aufs Aeußerste geschärft. Dasselbe Thier, welches vorher gegen einen ziemlich starken Druck auf die Pfote gleichgültig schien, ist nun wie zorngeladen und antwortet auf die leiseste Berührung der Pfoten mit wüthendem Geknurr, Zähnefletschen und Beißen. Selbstverständlich muß man sich bei diesen Versuchen dem Thiere von hinten her so nähern, daß dasselbe die Bewegung der berührenden Hand nicht sieht.

Es kann also nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Thiere mit tiefer symmetrischer Zerstörung der sogenannten Fühlsphäre nirgend der Empfindung beraubt werden. Alle entgegenstehenden Behauptungen sind vollständig irrig.

Die übrigen Sinne werden durch eine symmetrische Zerstörung der Scheitellappen noch weniger beeinträchtigt. In der ersten Zeit nach der Operation scheinen solche Thiere allerdings blind. Bald aber geben sie zu erkennen, daß sie die vorgehaltenen Gegenstände durch das Gesicht wahrnehmen. Sie folgen hingeworfenen Fleischstücken, wenn sie diese auch nur langsam finden. Lebhafte drohende Bewegungen der Hände nehmen sie ebenfalls wahr. Dagegen beachten sie es nicht, wenn man langsam einen Finger ihrem Auge nähert. Sie schließen die Lider erst dann, wenn man die Wimpern berührt.

Auch die Beeinträchtigung des Gehörssinns ist keine dauernde und wenig auffällig. Auf bedrohende Zurufe hin ergreift das Thier zwar nicht die Flucht, wie es bei unversehrtem Hirn that; aber es gibt doch durch sein Stutzen und seine geduckte Haltung zu erkennen, daß es die Bedeutung des Zurufs noch versteht. Auf freundlichen Anruf kommt es schweifwedelnd heran.

Der Geruchssinn wird selbstverständlich in allen denjenigen Fällen schwer geschädigt, in welchen die Geruchsnerven in ihrem Verlauf verletzt wurden. Eine besondere Beziehung des Vorderhirns selbst zu Geruch und Geschmack ist nicht nachzuweisen.

Wie schon in der Einleitung berührt worden ist, soll nach einem alten unausrottbaren Vorurtheil der Stirnlappen des Großhirns derjenige Hirntheil sein, von welchem alle die Thätigkeiten abhängen, aus deren Vorhandensein wir auf Intelligenz schließen. Befangen in diesem Vorurtheil haben Ferrier und Hitzig den Gedanken vertreten, der Stirnlappen sei Organ der Intelligenz. Es liegt aber durchaus kein genügender Anlaß vor, dem Stirnlappen eine innigere Beziehung zur Intelligenz zuzuweisen, wie irgend einem beliebigen anderen Hirnabschnitt. Es ist ganz richtig, daß Hunde nach vollständiger Abtragung beider Stirnlappen dümmer werden. Der Grad der Verdummung indeß, wie er z. B. nach ausgiebiger Verstümmelung beider Hinterhauptslappen zu beobachten, ist, wie wir alsbald beschreiben werden, weit erheblicher.

Auffälliger als die Versimpelung ist die Aenderung des Charakters, der Gemüthsart, nach ausgedehnter tiefer Zerstörung im Bereich beider Stirnlappen und Scheitellappen. Die so operirten Hunde bekunden oft eine ganz außerordentliche Aufgeregtheit und Lebhaftigkeit. Im Zimmer losgelassen rennen sie wie unsinnig, bald im Trabe, bald im Galopp in großen Kreisen bis zur äußersten Ermüdung umher. Bemüht man sich, ein solches Thier in seinem Treiben aufzuhalten, indem man sich ihm in den Weg stellt und es durch Liebkosungen zu fesseln sucht, so ist das Thier zwar erkenntlich dafür durch freundliches Schweifwedeln, sucht aber alsbald sich wieder loszumachen, um seine Kreise abzulaufen. Es ist ja bekannt, daß auch gesunde Hunde, wenn sie von der Kette losgelassen werden, durch die stürmische Ausgelassenheit ihrer Bewegungen auffallen, doch haben diese nicht den merkwürdigen mechanischen Charakter, der das Laufen des Hundes mit verstümmeltem Vorderhirn auszeichnet. Der von der Kette losgelassene Hund läuft, um seiner Freude über die erhaltene Freiheit Ausdruck zu geben. Der Hund mit verstümmeltem Vorderhirn dagegen scheint seine mit maschinenmäßiger Regelmäßigkeit erfolgenden Rundläufe zu machen, weil er einem inneren mechanischen Drange gehorcht, den er nicht zu beherrschen

vermag. Der Eindruck, den das Treiben des Thieres macht, ist namentlich auch auf denjenigen, welcher dasselbe zum ersten Mal sieht, so eigenartig, daß Jedermann sofort begreift, daß er ein psychisch verändertes Geschöpf vor sich hat. „Der Hund ist verrückt," war das unbefangene Urtheil, das Viele äußerten, denen ich einen solchen Hund zeigte.

Bemerkenswerth ist auch die Ungeberdigkeit, mit welcher sich solche Thiere benehmen, wenn man sie aufhebt, um sie fortzutragen. Sie strampeln dann wie ungezogene Kinder mit allen Gliedmaßen und dem übrigen Körper, so daß man die größte Mühe hat, sie gehörig festzuhalten.

In einer Reihe von Fällen steigerte sich die leichte Erregbarkeit der Thiere zu einer hochgradigen Reizbarkeit des Charakters. Aus gutmüthigen, friedfertigen Geschöpfen können nach Wegnahme der vorderen Abschnitte des Großhirns bösartige, raufluſtige Thiere werden. Dem Menschen gegenüber wissen solche sich in der Regel noch zu beherrschen. Gegen andere Hunde aber, denen sie vor der Operation freundschaftlich begegneten, werden sie gewaltthätig und beißen diese bei der geringsten Veranlassung. Kleine Hunde fallen in diesem Zustande bedeutend größere an und werden durch ihre Niederlage nicht gewitzigt, sei es, daß sie ihre Wuth nicht zu bezähmen vermögen, sei es, daß sie die Fähigkeit eingebüßt haben, die Ueberlegenheit ihres Gegners einzusehen.

In innerem Zusammenhange mit der Aufgeregtheit und dem Mangel an Selbstbeherrschung der vorn operirten Thiere steht noch eine andere Erscheinung, nämlich die hochgradige Steigerung gewisser Reflexbewegungen. Unter Reflexbewegungen verstehen wir solche Bewegungen, welche nach Reizung empfindlicher Theile mit maschinenmäßiger Sicherheit ohne Betheiligung von Bewußtseinsvorgängen statt haben. Zu den Reflexbewegungen gehören z. B. das Husten, Niesen, Gähnen. Viele von diesen Reflexbewegungen kommen ohne Mitwirkung des Gehirnes lediglich durch Vermittlung des Rückenmarks zu Stande. Nicht selten kann man zweifelhaft sein, ob eine beobachtete Erscheinung eine Reflexbewegung darstellt oder durch einen Willensact angeregt ist. Sieht man z. B., wie sich ein Hund kratzt, der von einem Floh geplagt wird, so wird man geneigt sein zu glauben, daß das Thier sich mit voller Absicht kratzt, um den lästigen Feind loszuwerden oder doch sich von dem unangenehmen Jucken zu befreien. Es läßt sich aber leicht beweisen, daß bei diesem ganz gewöhnlichen Vorgange, bei dem ja zweifellos das Bewußtsein betheiligt ist, ein Stück Reflexerscheinung mit im Spiel ist. Jeder Hundefreund wird wissen, daß man namentlich bei jungen Hunden leicht Kratzbewegungen hervorlocken kann, wenn man die Haut der Rumpffläche seitlich kraut. Der Hund macht dann mit dem entsprechenden Hinterbeine Kratzbewegungen in die Luft, deren rein maschinenmäßiger reflectorischer Charakter genügend daraus erhellt, daß das Thier gar kein Interesse daran hat, mit diesen Bewegungen ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Streng beweisen kann man die reflectorische Natur des Vorganges dadurch, daß derselbe Versuch auch bei einem Hunde gelingt, dessen Rückenmark durchtrennt wurde, und der also seine Hinterbeine überhaupt nicht mehr willkürlich bewegen kann.

Junge Hunde zeigen häufig noch andere seltsame Reflexbewegungen. Streicht man einem solchen Hündchen von hinten her über die Haut, die den Unterkiefer

unten bedeckt, so gähnt das Thier und reißt dabei den Rachen auf, als wenn es Einen verschlingen wollte. Kratzt man die Haut des Rückens in unmittelbarer Nähe der Schwanzwurzel, so streckt das Hündchen die Zunge aus. Hält man ihm gleichzeitig die andre Hand vor das Maul, so macht es oft sonderbare knuspernde Beißbewegungen in die vorgehaltene Hand hinein.

Ich habe eine ganze Reihe solcher wunderlicher Reflexbewegungen beschrieben, die sich gelegentlich bei jungen unversehrten Hunden zeigen lassen.

Alte Hunde lassen sich in der Regel nicht darauf ein, diese Reflexe spielen zu lassen, sondern unterdrücken deren Zustandekommen kraft ihres Willens. Thiere dagegen, welche eine erhebliche Verstümmelung des Vorderhirns erfahren haben, vermögen es nicht mehr, diese Reflexe zu beherrschen und zu hemmen. Sie vollziehen sich bei ihnen mit viel größerer Regelmäßigkeit, als bei jungen unversehrten Thieren. Der Zuschauer ist überrascht von der maschinenmäßigen Sicherheit und Gewaltsamkeit, mit der sie sich abwickeln. Berührt man, um noch ein Beispiel anzuführen, einem solchen Hunde die Haare in der Mittellinie des Rückens, so schüttelt er sich, als wenn er mit Wasser begossen wäre.

Hunde, welche die beiden Hinterhauptslappen eingebüßt haben, zeigen ein Verhalten, welches in vielen Punkten das Gegenstück bildet zu den Erscheinungen, welche vorn operirte Thiere darbieten.

Es hat keine Schwierigkeit solche Thiere am Leben zu erhalten. Künstlicher Fütterung bedürfen sie in der Regel nicht. Auch zeigen sie später nicht die Unbeholfenheit und Unappetitlichkeit bei der Aufnahme der Nahrung, welche die doppelt vorn operirten Thiere kennzeichnet. Auf einen Tisch gesetzt vermeiden sie es, in die leere Luft zu treten, und kommen nicht in Gefahr hinunter zu fallen. Ihr Tastsinn bleibt im Wesentlichen ungeschädigt. Dagegen erfahren die übrigen Sinne eine Abschwächung, welche besonders deutlich wird, wenn das Thier außer den Hinterhauptslappen auch noch einen Theil der Scheitellappen verloren hatte. Am interessantesten ist die eigenartige Sehstörung, welche solche doppelt hinten in großer Ausdehnung und tief operirte Thiere dauernd zeigen. In den ersten Tagen nach dem Eingriff sind sie vollständig blind. Später nimmt man wahr, daß sie nicht mehr ganz gleichgültig gegenüber Lichteindrücken bleiben. Allmälig wird es leichter, Proben auf wiederkehrendes Sehvermögen mit Erfolg anzustellen. Die Besserung des Zustandes schreitet fort, bis dann, nachdem inzwischen Monate nach der Operation verflossen sind, ein Rest der Sehstörung zurückbleibt, der nicht mehr weicht.

Bringt man ein solches Thier in einen Raum, in dem viele Möbel umherstehen, so vermeidet dasselbe die ihm im Wege stehenden Hindernisse bei seinen Gangbewegungen mit voller Sicherheit. Ein Zuschauer wird meinen, daß der Hund genau so gut sieht wie andere Hunde. Die schwere Beeinträchtigung seines Sehvermögens wird aber sofort klar, sowie man zu anderen Versuchen übergeht. Bietet man dem Hunde aus einiger Entfernung ein großes rothes Stück Fleisch dar, so stiert er, ohne den Bissen fixiren zu können, in die Luft, macht schnupernde Bewegungen mit der Nase, geht aber suchend an dem Bissen vorbei, ohne ihn zu finden. So wie man ihm das Fleisch dicht an die Nase hält, weiß er es wahrzunehmen und zu fassen. Hält man ihm unmittelbar nachher ein anderes

Stück wiederum in geringer Entfernung vor, so findet er dies ebenso schwierig wie das erste. Macht man eine drohende Handbewegung gegen seine Augen, so wird sie nicht beachtet. Der Anblick der Peitsche oder eines anderen Gegenstandes, der dem unversehrten Thiere Furcht einflößt, bringt keinen Eindruck hervor. Ebenso gleichgültig bleibt der Hund beim Anblick anderer Thiere, z. B. eines Kaninchens, auf das er sich sonst gestürzt haben würde. Sehr werthvoll zur Beurtheilung der merkwürdigen Sehstörung ist ferner folgende Erfahrung: Ich beobachtete, daß ein solcher Hund mit zerstörten Hinterhauptslappen beim Umherwandern im Zimmer sorgfältig einen von der Sonne beschienenen Streifen des Fußbodens vermied. Er ging der beleuchteten Stelle aus dem Wege, als wenn er auf ein Hinderniß gestoßen wäre. Angeregt durch diese Erfahrung legte ich dem Thiere weiße Bogen Papier oder ein weißes Handtuch in den Weg. Jedesmal stutzte der Hund in der Nähe des weißen Gegenstandes angelangt und scheute sich hinaufzutreten, während gesunde Hunde unter gleichen Bedingungen in der Regel kein Bedenken tragen, über die weiße Fläche hinüber zu trampeln.

Der angegebene Versuch lehrt, daß solche Hunde, welche die Hinterhauptslappen eingebüßt haben, nicht bloß wirklichen, sondern auch eingebildeten Hindernissen aus dem Wege gehen. Ihre Gangbewegungen werden durch die Gesichtseindrücke bestimmt, aber sie verstehen offenbar nicht, was sie sehen. Sie sind je nach Ausdehnung und Tiefe der Verletzung mehr oder weniger unfähig, Gesichtswahrnehmungen zu machen. Die bewußte Verwerthung der Gesichtseindrücke zu einem zweckmäßigen Handeln ist erloschen oder doch äußerst beschränkt. Ich habe diese merkwürdige Sehstörung bei Hunden zuerst genau beschrieben und als „Hirnsehschwäche" bezeichnet. Munk, welcher nach mir denselben Zustand beobachtet hat, nannte ihn „Seelenblindheit". Er vermeint, diese Sehstörung, wie schon oben angedeutet wurde, davon ableiten zu können, daß den Thieren die Erinnerungsbilder weggeschnitten sind, die sich in der Sehsphäre angesammelt haben. Nach neuen Erfahrungen soll mit der Anhäufung neuer Erinnerungsbilder in dem Rest der Sehsphäre die Seelenblindheit wieder schwinden. Nach vollständiger Zerstörung beider Sehsphären soll dauernde absolute Blindheit folgen. Ist dagegen ein Rest der Sehsphären zurückgelassen, so soll höchstens vorübergehende Seelenblindheit zu Stande kommen. Beide Behauptungen sind unrichtig. Auch nach vollständiger Vernichtung beider sogenannter Sehsphären wird ein Hund keineswegs dauernd blind, sondern zeigt dann nur dauernd den Zustand von Sehstörung, den ich Hirnsehschwäche genannt habe. Ebenso irrig ist die zweite Angabe Munk's. Ein Hund, der nur geringe Reste der sogenannten Sehsphären behalten hat, kommt trotz monatelanger Erfahrungen nie wieder in den Vollbesitz des Wahrnehmungsvermögens. Es sind ihm eben nicht bloß, wie Munk will, Erinnerungsbilder weggeschnitten, sondern die Fähigkeit, solche zu erwerben, ist dauernd herabgesetzt. Gedächtniß, Aufmerksamkeit, Urtheil sind für immer geschwächt.

Thiere mit hochgradiger Hirnsehschwäche nach ausgedehnter Verstümmelung der Hinterhauptslappen und des hinteren Abschnittes der Scheitellappen sind regelmäßig auch unfähig, die übrigen Sinneseindrücke so einsichtig zu verstehen und zu verwerthen wie ein gesunder Hund. Auch wenn die Schläfenlappen, welche nach den Angaben der modernen Phrenologie der ausschließliche Sitz des

Gehörssinns sein sollen, geschont waren, versteht doch ein solches Thier nicht mehr den Sinn der Schalleindrücke. Schreit man den Hund noch so heftig an, so wendet er wohl den Kopf, gibt also kund, daß er hört, äußert aber keine Spur von Furcht. War er vor dem Hirnverlust abgerichtet, auf Befehl die eine und die andere Vorderpfote zu reichen, so verliert er diese Fertigkeit für immer nach ausgedehnter und tiefer Zerstörung der Hinterhauptslappen. Er versteht offenbar nicht mehr, was man von ihm verlangt. Es hilft auch nichts, wenn man den durch Worte ertheilten Befehl dadurch unterstützt, daß man diejenige Pfote anstößt, welche der Hund darreichen soll. Das Thier bleibt allen Zureden gegenüber vollständig stumpf und theilnahmslos. Auch bei Menschen hat man Fälle beobachtet, in denen ganz ähnliche Erfahrungen zu machen waren. Solche Personen hören noch jeden Schall, verstehen aber nicht mehr, was man zu ihnen spricht. Dieser merkwürdige Zustand ist „Worttaubheit" genannt worden. Er soll nach Erkrankung der Schläfenlappen vorkommen. Gewiß ist dies richtig; aber ich bin überzeugt, daß auch beim Menschen ähnlich wie bei Thieren Worttaubheit zur Beobachtung kommen kann bei vollständig unversehrten Schläfenlappen. Hunde mit ausgedehnter tiefer Zerstörung der hinteren Abschnitte des Großhirns verlieren also für immer früher erworbene Fertigkeiten. Ein doppelseitig vorn in großer Ausdehnung operirter Hund büßt gleichfalls für immer die Fähigkeit ein, die Pfoten auf Befehl zu reichen. Dieser versteht vielleicht noch, was man ihm heißt, vermag indeß nicht mehr zu leisten, was er möchte. Hunde mit großen Verstümmelungen einer Hälfte des Großhirns können, wie schon oben erwähnt ist, die vorübergehend verlorene Fähigkeit, die eine Pfote zu reichen, wieder erwerben.

Auch die Verwerthung der Geruchseindrücke leidet nach ausgedehnter Zerstörung der hinteren Abschnitte des Großhirns. Wäre, wie die moderne Phrenologie will, dieser Abschnitt nur dem Gesichtssinn und den Bewegungen des Auges gewidmet, so müßte ein Hund, der diesen Theil des Großhirns eingebüßt hat, sich wesentlich ebenso verhalten, wie ein blinder Hund. Nun weiß Jeder, der einen blinden intelligenten Hund beobachtet hat, mit welcher wunderbaren Sicherheit sich dieser mit Hilfe der ihm gebliebenen Sinne zurechtzufinden weiß. Setzt man ihm z. B. einen Napf mit Fleisch in ansehnlicher Entfernung von ihm ins Zimmer, so weiß er diesen fast mit derselben Geschwindigkeit zu finden, wie ein sehender Hund. Ein Hund dagegen, der beide Sehsphären und Stücke der sogenannten Augensphären eingebüßt hat und also nicht einmal blind, sondern nur hirnsehschwach ist, findet in gleicher Lage erst nach langem Herumschnüffeln mit Hilfe des Geruchssinns die ersehnte Nahrung. Es fehlt ihm eben die Fähigkeit, die Geruchseindrücke zu einer zweckentsprechenden Bestimmung der Richtung seiner Körperbewegungen zu verwerthen.

Ebenso unvollkommen ist die Verwendung der Tasteindrücke für das Handeln des Thieres. Bringt man z. B. einen solchen Hund mit doppelseitig zerstörtem Hinterhirn in eine ganz niedrige Umzäunung, über die er ganz bequem hinübersteigen könnte, so wandert er darin umher, äußert auch durch die Stimme Unzufriedenheit über seine Einsperrung, kommt aber nicht zu dem Entschluß, die Beine über die Einfriedigung zu setzen. Es geht ihm offenbar die Fähigkeit ab,

sich über seine Lage zu orientiren, obwohl er in dem Tastsinn genügende Mittel dazu besitzt.

Jeder, der diese Schilderung des Verhaltens der Thiere mit ausgedehnter Verstümmelung des Hinterhirns gelesen hat, wird zugeben, daß solche Thiere als tief blödsinnig bezeichnet werden müssen. Ihre Intelligenz ist außerordentlich geschwächt, fast erloschen. Sie stehen in dieser Beziehung tief unter den am Vorderhirn Operirten. Sehr merkwürdig ist endlich die Veränderung der Gemüthsart nach ausgedehnter Verstümmelung der hinteren Hälfte des Großhirns. Sie bildet den vollständigen Gegensatz zu der Aenderung des Charakters, welche die vorn operirten Thiere erfahren.

Die vorn Operirten sind von einer wunderbaren Aufgeregtheit und Lebhaftigkeit. Sie zeigen die Neigung, stets umherzulaufen. Die hinten Operirten gehen langsam, ruhig und bedächtig umher und sind kaum dazu zu bringen, eine schnellere Gangart einzuschlagen. Die vorn Operirten sind leicht in Zorn zu versetzen und dulden es z. B. nicht, daß ein anderer Hund sich ihnen nähert, wenn sie ihre Mahlzeit einnehmen. Das hinten operirte Thier ist harmlos und zutraulich und äußert selbst dann keinen Groll, wenn man ihm den Knochen wegnimmt, den es gerade benagt. Jene, die vorn Operirten, neigen zur Raufluft; diese erdulden Gewaltthätigkeiten, ohne Rache zu nehmen.

Man wird geneigt sein, die Harmlosigkeit der hinten operirten Thiere als einfache Folge ihres herabgesetzten Wahrnehmungsvermögens, ihrer Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit anzusehen. So wohlfeil ist indeß die Erklärung der merkwürdigen Charakterveränderung nicht zu haben. Ich habe nämlich auch Thiere beobachtet, die nicht bloß passiv gutmüthig, sondern schmiegsam und anhänglich wurden, nachdem sie vorher im höchsten Grade bösartig gewesen waren.

Ausnahmsweise kommen ja Hunde vor, die trotz der besten Behandlung tückisch und bissig bleiben. Ich bekam ein solches Thier, welches in Wuth gerieth, sowie man sich ihm näherte. Reichte man ihm ein Stück Fleisch, so nahm der Hund dies zwar an, schnappte aber unmittelbar darauf nach der Hand des Gebers. Als diesem Hunde der Hinterhauptslappen jederseits in tiefer Chloroformnarkose weggenommen war, blieb er wie umgewandelt. Er ließ sich jetzt nicht bloß straflos streicheln, sondern erwiderte die ihm erwiesenen Liebkosungen durch freundliches Schwanzwedeln. Aus der tückischen, wüthenden Bestie war ein frommer, zutraulicher Hund geworden. Es war, als wenn ihm das Organ des Mißtrauens und des Zornes abgeschnitten wäre.

Wenn ich in den vorstehenden Schilderungen die Erscheinungen beschrieben habe, welche bei Thieren zu beobachten sind, die große *symmetrische* Verstümmelungen der vorderen oder hinteren Abschnitte des Großhirns erlitten haben, so will ich noch bemerken, daß die *Symmetrie* der Verletzung keineswegs eine genaue zu sein braucht. Selbst bei ziemlich asymmetrischer Verletzung, d. h. wenn z. B. rechts die Verstümmelung der Rinde den hinteren Rand des Großhirns mit umfaßt, während derselbe links unversehrt geblieben ist, tritt keine Asymmetrie der Störungen hervor. Auch das ist eine der vielen Thatsachen, welche unvereinbar ist mit den Lehren der modernen Phrenologie.

IV.

Gehen wir nun daran, allgemeine Sätze aus den beschriebenen Erfahrungen abzuleiten. Zunächst steht fest, daß jede umfangreiche Verstümmelung der Rinde, zumal wenn sie beide Hälften des Großhirns betrifft, eine dauernde Abschwächung der Intelligenz zur Folge hat. Wir müssen hieraus schließen, daß es keine begrenzte Partie der Großhirnrinde gibt, die ausschließlich der Intelligenz vorsteht. Insbesondere ist die Lehre, welche in dieser Beziehung dem Stirnlappen eine hervorragende Bedeutung zuweist, als ein Irrthum nachgewiesen. Ferner läßt sich bei Hunden kein Stück der Großhirnrinde abgrenzen, nach dessen Zerstörung nothwendig eine vollständige Lähmung der willkürlichen Bewegung irgend eines Muskels oder die Aufhebung der Empfindung in irgend einem Hautgebiet erfolgen müßte.

Es ist ferner auch nicht möglich, einen Abschnitt der Großhirnrinde anzugeben, nach dessen Entfernung das Thier vollständig blind oder stocktaub werden oder den Geruchssinn oder den Schmecksinn für immer verlieren müßte.

Weiter geht es nicht an, einen Abschnitt der Großhirnrinde zu bezeichnen, nach dessen Wegnahme das Thier für immer die Fähigkeit einbüßen muß, freiwillig Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Alle soeben angeführten Verrichtungen können demnach unmöglich an den Fortbestand kleiner begrenzter Stücke der Großhirnrinde geknüpft sein.

Andererseits hat die Gegenüberstellung der Erscheinungen, welche vorn oder welche hinten operirte Thiere darbieten, überzeugend dargethan, daß die Masse des Großhirns in allen ihren Abschnitten nicht gleichwerthig sein kann.

Daß die hinten operirten Thiere viel tiefer blödsinnig werden, läßt sich ziemlich befriedigend daraus ableiten, daß die Menge der Rindensubstanz, welche bei einer Operation an den hinteren Abschnitten entfernt wird, viel größer zu sein pflegt, als bei einer vorn ausgeführten Operation. Nach vorn hin nimmt das Gehirn beim Hunde in allen Dimensionen ab, und ist da also die Oberfläche entsprechend kleiner.

Weit schwieriger ist es zu erklären, weshalb bei den vorn operirten Hunden die Bewegungen so plump werden, und die Empfindung so stumpf ist, während bei den hinten operirten vorzugsweise die Sinneswahrnehmungen leiden.

Ein beachtenswerther Versuch zu einer Erklärung, welche leidlich den Thatsachen gerecht wird, ist von Luciani in Florenz gemacht worden. Luciani verwirft gleich mir die rohe Vorstellung der modernen Phrenologie von einer Zusammensetzung der Rinde aus Theilhirnchen. Er hält es insbesondere für unmöglich, die sogenannte erregbare Zone in Centren für Arm, Bein, Schwanz, Zunge u. s. w. zu zerlegen. Er glaubt dagegen die bekannten Thatsachen genügend erklären zu können unter der Annahme weniger großer Centren oder Sphären, die aber nicht streng gegen einander abgegrenzt sind, sondern in einander zerfließen. Wie er sich das denkt, will ich an einem Beispiel deutlich machen. In unseren größeren Kartenwerken finden wir neben den politischen Karten, welche die Grenzen der verschiedenen Staaten angeben, auch Karten über die Ausbreitung der hauptsächlichsten Culturpflanzen. Den ersteren, den politischen Karten mit scharf gegen einander abgegrenzten Staaten gleichen die phrenologi-

schen Hirnkarten, welche der wissenschaftlichen Begründung entbehren. Luciani's Karten dagegen haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denjenigen, welche die Ausbreitung der wichtigsten Gewächse verbildlichen. Denken wir z. B. an die Verbreitung der Kartoffeln, der Weinrebe und des Reises, so gibt es Gebiete, in denen ausschließlich eine von diesen Pflanzen angebaut wird. In Irland gedeiht nur die Kartoffel. In anderen Gegenden, z. B. am Rhein, finden wir neben den schönsten Weinbergen auch Kartoffelfelder, aber keinen Reis. Italien endlich bietet uns Gefilde, in denen wir Wein, Reis, Kartoffeln in unmittelbarer Nachbarschaft antreffen. Uebermalen wir nun auf einer Landkarte die Verbreitungsgebiete der genannten drei Culturpflanzen etwa mit drei verschiedenen Farben, so wird Irland nur mit der Farbe des Kartoffelgebietes erscheinen, während in Italien die drei Farben sich decken und in einem Theile Deutschlands zwei der Farben in einander zerfließen.

Die Sphären, welche Luciani in der Hirnrinde unterscheidet, liegen ganz ähnlich über einander wie die Ausbreitungsbezirke der Culturpflanzen. Seine Sehsphäre ist besonders groß. Sie erstreckt sich fast über die ganze von oben her sichtbare Oberfläche der Großhirnrinde. Sie fließt mit der Hörsphäre, der Riechsphäre und der Fühl- und Bewegungssphäre in gewissen Abschnitten zusammen. Ebenso decken sich zum Theil die anderen Sphären. Endlich gibt es nach Luciani ein nicht unbedeutendes Rindengebiet, in welchem alle bekannten Sphären zur Deckung gelangen. Dieses allen Verrichtungen des Großhirns zugleich angehörende Gebiet würde also gewissermaßen einen letzten zu schonenden Rest des Hirnbaus darstellen, wie ihn sich Flourens vorgestellt hatte. Das Gleichniß mit den Karten der Ausbreitung der Culturpflanzen stimmt auch noch in dem Punkte, daß Luciani innerhalb seiner Sphären eine ungleiche Intensität der Function annimmt, ähnlich wie etwa im Ausbreitungsgebiete des Weinstocks der Anbau desselben an Dichtigkeit wechselt.

Man muß anerkennen, daß der Versuch Luciani's[1]), welcher allerdings nothwendiger Verbesserungen bedarf, so durchgeführt werden kann, daß er im Einklang mit den Thatsachen bleibt. Zu berichtigen ist vor Allem der Irrthum, daß nach Luciani die Sphäre, welche der Empfindung und Bewegung vorsteht, ausschließlich nur mit der gekreuzten Körperhälfte in Verbindung stehen soll. Von den Gründen, welche dieser Annahme widersprechen, will ich hier nur einen anführen, der für sich allein genügt, Luciani's Ansicht zu widerlegen.

Wenn man bei einem Hunde eine ausgedehnte und tiefe Zerstörung der linken erregbaren Zone vornimmt, so verliert das Thier die Fähigkeit, die rechte Vorderpfote auf Befehl zu reichen. Allmälig aber kann das Thier diese Fähigkeit wieder erlangen. Nach Luciani sind es dann die tiefen, an der Basis der verletzten linken Hirnhälfte gelegenen Theile, besonders der sogenannte Streifenkörper, welche die Function des verloren gegangenen Rindenstücks übernehmen. Diese Annahme ist unzulässig, wie der folgende Versuch lehrt: Nimmt man nämlich nach Monaten dem Thiere, welches inzwischen gelernt hat, beide Pfoten zu

[1]) Exner in Wien ist auf Grund anderer Untersuchungen, auf die ich hier nicht eingehe, zu theilweise ähnlichen Ergebnissen gelangt wie Luciani.

geben, nun auch die rechte erregbare Rindenzone großentheils fort, so verliert das Thier für immer die Fähigkeit, beide Pfoten zu reichen. Hätte Luciani Recht, so hätte die letzte Operation nur die Bewegung der linken Pfote schädigen dürfen. Außerdem ist nach Luciani nicht abzusehen, warum das Thier es für immer verlernt, beide Pfoten zu reichen, wenn die Vertretung der Rinde durch die Basaltheile so leicht wäre. Für mich ist es unzweifelhaft, daß jede Hälfte des Großhirns durch selbständige Bahnen mit allen Muskeln und allen empfindlichen Theilen des ganzen Körpers zusammenhängt. Zuzugeben ist nur, daß die Verbindung zwischen jeder Halbkugel des Gehirns und der gekreuzten Körperhälfte inniger ist, als diejenige mit der gleichsinnigen Körperhälfte. Die linke Halbkugel des Großhirns z. B. ist inniger verknüpft mit dem rechten als mit dem linken Arm. Wenn ich nun also auch zugebe, daß Luciani's Ansichten von der Function der Großhirnrinde nach Vornahme gewisser Berichtigungen zulässig sind, so zweifele ich doch daran, daß seiner Hypothese eine lange Lebensdauer beschieden sein wird. Ich selbst halte das vorliegende, wenn ja auch reiche Beobachtungsmaterial noch nicht für genügend, um eine befriedigende, alle Thatsachen vereinigende Lehre von der Bedeutung der verschiedenen Abschnitte der Großhirnrinde aufzustellen. Ich kann vor Allem das Bedenken nicht los werden, daß alle unsere Versuche über die Verrichtungen der grauen Rinde mit dem Fehler behaftet sind, daß wir immer zu gleicher Zeit erhebliche Verletzungen der weißen Substanz anrichten. Wir wissen also gar nicht, wie viel von den Störungen, die wir nachher beobachten, auf Rechnung des Verlustes von grauer Substanz zu setzen sind, und welcher Antheil davon den Verletzungen tiefer gelegener Leitungsbahnen zuzuschreiben ist. Um klar zu machen, an welche Möglichkeit ich denke, will ich mich wieder eines Gleichnisses bedienen.

Wenn man irgendwo eine Quelle findet, die viel Kochsalz enthält, so wird man vermuthen, daß diese irgendwie mit einem in der Tiefe gelegenen Salzlager in Verbindung steht. Trifft man eine Anzahl solcher Quellen in einem gewissen Gebiete, so wird man nach Lage und Ausbreitung der Quellen, unter Berücksichtigung des Salzgehalts der einzelnen, berechtigte Schlüsse auf die Lage und Tiefe des Salzlagers machen können, dem alle jene Quellen ihren Salzgehalt entlehnen. Man wird Bohrversuche machen und das Salzlager vielleicht finden.

Innerhalb der Rinde des Großhirns gibt es ein großes Gebiet, nach dessen Verletzung bei Hunden vorzugsweise leicht vorübergehende Lähmungen auftreten. Beim Menschen werden nach Verletzung der analogen Zone, wie oben angegeben wurde, oft sogar dauernde Lähmungen beobachtet. Andererseits gibt es Rindengebiete, nach deren Verletzung nur unbedeutende oder gar keine Störungen der Bewegung und Empfindung vorkommen. Zu diesen gehören beim Hunde der Stirnlappen und der Hinterhauptslappen. Es sind dies frei von dem Hirnstamme sich absetzende überhängende Lappen. Der Scheitellappen dagegen, nach dessen Verstümmelung vorzugsweise Störungen der Bewegung und Empfindung zu Tage treten, liegt dem Hirnstamme unmittelbar auf. Ich habe nun an die Möglichkeit gedacht, daß die Nähe des Hirnstammes, von dem die Bahnen für die Leitung der Bewegung und Empfindung in die Rinde einstrahlen, es erklären

könnte, weshalb Verstümmelungen des Scheitellappens leichter Bewegungsstörungen verursachen. Jede, namentlich tief greifende Zerstörung dieser Gegend wird nicht bloß diejenigen Leitungsbahnen treffen, welche für die Rinde des Scheitellappens selbst bestimmt sind, sondern leicht das übrige System der dort zusammengedrängten Faserbündel in Mitleidenschaft ziehen.

So könnte man sich auch vorstellen, daß Verletzungen der hinteren Abschnitte des Großhirns nicht deshalb schwerere Sehstörungen verursachen, weil die Rinde dieser Theile vorzugsweise dem Sehen dient, sondern weil dort die einstrahlenden Fortsetzungen der Sehnerven in viel größerer Dichte getroffen werden, als weiter vorn. Daß der Gedanke, die Mitverletzungen der weißen Substanz könnten einen wesentlichen Antheil haben an den beobachteten Störungen, nicht ohne thatsächliche Stütze ist, lehrt eine Erfahrung von Loeb. Dieser nahm ein ansehnliches Stück der sogenannten Sehsphäre weg und wartete ab, bis die auf diesen Eingriff folgende Sehstörung vollständig verschwunden war. Als er nun bei einer zweiten Operation diejenige Stelle wieder bloß legte, welche der grauen Rinde vollständig beraubt war, und die freiliegende weiße Substanz mechanisch reizte, trat eine neue sehr auffällige Sehstörung auf. Unzweifelhaft kann also Verletzung der weißen Substanz allein eine ähnliche Störung hervorbringen wie eine Verwundung der grauen und weißen Substanz zusammen.

Die Veränderungen des Charakters nach Wegnahme gewisser Hirnlappen zu erklären, wage ich nicht. Der Gedanke liegt mir fern, den Spuren Gall's zu folgen und im Vorderhirn etwa ein Organ der Besonnenheit und Selbstbeherrschung, im Hinterhirn ein Organ der Raufluft und des Mißtrauens zu suchen. Merkwürdig genug hat Gall wirklich in den hintersten Abschnitt des Gehirns ein Organ der Raufbegier verlegt. Um sicher zu gehen, hat er allerdings das Organ der Freundschaft unmittelbar daneben gepflanzt.

Das sind die spärlichen Bruchstücke unseres gegenwärtigen Wissens von der räumlichen Sonderung der Verrichtungen in der Großhirnrinde. Wir sind immerhin hinausgeschritten über den Standpunkt des alten Stenon, der, wie ich aus dem Gedächtniß nach einem Buche von Richet citire, ungefähr also sich äußerte:

„Das Gehirn ist das Organ unserer Seele. Wunderbares hat sie mit Hilfe dieses Werkzeuges geleistet, und sie kennt keine Schranken ihres Forschungstriebes. Wenn sie aber dieses ihr Werkzeug selbst betrachtet, so weiß sie von ihm so gut wie nichts."

Denkwürdigkeiten
eines ehemaligen Braunschweigischen Ministers.

Aus dessen bisher ungedruckten Briefen mitgetheilt von
A. P. in M.

Der Tod des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und die sich daran knüpfenden Successionsfragen erinnerten mich an den Besitz eines Päckchens mit Briefen, welches mir vor Jahren von dem bisherigen Eigenthümer mit dem Wunsche übergeben wurde, den Inhalt derselben zu veröffentlichen, soweit derselbe ein Interesse für weitere Kreise darbieten möchte.

Die Durchsicht gewährte mir die Ueberzeugung, daß die Briefe des Interessanten ungemein viel bieten, aber mehr noch als an Muße fehlte es dem gegenwärtigen Herausgeber vielleicht an einem Anstoße zur Vornahme dieser Arbeit.

Nachdem die neuesten geschichtlichen Ereignisse diesen gegeben haben, mag endlich der Wunsch ihres früheren Besitzers in Erfüllung gehen.

Ich hoffe in dem hier Mitgetheilten weder zu viel von dem ungemein reichen Stoffe geboten, noch zu viel von demselben zurückbehalten zu haben, indem ich mich wesentlich auf das beschränkte, was zur Charakteristik historischer Personen und Ereignisse dienen mag, wie sie einem Augenzeugen erschienen sind, einem Welt- und Menschenkenner von philosophischer Bildung, der, in bevorzugter Stellung, nicht nur fein zu beobachten, sondern auch das, was er gesehen hatte, immer geistvoll und nicht selten in der pikantesten Weise wiederzugeben verstand.

I.

In der Stadt Stralsund lebte in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein Graf Mellin, des St. Johanniter-Maltheser-Ordens Comthur. Er beschäftigte sich mit Wissenschaft und Kunst, liebte und pflegte in seinem Hause die Musik, war ein Freund der Malerei und zeichnete selbst sehr hübsche Sachen, insbesondere Vögel. Irren wir nicht, so waren die Grafen Mellin früher auf Clempenow bei Demmin in Pommern angesessen. Friedrich Wilhelm I. hatte denselben dieses Lehngut wegen angeblicher Felonie entzogen; und diese Bestrafung seiner Vorfahren, sowie die ihn selbst sehr nahe berührende Aufhebung

des Maltheser-Ordens scheinen eine gewisse Bitterkeit gegen Preußen in dem Herzen des guten Grafen erzeugt zu haben. In dieser Empfindung begegnete er einer ähnlichen Stimmung bei dem Herrn von Wolffradt, welcher zu Bergen auf Rügen, zurückgezogen von dem Treiben der Welt, in behaglicher Ruhe lebte. Nicht das Gefühl eines ihm persönlich von Preußen zugefügten Unrechts verstimmte ihn, vielmehr scheint es dem alten Herrn nur unter dem straffen preußischen Regimente in dem bis 1815 schwedischen Landestheile nicht behaglich gewesen zu sein. Sehr bezeichnend für diese Stimmung ist ein Brief dieses Edelmannes, dessen nähere Bekanntschaft wir sogleich machen werden, vom 1. October 1831. Er schreibt dort:

„Reisenden Damen gebe ich keine versiegelten und adressirten Sachen mit, um sie nicht möglicher Weise für ihre Gefälligkeit noch Unannehmlichkeiten auszusetzen, wenn irgend einem Visitator der Kopf nicht wohl steht; denn es gehört mehr als eines Menschen ganzes Leben dazu, um alle die in verschiedener Hinsicht ergangenen Verordnungen, Verfügungen, Instructionen, Declarationen, alle bis in das allerkleinste Detail eingehend und mit den feinsten Distinctionen durchspickt, nicht bloß kennen zu lernen, sondern in succum et sanguinem zu vertiren, so daß Einem stets, auch bei der unbedeutendsten Handlung, gleich die Regel vorschwebt, wornach diese oder jene Hand, dieser oder jener Fuß aufzuheben. Und ist Jemand so glücklich, die ganze edle Wissenschaft davon, nach mühsamem Studium, inne zu haben, so hilft ihm das Alles zu nichts; bei der genauesten Beobachtung alles des Vorgeschriebenen läuft er doch jeden Augenblick Gefahr, straffällig zu werden; denn alles Das, worauf er sich in gutem Glauben beruft, hat höchstens nur acht Tage gegolten, ist längst schon wieder abgeändert. „Wo denn?" fragt er. „Ja, in diesen oder jenen Annalen steht eine Declaration, seh'n Sie hier." — Sind es vollends Postsachen, so ist es auch wohl eine bloß schriftliche Nagler'sche Verfügung, die ein Königl. Gesetz grade auf den Kopf zu stellen sich herausnimmt; oder gar Finanz- und Steuersachen, da erwirbt sich ein Wirklicher Geheimer Ober- u. s. w. oder noch viel weiter herunter das Verdienst, die Gesetze nach seiner Auslegung, kraft beiwohnender Machtvollkommenheit und Willkür, noch zu schärfen und drückender zu machen. Das mag nun Alles wohl zur besseren Welt gehören; aber um es so ganz vorzüglich charmant zu finden, muß man darunter geboren und erzogen sein. Ich denke daher oft an den seligen Präsidenten von Thun; als dieser einmal über das so enorm erhöhte Porto klagen hörte, gerieth er ganz in Erstaunen und wollte es kaum glauben. — Man verwunderte sich darüber, da ihm doch auch das Alles widerfahren sein müsse. — „Nein," sagte er, „davon weiß ich nichts, denn ich habe mich seitdem wohl gehütet, irgend mit der Post zu schreiben, von mir erhalten sie keinen Pfennig." — Jetzt kommen nun noch die Cholera-Verfügungen dazu! Vor einigen Tagen erhielt ich einige hundert Thaler in Gold, Zinsen aus Braunschweig (zur schwedischen Zeit gingen Briefe von dort über Hamburg in vier Tagen und kosteten vier Schillinge Porto; jetzt gehen sie durch einen Umweg über Berlin neun Tage und kosten 3/4 Loth acht Silbergroschen, also über zwölf Schilling). Dort ist bekanntlich Alles gesund, weil sie aber den Pestort Berlin passirt hatten, so sollten sie erst in den Scharren hierselbst gebracht, dort in

Gegenwart eines Rathsmitgliedes und eines Bevollmächtigten von mir von einem eigens dazu bestellten Menschen, nach vorgängiger äußeren Räucherung, geöffnet, in ein hölzernes Gefäß gethan und mit Seife und Gott weiß was für Ingredienzien noch in Wasser gequäftet und so dreimal abgewaschen und gezählt und ausgeliefert werden, gegen Bezahlung der ganzen Procedur. Ew. Hochwürden Hochgeboren schreibe ich dergleichen in gewohntem Vertrauen allein; denn sonst füge ich mich stets in Alles, lasse Alles über mich ergehen und tröste mich damit, daß meine paar Tage wohl hinlaufen." [1])

Nicht bloß diese gemeinsame Abneigung gegen Preußen, sondern vor Allem nahe Familienbeziehungen, sowie das gleiche Interesse für Kunst und Wissenschaft führten zu einem zeitweise sehr lebhaften Briefwechsel zwischen den genannten beiden Herren.

Einunddreißig dieser Briefe liegen mir vor, sämmtlich von der Hand des Herrn von Wolffradt geschrieben, und einen Zeitraum vom 9. Juli 1823 bis 9. Juni 1832 umfassend. In ihnen erzählt Herr von Wolffradt dem Freunde, was dieser aus dessen vielbewegter Vergangenheit zu wissen wünscht; nicht systematisch und zusammenhängend, sondern im Plauderton, und, wie die Gelegenheit es mit sich bringt, anekdotisch, aber dennoch so, daß der Zusammenhang sich leicht herstellen läßt. „Wie viele solcher Anecdoten," ruft er einmal gegen den Grafen Mellin aus, „werden mit uns aussterben!" — und er fügt dann hinzu, daß er vielfach aufgefordert worden sei, seine Lebensgeschichte zu schreiben, sich aber niemals dazu habe verstehen können. — „Welch' eine Unzahl von Thorheiten, Narrheiten, Dollmanns-Werk, wie die Schweden sagen, und dergl. mehr erlebt man, wenn man alt wird und lange zurück denken kann, und wie reihet sich eins ans andere! In dem Augenblick der Existenz ist das Alles von der größten Wichtigkeit und Erheblichkeit, und Jeder thut sich dabei auf seine Klugheit was zu Gute. Ohne Gnade schwemmt der Strom der Zeit das alles hinweg, und nur als Schattenbild einer Lanterne magique bleibt es in der Erinnerung einiger Weniger zurück, mit denen es endlich ganz verschwindet. Es entsteht daraus eine Gleichgültigkeit gegen alles, was jetzt an der Tagesordnung ist und nach wenigen Jahren gleiches Schicksal haben wird. Ungern möchte ich das Fortrücken der Menschheit zum Besseren, womit sich die Eigenliebe jedes Zeitalters schmeichelt, ganz in Abrede stellen; im Grunde aber ist es nur ein Kreislauf von Thorheiten, die nach und nach, wenn auch in etwas veränderter Modetracht, wieder zum Vorschein kommen."

Die vorliegenden Briefe, wenn man sie nicht ein Memoire nennen kann, bieten doch das reichste Material zu einem solchen, indem sie zugleich den seltenen Vorzug der vollen Unabsichtlichkeit besitzen. Bevor ich die, das braunschweigische Ländchen betreffenden Notizen aus denselben gebe, mag es an der

---

[1]) Hier noch eine andere, weniger ernste, wenn gleich nicht weniger boshafte Bemerkung. Es ist die Rede von einem Flöten-Büreau (mechanisches Spielwerk), und Herr von Wolffradt sagt, er habe es „von dem Herrn Möllinger, Ober-Hof-Uhrmacher in Berlin. Doch dies war er schon vor 26 Jahren und ist also jetzt, wenn er noch lebt, vermuthlich Wirklicher Geheimer Ober-Hof-Uhrmacher".

Hand dieser Urkunden gestattet sein, das Leben des Briefschreibers etwas näher kennen zu lernen.

Des Herrn von Wolffradt auf der Insel Rügen mit Gütern angesessener Vater war von 1760 bis 1785 Landvogt von Rügen gewesen. Ueber dieses Amt theilt ein Brief des Sohnes vom 19. December 1823 uns Folgendes mit: „Die anno 1806 bei den damaligen neuen Einrichtungen Gustav IV. Adolph's eingegangene Land-Voigtey-Stelle hat, wie so manches ältere Gute, der Zerstörungs- und Organisationswuth der neueren Zeit gleichfalls weichen müssen. Sie ward nach dem Aussterben der eigenen Fürsten von Rügen, 1325, als das Land an die Herzöge von Pommern fiel, errichtet, da, bei der Entfernung der pommerschen Behörden, es zweckmäßig schien, daß doch eine im Lande selbst vorhanden sei, der nach damaliger Combinationsweise die Leitung der Justiz, Polizei und Verwaltung übertragen werden könne. Die ersten beiden Landvoigte waren aus dem Putbusser Hause, auch späterhin noch Einer, dann andere Eingesessene des Landes, da die Ritterschaft das Recht erhielt, aus ihren Mitteln Jemanden dazu zu präsentiren. Von 1711 bis 1716, wo das Land dänisch ward, war es meines Großvaters Bruder Hermann Alexander v. W., auf Udars erbgesessen. Nach der Dänenzeit trat er 1721 wieder in seine Function ein bis 1734. Darauf ward ein Herr von Platen Landvoigt bis 1760, und von da bis 1785 mein sel. Vater, dem auf sein Ansuchen im letztgedachten Jahre der 1813 als Schloßhauptmann verstorbene Herr von Usedom adjungirt ward, und auf diesen folgte der jetzige Herr von Bohlen bis 1806, wo die Stelle ganz einging. Schon früherhin waren die Administrations- und Kameralgeschäfte durch die Errichtung einer Amtshauptmannschaft für Rügen davon getrennt worden. Der Landvoigt aber war die erste Instanz für den Adel in Concurrenz mit dem Hofgericht, und die Appellationsinstanz für Alle von den adligen Patrimonial- und den Gerichten der beiden Städte Bergen und Garz. Jetzt existirt hier nur ein Kreisgericht, wie in Pommern, wovon der vormalige Landvoigt der Chef ist, und der Adel ressortirt allein vom Hofgericht."

Der Sohn des Landvoigtes — etwa 1762 geboren — wurde, wie er selbst erzählt, „nach damaliger Sitte bei Biersuppe und Gerstengrütze groß gezogen"; denn erst in seinem dreiundzwanzigsten oder vierundzwanzigsten Jahre hat er Kaffee zu trinken angefangen. Sicherlich hat er seine Schulbildung durch einen Hauslehrer im elterlichen Hause genossen, denn er klagt in einem Briefe, daß er abgesondert von jungen Leuten seines Alters und nur im steten Umgange mit erwachsenen und bejahrten Personen erzogen worden, und fügt dann — diese Art und Weise der Erziehung tadelnd — hinzu: „Mir ist davon ein Hang zur Einsamkeit geblieben, und außerdem, daß ich dadurch viele Freuden der Jugend eingebüßt, habe ich mich späterhin in Gesellschaft junger Leute meines Alters nie wohl und an meinem Platze gefühlt. Ich habe gehorchen und dadurch befehlen gelernt, bin aber einem freien Verkehr der Gedanken mehr fremd geblieben. Die Vorsehung hat es gefügt, daß ich in sehr jungen Jahren, ohne es vorher zu ahnen, zu Posten gelangte, die sonst nur Männern von reiferem Alter zu Theil werden. Einundzwanzig Jahre alt, ward ich, hierher eben von der Universität Göttingen nach vierjährigen Studien zurückgekehrt, zum wirklichen Rath am höchsten Justiz- und

Appellations-Hofe des Herzogthums Braunschweig berufen (1783—1788). Im fünfundzwanzigsten Jahre ward ich Ober-Appellationsrath im vaterländischen Tribunal zu Wismar. Neununddreißig Jahre alt, ward ich als Präsident jenes Braunschweigischen Gerichts- und Lehnshofes zum zweiten Male dorthin gerufen (1801), und im zweiundvierzigsten Braunschweigischer Justiz- und Finanz-Minister. Unter diesen Umständen hat jener Mangel mir weniger geschadet, als es in einer anderen Lage gewiß der Fall hätte sein müssen."

Bevor der junge Rath im Jahre 1783 sein Amt in Braunschweig antrat, hatte derselbe noch die Ehre, in Potsdam bei der Gemahlin des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's II. zu speisen. „Es war" — so schreibt er — „in dem Garten ihres Palais. Ich kam damals von Universitäten, und hatte eine kleine Reise in Deutschland gemacht. In Berlin war ich, mir unbewußt, von dem Geheimen Justizrath Pütter in Göttingen dem Minister Grafen Hertzberg empfohlen, der mich mit ganz besonderer Güte aufnahm und durchaus für den Preußischen Dienst engagiren wollte. Es that mir damals sehr leid, Alles ablehnen zu müssen, da ich wußte, daß ich nie die Einwilligung meines Vaters, eines großen Anti-Preußen, dazu erhalten würde." Auch dem Könige Friedrich II. wurde der junge Herr von Wolffradt vorgestellt. Er bezeichnet diese Audienz als eine sehr merkwürdige, theilt aber keine Details darüber mit.

Ehe wir den jungen Beamten auf seinen ersten Braunschweiger Posten begleiten, lassen wir — der Zeit vorgreifend — einige Episoden folgen, welche sich der späteren Erzählung nicht einfügen würden, hier aber ganz geeignet erscheinen, uns die Persönlichkeit des geistreichen Erzählers etwas näher zu bringen. Anknüpfend an seinen Aufenthalt in Wismar, als Königl. Schwedischer Ober-Appellations-Gerichtsrath, berichtet er:

„Bis in mein neununddreißigstes Jahr habe ich nie geraucht, und es nicht für möglich gehalten, daß ich je rauchen würde; und das zu einer Zeit und an einem Orte (Wismar), wo man es als einen Fehler an mir ansah, daß ich weder rauchte noch Karten spielte. Kurz vorher, ehe ich die Bestimmung erhielt an Höfen zu leben, hatte ich bei Gelegenheit von Zahnschmerzen und durch Verführung meiner Frau (ein seltener Fall!) die Gewohnheit angenommen; sie fand nämlich, daß mir das Tabakrauchen eine gewisse Ruhe und Gleichmüthigkeit gebe, deren wir damals im Tribunal, wegen allerhand Unannehmlichkeiten mit dem Hofe, sehr bedurften; letzterer ließ nämlich seinen Unwillen über verlorene Processe stets das Tribunal empfinden, so daß der letzte Gustav Adolph uns 'mal wegen eines Processes, den er verlor, weil er Unrecht hatte, unser Deputatholz nahm — das Einzige, was wir von ihm hatten."

Das in Wismar begonnene Rauchen liebte unser von Wolffradt später ungemein, und er verbreitet sich in den vorliegenden Briefen mehrfach hierüber. Seinem Landesherrn Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war diese Neigung des Ministers unangenehm. Auch Jérôme, dem von Wolffradt 1808 bis 1813 als Minister diente, liebte das Rauchen nicht; und als der Ex-Minister des Königs von Westphalen 1814 nach Paris übergesiedelt war, galt er dort, wie alle Deutschen, für einen passionirten Raucher. Der erwähnte Brief fährt — nach einer kleinen Abschweifung — folgendermaßen fort:

„Um zum Tabak zurückzukehren, bemerke ich, daß mein guter Herzog (von Braunschweig) sehr empfindlich gegen den Geruch war. Ich hatte deshalb in meinem Cabinete stets eine sogenannte Sultane, worin meine Briefe und andere Papiere, die ich ihm sandte, vorher wenige Minuten lang gelegt wurden, ehe ich sie versiegelte. Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß ich gegen den König von Westphalen, der ebenfalls sehr empfindlich dagegen war, nicht gleiche Attention bewiesen. Nie aber hat er gegen mich etwas darüber geäußert; nur einmal, da ich allein mit ihm in seinem Cabinete war und er meine Meinung über den Bericht eines deutschen Collegen von mir wissen wollte, beklagte er sich, daß Alles, was von demselben käme, so stark nach Tabak röche. Die Franzosen sahen das Rauchen als eine natürliche und gleichsam angeborene Eigenschaft der Deutschen an, was mich an eine lustige Anekdote in Paris erinnert. In einer großen brillanten Gesellschaft suchte ich mich früh davon zu machen. Der Herr und die Frau des Hauses bemerkten es jedoch und kamen mit der größten Liebenswürdigkeit auf mich zu, mich aufzuhalten, indem sie mir vertrauten, daß späterhin noch ein Divertissement gegeben werden würde. Da ich jedoch fortfuhr, mich zu entschuldigen, sagte der Mann, der mich in Deutschland gekannt hatte: „Ah, je vois bien ce que c'est, il vous tarde de vous trouver seul avec votre pipe.“ Voll Verwunderung und einen Schritt zurücktretend, rief die Frau aus: „Comment, Monsieur, est-il possible, vous fumez?“ — Der Mann mit einem sanft strafenden und belehrenden Blick zu der Frau: „Madame, Monsieur est allemand.“ Die Frau, beschämt, mit niedergeschlagenen Augen, näherte sich mir wieder und sagte: „Il est vrai, je n'y songeais pas, mille pardons, Monsieur.“ Mich brachte die Scene so zum Lachen, daß ich da blieb.“

In Paris hatte unser Ex-Minister reichlich Muße und konnte seiner Neigung für Theater und Musik nachgehen. Die Erinnerung an diese Genüsse veranlassen ihn später zu einigen recht hübschen Notizen. Ueber die Musik läßt er sich z. B. folgendermaßen vernehmen:

„Sehr richtig ist zwar die Bemerkung der Baronesse N. N. von der schlechten Gesellschaft, worin man dadurch zuweilen geräth; auch hat sie die Autorität des bekannten Lord Chesterfield für sich, der aus dem nämlichen Grunde seinem Sohne alle eigene Ausübung der Musik untersagte. Demungeachtet scheint sie mir ein ganz eigenes Geschenk des Himmels, eine Sprache aus der unsichtbaren Welt. Auch mir ist die Bach'sche Composition der Gellert'schen geistlichen Oden und Lieder (nämlich von Karl Philipp Emanuel Bach) aus meiner Jugend erinnerlich; fast weiß ich noch alle Melodien. Wie prächtig ist die des Liedes: „Du bist, dem Ruhm und Ehre gebühret“. Wie schön und das Herz beruhigend die von: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“. Was wahrhaft schön ist, geht nie ganz unter; ein Beweis ist das Stabat mater von Pergolese, das immer mit gleichem Entzücken noch nach zweihundert Jahren gehört wird. Ich bitte Ew. Hochwürden Hochgeboren gehorsamst um Verzeihung, alle Welt ist nicht so veränderlich in Werken des Geschmackes, wie wir beständigen Deutschen; namentlich nicht die Franzosen, die wir uns herausnehmen, für höchst veränderlich zu schelten. Ich habe 1814 und 15 alle die schönen Opern von Gluck und Grétry, von Monsigny und Anderen ihrer Zeit in Paris gehört, und ich sehe

aus der musikalischen Zeitung, daß sie noch stets gegeben werden. Wo sieht und hört man wohl in Deutschland die niedliche Hiller-Weiße'sche Operette „Die Jagd"; aber ihr Vorbild: „La partie de chasse de Henry IV", und die daraus gemachte Operette: „Le Roi et le fermier", Musique de Monsigny, werden monatlich einmal in Paris gegeben, und wurden es auch unter Napoleon's Regierung. Als wir zum ersten Male das classische Theater, le théâtre françois, besuchten, sagte man uns, wir würden, um für meine Frau noch einen bequemen Platz zu finden, uns entschließen müssen, eine eigene Loge zu nehmen. Man gab den Abend „Manlius Capitolinus", das ich, der ich es nicht kannte, für ein neues Stück hielt. Mit Mühe erhielten wir Beide noch eine Loge zu vier Personen im ersten Rang, bezahlten also doppelt. Aber wie erstaunte ich, als ich mir das Stück am Eingange kaufte, daß es von Lafosse sei und seit 1698 auf dem Theater gewesen war. Noch mehr stieg meine Bewunderung über das Publicum. Ein Mitverschworener des Manlius hat die Sache seiner gleichgesinnten Frau entdeckt, diese wieder einem Anderen, und so ward die Sache verrathen. Manlius gibt den Brief, worin ihm das gemeldet wird, jenem Mitverschworenen zu lesen, beobachtet ihn aufmerksam, während Jener liest, und bricht dann in die Worte aus: „Qu'en dis-tu?" Es herrschte die größte Spannung auf die Art und Weise, wie Talma diese Scene darstellen und besonders darauf, wie er jene Worte aussprechen würde; und als er sie gesprochen hatte, mußten die Acteurs mehrere Minuten lang inne halten, weil man, wegen des rauschenden Beifalles, sie nicht würde haben hören können. Und doch hatte gewiß der größte Theil der Zuschauer wenigstens dreißig- und mehrmal das Stück — auch von Talma — gesehen."

In einem anderen Briefe heißt es (1824):

„Mir selbst gefallen vorzüglich die Stücke, die ich vormals in Braunschweig, Kassel und Paris habe aufführen sehen, weil dabei die Erinnerung der meisterhaften Darstellung den gegenwärtigen Genuß erhöht. Dies führt mich zu dem, was Ew. Hochwürden Hochgeboren vor einiger Zeit über das deutsche Theater äußerten. Ich bin in gleichem Falle, und kann mitten in Deutschland über das deutsche Theater nicht urtheilen, weil ich kein gutes, und besonders das Berliner in seinem jetzigen Flor, nicht gesehen habe. Zwar habe ich noch 1792 das Schröder'sche in Hamburg gesehen, doch war dies schon die Zeit seines Verfalls und überhaupt die Zeit der Spectakelstücke, die der wahren Kunst so wenig zusagen. Schröder allein ragte unter den Uebrigen wie ein Heros hervor, alles Uebrige war nichts. Im Jahre 1783 unter Friedrich II. sah ich das deutsche Theater in Berlin, in einer Art von Scheune hinten auf dem Hofe eines Hauses in der Behrenstraße; mir ist nichts davon in Erinnerung geblieben, als eine sehr brave Sängerin, die Dame Niclas. Die guten Bühnen aber, die sich in neuerer Zeit in Deutschland gebildet haben sollen, habe ich zu meinem Bedauern nicht gesehen. Im Jahre 1806, zur Zeit der französischen Occupation, sah ich in Berlin, an den wenigen Abenden, die ich Zeit hatte das Schauspiel zu besuchen, nur Uebersetzungen von französischen Opern ausführen, deren Darstellung unendlich unter dem war, was ich von der trefflichen französischen Truppe in Braunschweig gesehen hatte. Das Radicalübel bei uns liegt in Hochderoselben

richtigen Bemerkung, daß die gute Lebensart und der feine Conversationston nicht bei uns, wie in Frankreich, bis zu denjenigen Classen herabgedrungen ist, aus denen die Schauspieler gewöhnlich hervorgehen. Dahingegen ist mir nicht unwahrscheinlich, daß die Rohheit und der burschikose Ton unserer Theaterhelden Einfluß hier und da auf die höheren Stände der Gesellschaft gehabt haben, und solchergestalt sich unsere Bühne und das wirkliche Leben, wiewohl nicht zum Vortheil des letzteren, wieder genähert haben mögen. In Wien muß es, nach dem oft sinnlosen deutschen Text, der dort den herrlichen Mozart'schen und andern Opern untergelegt ist, zu urtheilen, die Musik und das Ballet ausgenommen, erbärmlich mit der deutschen Bühne aussehen, und ebenso in manchen süddeutschen Gegenden. Ich bitte um die Erlaubniß, nur ein Beispiel aus der herrlichen französischen Oper „Jean de Paris", von Boieldieu, anführen zu dürfen: Ein königlicher Prinz von Frankreich, der sich mit einer Prinzessin von Navarra vermählen soll, wünscht seine künftige Gemahlin vorher kennen zu lernen, und auch zugleich zu erfahren, welchen Eindruck er auf sie mache. Er reiset deshalb als ein französischer Particulier, jedoch mit großer Pracht, unter dem Namen „Jean de Paris", und weiß es zu veranstalten, daß er in Navarra mit der Prinzessin, die von einer Reise zurückkommt, in dem einzigen Gasthause auf dieser Straße zusammentrifft, das er, ob es gleich für die Prinzeß bestellt war, doch durch reiche Geldspenden und Vorspiegelungen, die Prinzeß werde sobald noch nicht kommen, in Beschlag nimmt mit Allem, was darinnen ist. Die Prinzeß kommt jedoch an und muß sich nun gefallen lassen, des Jean de Paris Gast zu sein, und ihm zu erlauben, mit an der Tafel zu speisen. Er wird entzückt von der Prinzeß, der, ihm jedoch unbewußt, verrathen worden, wer er sei. Nach der Tafel sucht er auf eine feine Weise zu erforschen, wie er ihr gefallen haben möge, da sie von ihrem künftigen Gemahl redet, ohne ihn zu nennen. Er bittet sie, ihm ein Porträt von ihm zu entwerfen, was nun Veranlassung zu einem überaus schönen Duett gibt, worinnen sie sich am Ende erklären, jedoch nachdem er zuvor manche Besorgnisse geäußert hat. Das Duett fängt an:

La Princesse: L'époux, que j'ai choisi, est jeune. —
Jean de Paris (voll Besorgniß): Jeune? — Tant pis!
La Princesse (verwundert): Tant pis? — Je pensois le contraire etc.

Nun, dieser so leicht zu verdeutschende Anfang ist folgendergestalt übersetzt:

Prinzeß: Der Mann, den ich erwähle, ist ehrlich. —
Jean: Ehrlich? — Sehr schlimm!
Prinzeß: Sehr schlimm? — Mir schien das nicht gefährlich.

Und dieser Unsinn wird jetzt stets auf dem Berliner und anderen deutschen Theatern kunstvoll gesungen."

Durch den Zusammenfluß zahlreicher Deutschen in Paris, im Jahre 1814, war ein reges und geselliges Leben gegeben; und unsere Briefe lassen uns auch manchen Blick in das Treiben dieser Zirkel thun. Ein Herr von Münchhausen — früher Kammerherr der Herzogin-Mutter von Braunschweig — erschoß sich dort in Folge hohen Spieles. Anknüpfend an dieses Factum erzählt nun von Wolffradt weiter:

„Zwar wußte ich wohl, daß er zuweilen die beiden vornehmen Spielhäuser

le salon des étrangers, rue Grange Bâtelière, und Nr. 154 im Palais Royal besuchte, aber wie so viele Andere, die auch nicht spielten, bloß in der Absicht, die vielen Fremden, die man dort stets fand, kennen zu lernen oder alte Bekannte zu treffen. Im salon des étrangers ward alle Mittwochen ein großes Diner gegeben, wozu alle Fremde von Distinction eingeladen wurden. Ich selbst bin auf eine erhaltene Einladung dort in Münchhausen's Gesellschaft gewesen. Wenige königliche oder fürstliche Tafeln an Gala-Tagen mögen mit dem luxe verglichen werden können, der an solch' einem Tage dort herrschte. Hier war es, wo ich zuerst den Lord Castlereagh, der ebenso verzweifelnd endete, sah, und eine Scene erlebte, die den sel. Baron N. N. mit Recht so sehr schmerzte — der Lord war nämlich, nach englischer Sitte, mit mehreren Andern, besonders Landsleuten von ihm, an der Tafel sitzen geblieben, nachdem der größte Theil der Gäste schon aufgestanden war und sich, eine Etage tiefer, in die herrlich erleuchteten Spielsäle begeben hatte. Wir hatten eine Zeit lang dem Spiel zugesehen, als mehrere Engländer hereinkamen und auf eine sonderbare Art zu spielen anfingen. Sie setzten immer einen Napoleonsd'or und riefen dann im Angesicht des Fürsten Blücher und einer Menge Generäle der Alliirten: „Vive Napoléon!" Einige ihrer Freunde, denen es, wie uns Andern, schien, daß sie wohl eine Etage höher sich zu gütlich gethan hätten, suchten sie mit guter Manier zu entfernen. Sie merkten dies und versicherten, daß sie nicht betrunken wären. Wolle man aber einen Betrunkenen sehen, so möchte man nur wieder hinaufgehen, da liege Lord Castlereagh unterm Tisch. Ich wie mehrere Andere waren neugierig, dies Schauspiel zu sehen, und gingen hinauf. Es war so, wie sie sagten. Se. Herrlichkeit waren vom Stuhl untern Tisch geglitten und schliefen ganz ruhig. Ein paar Freunde, die nicht viel nüchterner sein mochten, waren bei ihm und wollten, man solle ihn nur ruhig liegen lassen. Ueberhaupt gab die Lebensart der Minister auf dem dortigen Congreß zu manchen Bemerkungen Anlaß. Sie hatten durchaus keine Art von Repräsentation, da ihre Souveräns selbst da waren, und amüsirten sich im Stillen, der Fürst Metternich im Palais Royal, und der Fürst Hardenberg in seinem Hôtel, das sonderbarer Weise in der Rue de Jéna, neben dem Hôtel des Invalides, gewählt war. Der sel. Baron N. N. suchte sich hierüber mit der Bemerkung zu trösten, daß es wohl in den vormaligen, von uns jetzt mit Bewunderung angestaunten Zeiten nicht besser hergegangen sein möchte. Zur Zeit des Westphälischen Friedenscongresses wurden 1647 und 1648 von den damaligen verwaisten Pommerschen Landständen zwei Abgeordnete, der bekannte Regierungspräsident Marx von Eichstedt und Dr. Runge, zu dem Congreß nach Osnabrück abgesandt. Merkwürdig ist, als Beispiel veränderter Denk- und Vorstellungsart, ihr Auftrag. Sie sollten nämlich alles Mögliche anwenden, dahin mitzuwirken, daß Pommern doch ja an Brandenburg, und ums Himmelswillen nicht an Schweden käme; — sollte dies zu erhalten nicht möglich sein, so sollten sie doch dahin sehen, daß man ja kein Tribunal im Lande bekäme, sondern die Appellation an die Reichsgerichte offen bliebe. Sie richteten bekanntlich nichts aus, obgleich, wie ihre Relation besagte, einer der schwedischen Gesandten, Biornklaun, deshalb Geschenke von ihnen angenommen. In dieser noch vorhandenen Relation schildern sie nun die Schwierigkeit, bei den

Gesandten Zutritt zu erhalten; denn, sagen sie, des Vormittags wären diese beschäftigt oder schliefen noch den gestrigen Rausch aus; Nachmittags aber seien sie so betrunken, daß mit ihnen gar nichts anzufangen sei. So wird es begreiflich, wie dieser Congreß über vier Jahre lang dauern konnte. Ich bitte dieser langen Digression halber um gewogene Nachsicht."

Nach Schluß des Pariser Congresses ließ von Wolffradt seine Equipage anspannen und fuhr mit eigenem Geschirr von Paris nach Bergen auf Rügen, wo er bis an seinen Tod in dem sogenannten „rothen Hause" am Markte wohnte. Dort vertraute er auch den vorliegenden Briefen seine Erinnerungen an, welche sich theils auf das Herzogthum Braunschweig beziehen, theils die Zeiten des Königreiches Westphalen betreffen, theils auch, wie wir in dem Bisherigen gesehen haben, noch die Periode nach 1814 berühren. „Unsere Väter," so heißt es einmal in den betreffenden Briefen (3. Oktober 1827), „hielten, zumal wenn sie auf Reisen gingen, eine sog. Connoissancen-Tabelle. Ich habe in meiner Jugend dies oft als eine Pedanterie belächelt. Wie angenehm würde mir aber jetzt eine solche Tabelle sein, selbst auch nur von dem einzigen Jahre 1814, wo die Welt in Paris vereinigt war; zumal da mein Gedächtniß erstaunend abnimmt. Jetzt schimmern nur noch die Sterne erster Größe darin. Alles Andere hat die Nacht und der Strom der Jahre verschlungen."

II.

Zur Zeit, als Herr von Wolffradt zum ersten Male nach Braunschweig in die Stellung eines Wirkl. Raths am dortigen Justiz- und Appellationshofe kam, regierte seit drei Jahren Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, Neffe Friedrich's d. Gr. und einer der vortrefflichsten Fürsten des Welfenhauses. Gleich ausgezeichnet durch hohe Bildung wie durch militärische Tapferkeit, war es ihm bestimmt, später im Revolutionskrieg als Oberbefehlshaber der österreichisch-preußischen Armee, und hierauf, in den Tagen ihres Unglücks, als Generalissimus der preußischen Armee, sich einen historischen Namen zu machen, wenn auch unglücklich zu enden. Bereits als „Erbprinz" hatte er sich im siebenjährigen Kriege rühmlich hervorgethan und war, als ältester Sohn, seinem Vater, Herzog Karl I., im Jahre 1780 in der Regierung gefolgt. Letzterer, seit 1733 mit Philippine Charlotte, Schwester Friedrich's d. Gr., vermählt gewesen, war ein verschwenderischer Fürst, jedoch nicht ohne Sinn für Kunst und Wissenschaft. Er hatte 1753 die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt und daselbst eine damals berühmte Gelehrtenschule, das Collegium Carolinum, gestiftet, welches unter dem Namen Polytechnicum Carolo-Wilhelminum seit 1862 in eine polytechnische Schule verwandelt ist. Ueber das „Carolinum" läßt Herr von Wolffradt sich folgendermaßen vernehmen:

„Nach Jerusalem's[1]) Tode, den ich anno 1779 bei einer Durchreise besuchte

[1]) Jerusalem, Abt von Riddagshausen und Vicepräsident des Herzogl. Consistoriums zu Braunschweig, war der Vater des braunschweigischen Gesandtschaftssecretärs Jerusalem in Wetzlar, welcher wegen einer heftigen und unerwiderten Neigung zu der Gattin des pfälzischen Secretärs Herdt mit einem von Kestner, dem Verlobten Lotte's, entliehenen Pistol sich selbst erschoß

und auch 1783 wiederfand, gerieth das Institut in Verfall. Der Fürst Hardenberg, während seines Braunschweigischen Ministerii, gab ihm den Todesstoß dadurch, daß er die Erziehung der jungen Leute, deren Zusammenwohnen in dem dazu bestimmten Gebäude und die dabei zur Aufsicht angestellten Hofmeister abschaffte. Ausländern, die ihre Söhne dort unterbringen wollten, ward es nun schwer, Häuser zu finden, die sich mit der Aufsicht der jungen Leute, neben Wohnung und Kost, befassen wollten. Die vielen jungen Engländer, die dort studirten, waren ganz ohne Aufsicht, führten ein wildes und zügelloses Leben und konnten, da sie größtentheils schon Officiere waren, nur mit militärischen Strafen einigermaßen gebändigt werden. Die dabei angestellten Professoren waren zum Theil große Gelehrte, die sich mehr mit der Schriftstellerei und diesem Erwerb, als mit dem Unterricht abgaben, der überhaupt zu akademisch geworden war. So traf ich das Institut an, und suchte einstweilen, ehe ich zu einer gänzlichen Reform Muße bekommen würde, den größten Mängeln abzuhelfen. Auch studirten noch einige Herren von Stande dort, unter Anderen die Prinzen Emil und Gustav von Hessen-Darmstadt, wovon der zweite starb, und ein paar Grafen Solms. Die beiden Gymnasien in Braunschweig hatten sich unterdessen sehr gehoben und besaßen vorzügliche Lehrer, die sich ganz dem Unterricht widmeten. Um jedoch dem Collegio Carolino aufzuhelfen, war eine Verordnung gegeben, daß jeder Inländer es ein Jahr lang vorher besuchen sollte, ehe er die Universität bezog. Dies war ein böses Zeichen des Verfalls, und das Jahr ein reiner Zeitverlust, daher ich mit Dispensationsgesuchen überhäuft wurde. Hardenberg (der sich gern mit Gelehrten aller Art umgab, die ihm das Weihrauchfaß an den Kopf warfen und, ohne Menschen- und Geschäftskenntnisse, ihre auf der Studirstube ausgeheckten Projecte durch ihn ins Leben rufen wollten, was auch zum großen Schaden wirklich geschah), hatte ein Lieblingsproject, das er nachmals in Berlin in Ansehung der dort angelegten Universität ausgeführt hat. Er wollte nämlich das Collegium Carolinum ganz eingehen lassen und die Universität von Helmstedt[1]) nach Braunschweig verlegen. Die Helmstedtischen Professoren waren darüber außer sich vor Freuden. Commissionen wurden ernannt, das Project zu prüfen, Anschläge zu machen, die Fonds zu berechnen und herbeizuschaffen; Rieße Papier wurden verschrieben, die Acten waren manneshoch. In diesem Zustand fand ich diese Angelegenheit in dem vollen Cabinet der unabgemachten Sachen. Indem ich diese nach dem Grade ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit classificirte, bat ich den Herzog, mir aufrichtig zu sagen, ob es wirklich seine Absicht sei, die Universität nach Braunschweig zu verlegen. Seine Antwort ist mir unvergeßlich: „Lieber Geh. Rath, ich scheine Ihnen gewiß doch unter der Mütze richtig zu sein; wie können Sie denn glauben, daß es je meine Intention gewesen, die Universität in eine Residenz voll Zerstreuungen und Verführungen zu verlegen, wo die Messen zweimal

(29. October 1772). Es ist bekannt, daß — wie Goedeke sagt — „aus diesem Jerusalem und sich" Goethe den „Werther" schuf.

[1]) Ward erst in der westphälischen Zeit, 1809, aufgehoben. Nach Ranke, Hardenberg I, 91 flg. wollte Hardenberg übrigens die Universität von Helmstedt nicht nach Braunschweig, sondern nach Wolfenbüttel verlegen.

im Jahre schon alle Geschäfte vier Wochen lang unterbrechen, die jungen Leute der Concurrenz mit dem Militär auszusetzen —" und so zählte er weiter die Nachtheile auf. — Ich: „Aber, gnädigster Herr, darf ich fragen, wozu denn der gemachte Lärm, wozu alle die Commissionen, die aufgewandten Kosten?" — Mit sehr kluger Miene sagte er: „Erwägen Sie nur die Zeit (es waren die ersten Jahre der französischen Revolution); die Leute mußten ja 'was zu thun haben, um sie von anderen Thorheiten abzuhalten; man mußte dem Walfisch eine Tonne hinwerfen, womit er spielen konnte." — Nun war ich au fait und die Acten wurden auf immer ins Archiv gebracht. — Unter der Westphälischen Regierung wurde das Collegium Carolinum in eine sehr zweckmäßige école militaire verwandelt, wobei alle Professoren wieder angestellt wurden. Herzog Friedrich Wilhelm hob diese wieder auf und stellte das Collegium wieder her. Jetzt (d. h. 11. December 1823) liegt es in den letzten Zügen."

Herzog Karl I. wurde von seiner Gemahlin Philippine Charlotte überlebt[1]). Ihr Sohn, der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, war mit Auguste[2]), einer Schwester des Königs Georg III. von England, vermählt. Nicht ohne Interesse ist die Schilderung, welche von Wolffradt uns von diesen beiden Herzoginnen macht (17. Februar 1824):

„Sie (die Herzogin Auguste) sprach gern deutsch und hatte es, wie alle ihre Geschwister und Prinzen ihres Hauses, in ihrer Kindheit in England gelernt. Aber sie blieb bei ihrer Art zu reden. So konnte sie sich gleich Anfangs in den Unterschied nicht finden, wann man eine Person männlichen Geschlechtes Sie, Er oder Ihr anrede. Sie frug also, was am höflichsten sei, und als man ihr sagte: „Sie", so nannte sie von Stunde an auch ihre Lakaien Sie, zu einer Zeit, wo dies noch nicht üblich war. Ihre Schwiegermutter hingegen, die verwittwete Herzogin, Schwester Friedrich's II., war gewohnt, von oben herab Alles Er anzureden. Als aber ihr Sohn, mein Herzog, 1780 zur Regierung kam, bat er sie inständig, dies abzuändern. Sie versprach es in Ansehung aller neuer Staatsdiener, dahingegen sie in Ansehung der alten ihre Gewohnheit nicht abzulegen vermöchte. Mich, der ich als junger Mann 1783 in die dortigen Dienste trat, nannte sie: „Sie", und dagegen meinen alten Präsidenten, den Justizminister: „Er". Die regierende Herzogin (die englische Prinzeß) sagte, wenn sie ihre Gnade gegen Jemanden ausdrücken wollte: „Ich liebe den N. N." Daraus hatte sie kein Arg. Aber: „ich bin verliebt mit ihm", das wäre schlimm gewesen. Im Jahre 1805 war sie gefährlich krank während der Abwesenheit des Herzogs, und glaubte jede Nacht zu sterben. Ich mußte ihr Testament machen, und wenn ich Abends mich nach ihrem Befinden erkundigte, so händigte sie mir stets mit vieler Rührung ihre Leibtaschen ein, in denen die Schlüssel zu ihren coffres forts und die letzten Briefe des Herzogs befindlich waren, den sie stets zärtlich liebte. Ich siegelte dann dies Alles vor ihrem Bette mit ihrem Siegel ein, nahm es so mit mir und brachte es ihr, Gottlob! am andern Morgen stets wieder. Diese herrliche Fürstin war noch zu mehreren Leiden aufbehalten."

[1]) Geb. 3. März 1716, starb am 16. Februar 1801.

[2]) Geb. 11. August 1737, starb zu London, wohin sie sich nach dem Tode ihres Gemahls begeben hatte, 14. Januar 1813.

Später (27. Februar 1824) erzählt uns von Wolffradt über die Herzogin Auguste noch Folgendes:

„Herr von Mirabeau sagt in seiner „Histoire secrette de la cour de Berlin" von der damals regierenden Herzogin von Braunschweig: „A la verité, elle est toute Angloise, par les gouts, par les principes, par les manières, au point que son indépendance presque cynique fait avec l'étiquette des Cours allemandes, le contraste le plus singulier que je connoisse." Die Herzogin hatte dies den Morgen gelesen. Den Mittag fand sie an der Tafel den berühmten Professor Ebert[1]) vom Collegio Carolino. Ohne sich etwas Weiteres merken zu lassen, frägt sie ihn, was eigentlich der Ausdruck: „cynique" bedeute? Er, auch nichts ahnend, antwortet: „Hündisch, Ihro Königl. Hoheit," und erklärt nun die Etymologie aus dem Griechischen. — „Nein, Herr von Mirabeau," sagte sie halblaut für sich, „da irren Sie sich, eine hündische Existenz habe ich nicht." Niemand verstand sie, als wer das Buch auch gelesen. Schon als Mirabeau[2]) in Braunschweig war, hörte ich ihn bei Tafel einen seiner Pfeile auf die gute Herzogin abschießen. Es war die Rede, daß ein deutscher Prinz gestorben sei, und die Herzogin, die nicht gern trauerte, machte ein saures Gesicht, daß es nun wieder Hoftrauer geben würde. Mirabeau sah sie scharf an und fragte: „Schon wieder ein neues Beispiel auf meiner Liste von großen Herren, die einen Abscheu

---

[1]) Braunschweig war damals, seit Mitte des Jahrhunderts, noch vor Weimar, wenn auch in einem bescheideneren Sinne, ein Centrum der literarischen Bewegung, welche unsere classische Zeit vorbereiten half. Hier lebten, als Professoren am neubegründeten Collegio Carolino, Karl Christ. Gärtner, der Herausgeber der „Bremer Beiträge", und die ihm nahe befreundeten Konrad Arnold Schmid (starb als Consistorialrath 1789), Joh. Arnold Ebert (der im Text Genannte, „berühmt" namentlich als Uebersetzer von „Young's Nachtgedanken") und Fr. Wilh. Zachariae (Verf. des seiner Zeit und noch nachher sehr populären komischen Heldengedichts: „Der Renommist"), die Hauptmitarbeiter jener Zeitschrift, die, nach einem Worte Vilmar's, „den Gipfelpunkt dieser Vorbereitungszeit" darstellt, und in welcher die ersten Gesänge von Klopstock's „Messias" erschienen waren. Hier auch (seit 1780 als Erzieher des Erbprinzen, seit 1792 als Secretär der Geh. Kanzlei, und seit 1801 als Mitglied des Geheimenraths-Collegiums) lebte Leisewitz, dessen Trauerspiel „Julius von Tarent" (1776) Lessing für ein Werk Goethe's hielt, und welches bekanntlich auf den jugendlichen Schiller einen starken Einfluß übte. Hierher endlich ward Lessing berufen und zwar war es der damalige Erbprinz, Karl Wilhelm Ferdinand, der (1769) den gefeierten Schriftsteller kennen zu lernen wünschte und der es veranlaßte, daß demselben eine Stelle an der Wolfenbütteler Bibliothek verschafft, oder — wie Lessing selber es ausgedrückt hat — „daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich leer gemacht ward." — Wohl mochte darum K. G. Lessing in seiner Biographie des Bruders (I, 304) sagen: „Der Braunschweiger Hof gehörte zu den wenigen, die damals der deutschen Literatur nicht bloße Toleranzfreiheit, wie den Juden, sondern auch alle jura Christianorum, wie der französischen Literatur, und noch dazu umsonst, zugestanden. War es ein Glück, von einem Hofe gekannt zu werden, so mußte es bei diesem schmeichelhaft sein."

[2]) Zuerst 1785, dann 1786 in amtlicher Sendung in Berlin, kam er von dort auch nach Braunschweig. „Es war ein großer Vorzug des damaligen Braunschweigs," schreibt von Wolffradt bei einer anderen Gelegenheit, „daß die persönliche Größe und Liebenswürdigkeit des Herzogs so viele berühmte Fremde dorthin zog, die sich kürzere oder längere Zeit daselbst aufhielten. So lernte ich schon anno 1786 den Marquis de Lafayette und den Lord Cornwallis dort kennen, die beide in Amerika gegen einander gefochten hatten, und bald nachher den später so berühmt und berüchtigt gewordenen Grafen Mirabeau."

gegen die schwarze Farbe haben. Lange habe ich nach der Ursache geforscht. Endlich glaube ich sie gefunden zu haben: sie liegt in dem unüberwindlichen Widerwillen, den diese Herrschaften gegen die Gleichheit aller Stände haben, die sich nirgends so sehr manifestirt, als bei der schwarzen Farbe und in der Trauer." Jedermann fühlte das Impertinente dieser Bemerkung, besonders gegen die Herzogin, die die Humanität und Leutseligkeit fast übertrieb. Sie gab darauf eine Antwort, die zwar nicht paßte, aber doch Alles lachen machte. Mirabeau kleidete sich nämlich in sehr helle Farben, die mit seiner tête de Meduse einen schreienden Contrast machten. Damals hatte er gerade ein Atlaskleid, couleur de rose, an. Die Herzogin sagte nun: „Um sich recht zu distinguiren, rathe ich Ihnen, sich immer couleur de rose zu kleiden." Vielleicht drückte sie sich, da die Unterredung natürlich französisch war, nur nicht recht aus. Diese Sprache ward auch noch für gewöhnlich am Braunschweigischen Hofe geredet, doch oft mit der deutschen abwechselnd, insonderheit mit solchen Personen, von denen man wußte, daß ihnen jene nicht geläufig war."

Eine Anfrage des Empfängers unserer Briefe veranlaßt den Herrn von Wolffradt zu detaillirteren Mittheilungen sowohl über Hardenberg, wie über jenen Herrn von Münchhausen, „um dessentwillen, wenigstens dem Namen nach, H. von seiner ersten Frau, der geborenen Reventlow, geschieden wurde," und dessen trauriges Ende zu Paris schon in einem früheren Briefe berührt worden ist.

„Wie würde sich der sel. Fürst-Staatskanzler," heißt es unter dem 17. Febr. 1824, „über das Zeugniß einer Dame, wie die gnädige Gräfin von Bohlen, gefreut haben; zumal wenn man erwägt, daß ihn die Gräfin nur in späteren Jahren gekannt haben kann. Als sie geboren wurde, war er schon beinahe 31 Jahre alt, die Zeit, da ich ihn zuerst kennen lernte. Wahrscheinlich hat die Gräfin seine Bekanntschaft erst nach ihrer Vermählung gemacht, und er muß damals schon gegen die 50 gewesen sein. Dieser Umstand hat indeß seiner Liebenswürdigkeit gewiß nicht geschadet, vielmehr glaube ich, daß es ihm gegangen, wie es oft, und fast gewöhnlich den jungen Franzosen und Engländern ergeht, daß sie mit den Jahren an Liebenswürdigkeit zunehmen, indem in ihrer Jugend jenen leicht ein air de fatuité und diesen einige Rohheit nachtheilig ist, welche beide sich bei zunehmenden Jahren und mehrerer usage du monde verlieren. So viel ich davon zu urtheilen vermag, hat die Gräfin von Bohlen ganz recht, und ich erlaube mir ihren Ausspruch mit einem sehr ehrwürdigen, nämlich dem unserer hochsel. Herzogin von Braunschweig, der Schwester Georgs III., zu bekräftigen, aber mit ihren eigenen Worten, wie sie sich zumal im Deutschen sehr naiv auszudrücken pflegte. Als der Minister Hardenberg sich von seiner zweiten Frau, der vorher um seinetwillen geschiedenen Frau Geh. Räthin von Lenthe scheiden ließ, weil sie einen aus der Braunschweigischen Kapelle mitgenommenen Violinisten, Batschoarschowsky (wo ich den Namen recht schreibe), noch unwiderstehlicher als ihren Gemahl gefunden hatte und mit ihm, in des letzteren Abwesenheit, aus Anspach davon gegangen war (er lebte nachhin mit ihr als akademischer Musiklehrer in Jena), so sagte Ihre Königl. Hoheit die Herzogin: ‚Der Hardenberg ist ein ganz eigener Mann, alle Weiber sind in ihn (oder nach ihrer Art *mit ihm*) verliebt, nur seine eigenen nicht.' Cela donne à penser."

Ueber Münchhausen, der Anfangs in preußischen Diensten und Lieutenant im Regimente Bevern zu Stettin war, wird dann Folgendes geschrieben:

„Münchhausen hatte den preußischen Militärdienst bald verlassen, in Braunschweig die verschiedenen Stufen des Hofdienstes durchlaufen, und 1783 lernte ich ihn als Kammerherrn der verwittweten Herzogin kennen. Ein schöner Mann, in der Blüthe der Jahre, voller Talente, guter Clavier-, Violin- und fürtrefflicher Harmonika-Spieler, der auch in Wissenschaften das Versäumte seiner früheren Jahre durch Privatfleiß zu ersetzen bemüht gewesen war. Ich habe wenige so angenehme und so complete Hofleute gekannt. Den Sommer über residirte die Herzogin auf dem Lustschlosse Antoinetten-Ruh vor Wolfenbüttel. Ihr alter Oberhofmeister von Bülow blieb in Braunschweig zurück, und der junge, schöne und geistreiche Münchhausen machte dort ihren Hofmarschall. Soviel es meine Geschäfte erlaubten, war ich damals in Antoinetten-Ruh und genoß die vorzügliche Gnade der Herzogin. Da führten wir schon die meisten italienischen Opern auf (es war damals italienisches Theater in Braunschweig) und zwar folgendergestalt. Die Herzogin spielte den Flügel und hatte die Partitur vor sich; ihr zur Linken kniete die Prinzeß Auguste, Aebtissin von Gandersheim [1]), und sang; ihr zur Rechten saß ich mit dem Violoncell und hinter uns standen Herr von Münchhausen und ein Violinist aus der Capelle, die die Violine spielten, alle aus der nämlichen Partitur. Bei der Tafel bewunderte ich das Unterhaltungs-Talent des Kammerherrn von Münchhausen. Die sehr geistreiche Herzogin mochte sprechen, wovon sie wollte, Philosophie — ihr Lieblingsgespräch — Geschichte, Politik, Literatur: Herr von Münchhausen war überall zu Hause und spann sehr fein den Faden weiter aus. Erst 1814 in Paris entdeckte er mir, wie dies ohne Kräuter zuging. Die Prinzeß Auguste war nämlich der Spiritus familiaris, die ihm stets die Lectüre der Mutter verrieth und ihm auch, wenn diese zur Ruhe war, die Bücher zusandte. Aber es gehörte doch Talent dazu, dies so gut zu machen. Hier entspann sich seine Intrigue mit der Gemahlin Hardenbergs, und er gab die Ursache und den Vorwand zur Scheidung ab. Er konnte nun nicht gut in Braunschweig bleiben, trat als Kammerherr in Preußische Dienste und attachirte sich dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg, durch dessen Vermittelung der König von Dänemark ihm den großen Dannebrogs-Orden, den sein Vater gehabt hatte, nach dessen Tode konferirte."

Diesen einst so glänzenden Cavalier traf Wolffradt 1814 in Paris und, wie es scheint, in stark derangirten Verhältnissen wieder, obwohl er mehrfach versichert, daß er ihn niemals als Spieler gekannt, vielmehr geneigt sei, anzunehmen, daß der Hang dazu ein Symptom der Geisteszerrüttung gewesen, welche ihn zuletzt

---

[1]) Auguste Dorothea, Aebtissin zu Gandersheim, jüngste Schwester Herzog Karl Wilhelm Ferdinand's, geb. 1749, gest. zu Gandersheim 1810. S.: „Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses", von Karl Steinmann (Braunschweig, Goeritz und zu Putlitz, 1885), S. 41. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf das kleine Werk aufmerksam machen, welches viel mehr enthält, als sein Titel verspricht, indem es nicht nur die Grabstätten des Welfengeschlechts, bis zu Gertrudis, der Mutter Heinrich's des Löwen hinauf, nachweist und mit ihren Umgebungen anschaulich schildert, sondern auch durch die vielverschlungene Geschichte dieses Hauses ein zuverlässiger Führer ist.

zum Opfer des Salon des étrangers gemacht habe. „Ich hatte," fährt er fort, „weder an diesem Abend (der der Katastrophe voraus ging), Münchhausen spielen sehen, noch sonst gehört, daß er spiele. Erst nach seinem Tode sah ich, daß er einer der habitués de la maison gewesen sein müsse, weil man ihm, nach seinem eigenen Bekenntnisse, verstattet hatte, sur parole zu spielen. Beträchtlich für ihn war indeß sein Verlust, so weit ich diesen nachrechnen konnte, nicht gewesen, circa 10,000 Fr. Dagegen hatte er durch die Wiener Staatsbankerotte sehr verloren, da er dort an die 30,000 fl. placirt gehabt; und er würde freilich auf seinem gewohnten Fuß in Paris nicht haben leben können. (Unsere Wiener Papiere, wonach Hochdieselben sich einmal erkundigten, hat meine Frau von ihren Eltern ererbt; ich habe ungezwungen mich nie am Sirach versündigt[1])."

III.

Der Herzog Karl Friedrich Wilhelm Ferdinand, welchen von Wolffradt als „seinen Herzog" bezeichnet, hatte vor seiner Verheirathung mehrere Maitressen gehabt. Auch nachher scheint er noch ähnliche Verhältnisse unterhalten zu haben. In schonender Weise berührt von Wolffradt auch diesen Punkt:

„Mit den Liebschaften der großen Herren" — schreibt er — „hat es gewöhnlich eine eigene Bewandniß. Es sind historische Personen, ohne deren genauere Kenntniß die Geschichte der Zeit nicht vollständig begriffen werden kann. Wer würde die Geschichte Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. verstehen, ohne die Nebenverbindungen dieser Könige zu kennen? Selbst die Geschichte unseres siebenjährigen Krieges kann ohne eine Bekanntschaft mit der Pompadour und ihrem Günstling, dem Cardinal von Bernis, nicht ganz eingesehen werden. Mußte doch Maria Theresia sich herablassen, dieser Pompadour den Titel: „ma Cousine" zu geben[2]), sowie Ludwig XIV. den Protector Cromwell: „Monsieur mon frère" nannte und bei seinem Absterben die Trauer um ihn anlegte."

Herr von Wolffradt schreibt dies mit Bezug auf eine Freundin seines Herzogs, von welcher er kurz zuvor Folgendes mitgetheilt hatte:

„Es scheint der Umstand bemerkenswerth, daß der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand seine Freundinnen gewöhnlich aus den Berliner Staatsdamen wählte. Bei seiner Verbindung mit diesem Hofe war es ihm von Wichtigkeit, von allen Intriguen und Cabalen an demselben genau unterrichtet zu sein, die besonders unter Friedrich Wilhelm II. oft den Schlüssel zu wichtigeren Ereignissen enthielten. Er war daher, wenn er selbst nach Berlin kam, stets au courant des nouvelles du jour. Das Fräulein Luise von Hartefeldt haben Hochdieselben also selbst gekannt. Ich besitze ein schönes Kupfer von ihr, von Schröder in Braunschweig gestochen, das ich für den einzigen Abdruck halten möchte, weil ich un-

[1]) Zur Erläuterung dieser Parenthese theilen wir den folgenden Passus aus einem früheren Briefe, vom 27. Januar 1824, mit: „Schon Jesus Sirach sagt (Cap. 8, v. 15): „Leihe nicht einem Gewaltigeren denn Du bist: leihest Du aber, so achte es als verloren." Dies wissen auch die großen Herren recht gut, aber sie wissen sich zu helfen mit Zwangs-Anleihen. Graf von Bülow, als westphälischer Finanzminister, machte alle Jahr eine Zwangs-Anleihe. Bei den nachmaligen österreichischen Staatsbankerotten haben wir viel verloren."

[2]) Ist ein Irrthum!

geachtet aller Nachfrage kein zweites Exemplar habe auftreiben können, es selbst auch in Braunschweig gänzlich unbekannt geblieben ist. Die Platte muß aufgekauft sein. In meiner ersten dortigen Dienstzeit wohnte sie in der Stadt und erschien am Hofe als Chanoinesse von Steterburg, einem Braunschweigischen adeligen Fräulein-Stifte, in welchem sie auch eine Wohnung hatte und sich von Zeit zu Zeit aufhielt. Man sah noch die restes de beauté an ihr, und ihr ausnehmend artiges Betragen, besonders auch gegen die regierende Herzogin, erwarb ihr alle Herzen. Die Herzogin hatte wirklich Freundschaft für sie, und machte gemeine Sache mit ihr, wenn es darauf ankam, den Herzog gegen eine andere fantaisie zu schützen. Bei meiner Rückkunft nach Braunschweig, 1801, war sie sehr alt geworden, und hatte ihre Wohnung im neuen Corps de Logis des Schlosses neben den Zimmern des Herzogs; sie ging gar nicht mehr aus und sah Niemanden, ausgenommen einmal die Woche, wo sie gegen Abend Thee bei der Schwester des Herzogs, der Prinzeß Auguste, Aebtissin von Gandersheim, trank. Alle Dienstag Mittag speiste der Herzog mit ihr ganz allein in ihren Zimmern, und diesen Tag wurden diejenigen zur herzoglichen Tafel geladen, die der Herzog nicht leiden konnte. Auch die Herzogin besuchte sie oft. Späterhin, bei dem zunehmenden Vertrauen des Herrn zu mir, wünschte sie meine nähere Bekanntschaft zu machen. Bei sich empfing sie Niemanden; die Prinzeß Aebtessin proponirte mir, bei ihr den Tag zum Thee zu kommen, wenn die Hartefeldten dort wäre. Dies geschah, lief aber übel ab. Es war 1805 zu der Zeit, als die Frage davon war, was Preußen bei dem österreichisch-französischen Kriege, nach dem gewaltsamen Durchmarsch durchs Anspach'sche, zu thun habe[1]). Fräulein von Harteseldt, voll des Vertrauens auf die preußische Macht noch von Friedrich II. her, und viel auf Rußland bauend, war für Feuer und Schwert; — ich hörte ihre Gründe geduldig an; als sie aber darauf bestand, meine Meinung zu wissen, fand ich keinen Beruf, gegen sie wenigstens, eine andere zu äußern als die des Herzogs (der in Berlin abwesend war). Ich sagte ihr: die preußische Armee sei an Muth und an Tapferkeit unzweifelhaft dieselbe wie unter Friedrich II.; aber ihr sei gewiß nicht unbekannt, was man der administration de la Guerre und der Organisation der Armee vorwerfe: es werde der Tapferkeit schwer halten, gegen einen so geschwinden Feind wie Napoleon jene Fehler gut zu machen und auszugleichen; der dermaligen Politik Rußlands sei wohl nicht unbedingt zu trauen; seit Catharina II. sei es keine andere gewesen, als stets Oesterreich und Preußen ins Feuer zu jagen und sich bis zur Ohnmacht schwächen zu lassen, selbst dagegen, des großen Geschreies ungeachtet, weder einen Mann noch einen Rubel aufzuwenden; von dem jetzigen Schritte Preußens hänge die Ruhe und das Schicksal des nördlichen Deutschlands ab; so lange es daher noch ein Mittel der Satisfaction wegen des Durchbruches durchs Anspachische gebe (durch welchen eben, sowie durch die Lage der westphälischen Provinzen im Rücken der französisch-hannöver'schen Armee und des

[1]) Am 3. October 1805 war ein französisches Armeecorps, „ohne Anfrage und allen friedlichen Protestationen zum Trotz", durch das für neutral erklärte preußische Gebiet in Franken marschirt. S. Häusser, Deutsche Geschichte II, 611.

ungedeckten, dem Feinde, sobald Preußen eine feindliche Stellung annehme, offenstehende Schlesien, Preußens Macht halb gelähmt sei), scheine es der Klugheit gemäß, dieses nicht sofort von der Hand zu weisen und die seit dem Baseler Frieden gespielte Rolle aufzugeben und dem ungewissen Kriegsglück aufzuopfern. Dies hatte ihren Beifall nicht, sie ward einsilbiger, packte früher als sonst ihre Arbeit zusammen und empfahl sich der Prinzeß, doch nicht ohne viele gütige Aeußerungen gegen mich. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Sie starb zu ihrem Glücke noch im Anfange des Unglücksjahres 1806 und ward in der herzoglichen Gruft[1]) unter der Domkirche in Braunschweig beigesetzt. Ich wohnte am Burgplatze und sah den Herzog mit dem Ausdruck der innigsten Betrübniß der Leiche folgen. Es war Morgens sehr früh. Gerade war dies der Wochentag, wo ich Vormittags den Vortrag im Cabinet des Herzogs in Finanzsachen hatte, die, wie ich sonst bemerkt habe, nicht in den Geheimen Rath kamen. Der Herzog hatte mir nicht abgesagt, wie er sonst durch ein Billet zu thun pflegte, wenn er verhindert war; ich fuhr also hin, ließ aber meinen Wagen warten. Der Herzog empfing mich freundlich wie gewöhnlich, aber tiefer Gram saß auf seiner Stirne. Wir setzten uns an den dazu bestimmten Tisch; ich öffnete mein Portefeuille und trug einige unbedeutende Sachen vor. Da ich jedoch den Herrn zerstreut und ohne die sonstige, ganz den Geschäften gewidmete Aufmerksamkeit fand, that ich (wie Camillo Rota in der „Emilia Galotti"), als wenn ich eine Hauptarbeit zu Hause vergessen hätte. Der brave Herr fühlte es, drückte mir die Hand, und sagte mit Thränen in den Augen: „Ich danke Ihnen für die Schonung; ach! wenn Sie wüßten, was für einen Freund ich verloren habe!" Das genus ist hierbei nicht aus der Acht zu lassen; denn so war es wirklich, sie war seit vielen Jahren sein Freund. Nie hat er sonst dieses oder eines ähnlichen Verhältnisses gegen mich erwähnt. Das zu dem Fräulein von Viereck kenne ich daher nur durch das Gerücht. Der letztverstorbene Herzog (Friedrich Wilhelm von Braunschweig, gefallen 1815) frug jedoch gleich nach dem Tode des Vaters bei mir schriftlich an: was für Maßregeln genommen wären, um den Rückfall von 100,000 Thalern, die das Fräulein von Viereck erhalten, nach deren Ableben zu sichern? Ich antwortete ihm, daß das Finanzministerium nicht die mindeste Notiz weder von dem Fräulein von Viereck, noch von der Ausgabe und ebenso wenig von einem Rückfall der 100,000 Rthlr. hätte. Wenn also dergleichen Papiere existirten, so müßten sie in dem von mir geretteten und mit abgesandten Cabinet seines hochseligen Herrn Vaters vorhanden sein. Weiteres ist mir auch nicht davon bekannt geworden.

„Leider ist das von Hochdenselben erwähnte Verhältniß zu einer Actrice des französischen Theaters in Braunschweig, Mlle. Duquenois (nicht zu verwechseln mit der berühmten tragischen Heroine des Théâtre françois in Paris, Mlle. Duchesnois), nicht ganz ohne Grund. Ich sage: leider! — nicht als ob dadurch irgend ein Nachtheil erwachsen wäre, sondern weil es Denen, die die Ur-

[1]) Seit der Restauration der Krypta im Jahre 1862 steht ihr mit Sammet bezogener Sarg an der Südseite der Gruft, neben den Särgen zweier anderer Todten, die einst den regierenden Landesherren nahe gestanden haben. S. Steinmann, Grabstätten der Welfen, S. 45.

sachen der Begebenheiten immer anderswo suchen, als da, wo sie wirklich liegen, Veranlassung gegeben hat, daraus eine dem Hergang nachtheilige Vermuthung zu schöpfen. Die Sache selbst war eine bloße fantaisie, die ein französischer Emigrant aus dem Elsaß, Graf Montjoie, (Frohberg), der Kammerherr am Braunschweigischen Hofe war, wahrscheinlich erregt hatte, und deren er sich nachher bediente, um sich nécessaire zu machen. Der Herzog hatte ihm das Geld zur Acquisition eines Gartens vor den demolirten Festungswerken von Braunschweig gegeben, und daselbst einen niedlichen Pavillon bauen lassen. Hier soll der Herzog die Mlle. D. einige Male gesprochen und beschenkt haben. Wahr ist es, daß sie dem Herzoge ins Feld folgte, aber in Halle zurückbleiben mußte. Sie war nach dem, was ich von ihr gehört, — denn außer dem Theater habe ich sie nie gesehen — völlig unfähig, eine so verschmitzte Rolle zu spielen, als man ihr beimißt; auch außer aller Möglichkeit etwas Anderes zu erfahren, als ob der Herzog nach Berlin gereist sei oder nicht. Auch ihr nachheriges Benehmen zeigt dies. Nach dem Tode des Herzogs ging sie nach Petersburg, und war zur Zeit des Krieges von 1812 in Moskau, von da sie mit großem Verluste wieder nach Petersburg flüchtete, um erst 1814 nach Paris zurückzukehren, wie ich daselbst erfuhr."

Unser Autor versichert uns, daß, trotz dieser fantaisies seines Herzogs, das Verhältniß desselben zu seiner Gemahlin ein gutes gewesen. Aber mit den Kindern hatte das herzogliche Paar Unglück. Aus unseren Briefen erfahren wir hierüber:

„Weniger bekannt ist die wahre Quelle von dem Unglück. Sie liegt in der Gothaischen Prinzeß Auguste, Gemahlin des Prinzen von Wales (1736) und Mutter des Königs Georg III. und seiner Geschwister."

Der Sohn des Königs Georg II. von England, Friedrich Ludwig, Prinz von Wales, hatte sich am 8. Mai 1736 mit der am 30. November 1719 geborenen gothaischen Prinzessin Auguste vermählt. Der Prinz starb bekanntlich vor seinem Vater und gelangte also nicht zur Regierung. Sein Verhältniß zu seinem Vater war ein sehr ärgerliches und artete zu solchem Grade von Schroffheit aus, daß der Prinz dem Könige nicht einmal von der nahen Entbindung seiner Gemahlin Nachricht gab. Von den Kindern aus dieser Ehe sind bekannt: außer dem schließlich in Wahnsinn verfallenen und erblindeten Könige Georg III. von England noch die Gemahlin des Herzogs Karl Friedrich Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und die Gemahlin des Königs Christian VII. von Dänemark, die unglückliche, wegen ihres angeblichen Verhältnisses zu Struensee verbannte Carolina Mathilde, welche, kaum vierundzwanzigjährig, in der Einsamkeit des Schlosses zu Celle starb (10. Mai 1775).

Welches specielle Leiden die Mutter Georg's III. gehabt habe, findet sich in unseren Briefen nicht bestimmt ausgesprochen, obgleich von ihr behauptet wurde, daß sie die Quelle des Unglücks ihrer Braunschweigischen Enkel, resp. ihrer in England verbliebenen Kinder geworden sei. Jener Brief vom 23. Juli 1823 fährt nämlich einfach fort:

„Durch sie (die Prinzeß Auguste von Sachsen-Gotha) ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art Albinos-Natur in das Braunschweigische Haus ge-

kommen, die sich allenthalben schon durch die blöden Augen und die weißen Augenbrauen und Wimpern verräth. Das nun bald erloschene Gothaische Haus selbst ist der Beleg dazu, sowie alle englischen Prinzen ohne Ausnahme, soviel ich weiß, da ich nur die Herzöge von York und von Cambridge, sowie die verwittwete Königin von Württemberg persönlich kenne. Diese Natur ist dann durch die von Seiten des Charakters und Herzens so verehrungswürdige Herzogin Auguste, Schwester Georg's III., in das Haus Wolfenbüttel gekommen, besonders aber der männlichen Descendenz feindlich gewesen.

„1. Der anno 1766 in London geborene Erbprinz Karl August (gestorben am 20. September 1806) war ein Herr von dem liebenswürdigsten Herzen von der Welt, aber sehr beschränkten Fähigkeiten und fast ganz blind, so daß er stets geleitet werden mußte. Zwar schrieb er und beehrte mich in den Jahren 1805 und 1806 täglich mit seinen Briefen, sie waren aber völlig unleserlich; die Reihen kreuzweise durch einander geschrieben, und ohne zu bemerken, ob Tinte in der Feder war oder nicht. Zum Glück wußte ich immer den Inhalt voraus, denn sie betrafen alle die seiner Meinung nach vorhandene Nothwendigkeit, das Preußische System zu verlassen und sich an Frankreich, zuletzt den Rheinbund, anzuschließen, wozu ich, wie er dachte, seinen Herrn Vater bereden sollte.

„Die Erziehung der Kinder des Herzogs war zwar strenge gewesen, aber sie hatten alle des besten Unterrichts genossen, und der Erbprinz studirte noch einige Jahre in Lausanne unter einem zwar sehr wunderlichen Gouverneur, dem Obristen von Bode, der sich aus Melancholie erschoß, aber einem desto trefflicheren Hofmeister, dem Hofrath und Bibliothekar (an Lessing's Stelle) Langer. Seine Hoffnung setzte der Herzog auf die Erbprinzeß, eine Tochter des letzten Erbstatthalters von Holland, eine Fürstin voll Geist und Herzensgüte. Ihr Himmel aber war — Holland, und sie hing ganz an ihrer Familie; der letzte Erbstatthalter residirte die letzten Jahre seines Lebens mit seiner Gemahlin, einer Preußischen Prinzeß, in Braunschweig, den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem Lustschlosse Salzdahlum. Der Herzog klagte mir oft, daß seine Schwiegertochter zu wenig Antheil an den Landesangelegenheiten nehme, und trug mir auf, sie dazu zu vermögen und sie damit bekannt zu machen, zumal, da sie sowohl als ihre Eltern mich mit gleich unumschränktem Vertrauen beehrten, wie ihr Gemahl. Wir kannten jedoch beide die Welt zu wohl, um irgend darauf einzugehen.

„2. Von den beiden folgenden Prinzen war der ältere, Georg, völlig imbécile (die Aerzte schrieben es einem Wasserkopfe zu) und dabei blind.

„3. Der jüngere, August, war von etwas besserem Verstande und eine Zeit lang Generalmajor in Hannöverischen Diensten gewesen, hatte aber, wegen nun auch völlig eingetretener Blindheit, den Dienst verlassen müssen.

„Als daher der Erbprinz am 20. September 1806 (drei Wochen vor der Schlacht bei Jena) nach einer Krankheit von kaum vierundzwanzig Stunden an einem eingeklemmten Bruche starb, übersandte ich dem schon bei der Armee befindlichen Herzoge mit der Nachricht zugleich meinen Plan, was nunmehr (der Reichsverband war den 6. August aufgelöst) zu thun sei; es sollten nämlich jene beiden Prinzen durch ansehnliche Apanagen und andere Vortheile bewogen werden, in der kritischen Lage der Dinge der Succession gutwillig zu entsagen, und

wenn dieses geschehen, es den deutschen und auswärtigen Höfen bekannt gemacht werden. Der Herzog genehmigte dies Alles und überschickte mir plein pouvoir. Das Geschäft war sehr mißlich; die sonst mir so gnädige Herzogin arbeitete aus mißverstandener Religiösität mir entgegen, weil sie es für einen Eingriff in die göttliche Ordnung hielt; desgleichen meine Collegen, die beiden anderen Herren Minister von Praun und von Böttticher, sowie Alle, denen die Aussicht eröffnet war, unter einer schwachen Regierung ihr Glück zu machen.

„4. Der jüngste Prinz, Friedrich Wilhelm (letztverstorbener Herzog)[1]), zu dessen Vortheil ich zu arbeiten unternahm, war mir von jeher abgeneigt. Auch er hatte eine Zeit lang unter gleichem Führer in Lausanne studirt und war schon jung in Preußische Dienste getreten, erst unter dem Thadde'schen Regiment in Halle, dann wegen einer nöthigen Versetzung nach Prenzlau unter dem Kleist'schen Regiment; er war damals Generalmajor und stand nachher bei dem vom Herzog von Weimar commandirten, später Blücher'schen Corps, mit dem er bei Lübeck gefangen wurde. Er übertraf seine Brüder in Ansehung der Fähigkeiten, stand aber tief unter ihnen von Seiten des Herzens. Auch bei ihm mußte auf die Mitwirkung seiner vortrefflichen Gemahlin, der Baden'schen Prinzeß, Schwester der vormaligen Königin von Schweden, der Russischen Kaiserin und der Königin von Bayern, gerechnet werden. Unerachtet jener Schwierigkeiten gelang mein Plan; die beiden Prinzen renunciirten. Als ich den Herzog vorläufig davon unterrichtete, wußte er in dem letzten Schreiben, das ich von ihm bewahre (vom 6. October 1806), für seine Dankbarkeit keinen Ausdruck zu finden. Alle Expeditionen waren von mir selbst entworfen und wurden in meinem Cabinet mundirt. Als ich die Unterschrift der Prinzen hatte, sandte ich durch einen zweiten Courier Alles an den Herzog zu seiner Ratification ab. Dieser kam im Hauptquartier am 13. October des Abends an, als der Herr schon mit der Anordnung zur Schlacht beschäftigt war. Am 14. Morgens um 7 Uhr ward er tödtlich verwundet und brachte Alles unvollzogen zurück, was er erst in den sechs Tagen, die er in Braunschweig zubringen konnte, mit geblendeten Augen nachholte. Sein Herr Sohn unterschrieb, ohne mir auch nur ein Wort des Dankes zu sagen. Er meinte, das verstände sich Alles von selbst.

„5. Die älteste, an den damaligen Prinzen Friedrich, nachherigen König von Württemberg, schon anno 1780 verheirathete Prinzeß[2]) habe ich nicht persönlich gekannt, aber desto mehr von ihrer Schönheit gehört, von der man noch die Spuren an ihrer Tochter, der nachherigen Königin von Westphalen sah.

---

[1]) Es ist dies „der früh verklärte, tief betrauerte Bürgerfürst" (geb. 9. October 1771), welcher, den Durchbruch der Franzosen bei Quatrebas verhindernd, am ersten Schlachttage von Waterloo, 16. Juni 1815, den Heldentod starb. Noch immer ist sein Andenken den Braunschweigern theuer und seine Grabstätte in der alten Krypta des Domes hat — wie Steinmann (a. a. O. S. 112) erzählt — nicht aufgehört, ein patriotischer Wallfahrtsort zu sein, ähnlich wie das Charlottenburger Mausoleum, in welchem Preußens unvergeßliche Königin Luise ruht. — Wir erinnern an diese Thatsachen gegenüber dem ungünstigen Urtheil, welches unser Autor, wohl aus einer Art persönlicher Verstimmung, die man leicht zwischen den Zeilen herauslesen kann, über diesen Fürsten fällt. — Herzog Friedrich Wilhelm war der Vater des im Jahre 1830 vertriebenen Herzogs Karl II., und des jüngst verstorbenen Herzogs Wilhelm, mit welchem die Braunschweiger Linie des Welfenhauses erlosch.

[2]) Sie starb 1788.

„6. Desto mehr habe ich die Prinzeß Karoline, nachherige unglückliche Königin von England, gekannt. Alles, Verstand, gutes Herz, Schönheit, Grazie, war in ihrer Person vereinigt. Sie ward gleichfalls sehr strenge erzogen und im eigentlichen Verstande bewacht. Ihre Oberhofmeisterin war eine verwittwete Frau von Münster, geborene von Grothaus, Mutter des jetzigen (1823) Hannöverischen Ministers in London, seit 1794 Grafen von Münster, die freilich wohl zu weiter nichts, als zum Bewachen geschickt war. Bei einem Besuche, den ich 1792 von Weimar aus in Braunschweig machte, sah ich die Prinzessin zum letzten Male: als ich 1795 wieder hin kam, war sie seit einigen Monaten verheirathet. Die Acten, die ersten Mißhelligkeiten zwischen ihr und ihrem Gemahle betreffend, habe ich sämmtlich gesehen; sie zeugen von ihrer damaligen völligen Unschuld, wovon auch der König überzeugt war; und ihr war nichts vorzuwerfen, als Mangel an Klugheit, mit der sie die Untreue und das ausschweifende Leben ihres Gemahles hätte ertragen sollen. In den Jahren 1805 und 1806 ging ihre Correspondenz mit ihren Eltern durch meine Hände. Voll Sehnsucht nach ihren Eltern wünschte sie 1806, kurz vor dem ausbrechenden Unglück, nach Braunschweig zurückzukommen. Wie oft habe ich seitdem an die Antwort des Herzogs gedacht: „sie möge wohl erwägen, daß, wenn sie einmal einen Fuß aus England setze, sie ihn nie wieder hineinbringen werde."

„Sie hatte, so lange sie in Braunschweig war, stets sehr viel Gnade für mich und von meinen Rechtskenntnissen vielleicht durch den Ruf einen zu vortheilhaften Begriff. Ohne nun zu überlegen, daß ich deshalb doch von den schwierigen und verwickelten englischen Gesetzen nichts verstehe und nur eine sehr geringe Kenntniß der Sprache habe, glaubte sie mit meiner Hilfe siegreich gegen ihren Gemahl auftreten und mich die Rolle spielen zu lassen, die hernach Herr Brougham [1]) spielte, was mir nicht anständig sein konnte. Bei der Theuerung in England, und da nicht einmal von dem, was ich hatte, aus meinem gleichfalls von den Franzosen besetzten Vaterlande, die Zinsen eingehen konnten, würde es wohl sehr gewagt gewesen sein, mich im Vertrauen auf die zwar gutherzige, aber zum wenigsten sehr leichtsinnige und in ihren Finanzen brouillirte Prinzeß nach England zu begeben . . . . Der Prinzeß von Wales sich zu attachiren, wäre wohl nicht das Mittel gewesen, sich ihrem Gemahl zur Anstellung in Hannover, wenn ich solche gewünscht hätte, zu empfehlen. Graf Münster war schon einige Jahre vor 1806 Minister, durch seine Vatersschwester und deren Gemahl, den Großkanzler von England, Lord Camden, poussirt und als compagnon des plaisirs du Prince diesem sehr angenehm. Eine Ministerstelle während einer Vormundschaft ist nicht angenehm . . . Mir blieb Nichts übrig, als dem Schicksal des Continents zu folgen [2])."

---

[1]) Der nachherige Lord Brougham, welcher, als Generalprocurator der Prinzessin von Wales, sie gegen die, bei der Thronbesteigung ihres Gemahls (1820) erhobene Anklage wegen Ehebruchs vor dem Oberhause vertheidigte.

[2]) Trotz dieses, bei Gelegenheit seiner Erinnerung an die Königin Caroline ihm entlockten Stoßseufzers und trotz seiner, wie uns scheint, richtigen Schätzung ihres Charakters, oder vielmehr eben deswegen, weil er die eigentlichen Schwächen desselben kannte, weist Herr von Wolffradt

IV.

Kehren wir von den Kindern zu dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig selbst zurück, so haben wir von diesem Fürsten bereits gesagt, daß derselbe sich als Erbprinz im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatte, und dürfen hinzufügen, daß er als Landesfürst achtungswürdige Eigenschaften entwickelte.

Gleich im Anfange seiner Regierung begann er damit, die unter der Herrschaft seines Vaters zu einer unerträglichen Höhe angewachsenen Schulden durch eine strenge Oekonomie zu tilgen. Gerade über diese Reformen seines Herzogs geben unsere Briefe reichlichen Aufschluß. Zunächst erfahren wir über die Verschwendungen seines Vaters aus einem Briefe vom 27. Februar 1824:

„Der Wirkliche Geheime-Rath und Oberhofmarschall von Münchhausen in Braunschweig hatte mit seiner Gemahlin, einer von Adelepsen aus Göttingen, die ihm 700,000 Thaler zugebracht hatte, drei Söhne. (Ueber den Aeltesten, den Kammerherrn der Herzogin-Mutter, der durch Selbstmord fiel, ist bereits früher berichtet worden.) Der zweite machte alle Grade des Hofdienstes durch, war dann Schloßhauptmann, Hofmarschall und zuletzt Oberhofmarschall. Dies ist der, welcher 1806 zu Napoleon gesandt wurde. Er war so wie sein älterer Bruder Wirklicher Johanniter-Ritter und Commandeur des Badischen Ordens de la fidélité, verheirathet mit der ältesten Tochter des Braunschweigischen Oberkammerherrn von Veltheim. Die Ehe blieb unbeerbt und das Münchhausen'sche Paar brachte sein Leben damit zu, alle Jahre alle Bäder zu durchreisen — aber umsonst. Er starb 1809, nachdem er mit seiner Frau, die er gewiß zu überleben glaubte, ein reciprokes Testament gemacht hatte; und sie beerbte ihn und erhielt unter Anderem das schöne Gut Hedwigsburg bei Wolfenbüttel, das dortige Putbus. Der alte Geheim-Rath war näm-

---

bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bietet, die Beschuldigungen ernsterer Art ab, die gegen die Vielgeschmähte erhoben wurden. So sagt er u. A. einmal: „Die elende Geschichte von der Prinzeß Caroline, Königin von England, ist vielleicht ein französisches Machwerk und war das Erste, was ich im J. 1814 bei meiner Ankunft im Palais Royal sah und kaufte. Es führt den Titel: „Memoires de la Princesse Caroline, adressés à la Princesse Charlotte sa fille. Publiés par Th. Ashe, écuyer. Traduits de l'Anglais sur la 4ème édition. 2 tomes. Paris 1813." Ich habe es noch. Man kann sich nichts Jämmerlicheres und Falscheres denken, als den ersten Theil, der ihre Jugendgeschichte in Braunschweig enthält. Nicht einmal die Personen der Herzoglichen Familie, noch das Locale kennt der Verfasser. Alles ist falsch und erdichtet. Sie wurde auf eine so strenge Weise an ihrem väterlichen Hofe gehalten und bewacht, daß eine Intrigue schlechterdings unmöglich gewesen wäre." Wie bekannt, mußte man, vornehmlich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, die vom Oberhause gegen sie bereits gefaßte Strafbill fallen lassen und der bisherigen Prinzessin den Genuß königlichen Ranges zugestehen, wiewohl sie von der Krönung ihres Gemahls (19. Juli 1821) zurückgewiesen wurde. Was aber auch gegen die unglückliche, von ihrem Gemahl auf das Empörendste mißhandelte Frau damals gesagt worden ist und heute noch gesagt werden kann: es darf nicht vergessen werden, daß, wie schon angedeutet, das Herz und die Stimme des sonst so scrupulösen englischen Volkes stets auf ihrer Seite war und selbst für die Todte noch — sie starb plötzlich in Folge der Erkrankung nach dem Genuß eines Glases Limonade im Drurylane-Theater (7. August 1821) und man sagte, sie sei vergiftet worden — in tumultuöser Weise Partei ergriff, als die Leiche von London nach Braunschweig übergeführt ward. Nach ihrer ausdrücklichen Bestimmung wollte die Königin in der Gruft ihrer Väter ruhen und ist demgemäß in der Krypta des Braunschweiger Domes bestattet worden.

lich die beständige Partie des alten Herzogs Karl im Quinze-Spiel gewesen und hatte große Summen gewonnen, die der Herzog durch Handbillets bezahlte. Auf einmal war er mit allen diesen Billets herangetreten, und der Herzog löste sie durch Abtretung des schönen Chatouille-Gutes Hedwigsburg ein. Dies kam nun, wie gesagt, an die Wittwe des zweiten Sohnes. Diese hatte, noch unverheirathet, eine Neigung zu einem Vetter von ihr, dem Sohne des Darmstädtischen Geheim-Rathes von Barkhaus, genannt von Wiesenhütten, gefaßt. Jetzt, nach dem Tode ihres Gemahles, meldete sich dieser, selbst auch Wittwer, aufs Neue wieder. Sie heiratheten sich und machten wieder ein reciprokes Testament. Die Ehe war sehr unglücklich und die Frau starb bald, wodurch nun deren ganzes Vermögen an den zweiten Gemahl kam. Dieser verkaufte alle Braunschweigischen Grundstücke, und das schöne Hedwigsburg, wegen der ersten Erwerbungsgeschichte auch Quinzeburg genannt, erstand der reiche Apotheker Groberg in Braunschweig. Die Parks und englischen Anlagen sind von dem Beil weggehauen und wieder zu Acker gemacht."

Um die Geschichte der von Münchhausens, welche zur Mittheilung über das Spielen des Herzogs Karl die Veranlassung bot, zu vollenden, lassen wir noch die den dritten Sohn betreffenden Notizen folgen:

„Der dritte Sohn endlich studirte mit mir in Göttingen, vorher in Straßburg, und ward Rath in der Justizkanzlei in Hannover. Sein kluger Vater wußte indeß eine Heirath zwischen ihm und einer Miß d'Yonart, der einzigen Tochter einer nach Braunschweig emigrirten englischen, aber in Brabant etablirt gewesenen Familie, zu bewirken; und en faveur dieser Mariage ward der Sohn Hofrichter, d. i. Präsident des Hofgerichts in Wolfenbüttel, eine bloße Paradestelle, die nur ein Eingeborener der dortigen Ritterschaft bekleiden kann. Auch diese Ehe blieb unbeerbt und die Frau starb. Er heirathete zum zweiten Male die älteste Tochter des Oberhofmeisters der regierenden Herzogin, Herrn von Preen, Schwester der Frau von Gadow zu Hugelsdorf. Sie starb nach einigen Jahren auch unbeerbt, während er als Deputirter der Ritterschaft mich Anfangs November 1806 zum Kaiser Napoleon nach Berlin begleitete. Seine dritte Frau ist eine von Praun, Enkelin des alten Geheim-Rathes und Justizministers. Zur Westphälischen Zeit ward er nach dem Tode des Barons von Mahrenholz Maire der Stadt Braunschweig und einer der Reichsstände. Nach langer Ungnade unter dem Herzog Friedrich Wilhelm ward er endlich Ober-Kammerherr und erhielt den jetzigen Preußischen Johanniter-Orden. Seine dritte Ehe ist auch unbeerbt."

Der Vater Karl Wilhelm Ferdinands, Herzog Karl I., hatte nicht bloß im Spiel, sondern auch für Oper, Ballet und Soldaten große Summen verschwendet. Unser Gewährsmann läßt sich hierüber gegen den Grafen Mellin in folgender Weise aus:

„Ew. Hochwürden Hochgeboren haben also im Jahre 1764 den Braunschweigischen Hof in seiner brillanten Periode gekannt, kurz nach der Vermählung des damaligen Erbprinzen. Diese Pracht des Hofes, diese Soldaten-Manie des sonst guten Herzogs Karl (er unterhielt zu einer Zeit 'mal 12,000 Mann) und die Nachwehen des siebenjährigen Krieges hatten das Land in eine verhältniß-

mäßig ungeheure Schuldenlast gestürzt, aus welcher die weise Oekonomie des damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, es befreit hatte, als des letztern Unglück über dasselbe 1806 hereinbrach. Das für einen Fremden minder interessante Detail erregt in der That Erstaunen über das, was der Herr mit so mäßigen Mitteln ausgerichtet hat. Aber seit 1770, wo die Schuldenverhältnisse zu drückend und die Stände deshalb zusammenberufen wurden, nahm sich der Erbprinz auch ganz der Regierung an und präsidirte nicht nur im Geheimen Rathe, sondern auch als wirklicher Chef im Finanz-Collegio und in der Kammer. Sein Herr Vater starb bekanntlich 1780. Am schwersten ist es ihm gewiß geworden, den strengen Oekonomen zu machen. Denn von Natur war er für alles Große und freigebig. Von seinen Unterthanen, zu deren Besten er sich so schwere Pflichten auferlegte, mußte er sich deshalb karg und geizig schelten lassen. Von dem ehemaligen Glanz des Hofes blieb nur das zum Anstand Nothwendige. Doch behielt er die italienische Oper bei, die späterhin durch französische Komödie und Oper ersetzt ward, was den Braunschweigern allerdings auch nicht recht war, da sie außer den Messen nun nicht „Rochus Pumpernickel", „Das neue Sonntagskind", „Donauweibchen" und solch' Zeug sehen konnten. Bei der so nothwendig gewordenen Sparsamkeit war aber strenge Gerechtigkeit ein Hauptzug seines edlen Charakters, die er auch gegen sich selbst und seinen Fiskus so unparteiisch als gegen jeden Anderen administriren ließ. Als er mich (damals Präsidenten der Justizkanzlei und des Lehnhofes) zum Justizminister berief, äußerte er zugleich dringend den Wunsch, daß ich auch das Finanz-Ministerium übernehmen möchte, das nach dem Absterben des Herrn Feronce von Rothenkreutz noch vacant war, und dessen Hauptfunctionen er unterdessen größtentheils selbst übernommen hatte. Auf mein Erwidern, daß dies Fach außer den allgemeinen staatswirthschaftlichen Kenntnissen in seinen Details mir ganz fremd sei, hörte er nicht auf, deshalb wieder in mich zu dringen, so daß ich zuletzt die mir scheinbare Incompatibilität der beiden Stellen mit den dreisten Worten vorschützte: „Gnädigster Herr, wie stimmt Christus mit Belial?" Der Herzog lächelte und antwortete: „Meine Finanzen sind kein Belial, und damit das Jedermann inne werde, wünsche ich eben sie Ihnen zu übertragen." — Ich mußte mich ergeben, und da das ganze Departement, was man jetzt nach englischer und französischer Weise das Ministerium des Innern nennt, damals allenthalben zwischen jenen beiden Ministerien getheilt war, so lag die ganze Civiladministration auf mir. Nie habe ich eine größere Aehnlichkeit des Charakters, sowohl in seinen großen und erhabenen Eigenschaften, als in seinen liebenswürdigen Schwächen gefunden, als zwischen Heinrich IV. von Frankreich und dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, nachdem ich Gelegenheit gehabt, die Geschichte des Ersteren im Ganzen und im Einzelnen genauer in Paris zu studiren. Beide endeten auch, wiewohl auf verschiedene Weise, so traurig."

Auf die Bemerkung des Grafen Mellin, daß unser Briefschreiber der Sully seines Herzogs gewesen zu sein scheine, lehnt derselbe diese Ehre ab und fährt dann fort:

„Diese gebührt im Finanzfache dem schon erwähnten Geheim-Rath Feronce

von Rothenkreutz[1]), der seit 1770 unter Leitung des Herzogs, damaligen Erbprinzen, Finanzminister im eigentlichen Sinne des Wortes war. Alle Finanzsachen wurden von dem Geheimen Rathe getrennt (der bis zur Zeit der französischen Occupation in der vollkommensten Unkenntniß derselben blieb) und nur dem einen Manne anvertraut, den der Herzog dazu ausersehen hatte, — dem gedachten Geheim-Rath Feronce von Rothenkreutz und späterhin mir. Wir hatten unter uns ein neu errichtetes Finanz-Collegium, in welchem aber, außer dem Chef, nur noch ein Mann das Ganze übersehen konnte. Alle wurden besonders auch auf Verschwiegenheit beeidigt. Der ursprüngliche Grund hiervon war folgender: Unter dem Herzog Karl war die Verwirrung aus Mangel einer Controlbehörde so groß geworden, es hatte sich nach und nach eine so bedeutende, bisher unbekannt gewesene und unter den nachtheiligsten Bedingungen contrahirte Schuldenlast ergeben, daß man dafür hielt, aller Credit würde verloren sein, die Gläubiger unruhig werden und auf eine kaiserliche Debit-Commission dringen, wenn der wahre Zustand der Sachen bekannt würde. Um nur ein Beispiel anzuführen: als schon Alles geordnet und im besten Gange war, erschienen auf einmal Abgeordnete von Hannover, um eine heute fällig gewordene Schuld von einer halben Million Reichsthaler mit ich weiß nicht wieviel rückständigen Zinsen entgegen zu nehmen, die der Herzog Karl in Person heimlich contrahirt hatte. Die Sache hatte ihre Richtigkeit; man machte bonne mine à mauvais jeu. Feronce schaffte Rath und ließ sich die Verlegenheit nicht einmal merken. Diese Verheimlichung hatte noch späterhin, während der französischen Occupation, ihren großen Nutzen. Ich habe früher geäußert, daß noch nicht alle Schulden abgetragen gewesen wären; diese bestanden aber nur in einheimischen, größtentheils öffentlichen Anstalten und Communen gehörenden Capitalien, die die Regierung für rathsam fand in ihrer Hand zu behalten. Zu deren Compensation aber war ein fast gleich großer Fonds gesammelt, der jährlich vergrößert ward, und der auswärts zinsbar placirt war. Unter den geheimen Dingen, die in Tilsit vorgingen, war auch, daß alle den vertriebenen Fürsten zustehenden auswärtigen Capitalien dem Kaiser Napoleon, die im Königreich Westphalen stehenden aber dessen Könige gehören sollten; dem Kurfürsten von Hessen sollte eine Pension von jährlich 200,000 fl. und dem Herzoge von Braunschweig halb soviel gezahlt werden. Bekannt sind die Weiterungen, die noch jetzt (1823) aus der stattgehabten Eintreibung der Kurfürstlichen Capitalien entstanden sind. Von den Braunschweigischen Capitalien ist altum silentium und nicht die mindeste Rede gewesen. Alle dahin gehörigen Papiere hatte ich nach der Schlacht von Jena gleich weg- und nach auswärts geschickt, und außer mir wußten nur noch zwei Personen darum, die gleichfalls reinen Mund hielten; die Herzogliche Familie genoß ruhig die Zinsen. Und dennoch ist es ein halbes Wunder. Der hochselige Herzog hatte mit mir sein Testament verfaßt und es verschlossen gerichtlich nieder-

[1]) Wie wir aus einem andern Briefe des Herrn von Wolffradt erfahren, stammte der Obengenannte aus einer Leipziger Banquierfamilie, hatte sich, nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet, am Dresdener Hofe der Diplomatie gewidmet, ward als Geh. Legationsrath bei der sächsischen Gesandtschaft in Warschau angestellt und trat nachher, aus Attachement für den damaligen Erbprinzen, in braunschweigische Dienste.

gelegt; ich sollte es nach seinem Ableben gleich publiciren lassen. Hierinnen war auch in Ansehung der Capitalien disponirt. Dies geschah ein Jahr vor der Katastrophe, wo man noch an den jetzt eingetretenen Fall nicht dachte. Während der französischen Occupation hütete ich mich nun wohl, des Testamentes nur zu erwähnen; der junge Herzog aber (ich correspondirte mit ihm durch Connivenz der Franzosen unter dem Vorwande, daß es Angelegenheiten seines Fürstenthumes Oels beträfe), bestürmte mich in seinen Briefen unaufhörlich, das Testament publiciren zu lassen; ich konnte ihm den wahren Grund meiner Verweigerung nicht in einem Briefe auf der Post anvertrauen, und zitterte, daß seine Briefe geöffnet werden möchten, indem er gar keine Vorsicht anwandte und genug gethan zu haben glaubte, wenn er seine Gemahlin die Adresse schreiben ließ und mit ihrem Siegel siegelte. Ich mußte zuletzt, um ihn zu bedeuten, einen vertrauten Mann an ihn heimlich absenden, dem ich, soviel als nöthig war, zu mündlicher Bestellung anvertraute. Er selbst hat es nachhin nicht publicirt, sondern dies ist erst, wie ich meine, unter der Vormundschaft[1]) geschehen. In demselben war gleich Anfangs auch verordnet: daß, wenn der Herzog auswärts versterbe, seine Leiche nicht nach Braunschweig gebracht, sondern dort begraben werden sollte, wo er stürbe. Nun starb er den 10. November, während ich nach Berlin war, in Ottensen bei Altona. Meine Collegen im Ministerio, die von obigen Dispositionen nichts wußten, suchten durch den französischen Gouverneur in Braunschweig beim Kaiser Napoleon um die Erlaubniß nach, die Leiche nach Braunschweig transportiren zu lassen. Wie groß war mein Verdruß, als ich bei meiner Zurückkunft dies erfuhr, da ich überdies voraussah, daß der Kaiser es abschlagen würde. Ich vermochte daher den Gouverneur, sogleich einen zweiten Courier nachzuschicken und die Bitte zurückzunehmen. Dieser aber kreuzte sich unterwegs mit dem, der den Abschlag brachte. Der König von England erst hat als Vormund[2]) sich über die Verordnung des Hochseligen wegsetzen zu dürfen geglaubt, und indem er den Wünschen der Braunschweiger nachgegeben, die Leiche nach

[1]) Es ist die Vormundschaft für den beim Tode Friedrich Wilhelm's, seines Vaters (1815), noch minorennen Karl II. gemeint, der erst 1823 (er war 1804 geboren) die Regierung antrat.

[2]) Georg IV., welcher, während der Minorennität Karl's II. dessen Vormund, schon als Prinz-Regent (1819) die Leiche Karl Wilhelm Ferdinand's nach Braunschweig überführen ließ, nachdem sie dreizehn Jahre lang in der Dorfkirche von Ottensen bei Altona geruht hatte. Hierauf bezieht sich Rückert's schönes Gedicht: „Die Gräber zu Ottensen":

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Nicht wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hierher; ꝛc.

Braunschweig bringen lassen. — Nach dem, was ich vorhin über das ehemalige Braunschweigische Finanzwesen zu sagen die Ehre gehabt habe, werden Ew. Hochwürden Hochgeboren mir gütigst erlauben, noch jetzt von aller Angabe von Zahlen zu abstrahiren. Vielleicht ist es zu große Scrupulosität und Pedanterie von mir, aber, wie ich hoffe, doch eine verzeihliche. Statt dessen erlaube ich mir folgende Bemerkungen:

1) Im Jahre 1792 erließ der Herzog die der Schulden halber von den Ständen noch bis 1796 bewilligten höheren Auflagen, um seine Unterthanen zu schonen, da er ohne das schon damals fertig werden zu können die Aussicht hatte. Sorgfältig habe ich mich nach einem gleichen Beispiel der Art vor und nach seiner Zeit umgesehen, aber — keins gefunden.

2) Im Jahre 1794 machte er durch einen Vertrag mit den Landständen, also unwiderruflich, sich und seine Nachfolger creditlos und publicirte denselben durch eine Verordnung, damit nie das Land durch schlechte Administration wieder in ein gleiches Unglück verfallen könne; und in Ansehung des damals noch lebenden Erbprinzen hatte er wohl Grund dazu.

3) Ich mußte jährlich eine bestimmte Summe Schulden abtragen und den Ständen davon die Beweise vorlegen. Dies ward sehr schwer, weil keine abtragbare Schulden mehr vorhanden waren; ich wußte daher oft nicht wohin mit dem Gelde. Noch ging es indessen, da noch einige einheimische Privatgläubiger da waren, die es dann stets als eine Calamität ansahen, wenn sie ihr Capital zurück empfangen sollten, weil sie es nicht wieder unterzubringen wußten, da Niemand Geld verlangte. — Die glücklichen Zeiten! Eines Tages, da der Herzog ausgeritten war, warf sich eine alte Frau vor seinem Pferde nieder und flehte ihn um Schutz an gegen mich, der ich sie und ihre Kinder unglücklich machen wollte. Der Herzog sagte ihr mit Güte, ihm ein schriftliches Memorial zu bringen. Am andern Morgen erzählte mir der Herr dies lächelnd und nannte mir auch den Namen der Frau. Ich konnte unmöglich wissen, was sie gegen mich zu klagen hatte, und dachte, sie hätte vielleicht einen Proceß verloren. Das Memorial kam, und siehe da, ihr sollte ein kleines Capital, das bei der Kammercasse — nota bene zu $2^1/_2$ % — stand, zurück gezahlt werden. Der Herzog bat mich, es stehen zu lassen; ich aber mußte auf Rückzahlung dringen."

Während der Empfänger unserer Briefe diese Standhaftigkeit des Ministers gerechtfertigt findet, haben die im Hause des Grafen Mellin befindlichen Damen sich jener armen Frau angenommen und dem Exminister wegen seiner Hartherzigkeit brieflich Vorwürfe machen lassen. Deshalb kommt v. Wolffradt in folgendem Briefe nochmals auf diese Angelegenheit zurück und schreibt:

„Von den Büchern ein ander Mal, indem mir am meisten meine Rechtfertigung vor dem hochverehrten Tribunal am Herzen liegt, das die Gnade hat, den armen Exminister vor der Verurtheilung zu hören, ein Glück, das den Exministern vor dem großen Publicum selten zu Theil wird. Ich erlaube mir, auf die Stelle meines vorigen Briefes aufmerksam zu machen, wo ich anführe, wie schwierig es gewesen, noch Capitalien zur Abtragung aufzufinden, da die den öffentlichen Instituten, den Personen der Herzoglichen Familie u. s. w. gehörigen aus guten Gründen stehen bleiben mußten, um sie unter der Hand der Regierung

zu behalten. Dies Alles, der zu deren Compensation gesammelte Fonds u. s. w. mußte aber aus Ursachen ein Geheimniß bleiben. Am 1. Juli (dem Anfang unseres Finanzjahres), wo die landständischen Rechnungen aufgenommen wurden, mußte den Landständen documentirt werden, daß die vom Herzog versprochene Summe von Schulden abgetragen sei. Zu dem Ende wurden drei Monate vorher den Gläubigern ihre Capitalien gekündigt, die sie am Ende Juni in Empfang zu nehmen hätten. Sie hatten nun Zeit, für anderweitige Unterbringung der Capitalien zu sorgen. Bald nachdem diese Kündigungen geschehen waren, wurden gewöhnlich ich und selbst der Herzog mit Bittschriften von Personen überhäuft, die ihr Geld gerne so sicher — man denke sich zu 2, höchstens $2^1/_2$ % — stehen lassen wollten, worauf aber bei der eingeführten Ordnung keine Rücksicht genommen werden konnte. Wäre bei dieser Frau eine Ausnahme gemacht worden, was hätte der Finanzminister thun sollen? Einem Anderen, den die Reihe noch nicht traf, und der sein Geld vielleicht ebenso ungern annahm, kündigen? Dieser wäre nicht schuldig gewesen, die Kündigung anzunehmen, da die gesetzlichen drei Monate nicht mehr übrig waren. — Oder nun nicht die volle den Ständen versprochene Summe abtragen? — Das wäre das erste Mal gewesen, daß man wortbrüchig gegen sie geworden wäre, und um Alles in der Welt willen hätte ich davon unter meiner Administration kein Beispiel geben mögen. Ueberhaupt glaubte die Frau in ihrer Einfalt, daß ihr Gewalt und Unrecht geschehe. Hätte der Herzog dies abgeändert, so würde es bald geheißen haben: der Minister habe einer armen Frau Unrecht thun wollen, aber der brave Herzog habe dem gesteuert. Der Herzog war, wie alle regierenden Herren, ohnehin sehr geneigt, Maßregeln, die dem Publicum nicht gefielen, auf die Minister zu schieben, wovon ich mir noch eine lustige Anekdote mit dem Oberstallmeister von Busch in Hannover vorbehalte zu erzählen."

Der folgende Brief bringt diese Anekdote:

„Des Oberstallmeisters von Busch Gemahlin war eine geborene von Steinberg, Verwandte des Präsidenten von Thun und Angebetete des Herzogs von York bei seiner ersten Anwesenheit in Hannover. Eine Tochter dieses Paares war an einen Grafen von Oberg, im Hildesheimischen und Braunschweigischen begütert, verheirathet und zur Westphälischen Zeit eine der Dames du Palais der Königin; sie ging schon Ostern 1813 mit ihrem Gemahl (Premier écuyer d'honneur) mit der Königin nach Paris. Als sie 1814 nach Hannover zurückkamen, wurden sie daselbst übel aufgenommen und gingen auf ihre Güter, wo die Gräfin vor zwei Jahren (d. h. 1821) gestorben ist. Nun zur Sache. Das Braunschweigische Lombard war, wie alle Institute der Art, ursprünglich nur zum Leihen auf Faustpfänder eingerichtet. Bei der Menge von Geldern aber, die dem Institute von Privatpersonen zuflossen, in jenen geldreichen Zeiten, wo es zugleich die Stelle der jetzigen Sparcassen vertrat, mußte sein Betrieb erweitert werden; es ward deshalb autorisirt, auch auf Grundstücke unter sicherer Hypothek, wenn jene im Lande belegen und den einheimischen Tribunalen unterworfen waren, bedeutende Summen herzuleihen. Der Oberstallmeister v. B., der in großen Verwicklungen war, kam nun nach Braunschweig und wandte sich direct an den Herzog, um ein Anlehen von 30,000 Reichsthlr. vom Leihhause zu er-

halten. Der Herzog empfing ihn artig und gnädig wie Jedermann und erwiderte, als er sein Anliegen vernahm: wie es ihm eine wahre Freude sei, ihm, den er so lange kenne, gefällig sein zu können. Die Sache werde keine Schwierigkeiten haben, er möge sich nur an mich wenden, ich würde gewiß Alles so arrangiren, daß er das Geld, wenn er wolle, gleich mitnehmen könne. B. säumte nicht, diesem Winke zu folgen, und trug mir sein Anliegen mit großer Assurance vor, mit dem Beifügen, daß Serenissimus es schon bewilligt hätten. — Ich sagte ihm, wie ich die Braunschweigische Ritterschaft und ihre Besitzungen sehr gut zu kennen geglaubt hätte, aber ihm doch gestehen müßte, daß mir die seinigen unbekannt geblieben wären. — Freilich, hieß es nun, hätte er keine Güter im Lande, aber der Herzog wäre darüber hinweggegangen und hätte daraus keine Schwierigkeit gemacht. — Ich: „Das steht nicht in des Herzogs Macht; die Fonds des Lombards bestehen zum allergrößten Theile aus Geldern der Privatpersonen, die sie im Vertrauen auf die Handhabung der bestehenden Gesetze dem Institut anvertraut haben." — Er: „Ja, der Herzog würde die Garantie davon gewiß übernehmen." — Ich: „Das weiß ich nicht; aber ich weiß, daß seine Garantie nach den von ihm selbst 1794, der künftigen Schulden halber, publicirten Landes-fundamental-Grundsätzen null und nichtig sein und das Lombard nicht sichern würde." Kurz, er verließ mich sehr betroffen und ergrimmt. Am Morgen darauf bat er nochmals um eine Privat-Audienz beim Herzog und ergoß sich nun in Klagen über mich. Der Herzog: „So will Wolffradt nicht; i, was Sie sagen; das ist ja fatal; was sagt er denn?" — Herr von B. gab nun ziemlich unvollständig meine Aeußerungen an. — Der Herzog: „Ja, sehen Sie, ganz Unrecht hat er nun wohl freilich nicht, aber ich dächte, es hätte bei einem Manne, wie Sie, wohl eine Ausnahme gemacht werden können!" — „Aber Ew. Durchlaucht dürfen ja nur befehlen." — „Ja, sehen Sie, das hat auch seine Schwierigkeiten; — nun, kurz, es thut mir herzlich leid, ich hätte mir ein wahres Vergnügen daraus gemacht" u. s. w. — Der Herzog sagte mir nichts darüber, und ich ihm nicht. Busch reiste ab; im Herzen gewiß sehr erbost auf mich. So geht es den armen Ministern!"

(Schluß im nächsten Heft.)

Erinnerungen an Gustav Nachtigal.

Von

Dorothea B.

II[1]).

Vor mir liegt derjenige Theil von Nachtigal's Correspondenz aus unserm Besitz, welcher mit dem Schlusse seines ersten Aufenthalts in Tunis (1869) beginnt und mit der Vollendung seiner großen afrikanischen Reise (1874) schließt. Welche Zeit der Angst und Sorge rufen mir diese Blätter wieder ins Gedächtniß zurück! Wie sehnsüchtig wurden die Nachrichten von ihm erwartet, und mit welcher fieberhaften Aufregung nach endlichem Eintreffen durchflogen! Manche der vielen, auf beiden Seiten eng mit seiner gewohnten Perlschrift gefüllten Bogen sind zerrissen vom häufigen Durchblättern; denn jene bangen Jahre lagen dazwischen, in welchen jede Nachricht von ihm fehlte, Niemand seinen Aufenthalt kannte, und trüber Zweifel seine Freunde beschlich, ob er überhaupt noch unter den Lebenden weile. Da mußten diese Briefe den gesunkenen Muth aufrichten; wieder und wieder lasen wir seine wunderbare Rettung aus so vielen Gefahren und schöpften Trost und Hoffnung daraus, welche sich ja glücklich bewahrheiten sollten.

Dem Leserkreis von Nachtigal's Werk „Sahara und Sudan" wird vielleicht nichts wesentlich Neues mit den folgenden Briefen geboten; trotzdem scheinen sie der Veröffentlichung werth, weil sie, mehr als sein Buch, seine Stimmung unmittelbar nach den Erlebnissen in Afrika wiedergeben und Zeugniß davon ablegen, wie auch in den ernstesten Situationen der Humor ihn nie ganz verließ. Nachtigal selbst war später überrascht, mit welcher Lebhaftigkeit er durch dieselben an die Details der Reise erinnert wurde, und hat sie theilweise bei Abfassung seines Werkes benutzt.

Selbstverständlich können nur mehr oder weniger große Auszüge aus einer Auswahl der Briefe gegeben werden, und nur dort, wo es zur Charakterisirung des Schreibers beiträgt, wo es sein für jede kleinste Freundschaftsbezeugung warm und dankbar empfindendes Herz darlegt, oder wo es seine besonderen Eigenthüm-

[1]) Man vergl. das Octoberheft S. 51. ff.

lichkeiten, z. B. seine hervorragende Liebe zu Thieren, kennzeichnet ꝛc., ist das rein persönliche Interessen Berührende stehen geblieben.

Um den Zusammenhang nicht störend zu unterbrechen, ist, wenn eine Erklärung nöthig schien, dieselbe als Anmerkung unter den Text gesetzt.

Während wir für Nachtigal in freudiger Erwartung seiner Rückkehr geschäftig ein behagliches Heim in unserm Hause zu bereiten suchten, liefen wiederholt Briefe von ihm aus Tunis ein, welche immer zu unserer Beruhigung meldeten, daß ihr Absender sich einer ungestörten Gesundheit erfreue, dabei aber ergreifende Schilderungen von dem namenlosen Elende gaben, welches der Hungertyphus im Gefolge hatte. Endlich schien derselbe dem Erlöschen nahe, und schon glaubten wir die Tage bis zu Nachtigal's Eintreffen zählen zu dürfen, als ein Zwischenfall eintrat, welcher dieselbe verzögerte.

„Tägliches Riechen an der Juchtentasche[1]," schreibt er meinem Gatten im September 1868, „hat noch nicht vermocht, mich aus meiner Verbannung zu erlösen, nicht sowohl, weil ihr Einfluß auf mein Gemüth und meine Neigungen nicht stark genug wäre, als vielmehr, weil die Bande, die mich hier fesseln, zu ihrer Lösung noch etwa 1½ Monate bedürfen."

So lange, meinte unser Freund, würde die Heilung einer Krankheit des Ministers Sidi Mustafa Khasnadar, dessen Behandlung er nicht hatte abschlagen mögen, in Anspruch nehmen. Er beschreibt die vier Wochen, welche er als Arzt bei diesem Herrn schon zugebracht habe, als die langweiligsten seines Lebens; „denn ich mußte fortdauernd mich der Beschäftigung hingeben, der Marius doch nur augenblicklich huldigte, das heißt auf den Trümmern von Karthago sitzen, wo der leidende Minister seinen Sommeraufenthalt nimmt. Unser Landsitz ist circa eine halbe Stunde per Wagen von solchen bewohnten Ortschaften entfernt, in denen die Menschheit im Sommer lebt, jedoch in einer Distanz von anderthalb Stunden (per Wagen) von der Hauptstadt Tunis, der „grünen", der „weißen", der „wohlduftenden", dem „Aufenthalt der Glückseligkeit". Er occupirt augenscheinlich die Gegend der carthaginiensischen Häfen, die in etwas verminderter Ausdehnung noch jetzt als Seen im Garten ein unrühmliches Dasein fristen. Es ist der günstigste Punkt zum Studium der Topographie der punischen Stadt, und ich gebe mich in den Mußestunden dieser Beschäftigung hin ..... Doch alles Das kann mir natürlich nicht die Satisfaction ersetzen, nützlich in der Welt zu sein, und in irgend etwas mehr zu leisten, als der große ärztliche Haufe. — —"

„In Deiner Beantwortung dieser Zeilen, deren steriler Inhalt allerdings nicht absolut eine Entgegnung verlangt, die Du jedoch mir nicht vorenthalten zu wollen dringend gebeten bist, mögest Du Dich über die neuesten Familienveränderungen gehörig verbreiten. Schreibe über Alles so ausführlich, als Deine allerdings meist beschränkte Zeit erlaubt, und zwar thue es bald. Denke, daß

[1]) Ein Reisetäschchen, das Nachtigal auf der Tour nach Niedernau sehr bewunderte und welches ich ihm deshalb mit der Bemerkung geschenkt hatte, ich hoffe, es würde ihn glücklich wieder zu uns zurückführen.

ich für meine gezwungene längere Abwesenheit wenigstens Etwas haben muß, und daß regelmäßige und ausführliche Nachrichten von Euch den stärksten Magnet für mich abgeben."

Eine ungewöhnlich lange Zeit verging, bis wir wieder Nachricht erhielten, und erst im Januar 1869 kam nachstehender Brief, dessen Inhalt alle unsere Hoffnungen auf ein baldiges Wiedersehen zertrümmerte, für ihn aber den Wendepunkt seines Geschickes enthielt:

„Tripoli, den 17. Januar 1869.

„Lieber Freund!

„Dein letzter lieber Brief ist mir nicht zur Hand, ich gehe also nicht auf seine Details ein und beschränke mich darauf, Dir herzlich dafür zu danken. Ich bitte Dich und Deine Gattin millionenmal um Verzeihung, nicht rechtzeitig zum neuen Jahre geschrieben zu haben, und noch viel mehr, nicht versprochener Maßen selbst gekommen zu sein, Euch meine wärmsten, innigsten Wünsche zu Füßen zu legen. Ich habe die Juchtentasche täglich angerochen, und sie hat mich auch in der That, wie Du aus obigem Datum ersiehst, von Tunis weggeführt. Doch in der guten Richtung hat sie mich nur bis Malta geleitet, von wo aus sie mich, statt in höhere Breitegrade, in einige tiefere geschleudert hat.

„Diese verhängnißvolle Richtung einmal eingeschlagen, ist kein Halten mehr, und ich muß mit der Tasche am Aequator ankommen. Mit einem Worte, die Kameele sind gepackt, meine Diener warten, und wenn ich nicht selbst nach Malta noch einmal zurück müßte, um auf die Jagd nach Instrumenten zu gehen, so würde ich schon morgen reisen können.

„Du weißt, es war immer eine Lieblingsidee von mir, und bevor ich Afrika gänzlich verlasse, will ich noch einige seiner Central-Geheimnisse erlauschen, deren Dein jetziger Compatriot Heuglin schon so viele kennt. Zunächst gehe ich nach Bornu, um dem alten Herrn, dem Sultan dort, einige Geschenke der preußischen Regierung zu übermachen, und von da hoffe ich, entweder nach Wadai zu gehen, oder im Süden von Wadai gegen Osten bis zum Nil vorzudringen, oder, direct gegen Süden gehend, am Gaboon auf der Westküste herauszukommen. Gelingt es, so habe ich eine glorreiche Reise gemacht; gelingt es nicht, so kehre ich einfach von Bornu nach der Vollendung meiner diplomatischen Mission zurück und habe Land und Leute gesehen, die nur ein noch jetzt lebender Europäer, Gerhard Rohlfs, sah.

„Dieser kühne Reisende ist es auch, durch dessen Vermittlung ich den ehrenvollen Auftrag erhalten habe. Ich wohne hier bei ihm in Tripoli, wo er nur meine Abreise erwartet, um dann, ehe er sein Consulat in Jerusalem antritt, eine Reise durch die Cyrenaïca zu machen und darüber in Berlin Bericht zu erstatten. Ein sehr liebenswürdiger Mann, von kräftigem, blühenden Aeußern, der mit uns in Würzburg war, da er einige Zeit dort und in Heidelberg Medicin studirt hat. Wenn ich auch vielleicht nicht solche Erfolge haben werde, als er, so werde ich jedenfalls eine der interessantesten Reisen machen, die die Welt sah, und Euch und Felix von Niemeyer bei Champagner und Erdbeerbowle hoffentlich recht vieles Interessante erzählen. Ach, ich hätte so gern den Winter in Stuttgart mit Euch verlebt, „Augen gelernt" und mich von Deiner lieben Frau

verheirathen lassen; doch ich konnte es nicht übers Herz bringen, diese Gelegenheit zu versäumen, und sei versichert, ich werde suchen, so viel als möglich aus ihr zu machen.

„Diese unbekannten Regionen intriguiren mich schon lange, und ehe ich den alten Continent hier verlasse, muß ich wissen, was in seinem Herzen ist. Thue mir nur den Gefallen und schreibe mir recht oft und die wichtigsten Theile des Inhaltes wiederholend, da ich ja doch nicht auf das Eintreffen aller Briefe rechnen kann. Laß Dich nicht durch mein Schweigen abhalten, denn während des kommenden Sommers werde ich kaum schreiben oder wenigstens auf Ueberkunft der Briefe rechnen können. Glaube nicht zu früh, daß ich umgekommen bin, und wenn Du während 1869 nichts hörst, warte 1870 ab und denke, daß Livingstone nach unglaublicher Zeit wieder ans Licht kam. Denke, was für eine Freude es ist, in fernen, fernen Landen, wo ich bald nicht einmal mehr werde arabisch sprechen können, geschweige denn eine europäische Sprache, Briefe von Freunden zu erhalten. Ich bin überzeugt, sie dienen Wochen, ja Monate lang zur täglichen Lectüre. Ich meinerseits werde oft, recht oft an Euch und Euer liebenswürdiges, harmloses Zusammenleben denken und mich im Geist und in der Hoffnung zu Euch versetzen. Erst jetzt, beim Schreiben dieses Briefes und in der fast sichern Voraussicht, Euch so lange, lange nicht zu sehen, fühle ich, wie es mir bei Euch gefallen hat, und wie gern ich bei Euch ferner sein möchte. Doch Jeder muß seinem Schicksal folgen!"

Die Enttäuschung, welche der Inhalt dieser Zeilen uns brachte, trat begreiflicher Weise ganz in den Hintergrund vor der quälenden Besorgniß um den theuern Freund. Wie viele todesmuthige Männer waren schon denselben Weg gezogen, um in wissenschaftlichem Eifer den dunklen Welttheil zu erforschen, wie Wenigen war es vergönnt, wieder heimzukehren! Daß er aber nicht minder aufopfernd, nicht minder thatkräftig sein Leben für edle Zwecke wagen würde, deß waren wir gewiß, auch ohne seine Andeutungen. Jedoch an der Thatsache ließ sich nichts ändern, und, auch wenn es in unserer Macht gestanden hätte, so würden wir es nicht gethan haben. Wir erkannten, daß Nachtigal endlich den Beruf gefunden hatte, auf welchen schon längst alle seine Fähigkeiten ihn hingewiesen, und wir suchten ihm daher unsere Befürchtungen möglichst zu verbergen, um seinen frohen Muth nicht zu dämpfen. Schließlich theilte sich auch uns jene Hoffnungsfreudigkeit mit, die selbst seinen Abschiedsworten den traurigen Klang zu nehmen schien.

Welchen Contrast bieten diese letzten Zeilen; vor Beginn einer von unbekannten Gefahren bedrohten Wanderung mit jenem Briefe, den er unmittelbar vor seiner letzten, der westafrikanischen Reise an uns richtete! Unwillkürlich drängt sich uns jetzt der Vergleich auf; damals war seine Seele von düstern Ahnungen erfüllt: „Es ist mir, als ginge ich meiner Verurtheilung entgegen," schrieb er 1884 aus Tunis, und keines der beiden Gefühle hat ihn getäuscht.

Mit dem folgenden Briefe[1]), der aus Mursuk vom 18. April 1869 datirt, gehe ich zu den eigentlichen Reiseberichten über.

---

[1]) Bruchstücke von diesem und den beiden nächsterwähnten Briefen wurden im Jahre 1869 in der Chronik des „Schwäbischen Merkur" veröffentlicht. Vergl. Nr. 291 und 297.

„Meine augenärztlichen Bestrebungen, die ich an den unglücklichen menschlichen Producten dieser Breitegrade zu documentiren nicht umhin kann, müssen mir heute die Zeit lassen, die civilisirte Einrichtung der gehöckerten Post des Wüstenschiffes zu benutzen, um Euch Rechenschaft über mein Thun und Treiben zu geben. Ihr ließt mich, wenn mich nicht Alles täuscht, in Tripoli auf dem Punkte aufzubrechen, habt bereits Bekanntschaft gemacht mit meinen Kameelen, mit dem berühmten Mohammed-el-Gatroni und seinem weißen Reit-Kameel, hörtet den Namen Guiseppe Valpreda's, meines Leporello's, und werdet mir erlauben, Euch noch Milad-Abejo, Polizeisoldat, den mir der Pascha mitgab, Ali-el-Fĕsāni, einen andern Ali, Sāad und Feida, eine arabische Hündin, vorzustellen. Letztere, wenn auch weit entfernt, so civilisatorische Anlagen zu entwickeln, als Euer „Bauschan“ [1]), indem sie noch jetzt, nach monatelangem Zusammenleben, mich mit dem Mißtrauen des ersten Tages betrachtet, hat wenigstens die Neigung des „Rausschmeißens“ mit dem genannten edlen Repräsentanten der Familie „Hund“ gemein, mit dem alleinigen Unterschiede, daß sie zu Objecten dieser rohen, doch nützlichen Handlung Menschen wählt, und daß ihre Kauwerkzeuge dabei nicht als einfache Pincetten wirken. Der zweite Ali und Sāad können nur mit den Kameelen zusammen abgehandelt werden, indem ihre Intelligenz sie mit jenen in eine Kategorie wirft, ihre Nützlichkeit jedoch sie den genannten Thieren weit unterordnet. Ali-el-Fĕsāni wage ich nicht zu beleidigen, denn er ist ein Schützling vom würdigen Gatroni, und der letztere ist über meine Kritik erhaben.

„Am 17. Februar also schlug ich in geringer Entfernung der Stadt Tripoli, da, wo ihre Gärten sich scharf gegen den wüsten Sandgürtel, der sie umgibt, absetzen, in einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen mein Lager auf. Zum Frühstück, das Guiseppe Valpreda seit drei Tagen und drei Nächten für 30—50 Personen zubereitete, erschien auf Pferden und Eseln Alles, was Tripoli an männlichen und weiblichen Exemplaren europäischer Zweihänder leisten konnte (Gerhard Rohlfs war der geehrte Festgeber), und bis 4 Uhr blieben wir bei Musik und Tanz und zweifelhaften Weinen zusammen. Genug, wir waren vergnügt, und ich trank das letzte Glas des sonderbaren mousfirenden Getränkes auf das Wohl derer, die ich ehre, schätze und liebe in Württembergischen Gauen. Am nächsten Morgen erschienen noch auf der Bühne Gerhard Rohlfs, Luigi Rossi, österreichischer Consul, Hag, englischer Consul, Smith, Telegraphen-Chef, und Fenner, unser englischer Kaplan zu Tunis, mein ältester Freund auf afrikanischem Boden, und nach einer letzten Photographie und einem letzten Händedruck schwang ich das pilzähnliche Gebilde englischer Erfindung, das mein Dulderhaupt gegen Sonnenstrahlen zu schützen bestimmt war, hüpfte auf das Schiff der Wüste, dessen Zügel der würdige Mohammed ergriff, und fort

[1]) Für dieses unser Hündchen hatte Nachtigal eine ganz besondere Neigung gefaßt, und er kommt deshalb sowohl in dem vorhererwähnten, als auch in den späteren Briefen immer wieder auf ihn zurück. Besonders hatte ihn eine äußerst komische Fertigkeit desselben, seine Spielkameraden, zwei kleine Katzen, auf Commando vorsichtig beim Fell zu packen und aus dem Zimmer hinauszuzerren, belustigt.

ging es in den Sand hinaus, mit der Geschwindigkeit, welche meinem Renner und seinen Brüdern diesen unnachahmlichen Charakter von Würde und Stumpfsinn verleiht.

„Ich denke nicht daran, Euch von Tripoli in langsamen Tagemärschen bis Mursuk zu zerren, sondern erwähne nur, daß ich 30 Tage zur Bewältigung dieser 7 Breitegrade nothwendig hatte und daß ich diese mehr als 100 deutsche Meilen fast ganz zu Fuß zurückgelegt habe. Letztere Fortbewegung zog ich bald meinem Wüstenrenner vor, dessen pedantische Gangart mir ohne Rettung Schlaf gab, und dessen Höhe mich verhinderte, meine gänzliche Unkenntniß der Steine und Pflanzen durch um so häufigere Aufraffung und stumpfsinnige Betrachtung in unzulänglicher Weise zu ersetzen. Am ersten Tage durchwateten wir den Sandgürtel, der sich längs der Küste erstreckt; am zweiten dirigirten wir uns in die Nähe des Tarhumagebirges, das wir am dritten überklommen; am vierten durchzogen wir hochgelegene Ebenen mit Triften und fruchtbaren Flußthälern (die Flüsse natürlich ohne Wasser), welche letztere am fünften sich in erfreulicher Abwechselung mehrten, um am sechsten über nackte, mit Steinen der hinderlichsten Formen besäete Höhen bis zur ersten Unter-Station, Beni-Ulid, zu wanken. Das Thal der Beni-Ulid gräbt sich durch seine prächtigen, üppigen Olivenbäume als letzter Punkt, wo die Natur noch einigermaßen anständige Erzeugnisse geliefert hat, in das Gedächtniß des langsam, aber sicher abstumpfenden Wanderers ein und diente mir als Ruheplatz. Sechs weitere Tage führten mich zur zweiten Station, Bondschem, das sich zuweilen auch auf weniger guten Karten findet, das jedoch von der besten getilgt zu werden verdient, so miserabel, so hülflos, so gräßlich, so windig, so staubig, so ärmlich ist es. Von Bondschem, das ich folgenden Tages in stummem Entsetzen floh, verschlimmerte sich die Sache wesentlich. Wenn auch die oben erwähnten Flüsse niemals Wasser führen, so findet sich doch in ihnen dasselbe so nahe der Erdoberfläche, daß zahlreiche Brunnen existiren. Doch von Bondschem, bis in die Nähe von Sokna, dritter hauptsächlicher Nebenstation, war nichts als scheußliche, steinige Wüste ohne Menschen, ohne Wasser, ohne Baum, ohne Strauch, mit einem Worte, ohne alles Leben. Ueberhaupt ist, was den Wassermangel anbetrifft, auf dem ganzen Weg nach Bornu der Theil desselben bis Mursuk der beschwerlichste. Es ist nicht leicht, für 4—5 Tage Wasservorrath mitzunehmen, und der reichlichste Vorrath verschwindet bei einem kleinen, gemeinen, richtigen Gibli (Südwind) durch die rapide Verdunstung in Nichts. Es ist nicht das erste Mal, daß Reisende in dieser Weise, ihren Verdunstungsverlust durch das indessen ebenfalls verdunstete Wasser nicht ersetzen könnend, dem Gibli erlagen, während in Sandsturm verschüttete Karavanen wohl mehr schon Fabeln sind. Genug, das Wasser verdunstete nicht, und ich kam glücklich nach Sokna, wo ich wegen gänzlicher Abwesenheit zu miethender Kameele und wegen eines gräßlichen Gibli mit reichlicher Sandentwicklung drei Tage liegen mußte. Sokna ist eine ansehnliche Stadt aus Dreck und etwas Lehm gebaut, mit Mauern umgeben, die der sparsame Feind am zweckmäßigsten mit Feuerspritzen angreifen dürfte, und einer Bevölkerung von ca. 2000 Seelen, die wunderbarer Weise sich eines besonderen Dialekts der Berbersprache

bedienen, während doch Alle sehr gut arabisch sprechen. Das Soknaische ähnelt dem Ghadameischen nicht unwesentlich.

„Aufs Beste in Empfang genommen vom Mudir, Art von Kaid, Chef eines Kreises, und den Großen des Ortes, die auf meine ärztliche Eigenschaft speculirten, deren Gerücht mir vorausgeflogen war, kaufte ich für die bedenkliche Strecke von Sokna bis zu den südlichen Oasen Fezans noch einige Bockhäute (Wasserbehälter) und bekleidete hier meine natürlichen Locomotionsorgane mit an der Sohle behaarten Schuhen, wie sie die Eingeborenen tragen. (Denn zwei Paar englischer expreß erzielter Schuhe hatte ich dem steinigen Terrain der Wüste bereits geopfert.)

„Wir überklommen die ‚schwarzen Berge', genossen in ihnen des letzten Wassers und wankten während fünf Tagen über steinige Wüste ohne eine Spur von Feuchtigkeit, von Vegetation oder überhaupt von Leben bis zum Uadi Umel-abid. Von hier aus wurde die Reise annehmlicher, indem wir täglich eine Oase mit Städtchen hatten, um unter ihren Mauern zu campiren und ihre Eier ihre Milch und ihr Brot zu essen. Alle diese Städtchen sind aus Dreck und Lehm aufgeführt, mit Mauern und einer Art Citadelle geziert und nahmen sich inmitten ihrer Palmenwaldungen nicht übel aus. Ihre Bevölkerung, deren schwarzer Theil allmälig zunimmt, lebt bescheiden und zufrieden in dem zweifelhaften Glücke der Unkenntniß des Bessern und der Bedürfnißlosigkeit und zeichnet sich vor allen Völkern der Erde vielleicht durch seine Harmlosigkeit aus.

„Von Sokna hatte ich (Edris Effendi) an meinen Correspondenten in Murfuk, El Hadj Brahim ben Alna, geschrieben, ihn gebeten, mir ein solches Dreckhaus zu miethen, und konnte so ruhig meinem nächsten Ziele entgegensehen. Große Eile hatte ich nicht, da ich durch die Sklaven-Karavanen, die uns unterwegs begegneten, wußte, daß die letzte große Karavane nach Bornu bereits abgegangen sei, und daß ich eine solche vor Herbst nicht zu erwarten habe.

„So kam ich am 26. März in der Nähe von Murfuk an, lagerte jedoch einige Stunden entfernt von ihr und schickte den oben erwähnten Milad Abeja voraus, den Behörden meine Ankunft zu notificiren.

„Am nächsten Morgen schickte der Pilger Brahim-ben-Alua, der Bürgermeister ist, mir seinen Bruder auf einem der seltenen Rosse entgegen, deren sich Murfuk erfreut, und Frl. Tinne, die bekannte holländische Reisende, die schon einige Wochen vor mir Tripoli verlassen hatte, ließ mich ebenfalls durch verschiedene ihrer Leute einholen.

„Die Oase von Murfuk entbehrt selbst des Charakters von Schönheit, deren sich die meisten ihrer Schwestern erfreuen; die Stadt ist auf einem Sebha-Grund (getrockneter Salzsee) erbaut und dotirt so die Einwohner mit der in diesen Gegenden sonst seltenen Erscheinung der Malaria. Die Häuser sind aus salzhaltigen Erdklumpen erbaut, die etwaigem Regen seine zersetzende Wirkung durch den Salzgehalt noch erleichtern, und lösen sich von Zeit zu Zeit (wenn gerade einmal ein tropischer Regen bis in diese Breitegrade getrieben wird, was glücklicher Weise sehr selten geschieht) in Wohlgefallen auf. Thüren, Balken und Bedachung machen sie aus Palmenholz, welches im Allgemeinen nicht für das beste Nutzholz passirt, das aber das einzige ist, welches existirt. Stellenweise erlaubt sich ein

ehrgeiziger, unternehmender, reicher Knopf, sich Holz aus Tripoli kommen zu lassen und so sich Thüren und Fensterläden mit anderem Material zu machen. Die Häuser bestehen meist aus einem Erdgeschoß, doch gibt es nicht wenige, welche sich noch eines Stockwerkes erfreuen. Die Gemächer dieses Stockwerkes genießen gewöhnlich dann der Zierde von Fenstern ohne Scheiben, während die Gemächer des Parterre durch die Thüren und kleine Ventilationslöcher erleuchtet werden. Zur hinlänglichen Illustrirung der zahlreichen Gemächer laufen stellenweise unbedeckte Corridore.

„Mein Haus erfreut sich einer mit einem dreifenstrigen Gemache versehenen Etage und zahlloser größerer und kleinerer Gemächer obiger Beschreibung, von denen die größeren in der Mitte durch eine Säule in Gestalt eines Palmenstammes zur Aufrechthaltung des Plafonds geziert sind.

„Am ersten Tage kam der Pascha, mir seinen Besuch zu machen und seine Dienste anzubieten, und stellte sich als eine körperlich und geistig äußerst reducirte menschliche Ruine dar, die mir durch Mangel an Kenntniß der Personen und Verhältnisse für meine Reiseprojecte von nicht dem geringsten Nutzen sein konnte. Er ist ein Türke, der nicht arabisch spricht und erst seit drei Monaten frisch aus Constantinopel hier angetreten ist, um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder auf den Damm zu bringen. Dazu dienen gewöhnlich die Sklavenkarawanen, die trotz der Abschaffung der Sklaverei in türkischen Staaten noch einen der hauptsächlichsten Handelsartikel mit den Negerländern darstellen. Jeder ankommende Sklavenkopf bezahlt aber hier eine gewohnheitsmäßige Abgabe von 2—3 Thalern, was, wenn 5—10,000 per Jahr kommen, schon eine hübsche Einnahme repräsentirt.

„Bisher habe ich meine Zeit damit zugebracht, Briefe zu schreiben, meteorologische Aufzeichnungen zu machen, Besuche zu empfangen und zu erwidern und Kranke zu sehen. Abends gehe ich gewöhnlich für 1—2 Stunden zu Fräulein Tinne, ohne gleichwohl ihre Einladung, so oft als möglich sie zu besuchen, zu mißbrauchen.

„Was nun meine weiteren Pläne anbetrifft, so kann ich natürlich nicht bis zum Herbst hier unthätig in diesem Neste liegen bleiben. Ich hoffe, durch den Hadj Brahim nach Tibesti, das bisher von Europäern unbetretene Land der Tibbu Reschade, geschafft zu werden, eine Reise, welche immerhin 2—3 Monate in Anspruch nehmen dürfte. Gelingt das nicht, wie es ja leider schon v. Beurmann und Rohlfs nicht gelang, so mache ich eine Tour durch die Oasen des südlichen Fezan's bis zum Uadi Schatti, wo ich einen großen Religionschef aus Timbuctu zu treffen hoffe. Gefällt er mir, ist sein Ansehn groß genug und ladet er mich dringend genug ein, so schicke ich Mohammed-el-Gatroni von hier direct mit den Geschenken nach Bornu und gehe selbst nach Timbuctu. In einem der nächsten Briefe hoffe ich, Dir Genaueres darüber sagen zu können.

„Frl. Tinne wollte bis zur günstigen Gelegenheit, nach Bornu zu gehen, eine Tour zu den Tuareg machen und hat zu dem Endzwecke an den bekannten Tuareg-Chef Ichenuchen (von den Adsgher) geschrieben. Noch ist keine Antwort eingelaufen. Im Verneinungsfalle aspirirt sie ebenfalls auf Tibesti oder Timbuctu. Mir thut ihre Anwesenheit Schaden, da mein durch geringe Mittel

unterstütztes Ansehen ihrem Reichthum gegenüber, der wirklich colossal sein muß, wesentlich leidet. Doch ist sie selbst viel verständiger, einfacher, natürlicher und geistreicher, als ich früher gedacht habe, und das abendliche Plauderstündchen vergeht mir immer sehr schnell.

„Jetzt zu Dir und Deiner lieben Frau . . . . . Schreibe mir doch ja recht im Detail über Euer Heimwesen, das ich so gerne getheilt hätte, wenn meine rebellische Natur mich nicht vom Wege der rothen Juchtentasche, die jetzt ihrer so unwürdige Gegenden frequentirt, abgelenkt hätte. Dieselbe hat unter subtropischer Sonne bedeutend die Farbe gewechselt und an Duft eingebüßt; hoffentlich kann ich sie eines Tages der früheren Eigenthümerin als einen Gegenstand präsentiren, der mich während mehrjähriger Reisen niemals verließ. Jetzt trägt sie außer den Schlüsseln und einem halben Dutzend Geldstücke, 20 Meter in Bandform und einen Kompaß zum Winkelmessen.

„Lebt wohl, bald sollt Ihr mehr von mir hören. Von ganzer Seele der Eure

Edris Effendi-et-Tebib

(Dr. Nachtigal)."

Zum Schlusse dieses Abschnittes folgen zwei Briefe, welche Nachtigal unmittelbar nach der Rückkehr aus Tibesti an meinen Mann und an mich gerichtet hat. In denselben tritt seine hohe Bescheidenheit in geradezu rührender Weise hervor. Nach glücklicher Erschließung eines Landstriches von der ungefähren Größe Deutschlands, nach Ueberwindung namenloser Mühseligkeiten, Entbehrungen und fortgesetzter Todesgefahr; nach einer Reise, welche ihn, auch wenn er sonst keine andern fremden Länder mehr gesehen, allein schon zu einem Forscher ersten Ranges gestempelt haben würde, kommt, selbst intimen Freunden gegenüber, vor denen er sich doch in berechtigtem Stolz einigermaßen hätte gehen lassen dürfen, nicht die leiseste Spur befriedigter Ruhmsucht oder Eitelkeit zum Vorschein. Ohne eine Klage über ausgestandene Leiden gibt er nur in kurzer, prägnanter Weise und in dem ihm eigenen humoristischen Stil eine summarische Darstellung seiner Erlebnisse. Es erscheint das um so bewunderungswürdiger, als zur Zeit, in welcher er diese Briefe abfaßte, seine Gesundheit noch unter den Nachwehen der großen Strapazen darniederlag.

Staunenswerth ist es, wie er sich die ungetrübte Klarheit seines Geistes auch bei den intensivsten körperlichen Leiden bewahrte. Dies zeigte sich am Anschaulichsten in einem andern, diesen Briefen beigefügten Schreiben, welches leider nicht mehr zu unserer Verfügung steht. Dasselbe war an Professor Niemeyer gerichtet und enthielt eine vollständig objective, detaillirte Beschreibung der Symptome des nahenden Verdurstungstodes. Er sandte diese, Angesichts des drohenden Todes an sich selbst gemachten Beobachtungen zur geeigneten wissenschaftlichen Verwerthung an seinen verehrten Lehrer, weil wohl ein ähnlicher, von einem Mediciner constatirter Fall in der Literatur nicht vorläge.

Doch ich gehe jetzt zu den Briefen selbst über:

„Murfuk, den 19. October 1869.

„Das letzte Mal, als ich Dir schrieb, konnte ich Dich noch „Combibo" anreden; denn wenn ich auch seit langer Zeit dem Rheinwein und Sekt entsagt hatte und mich des edlen Bierstoffes nur noch sagenhaft erinnerte, so hatte ich

doch wenigstens noch nicht die traurige Erfahrung gemacht, wie der Mensch durch Mangel an Zufuhr von „Naß" lebendig mumificirt wird. Alle scherzhaften Bemerkungen über die ernste, ja fast heilige Beschäftigung des Trinkens scheinen mir jetzt ein Sacrilegium, und wenn mich ein gütiges Geschick in heimische Breitegrade zurückführt, wie ich von ganzer Seele hoffe, so werde ich nicht verfehlen, mit dem Ernste an die Vertilgung alles Trinkbaren zu gehen, den meine Erfahrungen rechtfertigen, ja mir als Pflicht auferlegen. Ich habe, der letzteren hier schon zu genügen, lobenswerthe, aber bis jetzt verfehlte Anstrengungen gemacht, indem ich mich mit Energie der Zechung von Dattelwein, Lagbi, hingab. Doch leider scheint zu dieser haarsträubenden Beschäftigung meine Akklimatisation noch nicht weit genug vorgeschritten.

„Freilich hätte ich noch ganz besondere Gründe, den Lagbi zu hassen. Er ist das Lieblingsgetränk der Schurken Tibesti's, welche beschlossen hatten, ihre uncommentmäßigen Waffen an meinem Organismus zu erproben, und es war ein in diesem Stoff berauschter Bandit, welcher den eisernen Circumflex, von dem ich Dir in dunkler Vorahnung geschrieben zu haben glaube, nach mir schleuderte. Glücklicherweise war es ein „Flacher"!

„Es hatte dies statt zu Bardaï, dem größten Populationscentrum der Tibbulandschaft Tibesti, und da es nicht wahrscheinlich ist, daß Dir eine Karte zu Gebote steht, auf der dies Bierdorf oder vielmehr Lagbidorf verzeichnet steht, so gebe ich Dir einige erläuternde Winke.

„Tibesti liegt ungefähr zwischen dem 19. bis 22. Grade N. Br. und dem 16. bis 19. Grade östlicher Länge von Greenwich. Ein Gebirgszug (von Norden nach Süden) theilt das Land in eine größere westliche und eine kleinere östliche Hälfte und schließt die Canaillen, welche die letztere bewohnen, von allem Verkehr mit der Außenwelt ab. Die Schurken, welche westlich wohnen, haben wechselnden Wohnsitz, ohne Nomaden zu sein, und verkehren lebhaft mit Fezan und Kauar, wo ein Theil der Ihrigen wohnt. Jene bewohnen fast Alle das große, schöne Thal Bardaï in verschiedenen Ortschaften und saubern Häusern aus Palmenzweigen. Sie haben reiche Dattelbaumpflanzungen und cultiviren in ihren Gärten etwas Weizen, Mais und Negerhirse, so daß sie in der Lage sind, sich auf ihr Flußthal zu beschränken, zumal ihnen der gegohrene Dattelsaft hilft, ihre einsamen Stunden zu versüßen (er ist freilich verdammt sauer!). Die westlichen Einwohner dagegen entbehren in ihren anerkennenswerthen pittoresken Flußthälern der Dattelpalme gänzlich, erfreuen sich nur großer Ziegenheerden, deren Milch sie genießen, wenn frische Kräuternahrung diese nützliche Secretion hervorlockt, ohne sich jedoch fast jemals den Genuß von Fleisch zu gönnen; haben keine Gärten, kein Getreide, keine Hirse, sondern nagen kummervoll an der steinharten Frucht der Dumpalme, welche sie durch anhaltendes Steinklopfen zu erweichen vergebens sich abquälen. Sind sie durch diese gänzlich nutzlose Atzung am Rande des Grabes angekommen, so hört glücklicherweise die Dumfrucht auf, und beginnt die Dattel Bardaï's zu reifen. Dann klimmt Alles über das Gebirge, das sich mehr als 6000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, nach Bardaï und fristet mühsam sein Dasein, bis die Datteln aufgezehrt sind, und die Milch wieder beginnt. Cercle vicieux!

„Von den westlichen Tibbu sind Viele stets unterwegs, ihre Kameele vermiethend oder selbst Handel treibend; doch der Bewohner von Bardaï verläßt sein Thal nicht, und Viele von ihnen sahen nie ein weißes Gesicht. Daher denn auch ihre Furcht vor mir, und ihr Haß gegen mich. Es zweifelten Wenige daran, daß ich nach meiner Ankunft durch Zauberei oder ähnliche christliche Beschäftigungen in kürzester Zeit den Untergang des Landes herbeiführen, daß irgend eine Pest oder ein Erdbeben oder ein allgemeines Viehsterben meiner Reise folgen werde, wie der Schweif seinem Kometen. Die Civilisirtesten aber waren überzeugt, daß ich nur gekommen sei, um das Gold, das eine Therme, deren sie sich erfreuen, enthalte, mit eigenen Augen zu sehen, um alle meine Landsleute zur Besitzergreifung ihres herrlichen Landes herbeizulocken.

„Doch ich unterbreche hier meinen rückwärtsströmenden Redefluß, um Dir in chronologischer Harmonie zu entwickeln, wie ich dorthin gelangte und wie ich dort wirkte, ein natürliches Beginnen, das mir Deiner verehrten Gattin gegenüber schon gänzlich mißlang[1]).

„Es dürfte Dir aus früheren Actenstücken meiner Hand bekannt sein, daß ich am 6. Juni Murfuk in Begleitung eines Maina (Edlen) der Tibbu Reschade, genannt Akromi Kolokomi, verließ, um unterwegs in Gatron noch einen der religiösen Männer dieses Fleckens zu ergreifen, der geeignet scheinen würde, durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den genannten Tibbu, mir zum Beschützer zu dienen. Ich fand ihn in der Person des Merabet Bu Zîd, dessen Mutter aus einer guten Familie Tibesti's stammte.

„Von Anfang an wurde ich bei dieser Expedition von Widerwärtigkeiten verfolgt. Zu Bidan, einem Dorfe 5—6 Stunden südöstlich von Murfuk, gelang es den energischen Bestrebungen meiner Diener, sich bis zu gänzlicher Bewußtlosigkeit in Lagbi zu berauschen, während ich im Schatten einer Dattelpalme Siesta hielt. Mein schlummerndes Haupt blieb allerdings im Schatten, aber die fortschreitende Sonne liebkoste meine beiden Unterschenkel und Füße bis zur Erzeugung einer ausgedehnten Verbrennung zweiten Grades.

„In Gatron langsam genesen, ergriff eine eitrige Conjunctivitis mit furchtbarer Schwellung, Lichtscheu und Schmerzen mein harmloses, rechtes Auge, und als dieses in Tedzerri sich zu bessern begann, konnte sich das linke nicht entbrechen, denselben Proceß durchzumachen. Nach einem leidensvollen Zuge durch die sonnige Wüste, welche sich zwischen der südlichen Grenze Fezân's und dem Gebirge El War (in der Tedâsprache Tümmo) auf der Bornustraße ausdehnt, kam ich am 27. Juni gebessert auf letzterer Station an und sollte mich nun von hier südöstlich in die Büsche schlagen.

„Der eigentliche Weg nach Tibesti zweigt sich zwar schon früher von der Bornustraße ab, doch wir hatten den Umweg nicht gescheut, um einer räuberischen Tibbubande zu entgehen, welche mir dort auflauerte, um mich meiner Habe zu berauben. Vom Tümmo also wurde unter der Führerschaft Kolokomi's süd-

[1]) Der nächstfolgende, an mich gerichtete Brief, welcher mit diesem gleichzeitig ankam, war, wie aus dem Datum hervorgeht, einen Tag früher geschrieben worden; da er aber wesentlich Nachtigal's Rückkehr behandelt, schien es zweckmäßiger, denselben zuletzt abzudrucken.

östlich marschirt, den Bergen und Flüssen von Afafi zu, welche wir mit ihren Brunnen und Quellen in zwei Tagen erreichen sollten. Nach zweieinhalb Tagen war unser Wasservorrath erschöpft, doch am Ende des dritten Tages von Afafi keine Spur. Am vierten Tage, Donnerstag (1. Juli), war der berühmte Verdurstungstag, an dem wir dem Tode näher ins Auge schauten, als uns lieb war. Doch Rettung erschien auf der Bühne, wie es so oft zu geschehen pflegt, und unter mannigfachen Abenteuern weiter wandernd, gelangten wir zu den beiden Hauptflußthälern Tibesti's, Tao und Suar. Obgleich entvölkert (warum? Siehe oben), enthielt das letztgenannte Thal, welches der Sitz des Sultans Tafértemi und der angesehensten Mainoat ist, immer noch Räuber genug, um die Lasten der erschöpften Kameele wesentlich zu reduciren und schauerliche Verwüstungen in meinen Mundvorräthen anzurichten. Auch der Sultan Tafértemi befand sich schon in Bardaï; er ist ein armer, greiser Schlucker und mußte sich bei Zeiten nach einiger Dattelnahrung umsehen. Die Leute von Bardaï werden, als jenseits der Berge und mit anderer Lebensweise, gewohnheitsgemäß von den Tibbu Reschade unterschieden, obgleich sie Einem Stamme angehören, und sind noch viel mehr verschrieen, als diese, welche als Prototype der Raublust, der Grausamkeit, der Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit allgemein anerkannt sind. Außerdem sind sie chronisch angesäuselt und bringen sich in diesem Zustande der Anheiterung untereinander um, wenn sie kein fremdes Object haben.

„Es schien nach alledem nicht gerathen, direct, ohne weitere Vorsichtsmaßregeln, zu ihnen zu gehen; ich sandte also Bu Zīd, den Merabet, mit meinen Briefen für den Sultan und die Rathsversammlung der Edlen voraus, um das Terrain zu recognosciren. Zugleich sollte er Datteln und etwas Getreide als Provision für unsere Rückkehr kaufen, zu welch' letzterer ich mehr geneigt war, als zur Fortsetzung der Reise. Bardaï liegt in einer Entfernung von vier Tagereisen von Tao in nordöstlicher Richtung, und muß man, wie oben erwähnt, die centrale Gebirgskette (ca. 6600 Fuß hoch an der Uebergangsstelle) am Fuße des Tußidde, des höchsten Berges von Tibesti, überschreiten. Bu Zīd hatte versprochen, nach acht Tagen wieder in Tao, wo ich ihn erwarten wollte, anzutreten.

„Die Zeit, während der ich festgebannt in Tao lag, war keine heitere. Von Dieben und Räubern umgeben, täglichen oder vielmehr nächtlichen Angriffen ausgesetzt, mit nagendem Hunger (die Provisionen waren erschöpft, ehe Nachricht von Bu Zīd kam, dank den Schmarotzern, welche uns belagerten) erwarteten wir mit Ungeduld die Rückkehr Bu Zīd's. — Wie diese nicht erfolgte, der Hunger und eine Einladung von Seiten des Sultans uns nach Bardaï führte; wie wir ferner in der Gesellschaft Arami's und Kolokomi's dorthin ziehen; wie bei unserer Ankunft die Einwohner Bardaï's uns tödten wollten, wenigstens mich und meinen christlichen Diener; wie wir einen Monat lang unter dem Schutze Arami's dort gefangen saßen, stets bedroht, mehrfach gesteinigt; und wie es uns endlich gelang, diesem unseligen Lande flüchtig den Rücken zuzukehren: das muß ich auf einen andern Brief verschieben. Ich habe schon sechs Bogen an Dr. Petermann geschrieben, ebensoviel an Baron Maltzan, welcher zwischen mir und Zeitungen vermittelt, und darf die Heimath und Tunis nicht vergessen."

„Murſuk, den 18. October 1869.

„Verehrteſte Frau!

„Wenn Sie wüßten, welche unendliche Freude mir Ihr gütiger Brief bereitet hat, als ich abgemagert, ausgehungert, zerlumpt und ſchmutzig nach meiner Flucht aus den Händen der abſcheulichen Tibbu hier in Murſuk wieder eingetroffen war; wenn Sie geſehen hätten, wie ich ihn aus den mehr als hundert Briefen, welche ſich während meiner viermonatlichen Abweſenheit angehäuft hatten, immer wieder hervorzog und von Neuem las: Sie würden mir ſicherlich allmonatlich wenigſtens einmal ſchreiben, zumal Rudolf jetzt ſchon hinlänglich von Integral- und Differenzial-Rechnung und der höheren Analyſe[1]) unmachtet ſein wird, um nicht noch kleine, gemeine Freundſchaftsbriefe componiren zu können. Ich danke Ihnen aus vollem Herzen und noch mehr meinem glücklichen Stern, daß es mir überhaupt vergönnt iſt, Ihren Brief zu leſen und zu beantworten. Vor zwei Monaten gab es recht wenig Ausſicht dazu, und noch vor einem Monate hätte ich nicht geglaubt, die friedliche Hauptſtadt Fezan's wieder zu erblicken.

„Es ſind jetzt grade fünf Wochen, daß es mir gelang, nächtlich aus einer feindlichen Stadt zu entweichen, den Lanzen, Wurfſpeeren und beſonders den eiſernen Circumflexen, die ich ſpeciell haßte, zu entgehen, und daß ich es wagte, meiner Kameele und aller Habe beraubt, mit kaum halb hinreichender Dattelproviſion verſehen und abgeſchwächt durch den erlittenen Hunger, eine dreiwöchentliche Fußreiſe durch wüſte Gegenden anzutreten, in denen wir vorausſichtlich unſern Waſſervorrath für drei Tage auf den Schultern mit uns führen mußten. Zweimal dem Verdurſtungstode nahe und während der letzten fünf Tage vor der Erreichung des erſten bewohnten Ortes von Fezan ohne alle Spur von Nahrung, bei einer täglichen Promenade von 10—12 Stunden, unterlag doch Niemand von uns den Anſtrengungen und den Entbehrungen, und ich hatte die Freude, alle meine ſchwärzlichen Begleiter, unglückliche Opfer geographiſcher Gelüſte, wieder nach Murſuk zurückführen zu können. Denken Sie, ſelbſt die Juchtentaſche gelang es mir, bis zum Tümmogebirge, das Sie auf größerer Karte unter der Bezeichnung „El War" auf der Bornuſtraße finden werden, zurückzubringen. Von da allerdings reichten meine Kräfte nicht mehr aus, andere Sachen mit mir zu tragen, als Waſſer (göttliches Getränk!) und Waffen. Ich habe die Taſche mit dem Reſte der geretteten Habe in den Felſen des genannten Gebirges verſteckt und werde den unſterblichen Diener Barth's, Mohammed-el-Gatroni, ſobald ich wieder eines Wüſtenſchiffes durch Kauf theilhaftig geworden ſein werde, abſchicken, ſie zu holen. Inſtrumente und Bücher verſchmähten die Barbaren; den größten Theil derſelben hoffe ich alſo ebenfalls, ſobald die augenblicklich ſehr compromittirte Sicherheit der Bornuſtraße wieder hergeſtellt ſein wird, wiederzubekommen.

„Trotz unſerer unſäglichen Leiden mußte ich, als die Hoffnung auf Rettung wuchs, zuweilen über den Anblick unſerer Fußkaravane lachen. Ali und Saad, zwei meiner Diener, in adamitiſcher Einfachheit gekleidet (oder vielmehr auch nicht), mit Waſſerſchläuchen auf den Schultern; der ernſte, würdige Gatroni mein

[1]) Mein Mann hatte Nachtigal von ſeinen mathematiſchen Studien geſchrieben.

ganzes Gepäck auf dem Rücken, die Handhabe derselben zwischen den Zähnen haltend und, seinem Alter und seiner Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Guiseppe Valpreda, mein piemontesischer Diener, mit kranken Füßen sich mühsam dahinschleppend und den Mangel des nothwendigsten Kleidungsstückes in unvollständiger Weise durch ein Paar Wasserstiefel ersetzend, die vergeblich sich einem kurzen Flanellhemde zu nähern bemüht schienen; endlich ich selbst, baarfuß, die Beine mit einigen leinenen Fetzen umwickelt, doch die obere Körperhälfte in einen Pariser Sommerpaletot gehüllt und das Haupt bedeckt mit einem pilzförmigen Gebäude, das die Engländer für ihre indischen Officiere gegen den Sonnenstich erfunden haben. So wankten wir dahin, bei nächtlicher Weile, da unsere Schwäche und geringer Wasservorrath uns verhinderten, uns dem Feinde des Wüstenwanderers, der Sonne, auszusetzen. Spätestens Morgens 9 Uhr krochen wir in den Schatten einiger Steine, jede unnütze Bewegung, also jede lebhafte Verdunstung vermeidend, um ungefähr um 5 Uhr Nachmittags unseren sauren Weg fortzusetzen. Wo Gerhard Rohlfs an einem Tage 10 Liter Wasser seinem Organismus assimilirte, mußten sich unsere ausgetrockneten Leiber mit höchstens 3 Gläsern begnügen.

„Mit zwei Hunden war ich ausgezogen, einer arabischen Hündin, welche in anerkennenswerther Weise den Wachtdienst versah, und einem jungen Windhunde, den man mir in Mursuk geschenkt hatte. Jene ließ sich durch den Hunger einst verleiten, den mumificirten Leichnam eines Kameels als geeignete Hundeatzung zu betrachten, blieb zurück und ward nicht mehr gesehen. Dieser wäre fast menschlicher Barbarei zum Opfer gefallen. Ich selbst machte, damit ich es nur zu meiner Schande gestehe, am Meschru-Brunnen, zwischen der südlichen Grenze Fezan's und dem Gebirge El War, den Vorschlag, ihn mittelst Schlachtens und Kochens zu vertilgen, die Frage jedoch der Majorität zur Entscheidung anheimstellend. Muselmännisches Vorurtheil rettete das arme Geschöpf vor christlicher Barbarei, und erfreut es sich jetzt einer vortrefflichen Gesundheit.

„Oft glaubte ich, die weite Entfernung Fezan's auf der Karte betrachtend, das Schwanken meiner Gehwerkzeuge fühlend, erliegen zu müssen; doch stets gelang es mir, durch Zusammenraffen aller meiner Willenskraft, der letzteren den nothwendigen Tonus zu verleihen und meine Hoffnung wieder zu beleben. Und siehe, während der letzten, saursten Strecke, vom War-Gebirge bis Tedzerri, marschirte ich, den Uebrigen zum Beispiel, mit Leichtigkeit und Energie an der Spitze der kleinen Karavane, dem leidenden Guiseppe noch seine Waffen tragend.

„Als am fernen Horizonte endlich nach wochenlangen Leiden eine grüne Linie, die Palmen Tedzerri's, auf der Bühne erschien, füllten sich meine Augen mit Thränen, welche jedenfalls ebensowohl meiner körperlichen Schwäche, als meinem kindlich frommen Gemüthe zuzuschreiben sind. Wir stürzten, so sehr es unsere Kräfte erlaubten, auf die Dattelbäume zu, und — Unmäßigkeit ist in allen Verhältnissen ein Laster — füllten unsere abgeschwächten Mägen mit ihren Früchten in so ausgiebiger Weise, daß ich noch heute von der Indigestion nicht wieder hergestellt bin.

„Man empfing uns überall mit Ver- und Bewunderung; die Hoffnung, uns je wiederzuerblicken, war bei Allen geschwunden, welche Land und Leute der Tibbu

Reschade kannten. Am meisten freute sich der Hadj Dzaber, Haupt des Districts Gatron und Chef der bekannten Merabetta dieses Städtchens, welcher meine ganze Expedition organisirt hatte und fürchtete, für mein Wohl verantwortlich gemacht zu werden. Seine Freude war also eine egoistische. Aber diejenige, welche der Scheikh-el-blâd (Bürgermeister) von Mursuk offenbarte, war eine lautere und rührte mein weiches Gemüth tief. Sobald ein Expresser ihm die Nachricht überbracht hatte, sandte er ein prächtig aufgezäumtes Reitkameel mit Reis, Kaffee, Zucker, Backwerk aller Art, ja selbst Cigarren (Gott weiß, wo er dieselben aufgetrieben hatte) ab und trug so nicht unwesentlich zur Recrudescenz des oben erwähnten Magencatarrhs bei.

„Ich bemerke mit einem gewissen Entsetzen, daß ich, meiner logischen Natur zum Hohn, nur von meiner Rückkehr erzähle, während ich in chronologischer Weise den Gang der Ereignisse hätte entwickeln sollen. Werde ich die Muße haben, es vor Abgang unserer Kameelpost auf besonderem Blatte zu thun? Je l'ignore. Jedenfalls scheint es mir nicht der Mühe werth, noch auf diesem Bogen damit anzufangen.

„Ach, wie gern würde ich in sinnigem Wechsel mit Ihnen und dem professorlichen Gatten und den lieben Ihrigen, deren Bekanntschaft ich so gern, so sehr gern gemacht hätte (zu spät, Du rettest den Freund nicht mehr u. s. w.), meinen lieben Rhein besucht haben oder später den Rigi? Und wie viel habe ich verloren, dem Stuttgarter Winter, auf den ich mich so unaussprechlich gefreut hatte, entsagend.

„So folgt Jeder seinem Schicksale in dunklem Drange, entgeht Gefahren, deren ganze Größe er erst nach der Rettung erkennt, und unterliegt anderen, welche kaum seine Beachtung zu verdienen schienen. Als ich Abschied von meiner Reisegefährtin, Frl. Alexine Tinne, nahm, sprachen wir nur von den Gefahren *meiner* Reise, zu einem Volke, dessen Verrätherei, Treulosigkeit, Habsucht, Grausamkeit und Mangel an Wort bekannt waren, während sie, unter dem Schutze eines mächtigen Sultans der Tuareg, zu einem Volke gehend, dem das gegebene Wort heilig ist, kaum irgend eine ernstliche Gefahr zu laufen schien. Und wie bald ereilte sie ihr grausames Geschick; während ich, monatelang dem kalten Eisen der Tibbu-Kanaillen ausgesetzt, mit einem einzigen „Flachen" von jenem verhaßten Circumflex, den der Araber Schangormangor nennt und der Eingeborene mit ekler Gewandtheit schleudert, davonkam!" — —

(Wird fortgesetzt.)

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Nach umfassenden Vorbereitungen und einem reiflich erwogenen Plane beginnt soeben ein Werk zu erscheinen, welches das allgemeine Interesse in ungewöhnlichem Grade zu fesseln geeignet ist. Der Thronerbe Oesterreich-Ungarns, Kronprinz Erzherzog Rudolf, hat aus eigener Initiative den Gedanken ergriffen, in gemeinfaßlicher, auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft ruhender Darstellung ein Gesammtbild der Monarchie und aller dieselbe bewohnenden Volksstämme ins Leben zu rufen. Der erlauchte Prinz hat nicht nur die Anregung zu dieser, wenn wir so sagen dürfen ethnographischen Encyklopädie von Oesterreich-Ungarn gegeben und die Grundzüge ihres Inhaltes entworfen, sondern er hat sich selbst an die Spitze der Mitarbeiter gestellt und schon eine Reihe werthvoller Abschnitte des Buches geschrieben. Auch dem deutschen Leserkreise außerhalb Oesterreichs wird es willkommen sein, über die Entstehung und Zielpunkte dieses großartig angelegten literarischen Unternehmens Näheres zu vernehmen.

Es ist bekannt, daß der Kronprinz schon während seiner Studien, welche auf streng classischer Bildung beruhen, und unter der Leitung von militärischen Capacitäten und Wiener Universitätslehrern im J. 1877 zu Ende geführt wurden, die höchsten Erwartungen befriedigte. Insbesondere äußerte sich bei dem Erzherzoge frühzeitig eine rasche, klare Erfassung concreter Thatsachen, ein offenes Auge für das Naturleben, dessen Reize er schon als Jüngling zu belauschen liebte, und ein seltenes Interesse an den wechselvollen Eigenthümlichkeiten der Volkstypen und Landschaften, welche er auf vielen Reisen im eigenen Staate und unter fremden Himmelsstrichen zu beobachten Gelegenheit hatte. Einen ersten, vielversprechenden Beweis dieser Geistesrichtung gab Kronprinz Rudolf in der ursprünglich für einen intimeren Kreis bestimmten Schilderung einer Donaureise, welche er, noch nicht 20 Jahre alt, in Gesellschaft seines Schwagers des Prinzen Leopold von Bayern und der beiden Naturforscher Dr. Brehm und Eugen von Homeyer im April 1878 antrat. Unter dem Titel „Fünfzehn Tage auf der Donau" verstand es der Erzherzog, seine Reise-Eindrücke in geradezu fesselnder Form wiederzugeben; aus jeder Zeile liest man die jugendfrische Begeisterung, mit welcher der erlauchte Reisende die unversiegbare Schönheit der Natur auf sich einwirken läßt, zugleich dem edlen Waidwerke und der ornithologischen Durchforschung der noch wenig erschlossenen unteren Donaugegenden sich hingebend. „Im Frühling, wenn die Natur erwacht" — so schreibt der Kronprinz im Vorworte — „wenn Feld und

Wald ein neues, schönes Kleid anthun, die Thiere im festlichen hellen Sommergewande zum Liebesglück und zu den elterlichen Freuden sich bereiten, die Zugvögel aus fernen Landen sich in Bewegung setzen, dann erfaßt auch den Menschen ein Wandertrieb, eine Sehnsucht nach neuen Eindrücken, neuen Bildern, neuen Abenteuern . . . . ." Und indem er die Genüsse des Wanderlebens, der Reisen in fremden Culturstaaten, zugibt, erklärt er es doch als ein Bedürfniß für die Stählung von Körper und Geist, sich „von Zeit zu Zeit aus der Gesellschaft der Culturmenschen zu flüchten; hinaus in die freie Natur zu eilen, in die wahre, einzige Großartigkeit, die der Mensch zu schaffen nicht im Stande war, aus der er selbst aber nicht hervorging . . . . . Diese Ideen haben mich immer in den grünen Wald hinausgedrängt, die Einsamkeit entlegener Gegenden hat mich stets mächtig angezogen. Naturwissenschaftliches Interesse und die Sucht nach Abenteuern in waidmännischer Beziehung haben mich zum Entschluß gebracht, diese Reise zu unternehmen."

Wenige Jahre nachher trat der Kronprinz eine Pilgerfahrt nach dem Orient an, als deren Frucht er zunächst auch nur wenigen Bevorzugten, dann aber der gesammten Lesewelt ein Werk bot, welches seither in einer herrlichen Pracht-Ausgabe mit reichen Illustrationen und in einer zweiten ebenfalls durch Abbildungen gezierten Volks-Ausgabe erschienen ist und die vielseitige Bildung, die richtige Beobachtungsgabe, die reife Denkweise des Erzherzogs ins glänzendste Licht stellt. Das Vorwort des erlauchten Autors in der ersten als Manuscript gedruckten Ausgabe zeigt uns in schöner Diction den Ernst seiner Auffassung: „Jahrtausende hindurch legen die Sage und der fromme Glaube die Wiege des Menschengeschlechtes in den fernen Osten; und in der That fanden in Asien die großen Völkerbewegungen ihren Ursprung, und die mächtigsten Religionen entstammen, im Wesen ihres Entstehens sich ähnlich, dem Lande des Sonnenaufganges, wo die herrlichste Natur zu überirdischen Gedanken drängt. Die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes, Ruinen einer alten Cultur, die Heimath der Weisen, der Sagen und Märchen, unserer Sprachen und unseres Glaubens, treten uns entgegen im farbenprächtigen, sonnenverklärten Oriente!" — Das ganze Reisewerk ist mit einer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, welche demselben, auch abgesehen von der bevorzugten hohen Lebensstellung des Verfassers, einen dauernden Platz in der deutschen Literatur sichern würden.

Und wiederum zwei Jahre nach diesem Werke begegnet die ganze Bevölkerung Oesterreichs einer Aeußerung des fortschrittlichen Geistes, auf welche sie stolz ist; der Kronprinz hatte sich als Protector an die Spitze der dritten internationalen elektrischen Ausstellung in Wien gestellt und bei der am 15. August 1883 erfolgten Eröffnung derselben Worte gesprochen, welche allenthalben den freudigsten Widerhall fanden. „Der Verwerthung einer mächtigen Naturkraft durch wissenschaftliche Arbeit und der Ausnützung derselben für das tägliche Leben neue Bahnen zu brechen, ist der Zweck dieses Werkes. Nicht dem Momente blüht der volle Erfolg; die Zukunft ist eine große; eine weitreichende, kaum zu berechnende Umwälzung, tief eindringend in das gesammte Leben der menschlichen Gesellschaft steht bevor . . . . . Wir stehen an einer neuen Phase in der Entwicklungsgeschichte des Beleuchtungswesens; möge Wien seinen ehrenvollen Platz behaupten

— und ein Meer voll Licht strahle aus dieser Stadt und neuer Fortschritt gehe aus ihr hervor!"

Bald nachher — es war im Spätherbste des J. 1883 — faßte Kronprinz Rudolf den Gedanken, ein wissenschaftliches und künstlerisches Werk ins Leben zu rufen, welches das Land und die Völker Oesterreich-Ungarns, ihre Eigenart, ihr ganzes Schaffen und Können, ihre Zusammengehörigkeit und die einigenden Bande der Monarchie zum Inhalte haben sollte. Das in den Umrissen vom Kronprinzen selbst entworfene Programm wurde zunächst mit einem anderen hochbegabten und wissenschaftlich hochgebildeten Mitgliede des kaiserlichen Hauses, dem Erzherzog Johann, berathen und dann einem kleinen Kreise von Gelehrten und Künstlern mitgetheilt, welche der Kronprinz in sein Vertrauen zog, um ihre Ansichten zu hören und sie zur künftigen Mitwirkung aufzufordern. Der begeisterte Anklang, welchen diese Anregung bei Allen fand, führte zu weiterer Ausgestaltung der ursprünglichen Idee. Je mehr in die Einzelheiten eingegangen wurde, desto mannigfaltiger stellte sich die Aufgabe vor Augen, deren Lösung angestrebt werden mußte, um sowohl der eigenthümlichen staatsrechtlichen und ethnographischen Beschaffenheit der Monarchie gerecht zu werden, als jenen Ansprüchen zu genügen, die voraussichtlich an ein von so hoher Seite unternommenes Werk gestellt werden dürften. Der Rahmen des Ganzen wurde erweitert, das Heranziehen der bedeutendsten künstlerischen und literarischen Kräfte beider Reichshälften mit weitgehender Theilung der Arbeit als unerläßlich erkannt. In einer Reihe von Sitzungen, in welchen der Kronprinz stets persönlich den Vorsitz führte, war dies Alles bald in so sicheren Umrissen gezeichnet, daß der Erzherzog die Genehmigung des Kaisers für die Ausführung seines schönen Planes nachsuchen konnte. Wie nicht anders vorauszusetzen war, erfolgte diese, und mit derselben war sowohl die Inangriffnahme des Werkes als seine Durchführung gewährleistet.

Seit diesem Zeitpunkte, seit März 1884, arbeitet ein wohlorganisirter Redactions-Apparat mit einem zahlreichen Stabe von Hilfskräften an der wissenschaftlichen und künstlerischen Verwirklichung des Programmes. Es wurde, dem staatsrechtlichen Dualismus entsprechend, eine selbständige Redaction einerseits für die österreichische Reichshälfte unter der Leitung des bekannten dramatischen Dichters, Professors J. von Weilen, andererseits für die Länder der ungarischen Krone unter dem populärsten Poeten der Magyaren, Maurus Jókai, eingerichtet.

Die Lösung der umfassenden Aufgaben ließ es wünschenswerth und nothwendig erscheinen, für jedes der in dem Werke vertretenen Fächer eigene Referenten zu bestellen, welche ihre Wissensgebiete so zu beherrschen verstehen, daß sie die Einheit des Ganzen trotz der mosaikartigen Vielgestaltigkeit des Einzelnen erhalten. Denn alle Wissensgebiete sollen ja einbezogen werden: die Naturwissenschaften, indem das Werk die Abhängigkeit der Länder von ihren physikalischen Bedingungen, der Volksstämme von ihrem anthropologischen und ethnographischen Bau darstellt; die historischen Disciplinen, indem es den ganzen Werdeproceß der Monarchie auf Jahrhunderte zurück verfolgen, die früheren Wohnsitze, die Einwanderung und Niederlassung schildern soll. Die ästhetischen, indem es die Blüthen der Volkspoesie, der nationalen Musik, der künstlerischen Begabung

und Leistung zeigt; die politisch-socialen, indem es die staatsrechtliche Organisation, die Schichtungen der Gesellschaft und das Volksleben behandelt; die ökonomischen endlich, indem es die Quellen des Erwerbes, die Grundlagen der materiellen Cultur beschreibt.

Mit Rücksicht auf diese große Mannigfaltigkeit ist die Zahl der Fachreferenten ebenfalls keine kleine; in Oesterreich haben vierzehn Schriftsteller und Künstler, durchweg Namen von bestem Klange, darunter Alfred von Arneth, Baron Andrian-Werburg, M. v. Becker, Ed. Hanslick, F. v. Hauer, F. v. Miklosich, K. v. Lützow, J. v. Falke, Joh. Nordmann, F. X. v. Neumann-Spallart, Friedrich Schmidt, v. Weilen, Streit und Graf Wurmbrand, die Referate für ihre wissenschaftliche oder ästhetische Domäne übernommen. In Ungarn wurde die Arbeitstheilung nicht so streng systematisirt, sondern man hat ein Redactions-Comité bestellt, dem der gelehrte Kirchenfürst Cardinal Haynald präsidirt und in dessen Mitte sich so hervorragende Capacitäten wie Franz von Pulszky, Johann Hunfalvy, Bischof Ipoli, Julius Pauler, Alexander Szilágyi, Maurus Jókai u. A. befinden, während man speciell für die Ethnographie, im Hinblicke auf die verschiedenen Nationalitäten der Länder der heiligen Stephanskrone, achtzehn bedeutende Fachgelehrte heranzog.

Da es sich insbesondere darum handelte, dem Werke auch einen hohen artistischen Werth zu verleihen und dasselbe in einer des fürstlichen Mäcens würdigen, seltenen Reichhaltigkeit mit Original-Bildern auszustatten, wurden in beiden Reichshälften eigene Künstler-Comités eingesetzt, denen die Leitung dieser Seite des Unternehmens anvertraut ist. Das Wiener Künstler-Comité hat an seiner Spitze den kunstsinnigen Grafen Hans Wilczek und zählt zu seinen Mitgliedern, neben Nicolaus Dumba, Hofrath Beck, J. v. Falke, Professor v. Lützow, die Meister Leopold Müller, Aug. Schaeffer, Friedrich Schmidt, Andreas Streit und Wilhelm Hecht. Der Letztere wurde eigens zu dem Zwecke nach Wien berufen, um die kunsttechnische Ausführung des Werkes zu leiten. Ebenso ist das Pester Künstler-Comité durch den Museums-Director Gustav Keleti, Jul. Benczur, Karl Pulszky u. A. gebildet, deren Namen die Gewähr für die Lösung der Aufgabe tragen.

Wenn die bisher besprochene Organisation den großen Stil bekundet, in welchem das ganze Unternehmen geplant ist, so mögen einige Worte über die Anordnung des Inhalts und über den Umfang des Werkes zeigen, was die Lesewelt von demselben zu erwarten hat. Das ganze Werk ist auf 14 bis 15 Bände in der Stärke von durchschnittlich 30 Bogen veranschlagt und wird gleichzeitig sowohl in deutscher als in ungarischer Sprache erscheinen. Um es den weitesten Kreisen leichter zugänglich zu machen und gleichen Schrittes mit der natürlich sehr zeitraubenden literarischen und artistischen Ausführung in die Oeffentlichkeit zu bringen, wird es in Lieferungen von je zwei Druckbogen am 1. und 15. eines jeden Monats ausgegeben werden. Selbst unter der Voraussetzung, daß der bisher veranschlagte Umfang nicht überschritten wird, haben wir daher beiläufig 220 Lieferungen zu gewärtigen und es ist der Abschluß des Ganzen im Jahre 1894 zu hoffen.

An der Spitze des ganzen Werkes steht ein Uebersichtsband, welcher

die Einleitung aus der Feder des Kronprinzen, dann die geographische und naturhistorische Beschreibung der Monarchie, eine geschichtliche Darstellung und ethnographische Schilderung Oesterreich-Ungarns bringen wird. Soweit ein vorläufiger Blick in die Aushängebogen dieses Bandes mitzutheilen gestattet, bildet vor Allem die Einleitung mit ihren sinnigen, schwungvollen, vortrefflich orientirenden Worten und den schönen Randverzierungen, welche von Franz Rumpler nach den Weisungen des Kronprinzen zur künstlerischen Begleitung des Textes gezeichnet wurden, eine wahre Perle. Der erlauchte Verfasser macht die Leser mit den Erwägungen vertraut, welche ihn veranlaßten, diese Arbeit zu unternehmen; er führt den Gedanken durch, daß es gerade in Oesterreich-Ungarn von hoher Wichtigkeit ist, „die Ethnographie und ihre Hilfswissenschaften zu betreiben, da diese, ferne von allen unreifen Theorien und von allen Parteileidenschaften, das Material sammeln, aus welchem allein eine objective Vergleichung und Abschätzung der verschiedenen Völker hervorgeht." Die wissenschaftliche, politische, patriotische Bedeutung des Werkes wird in feiner, treffender Weise charakterisirt, besonders wird der Gedanke ausgesprochen, daß „durch den wachsenden Einblick in die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der einzelnen ethnographischen Gruppen und in ihre gegenseitige materielle Abhängigkeit das Gefühl der Solidarität, welches alle Völker des Vaterlandes verbinden soll, wesentlich gekräftigt werden muß." So drängte sich dem Kronprinzen der Entschluß auf, „die Schaffung eines Werkes zu ermöglichen, welches innerhalb der Grenzen dieses Reiches dem wissenschaftlichen und künstlerischen Selbstgefühl der einzelnen Nationen Rechnung tragen, der Monarchie als Ganzem und allen ihren Theilen zur Ehre gereichen würde." Die Einleitung fordert nun die Lesewelt auf zu einer Wanderung durch weite, weite Lande, zwischen vielsprachigen Nationen, inmitten stets wechselnder Bilder, und läßt, von Wien ausgehend, an unserem Auge in einer fesselnden Wandeldecoration alle jene Länder und Völker vorüberziehen, welche das Werk zu beschreiben hat: die Menschen, wie sie da leben und arbeiten, sollen den Lesern in Bildern gezeigt und in Worten geschildert werden. — „Die einzelnen Typen, ihre Dialekte, Gewohnheiten, ihre Lebensweisen, Wohnungen, ihre Erwerbsquellen, ihre Feste, Unterhaltungen und Gebräuche, ihre Trachten und Waffen, ihre Bildung, ihr Blühen und Gedeihen innerhalb der Grenzen der Monarchie soll in diesem Werke wiedergegeben versucht werden, wie es von der Natur getreu abgelauscht wurde." Das Volksleben und die Volkseigenthümlichkeiten, wie sie entstanden sind und wie sie sich erhalten, zusammenhängend mit dem Charakter des Landes, mit dem Klima, der Natur und der Bodengestaltung, werden als der eigentliche Stoff des Werkes bezeichnet; wenngleich zuvörderst die Gegenwart geschildert wird, so müssen doch auch Rückblicke in die Vergangenheit gestattet sein, um aus dem Lauf der Geschichte zu zeigen, wie jene mächtige Interessengemeinschaft, jene innige Verbindung entstanden ist, welche die österreichisch-ungarische Monarchie bildet. „Die literarischen und künstlerischen Kreise aller Völker dieser Monarchie" — so schließt die Einleitung — „haben sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, und dem In- und Auslande soll dieses Werk zeigen, welche reiche Summe an geistiger Kraft wir in allen Ländern und Völkern besitzen und wie sie alle vereinigt schaffen an einer schönen Schöpfung, die dem Selbst- und Machtgefühl des großen gemeinsamen Vaterlandes dienen soll."

An dieses nur in allgemeinen Umrissen und in einem gedrängten Auszug hier reproducirte Programm, von dessen schönen Einzelheiten und formeller Vollendung sich die Leser selbst überzeugen können, da das Einleitungsheft des Werkes gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Heftes der „Deutschen Rundschau" in den Buchhandel gelangt, schließen sich nun die übrigen orientirenden Capitel des Uebersichtsbandes an. Es folgt die orographisch-hydrographische Beschreibung der Monarchie, eine posthume Abhandlung, indem der Verfasser derselben, der berühmte Geograph Generalmajor Karl von Sonklar, leider seiner wissenschaftlichen Thätigkeit entrissen wurde, ehe sein vor Jahresfrist abgeliefertes Manuscript zur Drucklegung gelangte; daran reihen sich die geologische Darstellung aus der Feder des bekannten Directors der geologischen Reichsanstalt und jetzigen Intendanten des k. k. naturhistorischen Hof-Museums Franz von Hauer, die klimatographische Beschreibung vom Director der meteorologischen Centralanstalt Prof. Hann, die botanische und zoologische Charakteristik des Staatsgebietes von den Professoren Kerner und Mojsisovics, ein Abriß der Geschichte der Monarchie von Prof. v. Zeißberg und die Ethnographie im engeren Sinne aus der Feder von Baron Andrian-Werburg und Prof. Paul Hunfálvy.

Die folgenden Bände werden nach einem etwas verschiedenartigen System in Oesterreich und in Ungarn angeordnet, wie es eben die staatsrechtlichen Verhältnisse erheischt haben. In der österreichischen Reichshälfte bildet die historisch-pragmatische Eintheilung des Gebietes in siebenzehn Königreiche und Länder die natürliche Richtschnur zur Gruppirung des Inhaltes. Es wird hier mit der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien begonnen, welcher eine selbständige Abtheilung gewidmet ist, und es folgen darauf der Reihe nach die Kronländer, von Nieder-Oesterreich und Ober-Oesterreich angefangen bis hinab zu Dalmatien, gerade so wie sie verfassungsmäßig stets officiell nach einander angeführt werden. Selbstverständlich kann nicht jedem einzelnen Kronlande ein eigener ganzer Band gewidmet werden, weil sonst das Werk einen noch größeren Umfang annehmen müßte, sondern es werden die kleineren Länder, wie beispielsweise Ober-Oesterreich und Salzburg, oder Mähren und Schlesien zusammen nur je einen Band bilden. Für jedes Land wird nach dem schon oben skizzirten Plane eine archäologische und historische Darstellung, eine Schilderung der ethnographischen Eigenthümlichkeiten seiner Einwohner, die landschaftliche Beschreibung des Gebietes, die kurze Charakteristik der Leistungen jedes Volksstammes auf dem von ihm bewohnten Gebiete, also seines Wirthschaftslebens, seiner Kunstschöpfungen, seiner Poesie, seiner Musik, seiner Literatur in passender Anordnung geboten werden.

In der ungarischen Reichshälfte dagegen beabsichtigt man mit einer naturhistorischen Uebersicht des ganzen Gebietes der Länder der Stephanskrone zu beginnen, daran einen ausführlichen geschichtlichen Rückblick zu knüpfen, welcher von den vorgeschichtlichen, römischen und Völkerwanderungs-Denkmälern beginnt und mit der neuen staatsrechtlichen Aera schließt. An diesen Einleitungsband sollen dann in weiteren drei Bänden die naturhistorischen und ethnographischen Darstellungen ungefähr unter denselben Gesichtspunkten wie in Oesterreich, aber mit der räumlichen Abgrenzung nach großen natürlichen Territorialgruppen gereiht werden. Es werden also das ungarische Tiefland (Alföld), der Landestheil

zwischen Donau und Drau, das nordwestliche Oberland (Felsöld), die Gebirgsgegenden der Karpathen mit der Unterscheidung der nordöstlichen, der östlichen (ungar.-siebenbürgischen) und der südöstlichen Gebirge (zwischen Maros, Theiß und Donau) in Abschnitten zusammengefaßt, um daran die Beschreibung von Kroatien-Slavonien, von Fiume und Budapest zu reihen. Die Ungarn schließen, wie man sieht, mit ihrer Hauptstadt, sie beenden ihren Rundgang dort, wo ihn die Oesterreicher anfangen; und ganz mit Recht, denn Wien ist seit Jahrhunderten das Centrum des Reiches und hat eine historische Bedeutung als die alte Residenzstadt von den Babenbergern angefangen bis in unsere Tage; Budapest dagegen ist erst im Begriffe, das Centrum der Länder der Stephanskrone zu werden, es ist mitten im Entwicklungs- und Krystallisationsproceß, es ist eine junge, durchaus moderne Stadt, es erscheint als die letzte Frucht der nationalen Wiedergeburt Ungarns und seiner vollen staatsrechtlichen Selbständigkeit. Wien ist ziemlich fertig in der Gestaltung seiner Individualität als Großstadt, Budapest arbeitet noch an dieser Gestaltung, daher ist es besser seine Beschreibung erst zuletzt zu geben.

An die sieben bis acht Bände, welche die österreichischen, und die vier bis fünf Bände, welche die ungarischen Landestheile im Einzelnen behandeln, wird sich ein Band reihen, welcher dem Occupationsgebiete von Bosnien und der Herzegowina gewidmet ist, und endlich wird daran ein allgemeiner Schlußband, gewissermaßen die Ergänzung des Einleitungsbandes, gefügt werden. In diesem sollen die Staatsverfassung und Staatsverwaltung dargestellt, der statistische Ueberblick zur Volkskunde der Gesammtmonarchie und ein Resumé über die im Werke behandelten Fragen gegeben werden. Hier dürfte sich also insbesondere eine passende Stelle finden, um die Wechselwirkung der einzelnen Glieder der Monarchie hinsichtlich ihrer Cultur und in nationalökonomischer Beziehung, die gegenseitige Ergänzung der Theile, die in der Dynastie, dem Heere und den gemeinsamen Interessen enthaltenen einigenden Glieder zu besprechen; denn daraus zumeist wird sich mit logischer Nothwendigkeit die Ueberzeugung von Oesterreichs Mission im Innern und nach Außen, das richtige Urtheil über seine Weltstellung ergeben.

Wenn schon der literarische Werth dieses Werkes durch die Großartigkeit der Anlage verbürgt wird, so kann man demselben eine bisher unerreichte Bedeutung vermöge seiner künstlerischen Ausschmückung prognosticiren. Der erlauchte Protector hat vom Anbeginne der Vorbereitungen bis zur definitiven Feststellung des Planes stets den wesentlichen Nachdruck darauf gelegt, den österreichischen und ungarischen Künstlern eine ganz besondere Gelegenheit zu vielseitiger Leistung zu bieten; es wurde als Grundsatz aufgestellt, ausschließlich Originalzeichnungen zur Illustration des Textes zu verwenden und die besten Kräfte mit dem Entwurfe derselben zu betrauen. Jeder Bogen wird regelmäßig drei bis vier Seiten Abbildungen enthalten; an dem, was vorliegt, haben sich bereits Künstler ersten Ranges betheiligt, wie solche auch weiterhin ihre Mitwirkung bieten werden. Wir begegnen unter den Namen der Illustratoren vor Allem Ihrer Kaiserl. Hoheit der Kronprinzessin, Erzherzogin Stephanie, welche einige reizende Skizzen des Lustschlosses und Parks von Laxenburg dem Werke gewidmet und auch für die folgenden Bände mehrere Veduten und Reisebilder zugesagt hat. Dann finden wir einen Sigmund L'Allemand, Rudolf Alt, Julius v. Blaas,

Charlemont, Darnaut, Giesel, Greil, Karger, Lichtenfels, Pausinger, Probst, Rumpler, Ruß, Schaeffer, Schindler, Schrödl, Sturm u. A. unter den Oesterreichern. Für die ungarische Reichshälfte hat Ihre Kaiserl. Hoheit die Frau Erzherzogin Clotilde, Gemahlin des in den Ländern der Stephanskrone so ungemein populären und beliebten Honved-Obercommandanten Erzherzogs Joseph, mehrere Illustrationen beigesteuert, und es sind bereits Künstler, wie Munkácsy, Benczur, Feszty, A. Liezen-Mayer, Vastag, Michael Zichy und viele Andere in die Reihe der Mitarbeiter getreten, um das patriotische Werk nach ihren vollen Kräften zu fördern. Von Munkácsy erzählte man sich, er habe, als er vor Jahresfrist von den Absichten des Kronprinzen durch die Zeitungen Kenntniß erhielt, sogleich telegraphirt, er erbitte sich die Erlaubniß, ein historisches Titelbild und ein Schlußbild, die Schlacht bei Mohacs und die Krönung des Kaisers Franz Joseph I. als König von Ungarn in Budapest, entwerfen zu dürfen.

Um die ungemein werthvollen und theilweise auch sehr kostspieligen Originalbilder und Zeichnungen in würdiger Weise zu reproduciren, wurde in der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, welche den Druck der deutschen Ausgabe übernommen hat, ein eigenes xylographisches Institut unter der Leitung des zu diesem Behufe nach Wien berufenen Professors Wilh. Hecht eingerichtet; seit Jahresfrist arbeitet dasselbe an den Holzschnitten zur Illustration des ersten und zweiten Bandes. Außer den Holzschnitten, welche nach den bisherigen Proben mit seltener Sorgfalt und vielem künstlerischen Verständnisse ausgeführt sind, werden auch Zinkographien und einzelne Farbendrucke für die Kostümbilder beigegeben werden, deren Herstellung ein hervorragendes Wiener Kunstinstitut übernommen hat. Ebenso wird die ungarische Ausgabe durch die Königl. Staatsdruckerei in Budapest hergestellt, welche ihrerseits ebenfalls ein eigenes xylographisches Atelier unter der Leitung des Professors Morelli eingerichtet hat.

Den umfassenden Vorbereitungen entspricht auch der ganze übrige Apparat des Werkes. Man veranschlagt die Kosten desselben in Wien auf etwa drei Viertel Millionen Gulden; vielleicht wird die ganze Million daraus. Der Kaiser selbst, welcher gestattet hat, daß ihm das Werk gewidmet werde, hat aus seiner Privatschatulle die Deckung eines etwa sich ergebenden Deficits übernommen. Dazu aber wird es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht kommen, denn die Verbreitung wird voraussichtlich eine sehr große werden. Der Mitte November zur Ausgabe gelangte Prospect wurde in 800,000 Exemplaren gedruckt; ebenso veranschlagte der Verleger die Auflage der ersten Lieferungen anfänglich auf 60- bis 80,000 Exemplare; die alle Erwartung übersteigende Höhe der buchhändlerischen Bestellungen wird jedoch die erforderliche Zahl auf 100,000 Exemplare bringen. Freilich kann Niemand voraussagen, wie hoch sich im weiteren Verlaufe des Erscheinens das Interesse der Lesewelt spannen, wie lange es sich dauernd erhalten wird; Eines aber ist gewiß: noch niemals ist vom Throne herab ein Volksbuch geschaffen worden, gleich demjenigen, welches den Kronprinzen Rudolf zu seinem erlauchten Schöpfer, Förderer und Mitarbeiter hat!

Menah's Hochzeit.

Episoden aus einer Afrikareise.

Von

Clara Biller.

Leider berührte diese Reise nicht Angra Pequenna, nicht einmal Kamerun, oder auch nur den kleinsten der orangefarbenen Punkte auf der neuesten Karte unsrer modernen Colonien, das Land mit dem reizenden Namen Bimbia. Aber es war immerhin eine Afrikareise und sie führte mich mitten unter die Modelle von Wilhelm Gentz. Ich sah steife Turbanträger sich auf crêmefarbnem Küstensande neben ockergelben Kameelen unter einem Kobalthimmel lagern — ganz wie auf den Bildern von Gentz. Auch die englisch-grünen Palmen erblickte ich, die ihre Blätter nach allen Seiten strecken wie riesenhafte Fliegenwedel, während Negerjungen mit katzenartiger Wildheit sich darunter balgen — was ich auf den Bildern von Gentz bis jetzt noch nicht wahrgenommen habe.

Doch ich greife vor. Wenn sich Jemand während der Junihitze nach Afrika einschifft, so muß er vor Allem einen bestimmten Grund dafür angeben, sonst kommt er in Verdacht der Europamüdigkeit. Ich kehre deshalb noch einmal nach dem alten Welttheil zurück.

Es war in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1870, als ich einen Diebstahl — einen wirklichen, echten Diebstahl verübte.

Die näheren Umstände, das letzte Ringen der Tugend gegen eine außerordentlich starke Versuchung, sind mir vollkommen im Gedächtniß geblieben, obgleich leider die Reue keinen Theil daran hat.

Ich hielt mich damals einer Familienangelegenheit wegen in Cadiz auf, und das zum Raub mich verführende Object war Trinkwasser. Es stand in einem Cantero — einem porösen irdenen Gefäße — im verglasten Hofe — Patio — der an mein Schlafzimmer stieß. Man wird meinen, Wasser sei außerhalb der Wüste Sahara oder eines schlecht verproviantirten Schiffes kein Gegenstand von Belang. In jenen Tagen aber hatte es seinen Preis. Der Sommer war selbst für Andalusien ungewöhnlich heiß, und Cadiz, das keine Quellen besitzt und auf Cisternen angewiesen ist, begann an Süßwasser Mangel zu leiden. Aussicht auf

Regen war nicht vorhanden; dabei wehte der Solano, jener Glutwind der Wüste, der die Meerenge nur überfliegt, um bis ins Mark zu versengen, was er an der spanischen Küste mit seinem Odem trifft.

Die Hauswirthe in Cadiz, welche über eigne Cisternen verfügten, hielten diese unter gutem Verschluß. Kleineren Wirthschaften, wie der unsren — ich bewohnte ein Chambregarnie der Calle ancha —, wurde ein bestimmtes Quantum Wasser zum Verbrauch angewiesen.

Meine Hauswirthinnen, zwei schwesterliche Mumien von dreiundsiebzig und vierundsiebzig Jahren, wachten mit dem Geiz des Alters über ihrem Vorrath. Sie hatten, wie andere Mumien auch, weder Durst noch Reinlichkeitsbedürfnisse, und rühmten sich ihrer Genügsamkeit, wenn sie am Morgen Jedem seine $1\frac{1}{2}$ Liter Flüssigkeit zu beliebiger Verwendung für Trink- und Waschzwecke abmaßen.

Die Honoratioren des Hauses, zwei Damen, welche den Sommer in Puerto Maria zubrachten, und ein Capitän a. D. waren bereits abgereist. Der Rest der Pension bestand aus drei Studenten der Medicin und mir.

Jeder weiß, daß Männer, auch solche, welche sich im Allgemeinen nicht durch Fügsamkeit auszeichnen, den Mangel an Trinkwasser mit stoischer Geduld ertragen, so lange es noch andere Flüssigkeiten gibt. Die drei Mediciner machten keine Ausnahme, und da spanische Studenten in Betreff des Wasserverbrauchs überhaupt sehr mäßig sind, so erschienen sie den Mumien als wahre Musterknaben, wenn sie früh ihre knapp gemessenen Portionen erhielten — immer liebenswürdig, immer zufrieden.

Neben ihnen kam ich bald in den Ruf unerhörter Forderungen und maßloser Verschwendung. Die jüngere Mumie, welche einäugig war und den unpassenden Namen Semele führte, machte sogar Anspielungen, daß meine Leidenschaft fürs „Baden" — ein Liter Wasser und Baden! — wahrscheinlich mit meinem Heidenthume zusammenhinge. Da ich aus dem Lande Luther's kam, stand bei ihr fest, daß ich keine Christin sei.

Am Abend des 19. war der letzte Tropfen Wasser der vorerwähnten Leidenschaft geopfert worden, als ich gegen ein Uhr mit brennendem Durste aus einem sonderbaren Traum erwachte. Ein riesenhaftes Insect mit Menschenkopf hatte sich fortwährend zwischen mich und einen frischen Quell gedrängt.

Das Trinkwasser im Cantero, das am Tage sorgsam von den Mumien bewacht wurde, war lau und fade; trotzdem packte mich Sehnsucht — eine unwiderstehliche, lechzende, verzweifelte Sehnsucht danach.

Ich erhob meinen Kopf; er war wie mit Blei gefüttert. Ein Stück schien sich losgelöst zu haben und rollte dumpf umher. Da faßte ich den Entschluß, den Cantero zu berauben. Die Moral versäumte nicht, mir die Gesetztafel mit dem siebenten Gebote vorzuhalten, aber sie machte keinen Eindruck. Nur der Gedanke, Semele könnte durch meinen Raub erweckt werden und Lärm schlagen, hielt mich noch auf dem schmalen Pfade, der einem on dit zu Folge im Paradiese endet, worüber aber leider jede begründete Nachricht fehlt.

„Laß Semele spectakeln," lockte die Versuchung — „wer wird so thöricht sein, neben einem Kruge mit Wasser zu verdursten."

Darauf erhob ich mich, um mich von Semele's Schlaf zu überzeugen. Die

ältere Mumie, Purgacion, war dem Zerfallen in Staub so nah, daß man sie wohl mit Ehrfurcht anschaute, aber nicht mehr fürchtete.

Eine kleine Lampe erhellte spärlich den Patio. Sie sprühte und zischte, denn sie hatte zu viel, was mir fehlte — Wasser. Ihr Platz war unmittelbar hinter dem Cantero vor der Heiligennische, in der San Rafael mit einem zappelnden Fische stand. Armer Fisch! Ein undefinirbares Mitleid mit allem Wasserbedürftigen zog durch meine Seele, während San Rafael mit seinen Glasaugen zornig auf die winzige Flamme seiner ewigen Lampe starrte, als wisse er, daß sie mehr für das Bedürfniß der Gäste, als zu Ehren seiner Heiligkeit brenne.

Ich legte meine Lippen einen Moment an den feuchten Rand des Cantero, um mich für die That zu stärken. Dann wandte ich mich nach dem Ruheort der Mumie — dem Sarkophag. Der Deckel war nur angelehnt, behutsam drückte ich ihn auf. Semele athmete auffallend unmusikalisch, von Purgacion secundirt. Ein plötzlicher Gedanke kam mir, Alles zu gestehen. So leise, wie es nur Füßen möglich, die sich frei von jeglicher Umhüllung auf Steinplatten fortbewegen, schlich ich an Semele heran ... da schlug's draußen von San Catalina ein Uhr ...

Bei den langgezogenen, dumpfen Klängen fingen die Mumien sich zu bewegen an. Mir starrte das Blut, denn nun bangte mir auf einmal, der Schreck könne sie tödten, wenn sie die Augen öffneten und eine weiße Gestalt neben ihren Betten erblickten. Zum Raubmörder wollte ich nicht werden. ... Aber die Furcht war unbegründet; das Duett wurde nur einen Tact lang unterbrochen.

Da glitt ich hinaus, so geräuschlos als möglich die Thür hinter mir nachziehend, und hielt mein Glas unter den Cantero — das glückliche Glas, das noch vor mir trank! Ich stürzte seinen Inhalt hinunter, um es gleich wieder zu füllen und abermals zu füllen ... O — süße Sünde! Der Wasservorrath war um die Hälfte geschmolzen, als ich mich zurückzog, und ich konnte mit dem Dichter rufen:

. . . . ich schöpfte meine Sünde aus dem Trunk,
Gebot und Tugend ließ ich d'rin versinken. —

* * *

Als ich am folgenden Morgen ziemlich spät zum Bewußtsein kam, oder vielmehr Kraft fand, meine Lider zu heben, erblickte ich Semele an meinem Bett.

Alles ist entdeckt! ächzte das Gewissen, und die Lider fielen wieder zu.

Ich nahm mir vor, nichts zu gestehen — so weit man mit einem Hirn, das sich identisch mit einem Feuerwerkskörper fühlt, der eben losgebrannt wird, überhaupt einen Entschluß fassen kann. Ich fühlte mich zu krank, ein Verhör auszuhalten.

Da ereignete sich etwas Sonderbares — Jemand streichelte leise meine Hand — es konnte nur Semele sein. Was kein Vorwurf vermocht hätte, bewirkte die unerwartete Liebkosung — ein unsägliches Schuldbewußtsein bemächtigte sich meiner, ich fing zu weinen an.

„Maria Santissima! Regen Sie sich nicht auf, Señora," rief die gutmüthige Alte, „Sie haben starkes Fieber!"

Dabei bog sie sich über mich und berührte meine Stirn mit ihrer Zunge. Andalusierinnen glauben dadurch Einsicht in die Art einer Krankheit zu erlangen.

„Wenn Sie vernünftig wären, Señora . . ."

Der Appell an die Vernunft weckte schreckliche Vermuthungen . . . „so ließen Sie sich von Don Benito schröpfen oder die Ader schlagen. Das ist das Erste, was bei solcher Hitze vorgenommen werden muß!"

Hätte Semele die Mündung einer geladenen Pistole auf mich gerichtet, die Wirkung hätte nicht stärker sein können. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen, sprang aus dem Bett und ermannte mich zum Widerstand.

Benito, der Aelteste der studiosi medicinae, war ein entfernter Verwandter der Mumien, dessen angeborne Wasserscheu ihn unter den momentanen Verhältnissen zum besondern Liebling erkoren. Wie bei allen Romanen war auch bei diesem angehenden Operateur ein gewisser Blutdurst unverkennbar. Die Vivisection war in Andalusien noch nicht zur brennenden Frage geworden, aber Katzen, Kaninchen und Frösche standen schon damals in keinen neidenswerthen Beziehungen zu jungen Medicinern. Die unzweideutigen Jammertöne einer Katze, die, wie Benito behauptete, manchmal zum „Besuch" bei ihm wäre, hatten mich denn auch eines Tages zu philanthropischen Tischreden hingerissen. Mit Hohn war ich nicht nur zurückgewiesen worden, sondern die Philanthropie hatte bei Benito sogar einen Stachel gegen mich zurückgelassen. Man wird meine Aufregung darum begreifen, als Semele vorschlug, mich dem Spanier wie ein anatomisches Präparat unter die Lanzette zu liefern. Viel Worte verlor ich nicht, beendete aber so schnell als möglich meine Toilette, um mit einer in der Nachbarschaft wohnenden Cousine einen tüchtigen Arzt aufzusuchen. Dieser rieth zu schnellstem Klimawechsel und schlug Tanger vor, das im Rufe besonderer Heilkraft steht. Der „Velonero" sollte noch denselben Abend nach Tanger abgehen. Er hatte, wie spanische Dampfer überhaupt, keinen sonderlichen Ruf hinsichtlich der Bequemlichkeit, trotzdem entschloß ich mich, ihn zu benützen. Es versteht sich, daß ich den Mumien vorher Beichte über die nächtliche Beraubung ablegte. Die Absolution wurde um so lieber ertheilt, als ich durch meine schnelle Abreise etwa ein Dutzend Liter Wasser, auf die ich noch ein Anrecht hatte, ungetrunken zurückließ. Beide Schwestern waren die Güte selbst beim Abschied. Benito lächelte höhnisch. Er konnte Katzenbesuche nun empfangen, ohne Verrätherei fürchten zu müssen.

* * *

In der heißen Jahreszeit wird Afrika von Touristen nicht stark frequentirt. Das Schiff war fast unbesetzt. Drei Franzosen, für Ceuta eingeschrieben, spielten unermüdlich in der Kajüte Karten. Außer ihnen traf ich nur noch ein Negerpaar an Bord. Sie war noch jung, sehr anmuthig, mit großen, schwermüthigen Augen, ein Eliteexemplar der Gattung. Der Capitän belehrte mich, daß sie etwas „degoutirt" von einer „Kunstreise" zurückkehre, die sie durch verschiedene zoologische Gärten gemacht habe. Er, ein älterer Mann mit gutmüthigen Zügen, war aus dem Draa-Lande und hatte eine Schiffsladung Datteln selbst nach „Blad Andalus" gebracht. Das Mädchen war für die Heimreise unter seinen Schutz gestellt worden.

Beide Neger waren mit einer gewissen Vorliebe für Conversation ausgestattet. Da unsere gegenseitigen Sprachkenntnisse diese nicht begünstigten, versuchte er eine Bekanntschaft durch Anerbietung von Süßigkeiten einzuleiten. Schließlich nahm er ein Glas aus seinem Lederbeutel, dessen Undurchsichtigkeit bedenklichen Zusammenhang mit dem Wassermangel in Cadiz verrieth, goß es voll Wein und trank mir zu, ehe er es mir reichte. Einem Europäer hätte ich verweigert, Bescheid zu thun. Der Neger konnte denken, daß sich die Zurückweisung auf seine Farbe bezöge. So that ich, was Christenpflicht, und trank, worauf ich mich aber so weit als möglich von den afrikanischen Gastfreunden zurückzog.

Der Abend war prachtvoll. Wie ein Schmuck aus Elfenbein lag Cadiz mit seinen weißen Häusern, Wällen und Thürmen auf dem dunkelblauen Wasser. Das Schiff glitt wie von selbst durch die Wellen. Gegen Sonnenuntergang passirten wir Trafalgar. Das Cap lag im rosa Dämmerlicht, während ein grünlicher Stern von wunderbarer Helle darüber funkelte. Mit der Dunkelheit strich ein frischer Luftzug über das Deck, der den letzten Fieberrest bei mir verwehte. Ich fühlte mich beim Athmen fast berauscht, baute wieder einmal an Luftschlössern und meinte, sie wären ganz solid und ich würde sie nächstens bewohnen können . . .

Als wir gegen ein Uhr ankerten, war ich eben eingeschlafen und merkte nichts davon. Die Ausschiffung fand erst gegen Morgen statt. Die Häfen von Afrika sind für das Einlaufen größerer Schiffe nicht eingerichtet, und die Passagiere — ob dafür talentirt oder nicht — haben das Landen durch eine akrobatische Leistung zu erkaufen.

Es war noch ziemlich dunkel, die Schiffslaternen brannten auch noch, als ein kleines Boot für uns drei Passagiere — die Franzosen gingen weiter — heranruderte. Vorn die Laterne, hüpfte es wie ein Irrwisch von Welle zu Welle. Wir konnten bald vier halbnackte Kerle unterscheiden, die es ruderten. Ein starker Wind hatte sich erhoben, der unsern Dampfer ins Schwanken brachte. Von dessen Bord aber sollte ich auf einer noch viel heftiger schwankenden Strickleiter in das tief unten am allermeisten schwankende Boot hinabklettern. Angesichts dieser drei schwankenden Stationen, die ich bei Laternenlicht passiren sollte, wäre ich beinahe wieder nach Europa zurückgekehrt. Ich erklärte, daß ich mich noch nie auf einem Trapez versucht habe — umsonst. Nach einem mehr kläglichen als heroischen Kampf mit dem Winde befand ich mich endlich am untern Ende der Stricke. Ein Ruderer fing mich auf und deponirte mich auf einer Bank. Ich stöhnte, denn die Bewegung des Boots machte mich seekrank. Dagegen schienen die beiden Schwarzen, welche neben mich abgelagert wurden, sehr heiter; vaterländische Gefühle mochten in ihnen dämmern.

Von dem Menschenknäuel am Ufer — mehr hör- als sichtbar — lösten sich bald einige Gestalten ab und liefen unserm Boot etwa hundert Schritt im Wasser entgegen. Sie waren fast nur mit ihrer braunen Haut bekleidet und hielten, je zwei und zwei, einen Tragsessel empor. Ehe ich noch recht begriff, um was es sich handle, schwangen mich zwei der Ruderer in einen der Stühle. Dasselbe widerfuhr meinen Gefährten, die, wahrscheinlich mit diesem Willkommen bekannt, die Sache sehr gelassen ertrugen.

Kaum hatten meine Träger ein paar Schritte durchs Wasser gemacht, als sie plötzlich still standen und in merkwürdiger Uebereinstimmung: „dinero — dinero!“ schrien. Dinero = Geld! Es schien das einzige spanische Wort, das sie kannten.

Ich fürchtete, zur Strafe getaucht zu werden, wenn ich nicht auslieferte, was ihnen von meinen „dineros“ beliebte. So nahm ich resignirt mein Portemonnaie und legte eine kleine Münze nach der andern in die abwechselnd gegen mich ausgestreckten Hände. Da erstand mir ein Retter, oder vielmehr der Himmel zahlte für den Trunk aus dem Negerglase. Kaum hatte der Schwarze nämlich meine Brandschatzung bemerkt, als sich der Biedermann von seinen Tritonen an meine Seite tragen ließ und — soviel ich begriff — meine Träger zur Rede setzte. Sein Urtheil schien mir der Wirkung nach salomonisch. Der ganze Baarvorrath wurde mir wieder eingehändigt und Salomo löste mich mit ein paar kleinen Münzen davon aus.

Der Gefahr entronnen — gelobt sei Allah! — fand ich die Fähigkeit, mich an dem wirklichen, echten Orient zu freuen, der jetzt vor mir lag und den ich bis dahin nur aus Bildern kannte.

Der Morgen war nun angebrochen und ein durchsichtiger Nebel, der vom Wasser aufzog, schob sich wie ein Vorhang zwischen Europa und Afrika. Es schien mir, als ob ich einzelne weiße Häuser durch ihn an der spanischen Küste noch erkenne, die wie Perlen auf einem dunklen Höhenzuge glänzten. Leuchtende Strahlen brachen jetzt hinter der Bergkette hervor, welche die afrikanische Küste einfaßt. Sie nahmen fortwährend an Helligkeit zu, bis sie sich in einem flammenden, über das Gebirge sich erhebenden Balle trafen, der das auf der andern Seite liegende Cap Espartel bereits voll beleuchtete, während die diesseitige Küste noch ihre schattenhafte bläuliche Färbung behielt. Bald trat auch Tanger mit seiner kreidigen Silhouette zwischen grünlichen Höhen und gelbem Küstensande hervor. Eine träge Kameelheerde mit ihren Führern lieh Staffage.

Der Hafen war ziemlich schiffleer. Am Ufer frappirte zuerst die Rassenverschiedenheit der dort vertretenen Bevölkerung: die spanische Lebhaftigkeit und das Phlegma der Araber. Es saßen da eine Anzahl Turbanträger mit untergeschlagenen Beinen, gravitätisch, als statirten sie in einer komischen Oper.

Erfolglos wendete ich mich wegen meines Gepäcks von Einem zum Andern. Es war vom Schiff bereits an die Douaniers abgeliefert worden. Endlich errieth ich, daß es noch zu zeitig sei, zu visitiren. Salomo schien, nach der Art, wie er hier begrüßt wurde, in einem gewissen Ansehen zu stehen. Er blieb in meiner Nähe, wahrscheinlich um mir bei irgend welchem Conflict wieder zu helfen. Dankbar lächelte ich ihn von Zeit zu Zeit dafür an, was ihn leider wieder gastfreundlich stimmte. Als ich ihn nun einen Griff in den Lederbeutel thun sah, in dem das undurchsichtige Glas steckte, dachte ich an die Flucht. Ein etwa fünfzehnjähriger brauner Junge hatte mich angeredet. Ich forderte ihn auf, mir den Weg zum französischen Hôtel von Mr. Josef zu zeigen, das meine Verwandten mir empfohlen hatten, und wir machten uns auf den Weg. Bei meinem Führer, dessen Anzug nur aus einer kleinen Schärpe und Ohrringen bestand,

concentrirte sich die Sorgfalt fürs Aeußere in der Frisur. Beide Kopfhälften waren glatt rasirt. In der Mitte stand ein Strich dichter Haare, der vom Scheitel in den Nacken reichte und wie ein Hahnenkamm zackig ausgeschnitten war. Er redete mich mit: „Christin" an — cristiana. Nicht ohne Verwunderung glaubte ich zuerst, daß ihm das christliche Element in mir sehr stark ausgeprägt, gewissermaßen als Beruf, entgegen träte, obgleich ich mir nicht erklären konnte, worin das eigentlich bestehe. Später erfuhr ich, daß man den von Europa Landenden zum Unterschiede von Juden und Mohammedanern, mit denen die Nordküste Afrika's bevölkert ist, gern diese Bezeichnung beilegt.

Das massive Stadtthor deckt der Hufeisenbogen. Schmale Straßen schließen sich daran mit fast fensterlosen kleinen Häusern. Hier und da ist in die weiße Kalkwand eine offene Nische prakticirt, in der ein wunderlicher Heiliger kauert, umrahmt von Schalen mit Früchten, oder bestickten Pantoffeln. Er scheint regungslos, wie ein riesenhafter Porcellantürke, aber sein Pfeifenkopf raucht, folglich athmet er. Wer den Muth hat, ihn anzureden, dem wiegt er Zucker oder Datteln ab, oder verkauft, was sonst sein „Bazar" aufweist.

Das „französische Hôtel" war ein stilvolles, kleines maurisches Palais. Ich kam mit Mr. Josef überein, für Zimmer und Kost täglich fünfzehn Realen — etwa drei Mark — zu zahlen, was mir später, bei der vortrefflichen Verpflegung, sehr preiswürdig erschien. Reisende waren äußerst selten. Während meines Aufenthalts kehrte nur ein Däne noch für zwei Tage ein. Nachdem ich mich durch Chocolade, Eier, gebratene wilde Tauben und Batatas gestärkt, sah ich mich um. Mein Zimmer war durch eine Glaskuppel im Plafond erhellt, der Boden mit Fayencefliesen ausgelegt und die Wände waren nach arabischer Art mit erhabenen Verzierungen bedeckt. Nebenan mein Schlafcabinet — bequem und kühl. Vor zehn Jahren hatte das hübsche Haus ein kunstsinniger Araber gebaut, dessen Reichthum dem Kaiser (von Marokko) in die Augen stach. Ein Abkömmling des Propheten weiß sich zu helfen. Er lud den begüterten Unterthan an seinen Hof nach Fez ein, und vergiftete ihn daselbst, nachdem er sich zum Erben eingesetzt. Mein Wirth erzählte mir die Geschichte; er hatte das Haus um einen sehr mäßigen Preis vom „Staat" gemiethet.

Die Luft von Tanger wirkte schon nach den ersten Stunden, als wäre sie medicinisch für meine Constitution präparirt worden. Ich habe dort statt acht nur fünf Stunden Schlaf bedurft. Bald nach der Ankunft machte ich Besuch bei den Bewohnern zweier Consulate, an welche ich Empfehlungen hatte. Die liebenswürdige Aufnahme bei gebildeten Europäern zu schildern, hätte aber hier keinen Zweck. Nur das Eigenthümliche des fremden Welttheils kann ein gewisses Interesse beanspruchen.

* * *

Es verstand sich, daß ich ohne Führer nicht ausgehen konnte; der meine war vortrefflich. Ich dankte ihn der Empfehlung des Ingenieurs vom „Velonero", der ihn als Krankenpfleger während des spanischen Feldzugs in Marokko erprobt hatte. Er war Jude, nannte sich Isaak, und sprach arabisch, französisch und spanisch. Das Letztere mit Vorliebe. Die jüdischen Colonien Afrika's stammen

alle von spanischen Juden ab, die der große Heilige, Vicente Ferrer, einst aus dem Mutterlande gepredigt hat.

Meine Briefe nach Hause, denen ich hier möglichst getreu folge, nahmen nur einen kleinen Theil des Tages in Anspruch. Da mein Zimmer sich gut als Atelier verwenden ließ, beschloß ich, ein kleines Bild zu malen, das mir längst im Sinne steckte, und trug Isaak auf, sich nach einem Modell umzusehen. Schon am nächsten Morgen brachte er mir ein allerliebstes Judenmädchen, die in der Nähe mit einer blinden Großmutter wohnte, und gern ein paar Pesetas verdienen wollte. Sie war Waise, fünfzehn Jahre alt, und hieß Menah. Ihre Erscheinung nahm mich sofort sehr für sie ein.

„Wie angenehm ist es für mich" — redete ich sie an, nachdem Isaak sich entfernt — „daß ich in Dir eine Gesellschaft bekomme, und nicht mehr allein frühstücken muß. Denn ich darf Dir doch wohl eine Tasse Chocolade anbieten?"

Das „Du", das sie mir gegenüber ebenfalls sehr oft anwendete, hing mit der alten spanischen Sprachform zusammen, die ihr gebräuchlich war.

„Ich danke Dir, Christin" — auch sie sagte: Christin, was mich sehr amüsirte — „aber ich darf aus Deiner Tasse nicht trinken, sie ist nicht mehr rein."

Höchst verwundert starrte ich sie an. Leider hatte ich auch das Ei berührt, das ich ihr im Eierbecher neben die Tasse gestellt, wodurch es ebenfalls „unrein" geworden.

„Es wird mir nicht schmecken, Menah, wenn Du nicht mit mir frühstückst, und wenn Du die Schale des Eies abbrichst, wird es nicht mehr unrein sein."

Sie schüttelte den Kopf.

„Das Gefäß ist unrein, in welches Du das Ei gelegt, denn es ist von Christen schon berührt worden."

Ich rief sogleich die ältliche und erfahrene Judith — eine Jüdin, welche im Hause diente — und trug ihr den Gewissensfall vor.

Judith, obgleich ich sie später im Verdacht hatte, nicht ganz so streng zu handeln, als sie redete, erklärte, daß Menah vollkommen im Rechte sei. Sie ging darauf hinunter und holte für die Glaubensgenossin einige Früchte und ein Stück Brot, das sie selbst gebacken und unter Verschluß hatte. Menah sträubte sich nicht länger, mir Gesellschaft zu leisten.

„Darfst Du morgen mit mir frühstücken, wenn ich Dir von einem jüdischen Händler eine Tasse, einen Eierbecher und Teller kaufen lasse?" frug ich.

„Natürlich," antwortete sie fröhlich, und fügte gleich hinzu, auf einen offenen Wandschrank deutend, „ich könnte mein Geschirr dann selbst reinigen und in dem kleinen Fach dort aufheben, wenn Du mir das erlaubst?"

„Gewiß, Menah — aber hast Du keine Furcht, daß ich Dein Geschirr während Deiner Abwesenheit berühre?"

„O Christin, warum sollte ich Furcht haben?" — rief sie, mich beschämend — „Du wirst ja nicht wollen, daß ich Sünde begehe und eine Mahlzeit aus unreinem Geschirr genieße."

Uebrigens wollte Menah nichts davon wissen, nur mit Brot und Früchten regalirt zu werden, sondern drängte nach der „Arbeit", von welcher Isaak ihr gesprochen, und mit der sie täglich ein bis zwei Peseta verdienen könnte. Die

„Arbeit" gefiel ihr. Sie bestand jenen Morgen nur darin, daß ich mich mit ihr unterhielt und sie dabei — welche Stellung sie auch einnahm — aufmerksam und mit großem Vergnügen betrachtete.

Nach etwa anderthalb Stunden gab ich ihr eine neugeprägte Peseta — etwa achtzig Pfennige — nebst einer kleinen Schachtel als Sparbüchse. Sie schien selig über das erste verdiente Geld, legte es in die Schachtel, klapperte damit, und verlangte, recht viel zu „arbeiten".

„Werde ich jeden Tag eine Peseta verdienen, so lange Du hier bleibst?" frug sie.

„Wahrscheinlich, wenn ich mit Dir zufrieden bin und Du still stehst, während ich Dich abmale."

„Wie lange wirst Du aber hier bleiben?"

„Das ist noch nicht bestimmt."

„Wie viel Geld kann ich wohl verdienen?"

„Ach Du geldgieriges Judenkind," rief ich unwillkürlich, „Du bist noch so jung und schon so auf Geld erpicht."

Sie besann sich einen Augenblick: „Hast Du schon von einem Lande gehört, das man Jerusalem nennt?"

„Natürlich. Aber was hat das mit Deinen Pesetas zu schaffen?"

„Und glaubst Du, daß ich so viel Peseta verdienen werde, um mit meiner Großmutter nach Jerusalem zu reisen?"

„Was willst Du aber mit der alten Frau in dem fremden Lande?"

„Ich will nach Jerusalem, weil es dort keinen Tod gibt," sagte sie mit großem Ernste.

„Aber Menah — wer hat Dir so etwas gesagt!"

„Ascher hat mir gesagt, daß der Tod im Lande Jerusalem keine Macht hat. Wer dort stirbt, steigt in einen Garten und pflückt Nelken und Rosen von Gewürzbeeten. Hier wird man aber in die Erde vergraben. Meine Eltern starben beide in einer Woche. Man goß Oel auf ihre Augen und vergrub sie. Seitdem fürchte ich mich sehr vor dem Tode und möchte in Jerusalem sein."

Was hier steht, habe ich unmittelbar, nachdem es gesprochen wurde, niedergeschrieben. Ihr altmodisches Spanisch hatte freilich einen besondern Reiz. Ich begleitete Menah zur Großmutter. Ein paar Schritte, und man stand vor ihrem Hause. Haus? Ein kalkgeweißter Raum, in dem man sich umdrehen konnte, und ein anderer, in dem man sich nicht umdrehen konnte. Die Alte krabbelte von ihrem Polster in die Höhe, gehen konnte sie nicht; sie rollte glanzlose Augensterne und bewegte die Lippen, aber sie sprach auch nicht. Das Unglück, Sohn und Schwiegertochter in einer Woche verloren zu haben, und aus mäßigem Wohlstand ins Elend gesunken zu sein, hatte sie lähmend getroffen. Sie machte den Eindruck kindischer, hoffnungsloser Altersschwermuth. Neben ihr, in vollständiger Abgeschlossenheit von der Welt, wie sie nur der Orient möglich macht, wuchs das reizende Kind auf, war es fast erblüht. Ascher war der Bruder ihres Vaters, den sie beim Begräbniß der Eltern gesehen. Er lebte mit seiner Sippe in Tetuan; Verwandte hatte sie in Tanger nicht. Nie war sie in Schule oder Synagoge gekommen. So war es erklärlich, daß

die alte Weissagung, welche der Onkel damals ausgesprochen, zur lebendigen Hoffnung für sie geworden war, an die sie buchstäblich glaubte. Natürlich wurden wir bald Freunde. Ich war ein Ereigniß in ihrem Leben — täglich kam sie nun herüber. Ich versuchte, sie von der Furcht vor dem „Vergraben" zu erlösen und ihr noch Anderes verständlich zu machen — trotzdem war ich die Lernende, nicht sie.

Was jede höhere deutsche Tochter weiß, war ihr allerdings vollkommen fremd; aber sie hatte einen Instinct der Liebe und Barmherzigkeit, der sie scharfsinnig machte, wo manche Andere ewig unwissend bleibt. Oft habe ich gewünscht, ein Dichter oder Schriftsteller möchte sie kennen lernen und plaudern hören. Die naiven Backfische unserer Romane und Dramen sind endlose Varianten auf ein verbrauchtes Thema. Menah war wie eine neue Melodie.

* * *

Nachdem ich ihr ‚die „reinen, von Christenhand unberührten Gefäße" angeschafft, frühstückten wir zusammen. Nur war sie — Fehler hat eben Jede — zur Pünktlichkeit schwer zu erziehen, weil sie mit der Malerei ihrer Hand- und Fußnägel nie zur rechten Zeit fertig wurde. „Da steht die Chocolade und ist kalt geworden! Ich habe großen Appetit, und wenn Du morgen zu spät kommst, warte ich nicht, sondern frühstücke allein," rief ich.

Dann streckte sie mir gewöhnlich zehn kleine, schmale Finger entgegen, entstellt durch den Anstrich mit Hennah: „Du wirst doch nicht verlangen, daß ich mit ungefärbten Nägeln zu Deinem Frühstück komme, Christin! Das Färben nimmt aber viel Zeit; kein Nagel darf tiefer roth angemalt sein, als der andere!" Glaubte sie, daß die Finger zur Entschuldigung nicht ausreichten, streckte sich auch noch ein winziges Füßchen aus dem Lederpantoffel und wies eine ähnliche Verzierung auf. Strümpfe tragen in Tanger fast nur Europäer.

Ihre Zuneigung sprach sich meist sehr originell aus. Nächst der Sehnsucht nach Jerusalem bestand ihre „Religion" nämlich in gewissen abergläubischen Gebräuchen, deren Unterlassen oder Uebertreten sie mit Unglücksfällen in Verbindung brachte. Vor diesen wünschte sie mit rührendem Eifer mich zu bewahren. Traf sie meine Pantoffeln z. B. nicht mit den Spitzen nach Osten gekehrt, dann schlug sie die Hände zusammen und schrie: „Pecado — pecado!" Dann sollte ich, „ihr zu Liebe", das Fenster auf bestimmte Weise öffnen, mich zuerst auf die linke Seite legen, wenn ich zu Bett ging, an bestimmten Tagen keine Stecknadeln anfassen und dergl. mehr. Dabei ließ sie keine Gelegenheit vorüber, mir zu versichern, wie gern sie mich als „servidora" nach meinem Land „Europa" begleiten würde.

„Was denkst Du, Menah! Du wärst mir eine schöne Dienerin! Aus meinen Tassen trinkst Du nicht, von meinen Tellern ißt Du nicht und meine Speisen sind Dir ‚trefe'. Am Sabado aber, wo Du nichts anrühren willst, müßte ich mein Essen selber kochen und meine Stube selber kehren, während Du Deinen ‚Scholent' vor Deiner Sabbatlampe verzehrtest."

Da mußte man sie aber bitten und schmeicheln hören! „Wir könnten Alles so gut einrichten, Christin, wenn Du nur wolltest! Du siehst, daß ich mein Geschirr ganz rein neben Deinem halten kann. Freitag aber würde ich alle Arbeit

für uns Zwei voraus besorgen. Da könnten wir uns am Sabado dann vor Deine Thür setzen und die Leute von Europa vorübergehen sehn." —

Einige Tage nachdem wir Bekanntschaft gemacht, kam sie in einer Malpause auf mich zu: „Zeige mir Deinen Gott, Christin."

„Wie könnte ich! Er ist unsichtbar wie der Deine."

Sie schüttelte den Kopf. „Du willst nur nicht — und ich möchte ihn gern um etwas bitten."

„Unmöglich, Menah — Niemand kann ihn sehen."

Mit triumphirendem Blick: „Ich habe ihn ja aber schon gesehen."

„Nun, wie sieht er denn aus?"

„Wie eine Frau, die ein kleines nacktes Kind trägt."

Sie hatte die Bekanntschaft dieses „Christengottes" durch eine Spanierin gemacht, die bei meinem Wirth gewohnt hatte, und frug mich wiederholt nach ihm. Es wäre mir der strengen jüdischen Gemeinde gegenüber wohl schlecht bekommen, hätte ich ihren Wunsch erfüllt!

* * *

Ich mochte etwa vierzehn Tage in Tanger sein, es war an einem Sonntag, da kam Menah nicht nur pünktlich, sondern sogar ehe die Chocolade noch auf dem Tische stand. Sie kam mit ungeschminkten Nägeln — es mußte sich etwas Außergewöhnliches ereignet haben. War die Großmutter gestorben? Sie schüttelte den Kopf. Wie ein kleiner Vogel, der im Sturm Schutz sucht, war sie schnell zu mir geflattert. Nun stand sie vor mir, fand Thränen, keine Worte.

Beinah hätte ich in der Erregung ihre Tasse selbst aus dem Schrank genommen. Ich dachte, das Frühstück würde beruhigend wirken, und hatte sogleich danach geklingelt. Aber wie sie mich den Schrank aufschließen sah, kam ihr die Besinnung und sie sprang noch rechtzeitig hinzu, um Tasse und Teller vor der Verunreinigung durch Christenhand zu retten. Ueber ihren Eifer mußte sie dann selbst ein bischen lachen. Als sie aber gelacht, fand sie auch bald die Sprache wieder, und konnte erzählen, was sie erschreckt.

Der Onkel Ascher war aus Tetuan angekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß die Verwandten es für ihre Pflicht hielten, sich der verwaisten Tochter ihres Stammes anzunehmen. Angesichts des bald zu erwartenden Todes der Ahne, sollte Menah die glückliche Gattin eines wohlsituirten Hebräers werden. Sie war bereits fünfzehn Jahr — es war keine Zeit zu verlieren.

Menah war furchtbar aufgeregt. Vor ihr schwebte der Ehemann wie ein Phantom, das jeden Augenblick die Gestalt verändert. Von der Bedeutung der Ehe hatte sie Vorstellungen, die an Klarheit denen vom „Christengotte" nichts nachgaben.

Das Phantom hieß: Ebn Eschak[1]), war ein gut beleumundeter Babuschenhändler und den Verwandten seit Jahren bekannt. Uebrigens war die Heirath noch nicht ganz gewiß, d. h. diese Heirath, denn an wohlsituirten Hebräern schien in Tetuan kein Mangel. Es waren Ebn Eschak nämlich zwei Bräute vorgeschlagen worden: Menah und Ruth, Tochter des Vorsängers der Synagoge in Tanger. Eschak war überzeugt, daß Beide sich als wünschenswerth herausstellen

[1]) Ich habe sämmtliche Namen verändert.

würden, doch hatte er sich vorbehalten, mit dem Auge zu prüfen, ehe die Hand sich nach rechts oder links ausstreckte. Er wurde in sechs Tagen zur Brautschau erwartet; die beiden Rosen von Jericho sollten ihm gleichzeitig im Hause von Ruth's Eltern präsentirt werden.

Menah sagte: „Ich hoffe, die Wahl wird auf Ruth fallen; sie ist ein Jahr älter als ich, und kann französisch sprechen."

Dieses „ich hoffe" hielt ich — es thut mir leid es niederzuschreiben — für die erste Unwahrheit, die Menah's reine Lippen befleckte. Welches Mädchen würde hoffen, bei einer Wahl zurückgesetzt zu werden, und wenn der Wählende selbst ein Ungeheuer wäre, und sie entschlossen, ihm nachher den Rücken zu kehren!

Alles aber, was ich hoffte, schloß sich in die Voraussetzung, daß der Pantoffelnhändler eine Persönlichkeit bedeute, in deren Händen das liebe Geschöpf mir sicher geborgen schiene.

Vom Malen war unter den bewandten Umständen nicht die Rede. Zuerst beschäftigte mich Menah's Toilette bei der Brautschau. Es kam mir fast vor, als ob ein Preisschauen zwischen ihr und Ruth veranstaltet wäre, bei welchem ich auf Menah gewettet habe. Ihr verwaschenes Wollröckchen und Leibchen genügten wohl für mein Bild, aber nicht für eine solche Angelegenheit. Ich wünschte sie einfach, aber im Charakter ihrer kindlichen Schönheit gekleidet, um diese ins beste Licht zu stellen und ihr den Sieg zu erringen. Das arme Ding hatte Niemand, der in dieser Hinsicht für sie sorgte. Ihre Hausnachbarinnen waren selbst mittellos und von der kindischen Alten konnte nicht die Rede sein. Ich ließ deshalb Molly holen, die Frau meines Führers, welche sich der Aufgabe, hier zu rathen, auch ganz gewachsen zeigte.

Sie schlug vor, uns sogleich in den Bazar von Markus ben Maimon zu begleiten, der von Allem habe, was die „Königin von Saba" wünschen könne, und noch etwas mehr. Menah war wie berauscht von dem Gefühl, aus dem Schatten, in dem sie ihr ganzes Leben zugebracht, plötzlich ans Licht gezogen zu werden und eine Rolle zu spielen.

Wir hatten nicht weit zu gehen. In gewissem Sinne existirt das Ghetto noch für die Juden in den afrikanischen Küstenstädten; sie wohnen dicht bei einander. Es war Mittagszeit, aber das von zwei ärmlichen Häuserreihen gebildete enge Gäßchen, das wir nach Ben Maimon's Hause passirten, genoß den Vorzug des Schattens — die Sonne fand keinen Weg hinein. Am Ausgang, auf einem unscheinbaren Platz, stand das Haus. Molly klopfte selbstbewußt. Sie hatte einmal Henri Regnault hierhergeführt; vor Jahren, wie sie behauptete, auch „Musju Montefiore", als er nach Tanger und Tetuan gekommen war, um die bedauernswerthe Lage seiner Stammesgenossen zu verbessern.

Eine Frau von einigen vierzig Jahren öffnete uns die Thür. Sie war nachlässig gekleidet; der rothe Turban saß schief. Sie sah aus, wie ich mir etwa Madame Sarah, Abraham's Gattin, denke, als sie noch kinderlos war. Ich schloß von dem Aeußern, daß sie ihre mißvergnügten Stunden habe, vielleicht an alttestamentarischer Migräne leide, und jedenfalls zuweilen die Babusche schwinge. Von Pantoffeln spricht man in Tanger nicht.

Madame Sarah erklärte, daß der Patriarch nicht anwesend sei, daß sie übrigens den Handel auch verstehe, was ich ihr aufs Wort glaubte. Schweigend schritt sie uns in den Hof voran. Hier bekam man erst einen Begriff von dem Rauminhalt des Grundstücks. Eine Treppe führte vom Hofe — Patio vielmehr — nach der offenen Galerie, in welche die Thüren und Fenster der einzelnen Wohnräume mündeten. Eugen Delacroix' „jüdische Hochzeit" im Louvre gibt das genaue Bild eines solchen Hausinnern.

Als der erste der Waarenräume vor mir geöffnet wurde, bemächtigte sich meiner ein grenzenloses Erstaunen beim Anblick der Kostbarkeiten, die er enthielt. Madame Sarah aber schwang sich sofort vor mir zur „Frau Commerzienräthin" Maimon auf. Der deutsche Respect vor solchem Reichthum ließ es nicht anders zu.

Auf der einen Seite dieses Raumes waren Stoffe aller Art ausgebreitet. Hier konnte ich die Specialität von Fes bewundern, die darin bis jetzt von keinem andern Lande übertroffen ist. Es waren die kostbaren, mit Gold und Silber durchwirkten Seidenstoffe, von der schwersten bis zur spinnewebfeinsten Art — so fein, wie man sich etwa das Gewebe denkt, aus dem die Elfen ihre Schleier wählen. Teppiche und Vorhänge gab's aller Arten, von den einfachsten bis zu den kostbarsten, durch einander gehäuft auf Stiegleitern, Tischen und Stühlen. Ich schämte mich fast, Angesichts dieser Industrieausstellung, die Commerzienräthin nach einem billigen wollnen oder baumwollnen Kleiderrest zu fragen. Menah stand wie taubstumm neben mir; ich rief sie vergeblich an, ihren Geschmack jetzt zu offenbaren — sie hörte mich nicht und fand kein einziges Wort, ihre Wünsche auszudrücken. Nur Molly war in ihrem Fahrwasser und schwamm unverschüchtert weiter. Mit einer Anmaßung, die an Keckheit grenzte, rief sie nach dem Verlangten, tadelte frech und feilschte mit der Commerzienräthin um ein paar Mosonat[1]), als wäre diese das erste beste Hökerweib.

Zu meiner Verwunderung schien Frau Maimon das gar nicht ungewöhnlich zu finden, ja, ich glaube, Molly wäre in ihrer Achtung gesunken, wenn sie den vorgeschlagenen Preis *nicht* sofort um zwei Drittel herabgesetzt hätte. Das Merkwürdigste aber war, daß sie die Waare schließlich auch um zwei Drittel billiger als das Angebot erhielt. Ich war froh, als wir so einen Rest crêmeweißen Thibets um einen wahren Spottpreis erstanden. Die Farbe harmonirte vortrefflich mit Menah's feiner, bräunlicher Haut. Dazu eine Mantille von weißer, spanischer Spitze, wie sie junge Andalusierinnen bei festlichen Gelegenheiten tragen. Die Mantille war nicht passend für jüdische Begriffe, dagegen schien sie mir für den Typus von Menah's Schönheit ganz geeignet. Schließlich machte die großmüthige Commerzienräthin ihr noch eine Schnur rother Korallen zum Geschenk, was ihr sofort Gehör und Sprache wiedergab. Sehr befriedigt kamen wir von Maimons zurück.

* * *

Es war nur natürlich, daß ich nach einem Vorwand suchte, Ruth, die Concurrenzbraut, zu sehen, der auch bald gefunden war. Ihre Eltern besaßen eine Makkabäerlampe von großem Werth, die schon manchen Fremden angezogen hatte.

---

[1]) Eine Mosona — etwa 5 Pf.

Ich ließ durch Isaak meinen Besuch melden. Das Haus Ephraim's lag auf der Anhöhe und lehnte sich mit einer Seite an den Felsen. Das Innere machte einen etwas vernachlässigten Eindruck. Mirjam, die Stiefmutter Ruths, von der ich erfahren hatte, daß sie schlecht mit der Tochter stehe und diese manchmal mißhandle, empfing mich. Sie war noch jung, aber schon recht corpulent. Als sie mir in ihrem hellen, etwas schlampigen Anzug entgegen kam, zitterte ihr Körper wie ein Aspic. Die Züge waren hübsch, aber der Ausdruck mürrisch. Um ihre Laune zu verbessern, frug ich, noch ehe ich die Lampe besichtigte, ob ich ihre lieben, schönen Kinderchen nicht betrachten dürfe. Durch das Haus erschallte nämlich ein vielstimmiges Kindergebrüll, und ich wußte aus untrüglicher Erfahrung, daß man die mißmuthigste, ungeduldigste Frau sofort in die bestgelaunte, liebenswürdigste verwandeln könne, wenn man ihre Kinder lobe. Sie wurde auch gleich etwas freundlicher, ergriff mit ihrer weichen, schwammigen Hand die meine und führte mich durch zwei sehr dunkle Räume — die Läden waren der Sonne wegen dicht geschlossen — in einen dritten, der nur wenig heller war. Als sich die Augen in der Dämmerung orientirt hatten, bemerkte ich auf dem mit Esteras bedeckten Boden vier bis fünf kleine Mirjams, die, unter der Aufsicht einer ältlichen Person, schreiend und blökend durch einander krabbelten. Ich bewunderte ihre Größe und Vollkommenheit, athmete mit Todesverachtung den ihnen eigenthümlichen Dunstkreis und war froh, als mich die Hand, die mich hergeführt, wieder ergriff, um mich zurück zu leiten.

Nun kam die Lampe an die Reihe, welche mir den Eindruck eines riesenhaften Uhrgestells machte, das man durch sieben halbirte silberne kleine Löwen verziert hat. Die Rachen letzterer waren zur Aufnahme des Dochts geöffnet. Vergeblich hatte ich mich überall nach Ruth umgesehen; ich war entschlossen, das Haus nicht zu verlassen, ehe ich sie entdeckt.

„Sie haben noch eine Tochter, welche Ruth heißt?" frug ich Mirjam.

Die schlimme Laune kehrte wieder; sie warf den Kopf hin und her. „Ich weiß nicht, ob Ruth daheim ist," erwiderte sie.

Ich hielt das für Ausflucht.

„Ich wünsche Ruth zu sehen, denn ich habe einen Auftrag für sie," sagte ich sehr bestimmt.

„Gott Adonai!" ächzte Mirjam, „ich weiß ja nicht, ob Ruth Sie sehen will! Sie ist nicht eine unterwürfige Tochter, wie sich's ziemt."

„Bitte, führen Sie mich zu ihr."

„Beliebt es Ihnen, aufs Dach zu steigen, so werden Sie Ruth finden," sagte sie jetzt.

Ich ließ mir den Weg zeigen. Das flache Dach war wie alle Dächer von Tanger von einer Galerie eingefaßt. An der Seite, wo der Felsenvorsprung Schatten gab, hatte man in Kästen, die mit Erde gefüllt waren, allerlei Pflanzen gezogen. Neben diesen saß Ruth auf einem Polster, die Hände im Schoß.

Als sie aufstand und mir ihr Gesicht zuwandte, wurde mir Menah's Sieg zum ersten Male bedenklich. Ruth's Gestalt war noch sehr schmächtig, aber biegsam wie der Stamm einer jungen Palme, die der Wind bewegt. Jeder Zug ihres Gesichts sprach von tiefer Leidenschaftlichkeit. Sie hatte einen Ausdruck,

als habe sie soeben um Jerusalem geklagt, ehe sie ihre „Harfe an den Weiden aufgehangen".

„Ich habe durch Menah Benares von Ihnen gehört und wünschte Sie zu sehen . . ."

Sie murmelte ein paar Worte ganz leise, es klang mehr wie ein Seufzen.

Von dem Punkt, wo wir standen, hatte man einen weiten Ausblick aufs Meer. Weiße Segel kreuzten darauf, sonst nichts als Bläue vor uns; das Wasser verschwamm mit dem fernen Horizonte.

„Ein prachtvoller Blick, den Sie hier haben — finden Sie nicht auch?"

„Nein — ich nicht, ich mag hier nicht bleiben," rief sie energisch und schüttelte den Kopf; „die Sehnsucht wird mich hier noch tödten!"

Es lag etwas in ihr, das mein tiefstes Mitgefühl weckte; jedenfalls war ich sicher, daß es nicht Jerusalem war, um das sie klagte. Ich griff nach ihrer Hand: „Warum sind Sie so traurig, Ruth? O bitte, sagen Sie mir, was Sie unglücklich macht?" Ich dachte dabei an ihr Verhältniß zu der corpulenten Mirjam.

Aber sie schien nicht in der Stimmung, mir Vertrauen zu zeigen. Ohne ein Wort zu erwidern, starrte sie in die blaue Ferne.

Da fiel mir ein, daß Menah mir erzählte, Ruth spreche französisch. „Vous parlez français, Mademoiselle?" frug ich, nur um ihren Gedanken eine andere Wendung zu geben.

Eine seltsame Bewegung durchlief sie bei den Worten; sie versuchte zu reden, brachte aber keinen Laut deutlich hervor. Schon bedauerte ich, sie vielleicht durch die fremde Sprache in Verlegenheit gesetzt zu haben, und wollte aufs Spanische zurückkommen, als sie sich gefaßt hatte und in recht leidlichem Französisch frug, ob ich eine Französin sei? „Nein — aber ich kenne Frankreich aus zehnjährigem Aufenthalt." Nun wurde sie gesprächig; ich mußte von Paris erzählen und dem Leben dort; sie wollte auch wissen, wie lange die Reise dahin daure und ob man sie in Frankreich verstehen würde. Wir waren auf einmal recht in Zug gekommen . . .

„Ruth" — rief plötzlich eine gebieterische Stimme.

„Vater — hier . . ."

Er stieg langsam durch die Fallthür herauf. Heut noch steht er lebhaft vor mir, wie ich ihn damals sah. Es war, als habe ein Künstler in ihm den Racentypus der Juden zum Ideal verklärt. Den schwarzen Seidentalar hielt eine verblichene Schärpe zusammen; ein knappes dunkles Barett saß auf dem kurz geschorenen Kopfhaar. Ruth glich ihm. Er hatte etwas Monumentales in den Zügen — nichts darin vom Schachergeist und der Kriecherei des getretenen Hebräers.

Ich stellte mich ihm vor und fing an, das Französisch seiner Tochter zu loben. Da gerieth er in Zorn. „Sie soll die fremde Sprache nicht reden!" rief er nach ihr gewandt, und rollte die Augen wie ein alter Prophet, der auf Abtrünnige stößt.

Mich aber durchzog eine Ahnung, daß Frankreich vielleicht das Jerusalem sei, nach dem Ruth sich sehne.

* * *

. . . Ich kehre nun zu Menah zurück, auf welche die Erwartung des Brautstandes eine seltsame Veränderung ausübte. Mir schien damals, daß sie Ebn Eschak bereits zu lieben beginne, obgleich sie ihn noch nicht gesehen und er nichts war, als eine selbstgeschaffene Vorstellung ihrer kindlichen Einbildungskraft. Für die Liebe — das sah ich voraus — war sie offenbar stark talentirt.

Das Hangen und Bangen der Erwartung nebst dem ungewohnten Nähfleiß unter Molly's Direction hatten Menah übrigens recht blaß gemacht. Damit sie nun nicht auf die unglückliche Idee käme, sich zur Brautwahl den Schminktopf von einer Nachbarin zu leihen — er wandert in Tanger oft straßenweit — dachte ich daran, durch weite Spaziergänge die natürliche Röthe auf den Wangen wieder herzustellen. Wie die meisten Orientalinnen war sie Feindin aller kräftigen, körperlichen Bewegungen, besonders während der heißen Tageszeit. Da ich aber gerade eine solche für besonders wirksam hielt, half ihr kein Sträuben. Auch mit Isaak hatte ich meine liebe Noth. Mittagszeit — Schlafenszeit, das stand bei ihm fest. Endlich hatte ich sie doch beisammen, und früh 11 Uhr machten wir uns auf den Weg.

Dicht am Meere hin ging's, denn ich liebe den feuchten, heißen Odem, der um Mittagszeit am Strande weht. Wir hatten mit leinenen Tüchern den Kopf verhüllt und große Schirme aufgespannt. Außer unserm knappen Schatten war Alles hell und blendend: lichtgelber Sand, weißschimmernde Kalkfelsen, klarer Himmel, flimmerndes Wasser.

Bei den Trümmern einer uralten Römerbrücke von Tanger vieja machten wir Halt. Nur ein Bogen steht noch aufrecht und umschließt wie ein gemauerter Rahmen einen Durchblick aufs Meer. Dicht bei der Brücke war ein Maulbeergebüsch. Menah, recht wie ein Kind, jauchzte über die reifen Beeren, die groß wie die schönsten Gartenhimbeeren an den Zweigen hingen. Isaak streckte sich sogleich in den Schatten, um zu schlafen. Ich skizzirte; die Oelfarbe trocknete während des Malens. Als ich mich nach einiger Zeit umsah, schlief auch Menah; sie bedurfte schon jetzt keiner Schminke mehr. Die Hände waren mit einem Zweig reifer Beeren in den Schoß geglitten — der Schlaf hatte sie im Genuß überrascht. Der Kopf war zurückgesunken — der leichte Schatten von ein paar Blättern fiel auf das anmuthige Gesicht. Ach, Ebn Eschak, könntest Du sie jetzt sehen! Das war mein Gedanke.

Nach der Rast ging's landeinwärts. Es sollte etwa eine Stunde von da sich ein großes Dorf auf einer Anhöhe befinden. Längst hatte ich gewünscht, es zu sehen, und bat Isaak, uns den Weg zu zeigen. Da er zwei Stunden geschlafen, wagte er nicht über Müdigkeit zu klagen. Nun wateten wir statt durch Sand durch hohes Gras, das die Sonne fast zu Asche gebrannt. Ich fürchtete, es könnten Schlangen darin verborgen sein, mochte mich aber nicht feige zeigen, weil ich den Weg veranlaßt hatte. Nur ließ ich Isaak mit einem Tambourin vorangehen, obwohl er das Musiciren höchst unnöthig fand. Wir trafen keine Schlange, aber drei unheimlich große, gelbe Scorpione auf einem kleinen Sandhügel.

Unweit des Dorfs klang uns ein sonderbares, vielfältiges Geklapper entgegen, und bald entdeckten wir einen wahren Volksauflauf von Störchen. Sie bedeckten

Häuser, Bäume und Hecken. Fleisch und Fische fanden wir am Anfang des Dorfes auf Leinen zum Dörren aufgehangen wie auf unseren heimischen Trockenplätzen die Wäsche. Nackte Buben wehrten mit Knüppeln die Vögel ab.

Die Häuser glichen den ärmlichsten von Tanger auf ein Haar. Cactushecken zäunten sie ein. Vor dem stattlichsten Gehöft, das von einer Mauer umgeben war und die Frauenwohnung des Besitzers enthielt, klatschte Isaak in die Hände. Kein Mann außer dem Eigenthümer hatte hier Zutritt. Der Kopf einer Negerin erschien über der Mauer. Isaak begehrte Einlaß für Menah und mich. Sie schloß das Thor auf und wir traten ein.

In diesem Frauenkäfig schien Hauptfütterung zu sein. Fünf junge Frauen vom Maisgelb bis ins Mahagonibraun saßen um ein niedriges Tischchen, auf dem eine Schüssel mit Kuskus stand. Pantomimisch lud man uns zum Mitgenuß ein. Mir schwebte Salomo's undurchsichtiges Glas vor und die Christenpflicht. Aber die Weiber waren nicht schwarz — so schüttelte ich energisch mit dem Kopfe. Unweit von den Uebrigen beugte sich ein ganz junges, schönes Negerweib zu einem mindestens dreijährigen Knaben herab, der an ihrer Brust trank. In der einen Hand hielt der Kobold ein Bambusrohr, mit dem er von Zeit zu Zeit auf die Frau schlug. Mit der anderen hatte er eins der kleinen Zöpfchen erfaßt, in die ihr Wollhaar geflochten war, um sie daran nach seiner Bequemlichkeit hin- und herzuzerren. Als wir eintraten, wandte er sich um und fletschte die Zähne. Was für Unheil mochte er bei seinen Mahlzeiten mit dieser Doppelreihe spitzer kleiner Zähne anrichten! Während ich darüber nachdachte, trank er weiter und zauste das arme Weib, daß es laut stöhnte. Das gäbe eine hübsche Vignette für den, welcher die afrikanische Frauenfrage behandeln wollte.

Als wir das Dorf kaum im Rücken hatten, begegneten wir einem Reiter. Isaak warf sich fast zur Erde. Es war der Besitzer jener Frauensammlung. Er hielt sein Pferd so kurz an, daß es sich bäumte. Ich sah zu ihm auf. Ein stattlicherer Blaubart ist mir selten vorgekommen. Der Gürtel strotzte von Waffen. Eine breite mächtige Brust hob das bunte Wamms. Unter zusammengewachsenen Brauen blickten uns ein paar glühende, gierige Augen an — einen Moment nur, dann sprengte er weiter.

Die Fluth war eingetreten; wir mußten den Weg über die Berge nehmen. Einen abschüssigen Hügel ging's immer hinunter, einen anderen hinauf. Endlos dehnte sich staubiges, schattenloses, von der Hitze zerklüftetes Land. Bleigrün flimmerte die Luft. Die Füße brannten; Niemand redete ein Wort. Es mußte spät sein — noch immer kein Tanger.

Plötzlich ergreift mich eine furchtbare Angst — wenn wir die Stadt nicht vor acht Uhr erreichen, sind die Thore geschlossen und wir müssen mit herrenlosen Hunden, Schakalen, vielleicht Hyänen die Nacht im freien Felde zubringen. Die Thorschlüssel empfängt der Gouverneur — kein Pförtner darf dem Verspäteten öffnen. Ich habe die Verantwortung für Menah und glaube es nicht zu überleben, wenn ihr ein Leid zustößt. Ich bin ohne Uhr, weil Isaak die Zeit an der Sonne mißt, und scheue mich fast, zu fragen. Mit einer letzten Kraftanstrengung — denn wir steigen eben bergan — falle ich in einen wahren Schnellläuferschritt. Ein paar Minuten folgt Isaak mit der stöhnenden Menah

und schielt nur schadenfroh nach mir hin. Dann ruft er: „Jetzt sind wir am Ziel — gleich werden Sie die Stadt sehen!" Wirklich lag sie ein paar Minuten darauf vor uns, die Anhöhe hatte sie nur verborgen.

Schöner ist mir der Ausblick auf Tanger, das sich terrassenförmig nach dem Meere senkt, nie erschienen! Auf einem weiten Platz nächst der Stadtmauer findet sich hier der Brunnen mit dem besten Trinkwasser. In Tanger bedeutet das so viel, wie in München Hofbräu. Abends trifft hier Alles zusammen — mit Ausnahme der Frauen; dafür ist man im Orient. Nicht weit davon, etwas höher, ruhten wir aus. In einem weiten Halbkreis saßen sie mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, die Männer und Jünglinge von Tanger nueva. Vor ihnen ein Improvisator im weiten Burnus, der lebhaft gestikulirte und seinen Vortrag gleich in Scene setzte. Der Beifall war frenetisch. Manchmal hob bei dem Lärm ein neugieriges Kameel der nah lagernden Heerde den langen, dünnen Hals, streckte ihn über die Hürde und stieß jenen schrillen Schrei aus, der keinem Schrei eines anderen Thieres gleicht. Von Zeit zu Zeit auch sah man eine ernste Gestalt sich langsam zum Brunnen bewegen. Auf dem Kopfe trug sie den Krug von antiker Form, den die Hand unterstützte. Die weite weiße Umhüllung öffnete sich nur, um ein paar sprühender Kohlenaugen zu zeigen. —

Menah versicherte mir am nächsten Morgen, daß sie so herrlich wie noch nie geschlafen habe. Der Spaziergang hatte auf ihre Backen das lieblichste Roth gemalt.

* * *

Eine Karavane hatte Ebn Eschak, den gut situirten Hebräer, von Tetuan gebracht. Am nächsten Tage half ich Molly, unsre kleine Menah zur Brautschau anziehen. Mein Wirth hatte die schönsten Granatblüthen gespendet, aber das Ziegelroth der geschminkten Finger verdarb leider den Effect der herrlichen Blüthen. Menah hätte eher einen Vorderzahn geopfert, als das abscheuliche Hennah. Was jedoch kein Roth verderben konnte, das war der Liebreiz ihres Wesens und der wechselnde Ausdruck ihrer goldbraunen Augen. Bald glitt ein Lächeln freudiger Erwartung darüber hin, das sich dem ganzen feingeschnittenen Gesichtchen mittheilte und drei oder vier Grübchen weckte. Bald verdunkelte sie Furcht vor dem unbekannten Werber. Dann zuckte die Lippe und von den Wimpern tropften langsam ein paar schwere Tropfen — bis irgend ein aufmunterndes Wort die Wolke verscheuchte und einen neuen Sonnenblick hervorrief.

Ich war ganz siegesgewiß. Kein Mädchen von Juda mit pathetischen Augen war zu fürchten, wo ein Pantoffelhändler die Wahl hatte. Denn welcher Pantoffelhändler hätte sich neben der tragischen Muse, Ruth, zu Tisch setzen können, ohne daß ihm kalte Schauer über den Rücken liefen? Selbst die Judenfrauen, welche aus der Nachbarschaft zusammengelaufen waren, glaubten an Menah's Sieg.

Als die Stunde nahte, wo Isaak sie zu den Eltern Ruth's führen sollte, wurde Menah von der blinden Großmutter gesegnet. Es kam uns vor, als ob ein Strahl des Bewußtseins sie durchleuchte. Molly führte die zitternde Hand, bis sie den Scheitel der Knieenden berührte, und sprach leise die rituellen Segensworte, welche die Alte noch leiser wiederholte. Wir waren Alle tief bewegt.

Ach — wie wünschte ich — und das wünsche ich ihr noch heute übers Meer! — daß dieser Segen sich der armen Verwaisten wirksam erweise ....

Isaak blieb lange aus — man wurde ungeduldig. Bei dem kleinsten Geräusch stürzten die Jüdinnen heraus und herein; sie hatten alle möglichen Vermuthungen, von denen sie keine auf dem Herzen behielten, und Menah mit den schrecklichsten quälten. Einmal schloß ich die Thür, als Alle auf die Straße gelaufen waren, und eine Weile hatten wir Frieden. Nun wurde die Großmutter unruhig. Ihre stumpfen Sinne waren durch die Aufregung geschärft worden; sie wollte wissen, was vorging, und verlangte bald aufgerichtet zu werden, bald zu liegen. Menah war die Einzige, die geduldig und unermüdlich auf ihre Wünsche achtete, obwohl sie sehr bewegt schien. Ich merkte, wie das Glas in ihrer Hand zitterte und die Augen immer nach der Thüre flogen.

Auf einmal wurde diese fast gestürmt — Isaak war gekommen. Alles wollte zu gleicher Zeit herein; sie gestikulirten und lamentirten ... etwas Außerordentliches mußte geschehen sein — Isaak's Miene verrieth eine schlimme Botschaft, als er sich endlich durchgearbeitet hatte.

„Gott, Gerechter — Isaak, was ist geschehen!" schrie Molly. Aber ehe er noch zu Wort kam, errieth ich, daß es sich um Ruth handle.

„Ruth ist fort! Wir haben sie gesucht eine Stunde im Hause der Eltern und in der Gemeinde. Mirjam sagt, sie sei geflohen zu ihrem Goi. Der Zorn Adonai's wird sie treffen!" rief er.

Jetzt behauptete Jede, daß sie längst gewußt, es werde mit Ruth ein solches Ende nehmen. Ruth hatte sich an einen französischen Christen gehangen, der schon vor drei Monaten heimgekehrt war.

„Aber er hat versprochen, sie nachzuholen ..."

„Reb Ephraim wollte Ebn Eschak 15,000 Mosonat geben, wenn er sie mit nach Tetuan nähme ..."

„Es ist Mirjam, die Ruth aus dem Hause treibt — Mirjam läßt Ruth hungern ..."

„Vielleicht hat das französische Schiff sie mitgenommen, das vorhin abging..."

So schwirrte es durcheinander. Eins schien mir sicher: ob Furcht vor dem neuen Freier, oder Sehnsucht nach ihrem geliebten Franzosen — Verzweiflung hatte Ruth ins Elend getrieben. Arme Ruth! ...

Aber neben dem Mitleid regte sich auch die Zuversicht, daß Menah nun um so gewisser in den ruhigen Hafen der Ehe einlaufen werde. Ich trat zu Isaak: „Bitte, führen Sie Ebn Eschak her ... Menah ist so schön geputzt — er muß sie doch sehen."

Isaak, der schnell gelaufen, war auf einen Schemel gesunken und trocknete sich den Schweiß mit einem grünen Halstuch ab, was sein Gesicht einer Wiese ähnlich machte. Er erzählte, der Babuschenhändler habe sich zur Brautwahl in Ephraim's Hause eingefunden, sei aber davon gelaufen, als er die Flucht Ruth's erfahren habe.

Ich fürchtete, er werde aus Zorn unbeweibt nach Tetuan zurückkehren.

„Sie müssen ihn durchaus auffinden und herbringen," redete ich Isaak zu; „er kann doch die Reise nicht umsonst gemacht haben!"

Da erhob sich Isaak endlich und lief den Jüdinnen nach, die ihre Neugier anderweit befriedigen wollten.

Nun waren wir allein ... da stand Menah, geschmückt, gesegnet und — vergessen; schöner noch in ihrer kindlichen Traurigkeit, als vorher. Das Leben war zum ersten Male mit seinem Ernst an sie herangetreten und hatte sie geweiht. Ohne zu klagen, legte sie Stück für Stück ihren vielbewunderten Schmuck ab. Wir brachten die Alte, welche nach der Aufregung jetzt stumpf und fühllos dalag, zur Ruh. Menah vermied zu reden — vermied fast mich anzusehn ... ich konnte mich nicht entschließen, sie allein zu lassen.

Wir saßen eine Weile still neben einander.

„Die arme Ruth — die arme Ruth!" fing Menah an.

„Warum beklagst Du Ruth?"

„Weil sie Sünde begangen hat; Reb Ephraim wird ihr fluchen — sie wird niemals glücklich werden —"

„Wenn sie ihren Christen so lieb hat, wie Molly sagt, konnte sie Ebn Eschak doch nicht heirathen, auch wenn er sie gewählt hätte — meinst Du nicht?"

Sie dachte lange darüber nach: „Ich könnte nicht ertragen, daß mir Jemand fluchte," sagte sie endlich sehr leise.

Die arme Ruth ... ich sah sie lebhaft vor mir, wie sie bei jenem Besuch von der „Sehnsucht" geredet, die sie noch „tödten" würde ... ich dachte an den zürnenden Propheten, Reb Ephraim, und die mißlaunige Mirjam ... wollte Gott, daß der „Goi", den sie liebte, ein ehrlicher Christ wäre, der sie vor Verachtung in der Fremde schützte! ...

Die Großmutter schlief — es fing an zu dämmern und war so still um uns, daß man einen Vogel draußen hätte fliegen hören. Ich wollte eben nach Hause gehen, als Schritte die Straße herauf kamen. Isaak trat ein, ein jüngerer Mann folgte — wir hatten den Babuschenhändler vor uns. Menah wollte sich in ihrer kindlichen Rathlosigkeit hinter mir verbergen — sie zitterte, wie auch jeder europäische Backfisch in ähnlicher Lage gezittert haben würde. Ebn Eschak hatte keine schönen Züge, aber sein Auge gefiel mir; es hatte jenen schwermüthigen Ausdruck, der allerdings mehr im Schnitt und in der Beschattung durch lange Wimpern, als in geistiger Bedeutung zu suchen ist. Isaak nannte des Babuschiers Namen, ehe er uns verließ.

Die Lage war für den Pantoffelhändler nicht ohne Schwierigkeit. Er stand auch da wie ein Schauspieler, der auf sein Stichwort wartet, und sah bald auf Menah, bald auf mich — indeß schien mir nicht, daß Letzteres in Bezug auf eine Wahl geschähe.

„Sie haben eine weite Reise gemacht, Señor, wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte ich und fühlte, daß wir nie ans Ziel kommen würden, wenn ich mich nicht der Situation bemächtigte.

Ebn Eschak aber rührte sich nicht und beharrte mit orientalischem Phlegma in der oben erwähnten Beschäftigung.

„Ich bin eine Freundin Menah's," fuhr ich etwas eindringlicher fort, „ach, hätten Sie nur gesehen, wie reizend sie vorhin geschmückt war ..."

„Nicht der Schmuck macht die Braut, sondern die Verlobung," sagte er jetzt

mit einem Scharfsinn, der mich entzückte. Ich hätte ihm beinahe kräftig die Hand geschüttelt, aber ich besorgte, ihn durch „europäische" Manieren von dem schönen Ziele abzuwenden, das seine Worte andeuteten.

Er hatte jetzt begonnen, Menah ausschließlich zu betrachten — lange Pause ...

Ich ergriff Menah's zitterndes rothgeschminktes Händchen ... „Sie bedarf auch keines Schmuckes — o, wenn Sie wüßten, wie ich sie schätzen lernte! Wer eine kranke Großmutter so geduldig pflegt — nie an eignes Vergnügen denkt — immer nur an die Pflicht ..."

Er öffnete die schwermüthigen Augen weit und sah mich erstaunt an ...

Natürlich hatte er Recht, sich über meine Einmischung zu wundern, aber wir mußten doch endlich zum Schluß kommen ... ich faßte mir ein Herz.

„Vielleicht wünschen Sie mit Ihrer Braut allein zu sein ..." Bei dieser kühnen Wendung ließ ich Menah los und wollte mich entfernen; sie hielt mich krampfhaft fest, aber die Bahn war geebnet und der Babuschier betrat sie. Er faßte nach Menah's Hand, die mit meinem Beistand auch endlich in der seinen ruhte — es war eine Verlobung ohne Worte. Da der Bräutigam zu meinem großen Erstaunen keine Anstalt machte, Menah einen Kuß zu geben, ein Kuß aber denn doch zu einer richtigen Verlobung gehört, so umarmte ich das liebe Geschöpf, ehe ich mit dem genügsamen Pantoffelhändler zugleich das kleine Haus und die „glückliche" Braut verließ.

* * *

Menah's Hochzeit fand schon in der nächsten Woche statt. Die sie begleitenden Ceremonien waren unglaublich, fabelhaft. Ich verdächte es keinem Judenmädchen, wenn es sich dadurch abschrecken ließe zu heirathen — aber der Fall kommt nicht vor. Ein deutscher Rabbiner, dem ich die folgenden Seiten vorlas, hat mir übrigens versichert, daß die Ceremonien orientalisch, aber nicht eigentlich jüdisch wären; daß die rituelle Einsegnung in der Synagoge dagegen, mit geringen Abweichungen, überall dieselbe sei. Eins ist mir wundervoll erschienen: die Zusammengehörigkeit unter den Gliedern der jüdischen Gemeinde, die sich nie deutlicher zeigt, als bei solchen Gelegenheiten. Hier heißt es wörtlich: wer nicht hat, dem wird gegeben. Menah hatte keine Aussteuer — ihre Familie in Tetuan war zusammen getreten, um ihr ein Heirathsgut zu geben. Menah würde in ihrer Einsamkeit von keinem wohlsituirten Hebräer aufgefunden worden sein — man hatte ihr Ebn Eschak gleichsam zum Geschenk gemacht. Menah hatte keine Wohnung, groß genug für die vorerwähnten Ceremonien — das Haus eines angesehenen Gemeindegliedes wurde ihr zu diesem Zweck überlassen.

Der ganzen Aufführung — sie umfaßte sieben Tage — habe ich nicht beigewohnt; bei den Hauptscenen bin ich aber zugegen gewesen.

Menah war am ersten Tage durch einige Matronen in die „Mikwa" geführt worden, ein Tauchbad, das nur bei rituellen Anlässen benutzt wurde. Aus dem Bade brachte man sie in das Hochzeitshaus, legte sie auf ein Paradebett und schloß ihr unter bestimmten Formeln die Augen, welche sie von da ab nicht wieder öffnen sollte, bis sie am siebenten Tage dem Gatten abgeliefert würde. Ein rosa Gazeschleier wurde noch über sie gebreitet und vier junge Wächterinnen setzte man an ihre Seite.

Dies Augenschließen wurde wohl von einem weisen Manne als Vorbereitung auf die Ehe eingeführt, in der Frauen so oft genöthigt sind, die Augen zuzudrücken. Als ich die kleine Menah mit geschlossenen Lidern unter der rothen Gaze erblickte, regte sich mein Mitleid.

„Darfst Du mit mir reden?" frug ich.

Aber erst nachdem eine der Wächterinnen entgegnet hatte: „Ja, sie darf sprechen," lispelte das arme Kind mit halberstickter Stimme: „Ja, Christin, ich darf mit Dir reden."

Unser Gespräch war unter den bewandten Umständen weder belebt noch interessant.

Im Patio hatte indeß ein wahrer Hexensabbath von Musik begonnen, in dem ich sofort die Virtuosen des Stadtorchesters erkannte. Diese „Musik" war vorschriftlich; sie sollte den Bräutigam für die Trennung von seiner Rose von Jericho trösten, die er erst am siebenten Tage wiedersah.

Am zweiten Tage wurden die Gäste von den Hochzeitsbittern eingeladen. Am dritten und vierten traf man Vorbereitungen fürs hochzeitliche Mahl. Am fünften und sechsten schmückte man Hof und Haus und empfing Geschenke für die Braut. Am siebenten war die Hauptaction.

Die Braut wurde früh noch einmal in der „Mikwa" gebadet und dabei sieben Mal getaucht. Nachmittags, etwa vier Uhr, ließ ich mich von Isaak zur eigentlichen Feier führen. Schon von weitem verrieth sich der Schauplatz durch einen wahren Heidenlärm. Wenn reiche Bräute heirathen, nimmt ganz Tanger Theil. Trotz Menah's bescheidener Stellung war der Vorhof belagert, und ohne Isaak's Hilfe wäre ich schwerlich eingedrungen. In einem großen, viereckigen Hofe versammelte sich nämlich Alles. Eine Seite dieses Hofes bildete die Synagoge, die gegenüberliegende eine hohe Mauer. Die andern Seiten waren durch Häuser abgegrenzt, deren flache Dächer dicht mit Zuschauern besetzt waren. Es versteht sich, daß die Capelle von Tanger bei dem allgemeinen Spectakel nicht fehlte. Sie war in Gala erschienen und johlte, kratzte und tambourinirte unter einem mächtigen Feigenbaum im Hofe. Dieser Baum war von einer Schar Kinder erklettert worden, welche zwischen den schön geschnittenen Blättern stilvolle Motive zu Arabesken lieferten. Eine Gruppe reizender Jüdinnen — verheirathete Frauen in ihrer phantastischen Tracht — hatte sich um die Thür versammelt, welche zur Braut führte.

Bis diese in die Handlung eintrat, wurde getanzt. Ein großer Teppich war dazu vor dem Orchester ausgebreitet. Diesen betrat eine der verheiratheten Israelitinnen. Sie drehte sich zum rhythmischen Lärm der Musikanten um ihre eigene Achse, während sie ihr Taschentuch bald in einen Strick, bald in einen Knoten, schließlich in einen Ball zu verwandeln strebte, was mir Alles im Widerspruch mit seiner eigentlichen Bestimmung schien. Als ihr der Athem ausging, wurde sie von einer zweiten Tänzerin abgelöst, welche, ohne Variation, dasselbe Kunststück wiederholte. Dieses Ballet fand großen Beifall. Das Parterre, d. h. das im Hofe versammelte Publicum, klatschte, scharrte und warf die Hüte in die Luft. Die Galerie auf den Dächern war hauptsächlich von Araberinnen aus dem Volk eingenommen, die, vorschriftsmäßig bis an die Augen in ihre weißen

Draperien gehüllt, die Hände zum Klatschen nicht frei hatten. Dafür schrieen sie desto lauter. Die vierte Taglioni wurde nächst der Capelle auch noch von allgemeinem Chorgesang begleitet — ein ganz altes Lied, das, wie mir gesagt wurde, eine kriegerische Begebenheit behandelt und bei jeder Hochzeit gesungen wird. Krieg — Ehe? Aber ich werde mich hüten, Conjecturen hinsichtlich einer möglichen Allegorie aufzustellen, und so berichte ich nur, daß die Melodie sehr einfach war und sich nur innerhalb weniger Noten bewegte.

Das Ende wartete ich nicht ab. Molly hatte mir ein Zeichen gegeben, und ich folgte den Jüdinnen ins Haus. Wir standen bald Kopf an Kopf, die Hintersten auf Bänken, in einem großen Raume; ein Vorhang verhüllte uns noch die Braut. Als er zurückgeschoben wurde, erblickte man Menah unter ihrem rothen Schleier, die Augen fest geschlossen, auf einem Paradebett. Das Absperren der frischen Luft und das unnatürliche Augenschließen hatten dem armen Kinde einen Zug des Leidens aufgeprägt, der mir nahe ging. Die vier Wächterinnen standen ihr zur Seite. Diese richteten nun die verschleierte Blinde auf, halfen ihr das Lager verlassen und dirigirten sie in einen niedrigen Stuhl, der unter einer Tafel mit hebräischen Buchstaben stand.

Jetzt wurden die jugendlichen Wächterinnen von drei alten Weibern abgelöst, welche mir eine Scene aus Macbeth ins Gedächtniß riefen. Die erste entfernte Menah's rothen Schleier. Tief holte das Opferlamm Athem. Angst und Aufregung preßten ihr ein paar Thränen aus, die sich mühsam durch die geschlossenen Lider stahlen.

Die zweite Alte entfernte die Nadeln aus Menah's Haar. Es rollte fast bis zum Boden nieder und das alte Gleichniß vom Mantel mußte Jedem dabei einfallen. Es war zum letzten Male sichtbar, dies goldbraune, wellige Haar, damit in Zukunft Ebn Eschak's Gattin nicht begehrt werde um dieser Schönheit willen von einem andern Manne seines Stammes.

Die drei Alten fingen nun an, in diesem Haar zu wühlen, und nach ihrem Kämmen, Raufen, Theilen, Flechten und Aufstecken entstand eine Art Grundmauer für die künstliche Perücke aus schwarzer Seide, die man darauf befestigte. Rings um das Gebäude wurde eine Tour von Seidenlocken gesteckt. Damit aber war das Haar — das echte, schöne Haar für alle Zeit begraben!

Auf dem Grabhügel wurde nun in ganz logischer Folge ein Monument errichtet. Es war dies ein Gegenstand aus steifer Pappe und rother Seide, der die größte Aehnlichkeit mit einem Ofenrohr hatte. Um das Rohr legte man schließlich noch ein breites Diadem von ebenfalls rothem Sammet mit einer nach der Stirn gekehrten Spitze. Das Diadem, von der Breite einer ansehnlichen Krone, war mit Pretiosen bestickt und gehörte der Gemeinde, die es zu jeweiliger Benutzung verlieh. Es war im Zimmer dunkel geworden, man hatte Kerzen angebrannt.

Nach der Verarbeitung des Haars kam die Reihe ans Gesicht. Die drei Alten, frei nach Macbeth, traten jetzt als Malerinnen auf. Die erste grundirte mit weißer Farbe, die in einem ansehnlichen Topf abgerührt war. Die Zweite brachte ein Büchschen mit Khol; sie schwärzte mit ihrem Pinsel Brauen und

Lider. Jetzt nahte die Dritte mit rother Schminke, und bald hatte Menah auch ihre knallrothen Backen.

Der so zubereitete Kopf wurde jetzt wieder mit der rosa Gaze überhangen, während man Menah's übrige Toilette vervollständigte.

Wo war aber der Bräutigam? — Nach der Anmalerei hielt ich's vor Hitze in dem geschlossenen Raum nicht aus und lief in den Hof. Da saß der Bräutigam auf einem Stuhl und wurde vor aller Welt — barbiert! Als dies beendet, nahm Einer das Becken, säuberte es und sammelte darauf unter allgemeinem Geschrei von den Umstehenden Geld ein.

Ich habe gute Augen und glaube heute noch, den Bräutigam in der beschriebenen Stellung gesehen zu haben. Das hat man mir aber aufs Entschiedenste bestritten, und das Fragezeichen, das man von glaubwürdiger Seite zu meiner Behauptung setzte, mag darum auch hier stehen bleiben. Ich las einmal die Beschreibung, die ein Judenknabe von den bei der katholischen Messe üblichen Ceremonien machte. Sie war mir ein lehrreiches Beispiel für ähnliche Fälle, wo man des Wunderbaren, Ungewohnten und Unverstandenen so viel sieht, daß auch der Wahrhaftigste sich täuschen läßt und den eignen Sinnen mißtrauen möchte.

Als ich zu Menah zurückkehrte, fand ich sie immer noch mit geschlossenen Augen, aber vollständig angekleidet, in jenem Stuhl unter der Gesetztafel. Man brachte jetzt ein Gestell herein, wie es in Spanien bei Processionen benutzt wird, um lebensgroße Heiligenfiguren herum zu tragen. Das Gestell war mit einer Art Thronsessel versehen. Ihrer Schönheit beraubt, mußte die unglückliche Menah sich jetzt anfassen und von zwei schwarztalarten Israeliten in das Gestell hineinbalanciren lassen. Wenn man zwei Perücken, ein Ofenrohr und eine Krone auf dem Haupte trägt, und die Augen nicht einmal öffnen darf, so ist das keine Kleinigkeit. Das arme Kind zitterte am ganzen Körper und wimmerte leise, aber die Lider blieben unbeweglich. Der Schleier war ihr abgenommen worden — steif, wie ein indischer Götze saß sie endlich auf ihrem Throne. Die beiden Israeliten hielten angebrannte Kerzen über sie — und das Volk konnte das Idol bewundern. Dann setzte der Zug sich in Bewegung, passirte die Hauptstraßen der Stadt und kehrte zur Synagoge zurück, wo die religiöse Einsegnung erfolgte. Voraus selbstverständlich die Capelle, angeführt durch sechs Soldaten mit Laternen und Stäben. Hiernach die Braut auf ihrem Throngestell, das vier Männer auf den Schultern tragen; zwei je ihr noch zur Seite, dann die Fackelträger, die Hochzeitsgäste und Neugierige überall, wo sie Platz finden.

Es ist ein sonderbarer Zug. Wo die Fackel vorüber zieht, weckt sie ein gespenstisches Bild aus der Nacht. Wie riesenhafte Leichensteine stehen die kahlen, fensterlosen Häuser da. Todten gleich, in Leichentücher gehüllt, huschen Araberinnen vorüber. Lustige Todte, deren Schreien und Lachen mehr dem Gezeter der Stadtpfeifer entspricht, als der Grabesruh . . .

Ein „Europäer" geht neben mir und schwärmt von „wilder Poesie". Die Sorge aber um das liebe Waisenkind, das man als Schaustück voran trägt, macht mich dafür unempfindlich. Wie wird die Aufregung auf sie wirken? Die stillen, schönen fünfzehn Jahre der Kinderzeit hat sie zu Füßen einer kindischen

Alten gesessen. Der Aberglaube war ihr Lehrer — die Sehnsucht nach „jenem Lande Jerusalem", wo man nicht stirbt, ihre Religion. Sieben Tage Blindheit als Uebergang zur Ehe ... Wenn der wohlsituirte Hebräer nicht auch ein wohlmeinender Hebräer ist — wie wird sie das neue Leben ertragen? ...

Der Feier in der Synagoge habe ich nicht beigewohnt und Menah nur wenige Minuten noch am folgenden Tage gesehen, ehe sie der Karawane folgte, die sie und ihren Babuschenhändler nach Tetuan entführte. Durch einen Mitreisenden, welcher in kurzer Zeit wiederkehren sollte, versprach sie eine Kunde von der neuen Heimath zu senden. Aber ich war längst fort, als die Nachricht kam. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland war ausgebrochen und mein Herz verlangte nach Haus. Plötzlich, wie ich nach Afrika gekommen, hatte ich es auch wieder verlassen, und nur wie ein bunter Traum begleitete mich die Erinnerung an Menah's Hochzeit!

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte November 1885.

Das Jahr 1885 neigt sich seinem Ende zu. Mit frohen Hoffnungen traten wir in dasselbe ein. Von dem Dreigestirn Schütz — Händel — Bach sollte ein Lichtglanz ausgehen und vor aller Welt die Großthaten deutschen Geistes auf dem christlich-musikalischen Gebiete des 17. und 18. Jahrhunderts im Jubiläumsschmucke umstrahlen; zeigen, wie wir die Alten ehren, sie verstehen, ihre Werke würdigen und dem Zuge ihres Geistes folgen. Zweimal erschienen die drei Namen in pragmatischer Verknüpfung: in diesen Heften (April 1885) und bei der Generalversammlung des Brandenburgischen Kirchengesang-Verbandes (20. October); darüber hinaus ist jedoch wenig geschehen. Nicht öfter als in andern Jahren erklangen die Chorwerke Bach's und Händel's in den Kirchen und Concertsälen. Und in Bezug auf Schütz brachte, von der Darbietung einzelner Chöre abgesehen, allein die Königliche Hochschule durch eine private Aufführung der „Sieben Worte Jesu Christi am Kreuze" den schuldigen Tribut. Schmückten nicht goldene Kränze die singakademischen Büsten der Dioskuren des Jahres 1685, es mangelte bereits jetzt an jedem Merkzeichen des Centennariums. Mehr, viel mehr konnte, mußte geschehen. In Berlin hätte es sich jedes Chorinstitut — ob groß, ob klein — zur heiligen Pflicht machen sollen, wiederholt die ihm erreichbaren Werke der drei Meister in leichtzugänglichen, billigen Aufführungen dem Publicum anzubieten[1]); eine solche Massen-Demonstration für die erhabensten Kunstdenkmäler, ein solcher Massenkampf und Kreuzzug gegen den Verrath am deutschen Volksgeist, wie ihn die Operettenwirthschaft offen betreibt, hätte unmöglich ohne Segen bleiben können. Dieser Kampf, recht eigentlich ein Culturkampf, ist längst eine Nothwendigkeit, und es muß der Staat ihn uns kämpfen helfen, sonst ist all' unser Thun umsonst. Was nützt es, daß die Wächter des guten musikalischen Geschmackes sich sorglich an die Väter und Mütter, die Leiter und Träger der Hausmusik wenden, und mit eindringlichen Worten auf die für das deutsche Haus — Gott sei Dank! — so reichlich vorhandene edle Musik verweisen? Was nützt es, daß die Schule die goldnen Schätze deutschen Volksgesanges ordnet und dem nachwachsenden Geschlechte zu eigen gibt —, daß sie die classischen Chorwerke nach Musterbeispielen durchforscht, um an ihnen für die künftigen Repräsentanten der Nation zu bilden? Unser mühsam aufgeführtes Gebäude wird durch Posaunen umgeblasen, wie die Mauern von Jericho! Da kommt ein Regiment die Straße heraufgezogen; der Trommelwirbel spannt meine Erwartung — ich hoffe auf einen jener alten oder neuen, echten und stilgerechten Armeemärsche; ich hoffe, weil ich nicht zugeben möchte, daß es ganz vergeblich war, wenn ich sieben Jahre hindurch die mir

---

[1]) Was London zur Verherrlichung Händel's that, habe ich im Augustheft der „Rundschau" geschildert. Mit nicht geringerer Ausführlichkeit könnte und müßte, wenn es der Raum zuließe, darüber berichtet werden, was in Leipzig Professor Dr. Riedel mit seinem berühmten Vereine zur Verherrlichung von Heinrich Schütz gethan hat. In vollendeter Form kamen der 18. und 130. Psalm, das Vater unser, die sieben Worte, und die oratorische Scene „Saul, was verfolgst du mich", vorher aber eine Sonate für Blechbläser und Streicherchor von Giovanni Gabrieli, dem Lehrer Schütz', zum Vortrage. Diese Schützfeier, eine künstlerische Großthat ersten Ranges, ließ wieder einmal erkennen, wem Leipzig ein gutes Stück seines musikalischen Ranges zu danken hat.

gebotene Gelegenheit reichlich benutzte, den musikalischen Schönheitssinn unsrer Cadetten (jetziger Officiere) erziehen zu helfen, gute Meinung für das Volkslied und für die echte Marschmusik zu erwecken, davor zu warnen, daß der Regiments-Musikmeister auf schlechte Novitäten der Vorstadtbühnen förmlich angewiesen werde. Aber meine Hoffnung wird arg getäuscht, ich irrte mich: Operette, nur Operette! — Und was die Jungen auf der Gasse pfeifen und die Mädchen am Claviere üben — wahrhaftig üben! — Operette, nichts als Operette! — Wer unter musikalischen Einflüssen solcher Art aufwächst, dem wird eine Ahnung von der schlichten Schönheit des Volksliedes, der herzbewegenden Frömmigkeit des Chorals erst sehr spät oder niemals aufgehen. Alle unsere Bemühungen zur Hebung der Bildung und Gesittung zeigen zwar gegen die Verleugner und Fälscher derselben eine abwehrende Tendenz; aber keine Abwehr ohne Angriff, und ein Angriff ohne Beihilfe aller Verpflichteten ist nutzlos. Darum möge bald ein Mächtiger kommen und zum Sammeln blasen, damit vereinte Kraft der Verwilderung des musikalischen Geschmackes steure!

* * *

In Wien, wo nächst Paris die meisten Operettenpilze treiben, ist dieser Tage auch ein Einigungsgedanke aufgeblitzt (allerdings nur für das unbegrenzte Vaterland der Musik), der viel zu vernünftig und einfach ist, als daß er aller Welt einleuchten sollte, der aber doch eine wohlwollende Aufnahme auch in Berlin gefunden hat. Die „Gesellschaft der Musikfreunde" hat sich an den Unterrichtsminister mit dem Ersuchen gewendet, er möchte eine Versammlung musikalischer Delegirter aus allen (?) Staaten veranlassen zur Feststellung und Durchführung einer einheitlichen Normalstimmung, nach welcher also künftig alle Orchester der Welt sich zu richten und das A ihrer Violinen in absolut gleicher Höhe, als das Product derselben Anzahl von Schwingungen einzustimmen hätten. Der Minister, Baron Conrad, ein vorzüglicher Kenner und Liebhaber der Musik, ist diesem Wunsche bereitwilligst entgegen gekommen und hat sofort ein Comité von Wiener Tonkünstlern und Musikfreunden mit den vorbereitenden Arbeiten zu der erwähnten Conferenz betraut. Zum ersten Male trat die Idee einer Normalstimmung im Jahre 1858 auf, und von keinem Geringeren als Napoleon III. ging sie aus. Die französische Regierung berief eine Commission von Sachverständigen (die Componisten Halévy [Schriftführer], Auber, Rossini, Berlioz, Meyerbeer und Thomas, einige Physiker, Theaterdirectoren ꝛc.) und stellte sie unter die Leitung des Staatsraths Pelletier. Zunächst war das Normal-A (Diapason normal) zu bestimmen; es fand sich nach derselben geistreichen Methode, der man durch Theilung des (leider nicht präcise gemessenen) Erdquadranten in zehn Millionen Theile das Meter-Maß verdankte. Man dachte sich eine Saite, welche in einer Secunde eine Schwingung (d. h. hin und her) ausführte, nannte das Ergebniß dieser Schwingung Ton, und gab diesem einen Namen (C). Da jedesmal die doppelte Anzahl der Schwingungen den eine Octave höhern Ton ergibt, so hatten die folgenden C 2, 4, 8, 16, 32 Schwingungen, und mit der letzteren Schwingungszahl war bereits die Unterscheidungszone für das menschliche Ohr gewonnen. So ergab sich mit 256 Schwingungen das eingestrichene C (im Violinschlüssel unter den Linien) und das eingestrichene A für die Violinen mit etwa 427 Schwingungen. Das von den deutschen Physikern und speciell von Scheibler gefundene und von der deutschen Naturforscherversammlung 1834 genehmigte A hatte 440 Schwingungen; die Franzosen kamen demselben entgegen durch Annahme eines A mit 435 Schwingungen (Gesetz vom 16. Februar 1859). Diese Pariser Stimmung wurde mit großen Kosten (da sie eine Aenderung sämmtlicher Blase-Instrumente nöthig machte) namentlich zum Vortheil der Sänger in den meisten Städten Deutschlands, Rußlands, Oesterreichs, Belgiens, aber nicht Englands, eingeführt, und es wäre gegenwärtig eigentlich nur übrig, jenes Gesetz für alle Länder wirksam zu machen. Warten wir es ab.

* * *

Fast gleichzeitig mit jenem Einigungsvorschlage erschien die siebente Auflage von Ed. Hanslick's geistreichem Büchlein „Vom Musikalisch-Schönen". Wenn irgend eine Schrift, so ist diese geeignet, auch ein Einigungswerk anzubahnen. Nicht als ob dadurch, daß alle Welt dasselbe A singt, oder das Musikalisch-Schöne nach der von Hanslick gegebenen Anleitung findet und anerkennt, der musikalischen Kunst überhaupt ein Schwung aufwärts gegeben werden könnte; aber es ist, wie Rob. Zimmermann[1]) hervorhebt, durchaus nicht gleichgültig, ob eine musikalisch-ästhetische Frage besprochen wird von Musikern, die keine Philosophen, oder von Philosophen, die keine Musikverständigen sind. „Während die ersten sich nicht über das Technische der Musik zu erheben vermochten, konnten die letzteren für ihre absoluten Ideen in der scheinbaren Leere und Inhaltlosigkeit der Musik keine Anknüpfungspunkte gewinnen." Schon über die Frage: Was ist, was will die Musik? stehen sich die Meinungen schroff gegenüber. Leibniz nennt die Musik ein „unbewußtes Zählen", Kant vergleicht ihre Schönheit mit der des Mäander (der Linie à la grecque), Hegel weist ihr das „ganz objectlose Innere, die abstracte Subjectivität" als einziges Object zu, Schopenhauer hält sie höchster Objectivität, des Ausdrucks für den Urwillen für fähig, während Herbart, der musikalischste unter den Genannten, sich mit Hanslick, dem Philosophen und Musiker, dagegen erklärt, daß die Musik „Gefühle" ausdrücke. Ein Nachhall der Polemik des Letzteren findet sich in Geibel's Distichon:

Warum glückt es dir nie, Musik mit Worten zu schildern?
Weil sie, ein rein Element, Bild und Gedanken verschmäht.

Diese allmälige Abklärung des Urtheils, der Schritt von der arithmetischen Operation bis zum Zugeständniß eines idealen und dann wieder eines der Musik eigenthümlichen Inhalts, vollzog sich a tempo mit der Befreiung der Musik aus den Fesseln eines erstarrten Formalismus. Die Erscheinung Beethovens drückte ganze Systeme der Philosophie in das Nichts, aber der Widerstreit der Meinungen wurde nur allgemeiner und heftiger. Je mehr die Musik in das gesellige und Familienleben hineinwuchs, je unentbehrlicher sie für den Bildungsapparat wurde, desto lebhafter betheiligte sich das Publicum an der Kritik, und desto schwerer hielt es, für ein Werk die öffentliche Gunst sofort oder allmälig zu gewinnen. Aber auf diese Gunst für Kunst muß es dem Componisten für sein ohne Reproduction und Auditorium gar nicht vorhandenes Werk ankommen, und Alles, was dazu beiträgt, die nach allen Richtungen zuckenden Urtheile durch Inhalt, Form und Vortrag desselben in eine Richtung zusammen zu zwingen, muß ihm willkommen sein. Man sage nicht, daß es auf das Kritiker-Gezänk nicht ankomme, und daß die Verschiedenheit der Meinung berufener Richter nur die disparate Auffassung seitens des Publicums widerspiegle, daß sie eclatant den inneren, vieldeutigen Reichthum des Kunstwerkes bezeuge. Als vor zwei Jahren ein Spaßvogel die verschiedenen Kunstrichter über eine Bilderausstellung in einer Broschüre confrontirte, war das Aergerniß größer, als die Heiterkeit. Anreiz zu einem ähnlichen Versuche findet sich gerade gegenwärtig im Musikleben Berlins.

* * *

Wenn man es versuchen wollte, das erste Drittel der neuen Musiksaison durch einen Künstlernamen zu bezeichnen, wie das letzte Drittel der vorjährigen gewiß Bach-Händel heißen konnte, so müßte man unbedenklich sagen: Anton Rubinstein. Dieser eminente Künstler herrscht noch gegenwärtig in dem musikalischen Berlin wie die Sonne in den Junitagen. Man sagt, er habe die Absicht, nach diesem Cyklus von sieben Clavierabenden (deren Programme regelmäßig nach Ablauf von 40 Stunden vor einer nach Hunderten zählenden Corona eingeladener Künstler und Künstlerfreunde wiederholt werden)[2]) als Virtuos sich gänzlich zurückzuziehen. Wäre dieser Entschluß unwiderruflich, so entfiele dasjenige Merkmal, welches sonst Virtuosen-Concerten eignet:

[1]) Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. 1885, II.

[2]) Eine Wiederholung dieser Abende wird für Wien und Paris soeben angekündigt.

die Gewinnung materieller Reserven. Für Wanderkünstler, wie Sarasate, die Patti ꝛc. ist das Publicum nur ein zahlungsfähiger Schuldner, die Concerteinnahme wie eine feste Rente, die sicher eingeht. Rubinstein hätte auch vierzehn Concerte ohne Honorar gegeben, wie er sieben wirklich gratis gibt. Es kam ihm wesentlich darauf an, noch kurz vor der Grenzmarke, die einst auch Liszt klüglich respectirte, sein ganzes grandioses Können in Eins zusammenzufassen. Seine 56 Lebensjahre lassen die Abnahme der physischen Kraft wie der des Gedächtnisses und der Nerven in der Nähe vermuthen —, was Wunder, wenn ihn der ungeschmälerte Kraftbesitz noch zu wahrhaft gigantischen Thaten treibt. Und wahrhaftig! gigantisch ist sein Unternehmen, einzigartig und unvergleichlich. Die Geschichte des Clavierspiels zieht klingend an uns vorüber, und nebenbei — vielleicht ganz unbeabsichtigt — wird klar, welche Macht das Clavier, welche Herrschaft der Clavier-Virtuose in unsrer Zeit ausübt, wie wir den Höhepunkt der Clavier-Composition zwar überschritten, den der überhaupt erreichbaren technischen Fertigkeit erstiegen und festgehalten haben, aber den Einfluß des orchestralen Instruments auf unsre Cultur immer breiter und mächtiger wirken sehen. Wenn einst die Geschichte der Musik auf ein Jahrtausend zurückblicken wird, wie jetzt (in gewissem Sinne) auf wenige Jahrhunderte, so wird am Clavier ihre vielleicht wichtigste Phase demonstrirt werden und Rubinstein nicht vergessen sein. Merkwürdig, daß die drei größten Pianisten unsrer Epoche fast gleichzeitig auf den Gedanken einer wesentlichen Beschränkung ihrer virtuosen Thätigkeit gekommen sind. Bülow wird nur noch selten sich vernehmen lassen, und d'Albert hat vor wenigen Tagen dem Unterzeichneten warme Dankesworte für einen in dieser Richtung vor Jahr und Tag ertheilten Rath ausgesprochen. Jetzt beschränken sich Rubinstein gänzlich und d'Albert mehr als sonst auf die Composition, Bülow auf die Orchester-Erziehung und Partituren-Interpretation. Noch aber sind in diesem Triumvirat alle pianistischen Gewalten begriffen, und der Winter wird nicht vergehen, ohne daß wir diese drei Fürsten des seit einem Jahrhundert die musikalische Erfindung und Fortentwicklung beherrschenden Instruments zu hören und zu vergleichen Gelegenheit hatten. Wenn Bülow am Clavier die freie dichterische Rede personificirt, wenn er in wahrhaft erstaunlicher Weise den reinsten Objectivismus der Reproduction zu einem neuen verjüngten Subjectivismus zu verklären weiß, so daß eine Beethoven'sche Sonate klingt, als ob sie Beethoven improvisire; — wenn d'Albert mit seiner wahrhaft entzückenden, unvergleichlichen Begabung die gleiche Wirkung erreicht, mehr jedoch durch feinfühligen künstlerischen Instinct, als durch scharfe, eindringende Gedankenarbeit, wie sie Bülow eigen ist: — so darf man von Rubinstein weder das Eine noch das Andre erwarten. Ihm fehlen die Organe für die philologisch-zergliedernde Methode Bülow's gänzlich. Dem jungen d'Albert aber ist er an musikalischer Erfahrung so unendlich überlegen, daß er längst fand, was d'Albert noch sucht. Er ist der reife Mann, der sich kaum noch, d'Albert der Jüngling, der sich noch oft irren kann. Rubinstein beherrscht seine Stimmung und gibt sich ihr energisch hin, d'Albert ist ihr unterworfen. Wenn Rubinstein Mozart spielt, so ist es, als ob Goethe etwa Verse aus seiner Jugendzeit recitirt. Rubinstein ist der Dichter unter den Pianisten; unbeschadet der Totalvorstellung, welche wir von einer Claviercomposition besitzen, nimmt dieselbe im Einzelnen unter dieses Künstlers Hand ein neues Gepräge an, zwar nicht immer zu ihrem Vortheil, aber bezaubernd und unnachahmlich. Die mindestens kindliche Art von Controle, wie sie jener alte Pianist übte, als er nachzählte und veröffentlichte, wie oft am Beethovenabend die vorgeschriebenen dynamischen Zeichen zu wenig oder gar nicht beachtet wurden, paßt in den Unterricht, aber nicht auf Rubinstein und seines Gleichen. Er hätte auch denunciren können, daß Rubinstein im rhapsodischen Schwunge manchmal eine falsche Taste streift oder einen Ton ganz ungesungen läßt; vorläufig wird dadurch an der gewaltigen Erscheinung des Claviermeisters nichts geändert.

Das, was Rubinstein, Bülow und d'Albert zu Fürsten macht: daß sie ihre Inspirationen ausspielen, erscheint bei Rubinstein auch vom letzten Erdenrest, jener bei Bülow unausgesetzt intermittirenden Selbstbeobachtung und Selbstkritik befreit. Man

vergleiche nur das äußerliche Behaben Beider. Bülow's Augen schweifen ruhelos hin und her; oft schon erzeugten sie, wenn sie auf einem Zuhörer haften blieben, Verlegenheit und Unruhe. Rubinstein dagegen sieht nie von den Tasten auf, außer deren Bereich für ihn sonst nichts zu existiren scheint. So kann man ihn mit Muße betrachten, den beethovensch modellirten Kopf mit unverkennbar sarmatischen Zügen sich einprägen und die eleganten Bewegungen der feingezeichneten Hände verfolgen, welche Blüthen streuen und Blitze schleudern; man kann erfahren, wie das Auge des Genies bannt und blendet, und man wird von den Wogen leidenschaftlicher Begeisterung aufgehoben und hinweggetragen werden. Rubinstein unterjocht und beherrscht die Geister, wie durch sein Spiel so durch sein echt-bescheidenes, affables Wesen, läßt sie los, reißt sie mit sich fort, wie es ihm beliebt — ein liebenswürdiger Tyrann. Wie aber auch der Blick der Gottheit seine magische Kraft auf den Sterblichen zu äußern aufhört, wenn der Lider Schatten ihn verhüllt, so verlor auch Rubinstein etwas von seiner vis maxima, wenn er gelegentlich sich selbst verlor und, von der Leidenschaft übertyrannt oder momentan in Gedächtnißnoth, zu den gewöhnlichen Menschen herabstieg. — Man weiß, daß der Künstler seine sieben Abende allein und auswendig spielte —, ein bisher noch nie erreichtes Maximum von Arbeit der zehn Finger, aber auch eine noch nie erreichte Gedächtnißleistung. Nicht weniger als 170 Clavierwerke (darunter z. B. Schumann's „Carneval") hatte er präsent, auch in ihrer oft bunten Folge. Niemals ist eine Verwechselung der Componisten (am 1. Abend wurden zehn, am 5. sieben und am 7. neun vorgestellt), aber auch niemals eine Umstellung der angekündigten Werke (z. B. der 30 Chopin's) vorgekommen. Wohl aber gab es Irrthümer innerhalb der Compositionen; wie jedoch Rubinstein über dieselben hinwegspielte, wie er, um nur einen Fall zu erwähnen, in der zweiten Hälfte der C moll-Fuge von Seb. Bach (wohltemperirtes Clavier) eine Oberstimme nach der Mitte verschob, auf wenige Tacte die Fuge selbständig weiterspann und dann, nicht im mindesten das en train-Spiel mäßigend, sicher wieder einlenkte und schloß —, dies bewies mehr als weitere 100 Stücke für seine Gedächtnißkraft. Zum Gedächtniß seines Gedächtnisses sei dies mitgetheilt. —

* * *

Zwei Gehilfen Rubinstein's verdienen besondere Erwähnung: C. Bechstein[1]) und W. Tappert. Der Beflügler Bülow's, d'Albert's und Rubinstein's darf die rühmliche Thatsache sich als Verdienst anrechnen, daß seine Instrumente diesen letzten gewaltigen Attaquen gegenüber in Mechanik und Stimmung völlig intact blieben; ihr zauberischweiches Piano, ihr dröhnendes Forte, die Fülle ihrer Bässe, der wohlthuende Metallklang ihrer Hochtöne, ihr merkwürdiges, mystisches Nachklingen (durch Kneten der Taste erzeugt) —, alle ihre Vorzüge traten auf Rubinstein's Ruf hervor. Befremdlicher Weise ist es unbemerkt, bisher wenigstens ungesagt geblieben, daß Bechstein dem ersten, der frühesten Periode des heutigen Clavierspiels gewidmeten Abenden dadurch zu Hilfe kam, daß er besondere rauhe, harte Hämmer in den Flügel setzte, durch welche der stechende Ton des Clavicembalo ohngefähr imitirt wurde. — Durch die Initiative der Concert-Direction Wolff wurde auf den Cyklus der ungewöhnlichen Concerte in ungewöhnlicher, wenigstens in Berlin noch nicht geübter Art aufmerksam gemacht. Wilhelm Tappert verfaßte eine Broschüre, die gewiß mehr ist, als nur eine musikgeschichtliche Zugabe zu den Rubinstein-Concerten. Ehe ich auf ihren Inhalt eingehe, spreche ich auch an dieser Stelle aus, was mir das Herz dictirt und der tiefste Respect vor dem Bienenfleiß des Forschers Tappert zu sagen zwingt. Nur die

[1]) Den Lesern meines Londoner Berichts wird die Nachricht von Interesse sein, daß, wie die Zeitungen verkündigen, die Königin von England unsern Landsmann der in diesem Falle nicht geringen Auszeichnung durch den Hoflieferanten-Titel würdig befunden hat; damit erhält mein Urtheil über Bechstein im Vergleich mit Broadwood in London und Steinway in New-York eine gewichtige Unterschrift.

Leser der Fachjournale wissen diesen musikalischen Schliemann zu würdigen; dem großen Publicum ist er so gut wie unbekannt. Mit Schliemann hat er Alles gemeinsam: die Gelehrsamkeit, den Forschertrieb und die glückliche Hand; aber in einem ist er jenem ganz unähnlich: ihm fehlt eine behagliche, — was sage ich, eine auskömmliche Lebensstellung, die er doch so reichlich verdient. Wie schade z. B., daß Niemand, auch die Regierung nicht, nur etwa 2000 Mark daran wendete, unsern Tappert nach London in die merkwürdige, nie wiederkehrende Ausstellung in Albert-Hall zu senden. Der ganzen musikalischen Welt würde damit ein wahrhaft unschätzbarer Dienst geleistet worden sein. — In der Einleitung seines Büchleins gibt Tappert nicht weniger als (in nuce) eine vollständige Geschichte des Claviers. Es werden besprochen das Monochord (Einsaiter), das vielsaitige Psalterium, dessen legitimer Nachkomme das Cymbal der Zigeuner ist, das vom Monochord stammende Clavichord (mit den Orgeltasten) und das vom Cymbal kommende Clavicymbal oder Cembalo. Letzteres, der Vorläufer unseres Claviers, wird 1348 (gleichzeitig mit der Pest!) im „Dekamerone" zuerst erwähnt. Aus ihm entstand zunächst der Federkiel-Flügel und endlich das Pianoforte. Welcher Schritt von da bis zum Bechstein! — An der Hand der sieben Concert-Programme läßt nun Tappert die Clavier-Componisten Revue passiren und zeigt an Beispielen die Eigenart ihrer Compositionsweise, sowie den Fortschritt in ihren Werken. Er beginnt (1. Concert) mit William Bird (1540—1623), John Bull, Couperin, Rameau, Scarlatti, wendet sich dann zu Seb. Bach, Händel, Ph. E. Bach, Haydn und Mozart. Hierauf erscheint (2. Concert) Beethoven, dann (3. Concert) Schubert, Weber, Mendelssohn —, weiter (4. Concert) Schumann, nun (5. Concert) Clementi, Field, Hummel, Moscheles, Henselt, Thalberg, Liszt („Liszt braust hin mit Sturmeswüthen, Henselt wühlt in Frühlingsblüthen, Thalberg schnitzt in Elfenbein" — reimt Geibel) —, ferner (6. Concert) Chopin und endlich (7. Concert) die slavische Gruppe: A. Rubinstein, Glinka, Balakireff, Tschaikowsky, Cui, Rimsky-Korsakoff, Liadoff und — ein brüderliches Todtenopfer — Nic. Rubinstein. — Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß in dieser Zusammenstellung der slavistischen Tendenz selbst Brahms weichen mußte; aber eine vollständige Revue war weder verheißen noch zu erwarten.

* * *

Ein schöner Gebrauch erinnert alljährlich an den Todestag Mendelssohn's (4. November 1847). Der Stern'sche Verein (Direction Rudorff) brachte in seiner Mendelssohn-Feier den 114. Psalm und die „Walpurgisnacht" zur Aufführung und schuf damit eine würdige Fassung für das strahlende, farbenprächtige Juwel des Programms: das von Joachim vorgetragene Violinconcert. — Die Singakademie eröffnete die Reihe ihrer Abonnementsconcerte mit dem „Elias", demjenigen Oratorium, welches dem Componisten einen Ehrenplatz neben Bach und Händel sichert und welches mit dem etwas weniger reich und glänzend ausgestatteten „Paulus" Jahrzehnte hindurch den ganzen Bedarf an neuen geistlichen Werken decken mußte. Auf dem Gebiete der Musica sacra vollziehen sich die Wandelungen unendlich langsamer, als auf dem etwa der Oper. Wie unter den Malern bilden auch unter den Musikern die „Nazarener" nur ein kleines Fähnlein; aber es sind lauter Eliasgestalten, große Propheten, gewappnet mit dem schweren Rüstzeug aller Kunst des Satzes, immer mit der ganzen Kraft auf die Musik allein zielend, niemals beeinflußt, verstimmt, entmuthigt durch die leidige Textmisère, an welcher so manche Kraft im Lager der Opernmusik dahinsiecht. Die Bibel, dieser unerschöpfliche Quell erhabener, ewig gültiger Ideen für jede wahre Kunst, hat sich auch beim „Elias" herrlich bewährt. Unter der geschickten Hand des Predigers Schubring (Dessau), sowie durch Mendelssohn's eigne Bewandertheit in den Bibelstellen und seinen feinen Geschmack ist hier ein „Buch" entstanden, lediglich aus Worten der heiligen Schrift, welches weder vorher noch nachher übertroffen ist und nebenbei dramatische Episoden von so überraschender Lebenswahrheit enthält, daß man begreift, wie gerade bei deren Bearbeitung Mendelssohn's dramatische Potenz sich voll auslegte.

Der Widerschein des Dramas durchleuchtet jedes Oratorium, welches durch Vermeidung des „Dramas ohne Action", durch Innehaltung der Grenze einer episch-musikalischen Darstellung seine Echtheit bekundet. Wie inbrünstig, sehnsüchtig hat Mendelssohn diese Grenze umplänkelt, wie gern wäre er mit beiden Füßen zugleich in den verführerischen Zaubergarten hineingesprungen; aber es war ihm anders beschieden, sein Sehnen mußte im Herzen ausglühen. Der Torso „Loreley" zeigt ein gewaltiges Kraftaufgebot, aber unwiderleglich auch die Unzulänglichkeit des Ergebnisses. Dem gegenüber betrachte man nun des Componisten Ringen nach dramatischem Ausdruck im Elias. Da heißt es in einem Briefe an Schubring (December 42): „Ich kann nämlich das Halbopernhafte der meisten Oratorientexte (wo man sich mit allgemeinen Figuren, wie z. B. ein Israelit, ein Mädchen, Hannah, Mikah u. dergl. durchhilft, und wo die dann, statt zu sagen: ‚es geschah das und das', sagen müssen: ‚wehe mir, ich sehe das und das geschehen') gar nicht leiden, halte sie für schwach und mag dergleichen nicht mitmachen. Aber freilich ist das ewige ‚er sprach' auch nichts Rechtes." Dieses „er sprach" ist augenscheinlich gegen Bach gerichtet, von dem Mendelssohn doch eigentlich die ganze Form seines Oratoriums entlehnte und der (in den Passionen) auch mit dem „er sprach" dramatisch zu schreiben verstand. Mendelssohn suchte eben auch durch Ausmerzung alles dessen, was schon äußerlich, in der Anordnung der Textgruppen an die überlieferte rein epische Form erinnerte, sich für den dramatischen Ausdruck zu stimmen und zu zwingen. Im „Elias" ist die Situation überall mit dem lebendigen Worte scharf gezeichnet; die Charaktere treten kräftig hervor, wer so spricht, kann nur Elias u. s. w. sein. Voll dramatischer Kraft sind schon die sorglich ausgewählten Bibelworte, aber Mendelssohn brachte sie schlagend zum Tönen. — Wer den Gang der musikalischen Ereignisse in den letzten Jahrzehnten, man darf sagen in der Bayreuther Epoche, aufmerksam verfolgt hat, dem wird nicht verborgen geblieben sein, daß Mendelssohn's Einfluß erheblich im Schwinden ist. Zwar hat der Pariser Kritiker Pierre Scudo, dem wir so manche geistvolle, treffende Aeußerung verdanken, gewiß völlig Unrecht, wenn er von allen Werken M.'s behauptet „..... plus remarquables par les détails que par la pensée première"; aber die Verleugnung ihrer Schwächen, des Mangels an durchgreifender Kraft, einfacher Männlichkeit, voller Lebenswärme schadet ebenfalls, ein ungerechtfertigter Panegyrikus mehr als eine solche ungerechtfertigte Kritik. Zum „Elias" werden sich auch unsere Kindeskinder noch bekennen; dies (mit dem größten Theile des Paulus) ist M.'s eigenstes Werk. Die letzte Aufführung der Singakademie breitete die ganze Herrlichkeit seiner inneren Schöne vor uns aus. Der Chor, völlig eingesungen in den streng-oratorischen Stil, fand mit Sicherheit die dramatischen Accente. Unter der meisterlichen Leitung des Directors Blumner sprang Feuer aus den Geistern, begeisterte die Zuhörerschaft, und so widerfuhr den Intentionen des Componisten volle Gerechtigkeit. In Herrn Schelper aus Leipzig stand dem Dirigenten ein vortrefflicher Elias-Sänger zur Seite. Wie unser Betz, mit dem er Vieles gemein hat, beschwichtigte er seine Berufsneigung in solchem Grade, daß dem eifernden Thisbiter die monumentale, marmorne Hoheit voll erhalten und mit der Demuth und Innigkeit des Betenden harmonisch ausgeglichen blieb. Fräulein Helene Oberbeck, deren herrliche, immer reicher sich entfaltende Gabe stets wohlthuend wirkt, hob sich durch überraschend glückliche dramatische Beweglichkeit auf eine höhere Stufe und war der schönste Edelstein im Schmucke des Ensembles. Herr Dierich aus Leipzig hat uns durch seinen echten, wohlgeschulten Tenor auch diesmal erfreut. Sein Einsatz auf dem hohen Fis „Siehe, er schläft!" gelang ganz vortrefflich. Einen schweren Stand neben diesen Meistersingern hatte Fräulein Hohenschild, die Sängerin der Altpartie. In den Ensembles wirkten zum Vortheil des Ganzen die Damen Neumann-Türcke und Bindhoff, sowie die Herren Heinrich, Rolle und Melamet. Das Philharmonische Orchester leistete Vorzügliches.

* * *

Es ist unmöglich, die Pforten der Singakademie für diesmal zu schließen, ohne des Tages zu gedenken, des 11. October, der in ihrem Saale, beleuchtet von der ver-

schleierten Mittagssonne, eine Versammlung sah, scheinbar nicht anders geartet, wie sonst Versammlungen in diesen Räumen. Demselben wohlbekannten Chor mit Blumner an der Spitze saß erwartungsvoll eine ungewöhnlich bewegte, tiefernst gestimmte Menge gegenüber, in welcher allmälig so ziemlich alle Mitglieder der Königlichen Akademie der Künste und Wissenschaften und außerdem viele Musiker und Musikfreunde erkennbar wurden. Es galt, das Gedächtniß eines großen Meisters der Töne zu feiern: Friedrich Kiel war nach langen schweren Leiden fast 64 Jahre alt am 13. September zur Heimath der Töne eingegangen. Chor und Orchester vereinigten sich zum Vortrage des Introitus, Kyrie und Graduale aus dem II. Requiem (As-dur), jenem oratorischen Werke, welches uns den Vocal- und Instrumentalcomponisten Kiel auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung zeigt. Später erklangen das Recordare und Lacrymosa desselben Werkes, das Quintett in C-moll (vorgetragen von den Herren Professoren Barth, Joachim, de Ahna, Wirth und Hausmann) und am Schluß das Lied von Novalis: „Es gibt so bange Zeiten". Inmitten des Programms stand die Gedächtnißrede. Hofprediger Frommel verstand es wieder einmal meisterhaft, die Sprache des Heiligthums mit seinem feinen Verständniß für musikalisches Leben und Schaffen zu durchdringen; die Rede selbst wurde Musik, so wohlgeordnet, so stimmungsvoll, so herzergreifend und nicht zum mindesten so melodisch anmuthend durch das Organ des Redners drang sie auf die Sänger und Hörer ein, die, anders als sonst, eine innerlich verbundene Gemeinde bildeten, verbunden durch die Trauer um den Verlust eines seltenen Künstlers und Menschen, geeint durch die Ehrfurcht vor dem Genius, der mit feuriger Kohle die Zunge eines Sterblichen berührte zur Weissagung in erhabenen Tönen —, geeint endlich durch das Erbauliche in der Erscheinung eines vom Glauben durchleuchteten und verklärten Lebens. — Geibel's Wort: „Sei nur rein wie ein Schwan, so wachsen dir auch die Schwingen!" — wurde geistvoll auf Kiel's Leben bezogen. Wahre Kunst ist eben losgelöst vom sittlichen Grunde nicht zu denken. Möge Kiel unter seinen Jüngern das rechte Verständniß nicht nur für seine Bachisch geartete Kunst, sondern auch für seine edle Persönlichkeit finden! —

* * *

Aus Friedrich Kiel's Werken empfangen in bescheidenem Maße auch die a capella-Kirchenchöre ihr Theil, unter ihnen an erster Stelle der Königliche Domchor. Derselbe unternahm in den ersten Tagen des October eine Concertreise und producirte sich nacheinander in Leipzig, Erfurt, Frankfurt, Mainz, Düsseldorf und Elberfeld. Aus diesen Orten liegen recht unerfreuliche, aus berufener Feder stammende Berichte vor und lassen erkennen, daß der gute Ruf des Instituts, daheim schon längst im Schwinden, auch nach Außen erheblich abgenommen hat. Zunächst ist die Frage zu stellen, ob ein Kirchenchor, dessen Mitglieder in der Mehrzahl Knaben sind, überhaupt auf Reisen gehen soll. Es kann nicht ohne Einfluß auf den zarten, empfindlichen Stimmorganismus bleiben, wenn in schon rauher Jahreszeit lange Strecken mit der Eisenbahn zu durchmessen sind, wenn dann in kalten Kirchenräumen gesungen werden muß, wenn das behagliche gewohnte Heim mit dem unstäten Hotelleben vertauscht wird und die Ernährungsweise nicht die gewöhnliche ist. Bedenkt man, daß es schon zu Hause schwer fällt, Chorknaben an sechs aufeinander folgenden Tagen concertfähig zu erhalten, so bleibt nur übrig zu erklären, daß, von allen schweren Bedenken pädagogischer Natur zu schweigen, eine solche Reise künstlerisch und in wohlverstandener Pietät gegen den Dom lediglich zu widerrathen ist. Oder gibt es ein kirchliches Singinstitut sonstwo in der Welt, welches schnöden Geldgewinnes halber auf Reisen geht? Wird etwa der Chor der päpstlichen Capelle seinen Ruhm anderwärts suchen als innerhalb der geheiligten Räume, in welchen zu wirken er berufen ist? — Die weitere Frage richtet sich auf die Ursachen des Rückganges. Sie liegen theils in localen Verhältnissen, theils in der Leitung. Letztere hat sich, da auf Grund reicher Dotirung der Männerchor immer gut sein wird, namentlich durch die Erziehung der Knabenstimmen zu bewähren; Alles beruht auf der Qualification des Directors und

seines Vertreters als Gesanglehrer und Sänger. Wie es damit steht, sagte das Concert vom 29. October. Unreine Töne und häßliche Vocale der Knaben verunzierten fast jede Nummer; solche „e" und „ä" und „a" sollten in unsern Kirchen überhaupt nicht erklingen, denn in der dialektfreien Sprache des gebildeten Berliners finden sie sich nicht. Gesetzt aber, es handelte sich um eine Principienfrage, die Herren v. Hertzberg und Janke wären anderer Meinung als andere, so bliebe zu beantworten, wie es künstlerisch zu rechtfertigen ist, daß der Knabenchor anders vocalisirt als der Männerchor. Durch die Mischung der Stilarten wird, hier wie überall, offenkundig der Mangel jeden Stils. — Aus dem Programm sei die Motette „O lux beata trinitas" von E. E. Taubert, mit welcher der feinsinnige Componist in der Kirche debütirte, besonders hervorgehoben. Daß Herr Taubert nicht ausgetretene Pfade wandeln, sondern im besten Sinne bereichernd für die Musica sacra wirken möchte, entspricht seiner selbständigen Natur ebenso sehr, wie die glückliche Mischung von poetischem Schwung und verständiger Mäßigung, welche alle seine Compositionen kennzeichnet. —

* * *

Ohne den Director unternimmt etwa die Hälfte der Herren des Domchors alljährlich eine größere (Petersburg) oder kleinere Concertfahrt mit einem aus geistlichen und weltlichen Männerchören gemischten Repertoire. Bei dieser Gelegenheit erfährt dann so mancher von den zahllosen Männergesangvereinen in kleinen Städten, was es mit der kunstgemäßen Pflege des Männergesanges auf sich habe. Die Größe der Stadt spielt durchaus keine Rolle; in Thüringen gibt es sogar dörfliche Vereine von Werth, und die Sängerfeste in Rudolstadt, Eisenach u. s. w. geben einen Begriff von dem Reichthum Deutschlands an schönen Männerstimmen. — Man weiß, welche Rolle das Männerlied in der großen deutschen Einheitsbewegung wirklich gespielt hat: sie ist ausgespielt. Jetzt dient der Männerchor schöner Geselligkeit oder, allerdings viel seltener, er erhebt sich in die Kunstsphäre. Wir Berliner hatten die Freude, bald nach einander die großen, theilweise berühmten Vereine von Cöln, Straßburg und Dresden, zuletzt aber (Mitte August) den Wiener Männergesang-Verein bei uns zu hören. Er gilt als Kunst- und Concertinstitut und darf mit den „Liedertafeln" (deren Urbild, die künstlerisch am höchsten stehende fast hundertjährige Zelter'sche in Berlin ist) nicht verglichen werden. Sein Statut schließt für die Zeit der Uebung jede Form leiblicher Erquickung, auch den einfachen Trunk gegen den Durst und namentlich das Rauchen unbedingt aus. Jedes der 260 singenden Mitglieder hat eine ernste Prüfung seiner Qualification bestanden, und auf diese Art sind allerdings sichere Garantien für gute Leistungen gegeben. — Das Erscheinen des Vereins erweckte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Es war das allgemeine Gefühl: tiefer als der Gesang bewegte uns alle die deutsch-landsmännische Wallung. Welch prächtige Leute, diese Wiener, und wie sichtbar fühlten sie sich in ihren Erwartungen von Berlin übertroffen. Ihr Gesang (zu 190 waren sie gekommen) mußte jedes Herz erfreuen. Es hat uns wohl befremdet, daß ein so gewaltiger Chor eine erhebliche Anzahl seiner Vorträge vom Clavier begleiten läßt, und daß in der Declamation auch der gerade durch ihre Schlichtheit so köstlichen Volkslieder etliche ungesunde Uebertreibungen vorkamen. Diese Schatten konnten aber die hellstrahlende Freudensonne nicht verdunkeln. Auch die Uebertreibung setzt eine gewisse Fähigkeit, eine Summe des Könnens voraus. Der Reichthum an Modulationen des Ausdrucks, über welchen der Verein verfügt, ist die Frucht treuer Arbeit, welche eine begabte, intelligente und musikgebildete Sängerschar unter der Führung eines vortrefflichen Chormeisters verrichtete. Herr Kremser, auch als Componist vortheilhaft bekannt, ist gerade der rechte Mann für diesen Verein. —

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Serbien hat an Bulgarien den Krieg erklärt, serbische Truppen befinden sich auf bulgarischem Gebiete und haben die ersten Kämpfe siegreich bestanden. Als diese Meldungen vom Kriegsschauplatze eintrafen, konnte es den Anschein gewinnen, als ob die seit dem 5. November in Constantinopel versammelte Conferenz nunmehr schleunigst das Feld räumen würde. Zur Lösung der ostrumelischen Streitfrage berufen, müssen die Vertreter der Großmächte sich jetzt überzeugen, wie verhängnißvoll ihre Zauderpolitik geworden ist. Wäre der Aufstand vom 18. September d. J. im Keime erstickt worden, wenn die Türkei vermocht hätte, von Adrianopel aus unverzüglich ein Armee-Corps in Ost-Rumelien einmarschiren zu lassen, so wurde andererseits die Wiederherstellung des status quo ante mit jedem Tage, der nutzlos verstrich, schwieriger. Abermals erwies sich der schroffe Gegensatz zwischen England und Rußland als das hauptsächliche Hinderniß für einen Ausgleich. Hatte England schon vor Jahren gegen den Frieden von Santo Stefano protestirt, weil derselbe den Bulgaren allzu große Zugeständnisse machte, so ist es jetzt wiederum England, welches einer Ausdehnung Bulgariens über den Balkan hinaus das Wort redet. Beinahe könnte man glauben, die Orientpolitik der britischen Staatsmänner bestände im Wesentlichen darin, stets das Gegentheil von demjenigen zu wollen, was Rußland anstrebt. Allerdings haben sich die Verhältnisse seit der Zeit des Friedens von Santo Stefano in vielen Beziehungen geändert. Rußland hegte vor Allem fest die Ueberzeugung, daß der Fürst von Bulgarien ihm bessere Dienste leisten und sich dankbar erweisen würde. Auch Serbien muß sich von russischer Seite eine harte Zurechtweisung gefallen lassen. Dieses Land wird aus Anlaß der jüngsten Kriegserklärung ebenfalls der Undankbarkeit beschuldigt und daran erinnert, daß es die Bestimmung des Pariser Vertrages verletzt habe, nach welcher es verpflichtet gewesen wäre, zunächst eine Vermittlung anzurufen.

Ernste europäische Verwicklungen stehen jedoch erst zu befürchten, wenn wider Erwarten das gute Einvernehmen der drei Kaiserreiche getrübt werden sollte. Deshalb sind die unlängst vom Grafen Kalnoky in dieser Hinsicht gemachten Enthüllungen sehr bedeutsam. Wie der ungarische Ministerpräsident Tisza am 3. October d. J. aus Anlaß einer Interpellation über die orientalischen Wirren im Abgeordnetenhause seines Landes die erste officielle Auskunft über den Stand der verwickelten Frage ertheilte, war es im Ausschusse der ungarischen Delegation für auswärtige Angelegenheiten, woselbst Graf Kalnoky in seiner Eigenschaft als Minister des Aeußern und Vorsitzender des gemeinsamen Ministerrathes am 31. October, nachdem mehrere Delegirte ein ganzes Füllhorn von Fragen ausgeschüttet hatten, in Bezug auf die ostrumelischen Dinge Rede und Antwort stehen mußte. Wenn trotz der Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und von Rußland in Kremsier nach dem ostrumelischen Aufstande stets wieder Gerüchte von Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Nachbarstaaten auftauchten, so ist es von hohem Interesse, authentische Aufschlüsse über die gegenwärtigen Beziehungen der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Rußland zu erhalten. Da die Rede, mit welcher Kaiser Franz Joseph die Session der Delegationen eröffnete, sich über das Verhältniß der Monarchie zu Deutschland und zu Rußland in derselben Weise äußerte, richtete der Delegirte Szilagyi an den Grafen Kalnoky die Frage, ob die besonderen

Beziehungen zu Deutschland, welche nach den früheren amtlichen Erklärungen die Grundlage der österreichisch-ungarischen Politik bildeten, noch unverändert aufrecht bestünden, oder ob sie in dem „engen und vertrauensvollen Verhältnisse", in welchem die Monarchie zu den zwei nordischen Großmächten sich befände, aufgegangen wären. Der Delegirte Max Falk präcisirte diese Frage dann noch dahin, ob mit Rußland eben solche Abmachungen getroffen wären, wie diejenigen, welche den Umfang der wechselseitigen Rechte und Pflichten zwischen der Monarchie und Deutschland bestimmten, so daß das Verhältniß zu Rußland sich ebenso gestaltet hätte, wie jenes, welches nach den vorjährigen Erklärungen des Ministers des Aeußern auch für die Zukunft vollständig gesichert wäre. In seiner bestimmt und klar gehaltenen Erwiderung bekannte Graf Kalnoky, daß in den Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, sowie in denjenigen dieser beiden Reiche zu Rußland keine Veränderung gegen das Vorjahr eingetreten wäre. Diese mit voller Bestimmtheit ertheilte Versicherung ist besonders deshalb beachtenswerth, weil dadurch erhärtet wird, daß in Kremsier keineswegs specielle Vereinbarungen zwischen Rußland und Oesterreich stattgefunden haben. Graf Kalnoky hob dann auch noch ausdrücklich hervor, daß zwischen den beiden Reichen außer den allgemeinen internationalen Verträgen keine besonderen existirten, und daß die bestehenden guten Beziehungen dieselben wären, wie im vorigen Jahre.

Da die Lösung der ostrumelischen Frage gewissermaßen als Prüfstein für die Dauerhaftigkeit des guten Einvernehmens der drei Kaiserreiche dienen kann, wurde Graf Kalnoky veranlaßt, über diesen Punkt Auskunft zu ertheilen. Freilich wäre der Minister beim besten Willen nicht im Stande gewesen, zu prophezeien, wie sich die Vorgänge auf der inzwischen am 5. November in Constantinopel eröffneten Conferenz abspielen würden. Er mußte sich deshalb darauf beschränken, zu constatiren, daß man von einer thatsächlich vollzogenen Vereinigung Ost-Rumeliens mit Bulgarien bisher nicht sprechen könnte, da eine organische Zusammengliederung nicht stattgefunden hätte. Er betonte ferner, daß die Anerkennung der durch den Aufstand vom 18. September geschaffenen Verhältnisse von keiner Seite erfolgt wäre, und daß keine Macht sich in diesem Sinne officiell geäußert hätte.

Eine besondere Tragweite erhielten die Erklärungen des Grafen Kalnoky durch die Aufschlüsse, welche er in Bezug auf das Verhältniß Oesterreich-Ungarns zu Serbien ertheilte. Wie Griechenland hatte Serbien bereits vor einiger Zeit militärische Rüstungen in so großem Umfange unternommen, als ob der Krieg unmittelbar bevorstände, so daß wie in Athen auch in Belgrad eine gemeinsame diplomatische Action der Vertreter der Mächte stattfand. In Belgrad war es vor Allem die Aufgabe Oesterreichs, seinen Einfluß geltend zu machen. Wurde doch bald nach dem ostrumelischen Aufstande ein gewisser Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich daraus hergeleitet, daß letzteres „Compensationen" für Serbien beanspruchen sollte. Graf Kalnoky wies nun darauf hin, daß es bisher an jeder Vorbedingung fehlte, um für andere Staaten eine Gebietsausgleichung zu verlangen. Andererseits stellte der Minister mit aller Entschiedenheit in Abrede, Oesterreich hätte an Serbien eine Erklärung in dem Sinne gerichtet, daß es die Interessen des Königreichs dann nicht schützen würde, falls dasselbe vor Schluß der Conferenz fremde Gebietstheile besetzen sollte. Vielmehr wäre die Unabhängigkeit Serbiens stets anerkannt und das Recht des Königs Milan, als Souverän selbständig Krieg oder Frieden für sein Land zu machen, geachtet worden. Auch protestirte der Minister gegen die Annahme, daß Oesterreich-Ungarn die serbischen Interessen unter allen Umständen zu schützen gewillt wäre. Hieße dies doch, einen Freibrief für alle möglichen Unternehmungen ausstellen und die österreichische Politik geradezu von derjenigen des kleineren Staates abhängig machen. Richtig ist dagegen, daß, als der serbische Ministerrath die Mobilisirung der Armee beschloß, die österreichische Regierung sich für verpflichtet hielt zu erklären, daß Serbien, falls es eine Action auf eigene Faust beginnen sollte, das auch auf eigene Rechnung und Gefahr thun würde. Zugleich ließ Oesterreich keinen Zweifel darüber obwalten, daß ein bewaffneter Einmarsch serbischer Truppen ins Nachbarland

einen Friedensbruch und eine Verletzung der Verträge darstellen würde. In einem anderen Zusammenhange unterließ dann Graf Kalnoky nicht, zu constatiren, die serbische Regierung erklärte heute noch, für sie wäre die Wiederherstellung des status quo ante in seiner vollen Geltung wünschenswerther als irgendwelche Gebietserweiterung, so daß, falls die Mächte den Berliner Vertrag in seinem ganzen Umfange wiederherstellten, Serbien, welches lediglich zu diesem Zwecke mobilisirt hätte, vollkommen zufriedengestellt wäre. Diese Zusicherung ist deshalb bedeutsam, weil man mit Besorgniß vor weiteren Verwicklungen fragen mußte, wie Griechenland und Serbien für die außerordentlichen Kosten, die ihnen bereits aus den umfangreichen Kriegsrüstungen erwachsen sind und noch erwachsen werden, schadlos gehalten werden sollen.

Man durfte darauf gespannt sein, welche Aufnahme die Erklärungen des Grafen Kalnoky einerseits in Serbien, andererseits in Rußland finden würden. Aus Belgrad wurde in zuverlässiger Weise gemeldet, daß König Milan sich beeilt habe, der österreichischen Regierung für die sympathischen Ausführungen des Ministers des Aeußern zu danken. Dies verhinderte jedoch nicht, daß Serbien am 13. November an Bulgarien den Krieg erklärte, worauf die serbischen Truppen in der Nacht zum 14. d. M. die bulgarische Grenze überschritten. Andererseits versicherte das officiöse „Journal de St. Petersbourg", die ausführlichen und wichtigen Erklärungen des Grafen Kalnoky machten durch ihre Bestimmtheit und die Richtigkeit der Gedanken Eindruck. Darf man hiernach bis zu einem gewissen Grade eine Uebereinstimmung der Ideen der russischen und der österreichischen Regierung in Bezug auf die ostrumelische Angelegenheit annehmen, so richtet die jüngst gegen den Fürsten von Bulgarien persönlich getroffene Maßregel des Zaren mittelbar ihre Spitze gegen England, woselbst nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern auch die Königin selbst aus nahe liegenden Rücksichten sich für den Fürsten Alexander lebhaft interessirt. Es ist sicherlich kein zufälliges Zusammentreffen, daß unmittelbar vor der Eröffnung der Conferenz in Constantinopel der Fürst von Bulgarien, der als General-Lieutenant à la suite der russischen Armee in den Listen derselben geführt wird, ohne Weiteres gestrichen und zugleich der Inhaberschaft eines russischen Schützenbataillons enthoben wurde. Eine derartige brüske Behandlung eröffnet dem Fürsten Alexander keine glänzende Perspective, und man konnte daraus den Schluß ziehen, daß Rußland alle Hebel ansetzen würde, um die Absetzung des „ungetreuen Clienten" herbeizuführen. Wäre der Einfluß der russischen Regierung auf der Conferenz ausschließlich maßgebend, so würde der gegenwärtige Fürst von Bulgarien sehr bald das Feld räumen, ohne auch nur die „schöne Erinnerung" mitzunehmen, die Fürst Bismarck ihm vor Jahren für den Fall in Aussicht stellte, daß er auf den Thron verzichten müßte. Jedenfalls begreift man, wenn Fürst Alexander im Hinblick auf einen für ihn etwa ungünstigen Verlauf der Conferenz von Anfang an Verwahrung dagegen einlegte, daß er sich verpflichtet habe, die in Constantinopel von den Vertretern der Großmächte in Gemeinschaft mit den Bevollmächtigten der Pforte zu treffende Entscheidung ohne Weiteres zu acceptiren. Eine derartige Verpflichtung ist denn auch von dem Fürsten keineswegs verlangt worden; vielmehr hat derselbe nur versprochen, Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten.

Seine hauptsächliche Stütze findet der Fürst von Bulgarien jedenfalls in England, dessen Premier-Minister Lord Salisbury in seiner am 9. November in der Guildhall gehaltenen Banketrede zwar betonte, die britische Regierung hätte kein directes Interesse an der ostrumelischen Frage, zugleich aber deutlich durchblicken ließ, wie wenig geneigt er wäre, ein gegen den Willen der Bevölkerung errichtetes politisches Gebäude zu erhalten. Wenn Lord Salisbury das hauptsächliche Hinderniß der Vereinigung Ost-Rumeliens mit Bulgarien nicht in dem Vorgehen der fremden Mächte oder der Pforte, sondern in dem Verhalten Griechenlands und Serbiens erblickt, welche eine Vergrößerung ihres Gebietes verlangten, sobald die Union aufrecht erhalten würde, so entsprechen diese Ausführungen mit Rücksicht auf die Willenserklärung Rußlands kaum den thatsächlichen Verhältnissen. Man darf aber annehmen, daß der Vertreter Englands auf der Conferenz in Constantinopel eine ähnliche Sprache führen und den

Gedankengang Lord Salisbury's weiter entwickeln wird, wonach die Bulgaren, falls die Union nicht anerkannt würde, sich später mit den Serben und Griechen verbinden könnten, so daß die nächste Bewegung gegen die Türkei nicht von einem, sondern von drei Balkanstaaten ausgehen würde. Die Sympathien der englischen Regierung für den Fürsten Alexander, die in der Ansprache Lord Salisbury's keineswegs verleugnet wurden, bergen bei der bekannten Gesinnung des Zaren eine gewisse Gefahr. Allerdings wird die Aktion Englands durch die bevorstehenden Parlamentswahlen gelähmt, von deren Ausfall die Existenz des conservativen Cabinets abhängt. Auch darf als gewiß gelten, daß Fürst Bismarck seine Bemühungen im friedlichen Sinne fortsetzt.

Während die in England bevorstehenden Wahlen für die gesammte Politik dieses Landes bedeutsam sind, haben in Preußen die am 5. November vollzogenen Wahlen für das Abgeordnetenhaus keine besonderen Ueberraschungen gebracht. Faßt man das Ergebniß zusammen, so lautet es dahin, daß die Conservativen zehn Sitze (137 anstatt 127), die Freiconservativen zwei (61 anstatt 59) gewonnen haben, und daß die Verluste zumeist von den Deutsch-Freisinnigen getragen werden, da ihre Zahl von 53 auf 43 zurückgegangen ist. Ferner büßten die Polen, deren Fraction nunmehr aus 15 Mitgliedern besteht, drei Mandate ein, während der Bestand des Centrums (101 anstatt 100) im Wesentlichen derselbe geblieben ist. Dies gilt auch von den Nationalliberalen, welche in einer Stärke von 68 Abgeordneten im Landtage erscheinen werden. Hierzu kommen dann noch 6 Abgeordnete, die keiner bestimmten Fraction angehören, und 2 Dänen. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die beiden conservativen Fractionen in dem aus 433 Mitgliedern bestehenden Abgeordnetenhause auch in Zukunft nicht die Mehrheit bilden werden, an welcher ihnen noch 19 Stimmen fehlen. Sollten auch die Elemente für eine aus Nationalliberalen, Freiconservativen und dem linken Flügel der Conservativen bestehende Majorität vorhanden sein, so läßt sich doch jetzt bereits vorhersehen, daß wie bisher die Combinationen wechseln und bald eine conservativ-clericale, bald eine conservativ-nationalliberale Mehrheit, je nach den zur Berathung stehenden Vorlagen, den Ausschlag geben wird. Im Deutschen Reichstage, der am 19. November d. J. seine Arbeiten wieder aufnimmt, darf man jedenfalls bald lebhafte Debatten erwarten, zumal da Fürst Bismarck wohl Veranlassung finden wird, über die auswärtige Politik Aufschlüsse zu ertheilen. Neben der ostrumelischen Angelegenheit nimmt die Streitfrage über die Karolinen noch immer das Interesse in Anspruch. Dagegen hat die Regentschaftsfrage in Braunschweig durch die Wahl des Prinzen Albrecht von Preußen ihre Lösung gefunden. Mag immerhin durch die am 21. October d. J. in der braunschweigischen Landesversammlung auf Vorschlag des Regentschaftsrathes erfolgte Wahl nur ein Provisorium geschaffen sein, so lag es doch ebenso im Interesse des Deutschen Reiches wie Braunschweigs selbst, der bisherigen Ungewißheit insofern ein Ende zu bereiten, als das Land nunmehr wieder in den Stand gesetzt ist, seine sämmtlichen Rechte als Bundesstaat geltend zu machen. Da die Wahl bei Anwesenheit sämmtlicher Mitglieder der Landesversammlung mit Einstimmigkeit stattfand, darf angenommen werden, daß Prinz Albrecht, welcher in seinem Patente vom 2. November d. J. die Wahl förmlich angenommen und sich verpflichtet hat, die braunschweigische Landesverfassung in allen ihren Bestimmungen zu „beobachten, aufrecht zu erhalten und zu beschützen", das auf ihn gesetzte Vertrauen in vollem Maße rechtfertigen wird.

Wie Braunschweig einen neuen Regenten, hat Elsaß-Lothringen, kurze Zeit vor der Wiedereröffnung des Deutschen Reichstages, in der Person des Fürsten v. Hohenlohe-Schillingsfürst einen neuen Statthalter einziehen sehen. Die Charaktereigenschaften des bisherigen deutschen Botschafters in Paris bürgen dafür, daß derselbe seines wichtigen Amtes mit Festigkeit walten wird, ohne jedoch aufzuhören, in dem versöhnlichen Sinne zu wirken, in welchem er als Vertreter Deutschlands bei der französischen Republik manchen schroffen Gegensatz auszugleichen verstanden hat.

Die französischen Kammern sind am 10. November eröffnet worden. Da die

Monarchisten aus den am 4. und am 18. October vollzogenen Wahlen in einer Stärke von 202 Abgeordneten hervorgegangen sind, während sich unter den 382 Republikanern der neuen Kammer etwa 115 Radicale befinden, verfügen die Letzteren in Gemeinschaft mit den Parteigruppen der Rechten, Royalisten und Bonapartisten, über die Stimmenmehrheit, so daß das Cabinet Brisson-Freycinet selbst nach seiner Umgestaltung mit parlamentarischen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen haben wird. Darf man den republikanischen Organen Glauben schenken, so setzen die Gegner der bestehenden Regierungsform auch nach den Stichwahlen vom 18. October ihren Feldzug fort, als ob eine Kammerauflösung nahe bevorstände. Der ländlichen Bevölkerung werden insbesondere der Staatsbankerott, die aussichtslosen Expeditionen in fernen Ländern, die von Seiten der Anhänger der Commune drohenden Gefahren als Schreckgespenster vorgeführt, während dieselben Monarchisten mit der äußersten Linken gemeinschaftliche Sache machen werden, sobald es gilt, den gemäßigten Republikanern ein Paroli zu biegen oder gar die Regierung zu stürzen. Freilich hat die französische Republik in den letzten fünfzehn Jahren ihre Lebensfähigkeit zur Genüge erwiesen, so daß mancher Ansturm erfolgreich zurückgeschlagen werden wird, wenn anders nicht das Gouvernement allzu schlimme Fehler sich zu Schulden kommen lassen sollte. Zunächst darf man als gewiß betrachten, daß Jules Grévy bei der im December bevorstehenden Wahl von dem aus Senat und Deputirtenkammer bestehenden Kongresse auf weitere sieben Jahre zum Präsidenten der Republik ernannt werden wird. Diese Wahl würde im Hinblick auf die Zusammensetzung des Senates, der überwiegend aus gemäßigten Republikanern besteht, auch dann erfolgen, wenn die radicalen Mitglieder der zur Ernennung des Präsidenten berufenen Nationalversammlung mit den Monarchisten sich verbinden sollten.

Obgleich das Verbleiben Jules Grévy's auf seinem Posten eine nicht zu unterschätzende Bürgschaft für die herrschenden Einrichtungen bietet, wird es doch kaum möglich sein, eine geschlossene Regierungsmehrheit in der Deputirtenkammer zu bilden. Sollten auch die Wünsche der radicalen Partei in gewissem Maße befriedigt werden, so würden sie doch unablässig wachsen. Hierzu kommt, daß eine Reihe von Forderungen gar nicht erfüllt werden kann, ohne die unzweifelhaft im Lande bereits bestehende Mißstimmung noch zu erhöhen. Es kann daher nicht überraschen, daß die Frage, wie mit einer derartigen Deputirtenkammer regiert werden soll, vielfach erörtert wird. Unter Anderem ist in denjenigen Kreisen, welche der Regierung nahe stehen, eine neue Mehrheits-Theorie aufgestellt worden. Hiernach sollten in Vertrauensfragen die Stimmen der Rechten nicht mitgezählt werden, so daß das Ministerium nur dann verpflichtet sein würde, seine Entlassung zu nehmen, wenn es von der Majorität der Republikaner im Stiche gelassen wäre. Diese Theorie würde allerdings sicherlich nicht die Probe bestehen, sobald es sich etwa um die Bewilligung eines Credites für die Tongking-Expedition handeln sollte, und die Rechte in Gemeinschaft mit der äußersten Linken denselben verweigerte. Hiernach würde die Regierung zu andern Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, und man darf im Interesse der Republik hoffen, daß diese nicht nach der Art derjenigen sein werden, mit welchen die Syndikatskammern des Pariser Handels und Gewerbes der nothleidenden Arbeiterbevölkerung der französischen Hauptstadt zu Hilfe kommen wollen. Jenseits der Alpen wurde eine Zeit lang viel über „L'Italia festajuola", das ohne Unterlaß „Feste feiernde Italien" gespottet. Das Recept, nach welchem jenseits der Vogesen, in Paris, verfahren werden soll, lautet noch ganz anders. Die dort zu veranstaltenden Feste sollen einerseits den Arbeitern reichen Verdienst, andererseits Ueberschüsse zur Begründung eines ausgiebigen Unterstützungsfonds schaffen. Betrachtet man aber das für diesen Zweck entworfene Programm, so kann man sich der Besorgniß nicht verschließen, daß die geplanten öffentlichen Lustbarkeiten, wenn sie auch einzelnen Industriezweigen Nutzen bringen, im Allgemeinen zur Hebung des Wohlstandes kaum beitragen würden. Ist doch, abgesehen von den großartigen Nachtfesten, die in der Großen Oper zu Paris, im Börsengebäude, im Stadthause und anderwärts stattfinden sollen, allen Ernstes davon die

Rede, gegen Ende des Monats April vierzehn Tage hindurch Straßenfestlichkeiten zu veranstalten, die aller Wahrscheinlichkeit nach zur Folge hätten, daß ebenso lange Zeit hindurch nur mit halber Kraft oder gar nicht gearbeitet würde, mithin vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus eine beträchtliche Einbuße unvermeidlich wäre. Ein großer Festzug, der an drei verschiedenen Tagen sich durch die Straßen von Paris bewegt, ein „historisches" Tag- und Nachtfest auf dem Pont Neuf mit Theatervorstellungen aller Art, ein weiteres „historisches" Fest, das nicht weniger als acht Tage dauern und im Tuilerien-Garten veranstaltet werden soll, bilden nur einen Theil des sehr reichhaltigen Programms. Sollten nun die Republikaner im Ernste glauben, daß mit derartigen kostspieligen Schaustellungen ein Erfolg erzielt oder für das herrschende System Stimmung gemacht werden kann? Die Monarchisten werden ihren Gegnern dann jedenfalls mit leichter Abänderung eines bekannten Ausspruches zurufen können: „Vous dansez sur un volcan!"

Zu einer herberen Kritik fordern die Zustände in den russischen Ostsee-Provinzen heraus. Als der russische „Regierungsbote" vor einiger Zeit das vom Kaiser Alexander III. genehmigte Regulativ veröffentlichte, nach welchem die Gouverneure, sämmtliche Behörden und Autoritäten der drei baltischen Gouvernements mit Ausnahme gewisser localer Obrigkeiten ihre Geschäfte und Correspondenz fortan in russischer Sprache führen müssen, konnte man vorhersehen, daß in den Ostsee-Provinzen, welche sich bis dahin durch die Ordnung und die Ehrlichkeit ihrer Verwaltung auszeichneten, bald lebhafte Klagen sich vernehmen lassen würden. Man braucht nur an die zahlreichen hervorragenden Männer deutscher Abstammung in sämmtlichen Kreisen der russischen Verwaltung sowie des Militärdienstes zu erinnern, um es in hohem Grade seltsam zu finden, daß diese Kräfte, deren Treue und Anhänglichkeit für Rußland sich in allen Krisen bewährte, gewissermaßen paralysirt werden sollen. Nicht minder mußte es befremden, daß die evangelisch-lutherische Landeskirche in den baltischen Provinzen Beschränkungen unterworfen wurde, welche im Wesentlichen mit der Aufhebung der Gewissensfreiheit für diese Lutheraner gleichbedeutend waren.

Wenngleich nun die Verfolgungen gegen die deutsche Sprache und die althergebrachten Einrichtungen der baltischen Provinzen mit diesen Tendenzen in engem Zusammenhange stehen, birgt doch die durch den Sprachen-Ukas nothwendig gewordene Verdrängung der deutsch redenden Beamten durch russische für das Staatswesen selbst näher liegende Gefahren. Daß in Riga, woselbst zahlreiche ausländische Kaufleute ansässig sind, der Verkehr außerordentlich erschwert ist, seitdem sämmtliche Zoll- und Hafenbeamte sich nur noch der russischen Sprache bedienen, kann nicht Wunder nehmen. Weit bedenklicher ist die Rechtsunsicherheit in den Ostsee-Provinzen, die sich daraus ergibt, daß die Behörden nur russische Schriftstücke annehmen dürfen, während ein überwiegend großer Theil der deutschen Bevölkerung der fremden Sprache gar nicht mächtig ist oder sie doch nur so unvollkommen sich angeeignet hat, daß Mißverständnisse und Irrthümer die unvermeidliche Folge sind. Trotz aller Bemühungen wird es aber kaum gelingen, die deutsche Gesittung und deutsche Bildung in den baltischen Provinzen zu beseitigen, wiewohl die deutschen Lehranstalten, vor Allem die Landesuniversität Dorpat, den Druck allerdings schon in hohem Grade verspüren. Allein der deutsche Geist und die deutsche Treue, welche sich in den Ostseeprovinzen bereits durch Jahrhunderte hindurch bewährt haben, werden hoffentlich auch den gegenwärtigen Ansturm siegreich bestehen.

Literarische Rundschau.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Gottlob Egelhaaf, Dr. ph., Professor am Karls-Gymnasium in Heilbronn. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur. Berlin. 1885.

Vorliegende Schrift kennzeichnet sich selbst als noch aus den Anregungen des Lutherjahres hervorgegangen. In der That dürfen wir in ihr eine der gesündesten und in jeder Beziehung erfreulichsten Früchte begrüßen, welche die große literarische Bewegung von 1883 hervorgebracht hat. Im Anschlusse an den Gang der Ereignisse scheidet sie den Stoff nach drei großen Gruppen. Das erste Buch erzählt, wie die Reformation in Deutschland entstanden ist, bis sie zu Worms erstmalig vor das Forum des Reiches gelangte, freilich nur um einfach zurückgewiesen und in der Person ihres Urhebers geächtet zu werden. Die Darstellung der Apriltage 1521 bildet einen Glanzpunkt der Erzählung, zumal da das altbekannte Bild vielfach aus neuen Quellen ergänzt werden konnte. Ein zweites Buch bringt zur Darstellung, wie dieselbe höchste Gewalt, welche den Spruch gefällt hatte, nach mancherlei Schwankungen unter dem Drucke ihrer europäischen Stellung sich genöthigt sah, wenigstens den im Bunde von Schmalkalden zusammengeschlossenen Protestanten im Nürnberger Religionsfrieden eine vorläufige Duldung zu gewähren, welche bis zu der Entscheidung des in Aussicht genommenen Concils dauern sollte. Das dritte Buch endlich führt den Verlauf der Dinge vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden fort, durch welchen die relative Duldung der neuen Kirchenform in eine dauernde verwandelt worden ist.

Der Verfasser hat die zahlreichen Monographien, Quellenausgaben, Urkundenbücher u. s. w., welche unsere Gegenwart an das Licht treten sah, gewissenhaft und ausgiebig benützt. Aber sein erster und hauptsächlichster Führer ist L. von Ranke geblieben, dessen gleichnamiges Buch auch sofort in der Vorrede als „ein staunenswürdiges Werk durch die Ausdehnung und Solidität urkundlicher Forschung, den ungesuchten Glanz einer Darstellung von höchstem Reiz, die Wärme protestantischer Gesinnung und die unbestechliche Gerechtigkeit gegenüber der Kirche, welche in diesem Zeitalter und von diesem Zeitalter besiegt worden ist," gepriesen wird. „Das taciteische sine ira et studio ist vollkommener und freier von Kälte nie verwirklicht worden."

Gleichwohl hat ihm neuerdings bekanntlich Janssen's „Geschichte des deutschen Volkes" seine Stellung in der deutschen Literatur streitig zu machen versucht; es liegt daher nahe, ein in Ranke's Geist und Nachfolge geschriebenes Buch vor Allem darauf anzusehen, wie es sich mit Janssen auseinanderzusetzen weiß. „Der Mann, dessen Darstellung der Reformationszeit gegenwärtig ohne Frage das am meisten besprochene Werk unserer historischen Literatur ist" (S. 42), kann sich in der That weder über Vernachlässigung seiner Forschungen überhaupt, noch auch über Mißkennung seiner wirklichen Verdienste beklagen. Nur falls es ihm überhaupt ernstlich in den Sinn kommen sollte, auf ein gleiches Lob Anspruch zu erheben, wie es dem Altmeister unserer deutschen Geschichtsschreibung in Bezug auf Unparteilichkeit zu Theil geworden

ist, müßte er sich freilich enttäuscht fühlen. Gleich die ungemein klare und dankenswerthe Darstellung der so verwickelten Zustände im Deutschen Reiche Ende des Mittelalters und die eingehende Sorgfalt, womit neben den politischen und socialen auch die literarischen und religiösen Verhältnisse, die Luther vorfand, anschaulich gemacht werden, bringen den Gegensatz zum Ausdruck, in welchem unser Verfasser fühlt, denkt und schreibt. Zunächst also den Gegensatz zu jenen bekannten rosigen Schilderungen, welche die ultramontane Geschichtsschreibung von der Bildung, dem Wohlstande, dem allgemeinen Glück des deutschen Volkes um 1500 entwirft, den Gegensatz zu der in den mannigfachsten Formen wiederkehrenden Versicherung, daß alles Uebel erst von der jüngeren Humanistenschule und von dem revolutionären Treiben und Wühlen Luther's und seiner Gesinnungsgenossen herrühre. Wenn beispielsweise der bäuerliche Stand damals ein so ungemein zufriedenstellender gewesen wäre, woher dann die schon längst vor 1525 stetig sich wiederholenden Verschwörungen und Aufstände, woher die extreme Art, die verzweifelte, verheerende Tendenz, welche dieselben öfters annahmen? „Wo das deutsche Volk sich im Ganzen wohl fühlt, da macht es keine Revolution; es ist das geduldigste der Völker, und so lange ihm nicht in seinen religiösen Gefühlen, oder in seiner materiellen Lage allzu harter Druck widerfährt, so lange ist es unschwer in Ordnung zu halten" (S. 45). Und so zeigen die Streiflichter, welche unser Verfasser auch im weiteren Fortgange seiner Erzählung auf das ultramontane Tendenzwerk fallen läßt, mit wie wenig innerlicher Berechtigung und Aussicht auf dauernden Erfolg es das Ranke'sche Buch aus dem Herzen des deutschen Volkes zu verdrängen unternimmt. Unseres Erachtens handelt es sich in Sachen der Wissenschaft contra Janssen weniger um Beurtheilung der unleugbaren Schwächen und Schäden, welche das Reformationswerk in sich selbst wie in den Personen seiner Vertreter da und dort einmal aufweist, als um gerechte Würdigung des gewaltigen Unternehmens, Deutschland von Rom loszureißen, selbst, um Sicherstellung des Eindrucks, welchen dasselbe an sich und zumal auf den Höhepunkten seiner Durchführung, auf Jeden hervorbringen muß, der seine vaterländischen Interessen nicht verkauft, sein Menschheitsideal nicht gefälscht oder entehrt hat. Unser Verfasser wiederholt in dieser Richtung das bekannte Wort Hutten's, und schließt die Vorrede mit dem Bekenntniß: „Wenn es eine Lust war, damals zu leben, so ist es eine Lust, diese Dinge zu beschreiben, und gewißlich auch eine Lust, sie an sich vorüber gehen zu lassen." Daher bei aller Ruhe der Darstellung kraftvoll pulsirendes Leben, helles Spiel der Lichter, fröhlichste Bewegung allenthalben, besonders aber da, wo Janssen an Erscheinungen und Momenten, deren Größe er anerkennen müßte, mit verlegenem Schweigen vorüber geht. Wo aber gar eine wüste Phantasie leise geweckt und ihrem Walten dann das Weitere überlassen wird, was dazu dienen kann, dem deutschen Volke die Freude an der Reformation gründlich zu verleiden, da greift auch unser Verfasser zu deutlichster Kundgebung der entsprechenden Empfindungen. „Man weiß nicht, was mehr anwidert, die giftige Verleumdung oder die Miene der wahrheitsliebenden Unschuld, mit der das Schamloseste vorgebracht wird" (S. 84).

Ausdrücklich muß übrigens bemerkt werden, daß die Schätzung persönlicher und sachlicher Werthe weder in den gegen Janssen gerichteten Partien des Werkes, noch sonst je von einem confessionellen Standpunkte aus erfolgt. Zwar bewährt sich gerade da, wo eine theologische Beurtheilung der Dinge erforderlich ist, die Sachkenntniß des Verfassers in besonders erfreulichem und bei derartigen Darstellungen seltenem Grade. Wir erinnern an die treffende Darlegung der Bedeutung und Tragweite der 95 Thesen oder des tief greifenden und dauernden Unterschiedes, welcher trotz scheinbarer Annäherung zwischen Luther einerseits, Augustin und den mittelalterlichen Mystikern andererseits besteht u. A. Aber schon die Darstellung des Marburger Gespräches zeigt, wie wenig der Verfasser gesonnen ist, mit seinem eigenen Urtheil sich einer theologischen Schule gefangen zu geben.

Noch in einer anderen und wichtigeren Beziehung ist es ein Buch für das deutsche Volk zu nennen, was uns hier geboten wird. „Napoleon hat den Kaiser Karl V.

für einen Thoren erklärt, daß er nicht die Reformation, und namentlich die Erhebung des Jahres 1525 dazu benützt habe, um Papst und Kurfürsten gleichermaßen zu zermalmen; religiöse und politische Wiedergeburt wären aneinander geknüpft gewesen, wie dies etwa in Schweden durch Gustav Wasa geschehen ist" (S. 167). Tragischer ist der Verlauf des Bauernkrieges, das Scheitern so mancher zukunftskräftigen und religiös, nationalökonomisch, social gleich bedeutsamen Ideen, welche der Bewegung zu Grunde lagen, kaum je geschildert worden. Insonderheit erfährt der Heilbronner Entwurf gebührende Würdigung als ein großartiges politisches Testament, welches die Revolution des 16. Jahrhunderts dem 19. vermacht habe. Damals freilich sieht man sich vergeblich nach einem Manne um, welcher auf entsprechend hoher Warte stehend, um ein so bedeutendes Material zu bewältigen, den ghibellinischen Gedanken erfaßt, die positiven Elemente der Revolution hervorgezogen und mit der elementarischen Gewalt, die sich ihm zur Verfügung stellte, das große Werk der politischen Reform vollbracht hätte. Im Vergleich mit der großen Zeit war Karl V. ein kleiner Mensch. Freilich „auch wenn er gewollt hätte, wäre es die riesigste Aufgabe gewesen, mit den empörten Volksmassen im Gegensatz zu den altbegründeten Territorialmächten eine Monarchie im strengen Sinne aufzurichten, aus dem populären Chaos etwas Haltbares zu gestalten, Kirche und Staat mit solchen Bundesgenossen neu zu formen" (S. 222). So war es damals wie kaum jemals wieder das Verhängniß Deutschlands, daß wenigstens auf dem Gebiete der großen politischen und socialen Frage die Mittel, vermöge welcher die Geschicke der Nation um ein Namhaftes gefördert, ja ein für alle Mal zum Guten hätten entschieden werden können, in Hülle und Fülle sich darboten, Niemand aber sich fand, um die Hand an den Pflug zu legen, während gleichzeitig auf kleinerem Felde hier und da der rechte Mann für die Lösung einer Theilaufgabe sich zwar fand, nicht aber die entsprechende Masse hinter ihm, um seinem Werke den tragischen Ausgang zu ersparen. „Wullenwever ging zu Grunde, weil er, wie so mancher andere Mann in unserer Geschichte, eine nationale Aufgabe lösen sollte ohne eine Nation" (S. 331).

So weiß unser Verfasser einen kräftigen vaterländischen Ton anzuschlagen, ohne daß der leiseste Anklang an teutonische Rhetorik sich untermischte. Durchweg wird eine große Vergangenheit in lebendigste Beziehung versetzt zu dem Grundthema der deutschen Geschichte, wie es erst in unserer unmittelbaren Gegenwart wieder mit gleicher Deutlichkeit sich formulirt und auf die Lippen selbst der Unmündigen im Volke gedrängt hat. Ganz entsprechend der geschilderten Zeit, da ein Erfolg den andern jagte und auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens dauernder Stillstand möglich erschien, läßt auch die Erzählung des Verfassers den Leser niemals los. Es gibt hier kein Ermüden, nur zeitweiliges kürzeres Ausruhen gelegentlich der Hauptepochen, welche zu Rückblick und Ausblick einladen. Gewiß hat der Verfasser mit derselben Freude und Erhebung geschrieben, womit der Leser ihm folgt. Es ist derselbe Reiz unmittelbarer Production eines aus dem Vollen schöpfenden Schriftstellers, was uns so wohlthuend berührt. Dazu aber tritt die überaus glückliche Auswahl, womit aus einem über die Maßen reichhaltigen, fast von Tag zu Tag immer noch anwachsenden Stoffe das Große und Bezeichnende herausgehoben und vornehmlich auch die Beziehungen der kirchlichen Reform zu den revolutionären Bewegungen auf politischem und socialem Gebiete auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Allgemeine Betrachtungen, an welchen es nicht fehlt und nicht fehlen kann, erfüllen sich stets mit individuellstem Gehalte, wie mit Illustrationen und Belegen für ihre Richtigkeit. So wußten die Berliner Preisrichter (es waren die Professoren Gneist, Scherer und Weizsäcker) wohl, was sie thaten, als sie dieses bei aller Reichhaltigkeit knapp gehaltene, bei aller Gedrängtheit aber auch wieder übersichtliche, in jeder Beziehung charakteristische und wohl abgerundete Bild der Reformationszeit einem weiteren Publicum zu verdienter Beachtung empfahlen.

Straßburg i. E. H. Holtzmann.

Weihnachtliche Rundschau.

ρ. **Chodowiecki.** Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. 135 Stiche auf 30 Cartonblättern. Nach den zum Theil sehr seltenen Originalen in Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch, Berlin. Neue Folge. Berlin, Verlag von Mitscher und Röstell.

Bereits vor Jahresfrist zeigten wir an dieser Stelle die erste Sammlung von Lichtdruckreproductionen Chodowiecki'scher Stiche an, und sind erfreut, daß eine zweite derselben so bald gefolgt ist. Wir billigen das Bestreben, diesen genialen Künstler, der lange nur das Studium und die Freude Weniger war, durch gute und wohlfeile Ausgaben jenen weiten Kreisen wieder zugänglich zu machen, für die er, in seiner Zeit, seine kleinen Musterwerke geschaffen hat, und welchen er auch in unserer Zeit ohne Weiteres noch verständlich ist. Denn nichts an ihnen ist veraltet, außer etwa das Kostüm, welches aber hinwiederum Chodowiecki's Schöpfungen einen altväterischen Reiz verleiht; und nichts in ihnen, wiewohl die meisten als Illustrationen oder Vignetten lange vergessener Romane, Kalender und Taschenbücher erschienen sind, bedarf der Erklärung. Denn unter Chodowiecki's Hand nahm jeder Gegenstand, auch der geringfügigste, die Gestalt an, die ihn über den Moment und die Gelegenheit erhob und aus Allem, was er schuf, spricht das Gemüth und der Humor, welche noch nach hundert Jahren so frisch wirken, wie am ersten Tage und das Vergangene für uns neu beleben. „Die Zelte im Thiergarten", wie er sie 1772, und „das Brandenburger Thor", wie er es 1764 sah, werden zu Wirklichkeiten, denen nichts Antiquarisches anhaftet; seine Modebildchen und Familienscenen, Braut, Gattin und Matrone, Herrschaft und Dienstboten, das Bürgerhaus, der Markt und die Straße, Soldaten und herumziehende Komödianten, Anekdoten von Friedrich dem Großen, Werther und Lotte, Voss'en's Luise, Diderot's, „Jacques le fataliste" und der Wandsbecker Bote — das ganze sociale und litterarische Leben der letzten drei oder vier Decennien des achtzehnten Jahrhunderts thut sich vor uns auf und wir fühlen uns mitten hineinversetzt. In dieser Sittenmalerei beruht der unvergängliche Werth der Chodowiecki'schen Blätter, und wir empfehlen darum gern und wiederholt die vorliegende Sammlung, welche eine Auswahl aus dem unerschöpflichen Schatze derselben mit großer Treue wiedergibt. —

Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle von Jos. Freiherrn von Eichendorff. Mit 38 Heliogravüren nach Originalen von Philipp Grot Johann und Professor Eduard Kanoldt. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1886.

Diese Novelle ist die einzige Prosaschöpfung Eichendorff's, welche noch viel gelesen wird. Wohl ist sie für uns, die wir im Allgemeinen an festere Linien gewöhnt sind, etwas verblaßt, aber doch liegt wieder so viel des Liebenswürdigen in ihr, daß eine Neuausgabe sich rechtfertigen läßt. Eine andere Frage ist, ob sich die Zeichner unserer Tage mit der Stimmung des Ganzen abzufinden vermögen. Wenn nun auch zuweilen sich zwischen Bild und Wort ein leiser Gegensatz bemerkbar macht, welchen aber nicht Viele empfinden werden, so muß man doch den Leistungen der Künstler wärmste Anerkennung aussprechen. Grot Johann hat die Gestalten verkörpert, Kanoldt die Landschaft; das erste war unstreitig die schwierigere Aufgabe. Der Künstler hat sie, das beweist jede einzelne Zeichnung, mit großer Liebe ergriffen und mit Anwendung seines ganzen künstlerischen Könnens zu lösen versucht. Besonders gelungen ist ihm das Sonnige, Unbekümmerte in dem Wesen des „Taugenichts", dessen Erscheinung der Gestalt der Dichtung ganz entspricht (S. 3, 11, 28, 43, 57) und in einzelnen Scenen, in welchen der gleiche Zug herrscht, namentlich auf der Darstellung des Tanzes, S. 65; das Paar im Vordergrunde sprüht Lebensfrische. Hervorzuheben ist auch die künstlerische Gewissenhaftigkeit und Reinlichkeit der Zeichnung und der malerische Sinn in der Behandlung. Kanoldt's Bilder zeigen vornehmen Realismus der Formen bei feiner Stimmung des Ganzen — auf manchem Blatt ruht ein leiser Schimmer der Romantik (S. 41). Die Heliogravüren stammen aus den Werkstätten der Reichsdruckerei und Hanfstängel's in München; der Druck derselben ist zum Theile ebenda, zum andern bei Felsing und Brockhaus besorgt — diese Namen überheben den Berichterstatter weiteren Lobes. Ebenso vorzüglich ist die übrige Ausstattung — der Einband verdient wegen der geschmackvollen Zeichnung besondere Erwähnung.

Aus dem Verlage von Adolf Titze in Leipzig sind wieder zwei neue Geschenkbücher hervorgegangen, mit jenem Geschmack ausgestattet, welcher den Namen des Verlegers zu einem weitbekannten gemacht hat.

Frauenbilder aus der Blüthezeit der deutschen Literatur. Von August Sauer. Mit fünfzehn Portraits in Lichtdruck nach Originalgemälden.

Der mäßig starke Quartband enthält kurze Charakteristiken von Meta Klopstock, Eva Lessing, Auguste Bürger, Caroline Herder, Herzogin Anna Amalia, Herzogin Luise, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Charlotte von Kalb; Lotte Schiller, Caroline von Wolzogen, Caroline Schelling, Henriette Herz, Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim. Der Verfasser des Textes, Professor in Graz, in weiteren Kreisen durch seine Ausgabe der „Stürmer und Dränger" in Kürschner's „Deutscher National-Litteratur" bekannt, hat seine Aufgabe mit großer Wärme ergriffen. Mit den Quellen vertraut, schildert er, oft mit den Worten derselben, das Leben und Wirken jener Frauen in knapper, aber klarer Weise. Die Bildnisse sind ungewöhnlich fesselnd und sehr gut wiedergegeben. Wir glauben, das Buch dürfte weite Verbreitung gewinnen.

Das zweite Prachtwerk ist:

Harald und Theano. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Felix Dahn. Illustrirt von Johannes Gehrts.

Diese epische Dichtung ist zuerst 1855 mit einer Widmung an Rückert erschienen, scheint aber damals von den Lesern wenig beachtet worden zu sein. Das Werk zeigt Schwächen und Vorzüge einer Jugenddichtung. Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr. spielend, führt es uns nach Cypern und schildert den Zusammenstoß germanischer Kraft und römisch-griechischer Ueberfeinerung und Schwäche; das Christenthum spielt mit hinein. Als Hauptgestalten treten der Sachsenherzog Harald und die Griechin Theano hervor; beide sind von Liebe zu einander ergriffen, aber der Germane fällt als Opfer des Verraths und das Mädchen folgt mit einem greisen Verkündiger des Christenthums den Schiffen der Germanen in deren Heimat, um dort die neue Lehre ausbreiten zu helfen. Die Gegensätze sind zuweilen mit großer Herbheit gegen einander gestellt, die Form ist nicht immer tadellos, aber einzelne Stellen sind von ungewöhnlicher Schönheit und ein Zug von Kraft geht durch das Ganze. Johannes Gehrts hat sich von jeher gern mit der altgermanischen Welt beschäftigt; das Reckenhafte, Derbe, Wildhumoristische ist sein Gebiet, und auf diesem hat er sich eine eigenartige Formensprache entwickelt, welcher es an Ursprünglichkeit nicht mangelt. Dennoch wäre zuweilen eine feinere Durchbildung des Nackten zu wünschen. Die griechischen und römischen Gestalten sind durch seine Formanschauung nicht immer günstig beeinflußt. S. 57 stellt er Harald und einige Genossen vor einem Standbilde des Ares dar. Dieser hat einen ganz unhellenischen Körper. Dagegen ist Theano auf einigen Blättern edel erfaßt (bes. S. 87).

Geschichte des Kostüms von A. Racinet. In 500 Tafeln in Gold-, Silber-, und Farbendruck, mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Seit unserer letzten Anzeige des ebenso kostbaren, wie innerlich werthvollen Werkes ist der zweite Band vollständig geworden und der dritte begonnen, so daß es nun bis zum 22. Hefte vorliegt. Immer mehr zeigt sich, welche große Summe von Fleiß, welche Quellenkenntniß nöthig war, dieses Werk zu schaffen, andererseits mit welcher Treue und Hingabe die daran thätigen Künstler arbeiten mußten, um es auf diese Höhe der Vollendung zu bringen. Die Größe der einzelnen Blätter ist mäßig, die Zahl der darauf angebrachten Gestalten oder Gegenstände meist beträchtlich. Dabei aber ist nicht eine Einzelheit flüchtig behandelt. Besonders auf den Blättern mit Darstellungen von geätzten oder eingelegten Arbeiten — Waffen, Schmuck u. Möbelstücken — kann man diese Sorgsamkeit der Künstler bewundern. Der Berichterstatter besitzt zufälliger Weise den Abguß eines Morions, maurisch-spanischen Helms, welcher auf dem Blatte mit dem Zeichen des Bügeleisens (Liefrg. 15) dargestellt ist. Die Aetzung ist bis in die kleinste Kleinigkeit vollendet wiedergegeben.

Von besonderer Schönheit sind die Blätter mit Darstellungen der Innenarchitekturen, wie der Speisesaal von Speke-Hall in Lancashire aus der Elisabethinischen Zeit (Heft 16. Blatt mit der Traube), Hauptraum eines vornehmen atheniensischen Hauses (Heft 18. Blatt mit Pfau) — natürlich reconstruirt — und andere. Dies Werk ist nicht nur für den Künstler von großer Wichtigkeit, weil es ihm tadellose Vorbilder liefert, sondern auch für den Sammler und Kunstgelehrten. Wo immer es möglich war, sind die Darstellungen den zeitgenössischen Quellen entnommen und nirgends macht sich jene hier recht überflüssige Thätigkeit der Phantasie bemerkbar, welche den Werth manches Kostümwerks erheblich geschädigt hat. Zu je 10 Heften werden Mappen geliefert.

Musterſammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Berlin, Franz Lipperheide. 1885.

Dieses Unternehmen ist aus der rühmlichen Absicht hervorgegangen, der echten Holzschnittmanier zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es ist eine unleugbare Thatsache: trotz einzelner guter Leistungen steht unsre deutsche Illustration gegen diejenige Englands, Frankreichs, Nordamerika's und im Allgemeinen selbst Italiens zurück. Mit vollstem Recht beklagt Herr Lipperheide in seiner Vorrede, daß die deutschen Künstler zumeist das Zeichnen vernachlässigen. Es ist dann kein Wunder, wenn sie nicht im Stande sind, für den Holzschnitt zu arbeiten. Die einseitige Nachahmung der Liniestichmanier hat übrigens auch viel dazu beigetragen, die flotte, kräftige Art des gesunden Holzschnittes in den Hintergrund zu drängen, und ihr ist's auch zuzuschreiben, daß besonders unsre jüngeren illustrirten Blätter eine solche Menge süßlich und glatt ausgeführter Bilder bringen. Das Werk, von welchem zwei Lieferungen vorliegen, bringt nun Muster von Holzschnitten; dieselben sind von dem Berliner Maler Skarbina ausgewählt. Der Verleger will kein „Geschäft" machen, darum ist die Auflage auf nur tausend Abzüge beschränkt. In Verbindung mit diesem Unternehmen ist ein Preisausschreiben für Zeichnungen erlassen; die besten sollen in der „Ill. Frauen-Ztg." erscheinen. Wir empfehlen das Werk, welches aus idealen Beweggründen hervorgegangen ist, besonders Künstlern; sie können, wenn sie wollen, viel daraus lernen.

λ. **Münchener Bunte Mappe.** Originalbeiträge. Münchener Künstler und Schriftsteller. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Auch diesmal hat sich rechtzeitig das „Münchener Kindl" bei uns eingestellt; zwar trägt es nicht die Bibel in der hocherhobenen Linken, sondern Palette und Schreibfeder, aber dennoch darf es mit seinen Attributen auf einen warmen Empfang bei uns in Norddeutschland rechnen. Ungemein viel des Guten und Schönen gibt der schmucke Band: die besten Künstler und Schriftsteller Isar-Athens haben gewetteifert, uns möglichst Vollendetes zu bieten, sowohl in der Illustration wie im Text. Männer wie Defregger, Grützner, F. Kaulbach, Liezen-Mayer,

Lenbach, Max, Pilotz, sodann Gregorovius, J. Grosse, W. Hertz, Paul Heyse, Franz v. Holtzendorff, Graf Schack u. s. w. vereinigen sich hier zu einer überaus erfreulichen Gesammtleistung. Der vorliegende Band wird sich mit seinem reichen, abwechslungsvollen Inhalt noch mehr Freunde erwerben als der im vergangenen Jahre veröffentlichte, und es scheint, als ob diese unterhaltende „Münchener Bunte Mappe" sehr erfolgreich die Erbschaft der einstigen Düsseldorfer Jahrbücher antrete.

λ. **Lebens-Chronik.** Mit einer Einleitung von Eugen Zabel, fünf Vollbildern von Oskar Wisniewski, und Randzeichnungen von W. A. Meyer. Herausgegeben von Paul Moser. Berlin, Verlag des Berliner Lithogr. Instituts (Julius Moser).

Ein Prachtwerk, welches — eine seltene Ausnahme! — so ziemlich ohne Concurrenz dasteht. Der Herausgeber hat damit ein vornehmes Familienbuch geschaffen, das sich schnell in vielen Kreisen Heimatsrecht erwerben wird. Schon unsere Vorfahren hatten die Gewohnheit, wichtige Familientage zu notiren, meist auf der letzten Seite der Bibel oder des Gesangbuches; ihren Nachkommen wird es freilich bequemer gemacht und die vorliegende „Lebens-Chronik" erfüllt diese Aufgabe auf das umfassendste: in stattlichem Format, auf fein abgetöntem Kupferdruck-Papier, ist in diesem Buche jedem Lebensjahre ein Blatt gewidmet und dabei die Einrichtung getroffen, daß auch liebe Erinnerungen, wie Photographieen u. s. w., darin aufbewahrt werden können. Der künstlerische Schmuck stammt von Oskar Wisnieski's Meisterhand, die hübsche Einleitung ist von Eugen Zabel und die Ausstattung macht der Verlagsfirma, welche das prächtige Werk auf den diesjährigen Weihnachtstisch gebracht hat, alle Ehre.

λ. **Sommermärchen von Rudolf Baumbach.** Illustrirt von Paul Mohn. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der fröhliche Sänger, der uns schon so manchen Liederstrauß beschert, tritt diesmal als Märchenerzähler auf. Von liebenswürdigem Humor beseelt, trägt er uns die lustigsten Schwänke vor, oft mit so tief ergreifendem Schlußaccord, daß wir ihm um so lieber folgen und dieser neuen Seite seines reichen und glücklichen Talentes unseren vollen Beifall zollen. Das schöne Werk ist nicht nur nach seinem Inhalt, sondern auch nach seiner Ausstattung sehr eigenartig. Durch Professor Paul Mohn, der bereits Baumbach's „Abenteuer und Schwänke" illustrirt, hat es einen werthvollen künstlerischen Schmuck erhalten, der vorzüglich theils durch Holzschnitt, theils durch Heliogravüren und Chromophototypie wiedergegeben ist. Der stattliche Band wird unter manchem Weihnachtsbaum seinen Platz würdig ausfüllen.

λ. **Illustrirtes Buch der Patiencen. Neue Folge.** Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1886.

Die erste, im gleichen Verlage erschienene Sammlung von Patience-Spielen hat so großen Beifall gefunden, daß der Verleger eine neue Folge herausgegeben hat. Auch diese ist überaus geschickt zusammengestellt und enthält sechzig neue Patience-Spiele, welche von vielen Abbildungen begleitet werden und den zahlreichen Freunden jener amusanten Beschäftigung reichlichen Stoff zum Nachdenken gewähren. Die Ausstattung des Buches ist eine ebenso originelle wie vornehme.

Von den länderbeschreibenden Prachtwerken, deren erste Lieferungen die Leser im Decemberhefte des vorigen Jahrgangs der „Deutschen Rundschau" angezeigt finden, sind folgende zu nennen:

Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Leipzig, Schmidt und Günther.

Bis jetzt sind 55 Lieferungen erschienen, doch wird das Werk bis zu Weihnachten vollendet sein. Die uns vorliegenden Hefte beginnen mit der Schilderung der südlichen Golf- und Innenstaaten. Als besonders interessant sind die Abschnitte zu erwähnen, welche den Neger, das Boardinghouse-Leben, die amerikanischen Frauen und die Indianerfrage behandeln. Die Quellen, welche der Verfasser benutzt hat, sind nicht von gleichem Werthe; wir finden neben einander: Hesse-Wartegg, Ratzel, Oberländer, Toutain, Audouard, v. Holst, Hepworth Dixon u. s. w. Obwohl man „jenseits" manchen Abschnitt des Werkes heftig angegriffen hat, so bildet es doch den umfangreichsten Bericht, welchen wir über den Gegenstand besitzen. Ungemein reich ist das Werk an Bildern, von welchen vornehmlich die landschaftlichen Darstellungen fesseln.

Bis zum 24. Hefte ist das von demselben Verfasser im gleichen Verlage erschienene Werk gediehen:

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production.

Die vorliegenden Hefte setzen die ziemlich umfangreiche Schilderung von Paris und Pariser Leben fort, gehen dann auf die Umgebung über und führen uns in die Provinzen (Normandie, Picardie, Artois, Französisch Flandern, Lothringen u. s. w.). Kein größerer Ort bleibt unberührt. Was die im Nebentitel angezeigten Stoffe betrifft, so bietet das Buch wirklich sehr viel; auch Ausflüge auf das Gebiet der Ethnologie und Geologie werden unternommen, das Leben berühmter Männer wird an passender Stelle gestreift und sehr oft das Volksleben geschildert. Dagegen bekümmert sich Hellwald um die Kunst sehr wenig. Das ist eine Lücke. Die vortrefflich ausgeführten Bilder, alle von französischen Künstlern stammend, geben dem Leser die interessanten Städte und Ortschaften in sehr guter Ausführung.

Vollendet liegt vor:

Die Riviera. Von Prof. Woldemar Kaden und Maler Herm. Nestel. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Wir haben auf die künstlerische Bedeutung des vornehm ausgestatteten Werkes schon hingewiesen. Es genüge zu sagen, daß es in Hinsicht auf diese Eigenschaften unter den neuesten Veröffentlichungen dieser Art die einzige ist, welche man den Vorgängern, Paetel's „Spanien" und Engelhorn's „Italien und Schweiz", an die Seite stellen kann.

Bei Greßner und Schramm in Leipzig erscheint ein neues, sehr billiges Werk:

Afghanistan und seine Nachbarländer, der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Herm. Roskoschny, Verfasser von „Rußland, Land und Leute" u. s. w. Mit circa 200 Abbildungen, Karten und Plänen und einer in Farben ausgeführten Karte Afghanistans.

Die ersten Hefte erwecken ein günstiges Vorurtheil und so glauben wir, die Leser auf das jedenfalls jetzt zeitgemäße Unternehmen aufmerksam machen zu können. Die Bilder, deren Vorlagen zum Theil von bedeutenden russischen Malern stammen, sind interessant und gut ausgeführt.

Geschichte des römischen Kaiserreiches von der Schlacht bei Actium bis zum Einbruche der Barbaren. Von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 200 Illustrationen in Holzschnitt und einer Zahl Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Schmidt und Günther.

Das Werk, dessen Verfasser unter Napoleon III. Unterrichtsminister und Hauptmitarbeiter an des Kaisers „Julius Cäsar" war, ist 1843 zuerst aufgelegt und seitdem vielfach bearbeitet und bereichert worden. Da wir in Bezug auf die Vorgeschichte des Kaiserreichs mehr als genug Werke besitzen, war es sehr vernünftig, die Verdeutschung auf jenen Theil des Originals zu beschränken, welcher sich mit der Entwicklung und Ausbildung des Cäsarenthums beschäftigt. Duruy's Arbeit besitzt große Vorzüge. Der Verfasser ist Gelehrter und auf manchem Gebiete selbständiger Forscher, aber zugleich ein Welt- und Menschenkenner, welcher die Ereignisse und Charaktere mit scharf ausgeprägtem Wirklichkeitssinn betrachtet. Mag er auch zuweilen die Thatsachen zu sehr vom Standpunkte des modernen Staatsmanns beurtheilen, was in den politischen Erörterungen hervortritt, so fälscht er sie doch nicht, um irgend einen künstlich hineingeschachtelten Satz zu erreichen. Allen Seiten des Lebens wendet er gleichmäßige Aufmerksamkeit zu; glänzend geschrieben sind die Abschnitte, welche die Zeit des Augustus behandeln — es war um so wichtiger, diese Epoche eingehender darzustellen, als hier die Keime für die spätere Entwicklung der uneingeschränkten Kaisermacht gelegt wurden. Die Gestaltung der staatlichen und militärischen Einrichtungen, der Provinzialverwaltung, des Handels und Verkehrs, die Entwicklung des religiösen Lebens und der Literatur werden klar und sorgsam geschildert. Aber einen besonderen Werth erhält das Werk durch die umfangreiche Benutzung des archäologischen Materials. Für den Leser dürfte übrigens wohl nichts so sehr die Bedeutung des Werkes klar machen, als die Thatsache, daß Hertzberg es der Übersetzung für würdig hielt. Der Bilderschmuck ist ein außerordentlich reicher und vorzüglich gewählter — selbst der Fachmann wird sehr Vieles finden, was ihm sonst schwer zugänglich wäre. Die Ausführung der Holzschnitte, Karten und Farbentafeln ist vortrefflich.

— Unter dem Titel:

„Die Kunst für Alle" erscheint seit October dieses Jahres in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München (ehemals Bruckmann) und unter Leitung von Friedrich Pecht eine für Künstler und Kunstfreunde bestimmte Halbmonatsschrift.

Jedes Heft bringt neben Textillustrationen — meist nach Skizzen und Studien — vier Bilderbeilagen. Auch das Ausland soll berücksichtigt werden. Der Text schließt sich an die Bilder an und bringt neben größeren und kleineren Aufsätzen kurze Nachrichten aus den Künstlerkreisen. Die Ausstattung ist ansprechend.

μ. **Unser Wissen von der Erde.** Allgemeine Erd- und Länderkunde, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. Leipzig, G. Freytag. 1885.

Die Verlagsbuchhandlung hat sich die Aufgabe gestellt, die gründliche, alle Beziehungen umfassende Kenntniß unseres Planeten in einem Werke zu vermitteln, welches sich neben Gediegenheit des Inhalts und Eleganz äußerer Ausstattung durch nicht allzugroßen Umfang und mäßigen Abonnementspreis auszeichnet. Sie wünscht dieses Werk zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Sofern der Inhalt des ersten uns vorliegenden Bandes das Urtheil über das Ganze präjudiziren darf, muß anerkannt werden, daß die Verlagsbuchhandlung ihre Aufgabe ernst nimmt und zur Lösung derselben sich mit tüchtigen Kräften verbunden hat. In streng wissenschaftlicher, jedem Gebildeten jedoch leichtverständlicher Weise, wobei viele der ebenso sachlich wie fesselnd behandelten Einzelheiten durch vortreffliche Karten, Abbildungen, Profile u. s. w. veranschaulicht werden, wird zunächst die Erde als Weltkörper, hierauf die feste Erdrinde nach ihrer Zusammensetzung, ihrem Bau und ihrer Bildung, und schließlich die Erde als Wohnplatz und Entwickelungsstätte der Pflanzen, Thiere und Menschen beschrieben. Schon die Namen der Verfasser, Dr. J. Hann, F. von Hochstetter und Dr. A. Pokorny bürgen für die Vorzüglichkeit des Gebotenen. Besonders anziehend und belehrend schildert der zweite der Genannten, der für die Wissenschaft leider zu früh verstorbene F. von Hochstetter, die werdende Erdgeschichte, nachdem er mit großer Klarheit diejenigen Urkräfte nachgewiesen, welche einestheils schrankenlos anstürmend, alles vor sich niederwerfend, anderntheils allmälig doch unaufhaltsam schaffend, die Erdoberfläche aus dem Chaos zu dem gemacht haben, was sie heutzutage ist. Man darf auf die Weiterführung dieses Unternehmens wohl gespannt sein — dem ersten Bande sollen weitere fünf folgen — und es ist sicherlich zu wünschen, daß die lobenswerthe Absicht der Verlagsbuchhandlung vollkommen erreicht werde.

«. **Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament** von Heinrich Julius Holtzmann. Freiburg i. Br., Akadem. Verlagshandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1885.

Auf kein Arbeitsgebiet vermag die theologische Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts mit solcher Befriedigung zurückzublicken wie auf die kritische Bestimmung der neutestamentlichen Schriften. Eichhorn, de Wette, Strauß und Baur haben diese Bücher mit eindringendem Scharfsinn und unermüdlichem Fleiße geprüft und gesichtet, so daß heute kein Vers des ganzen neuen Testamentes mehr existirt, der nicht Gegenstand der eingehendsten Untersuchung gewesen wäre. Auch dem Berliner Vatke verdankt die neutestamentliche Wissenschaft bedeutende Anregungen, obwohl derselbe fast nur auf dem Lehrstuhle sich über die Früchte seiner Arbeit vernehmen ließ. Aber wie jüngsthin Wellhausen, der scharfsinnigste unter den alttestamentlichen Forschern, bekannte, den fruchtbarsten Keim zu seiner Geschichte Israels Vatke zu verdanken, so erklärt nunmehr Holtzmann: „Ohne die nachhaltige Anregung, welche ich 1851—52 als Vatke's Zuhörer empfing, würden die Studien, welche in vorliegendem Werke zu einem relativen Abschlusse gelangt sind, überhaupt nicht gemacht worden sein. Aufriß und allgemeine Anordnung werden sich noch heute nicht allzuweit von seinem Schema entfernen." Gewiß beherzigungswerthe Zeugnisse für den Berliner Gelehrten, der in Preußen keine ordentliche Professur zu erringen vermochte! Das vorliegende Werk faßt die gesammte Arbeit des Jahrhunderts an der kritischen Bestimmung und chronologischen Fixirung der neutestamentlichen Schriften mit einer wahrhaft staunenswerthen Belesenheit zusammen. Sein persönliches Urtheil stellt der Verfasser eher zurück als in den Vordergrund. Er hält sich darin an den Grundsatz von Strauß: „Die subjektive Kritik des Einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleusen und Dämme nichts vermögen." Der erste Theil des Buches enthält die Geschichte des Textes und die Entstehung des Kanon, der zweite Theil die Untersuchung der einzelnen Bücher. Mit einer Aufmerksamkeit, der keine Meinung, kein noch so versteckter Aufsatz, keine Miscelle entgangen ist, stellt Holzmann hier die Ansichten über die einzelnen Bücher zusammen und sichtet und beurtheilt diese Aufstellungen mit überlegenster Sachkunde, ohne bei offenen Fragen dem Leser eine bestimmte Ansicht aufzudrängen. Im Allgemeinen betrachtet Holtzmann die vier großen Paulinen als den ältesten und kritisch gesicherten Theil des Kanon, der denn auch die Basis für die weiteren historischen Untersuchungen abgibt. Als fraglich erscheint die Echtheit des ersten Thessalonicherbriefs, Philemon- und Philipperbriefs. Ueberarbeitet ist der Epheser-, Kolosserbrief, der dasselbe paulinische Schriftstück in doppelter Redaktion darbietet. In das nachapostolische Zeitalter sind der zweite Thessalonicherbrief und die Pastoralbriefe zu setzen. Die Apokalypse fällt in das Jahr 68; der Zeit Domitians, vielleicht schon Trajans, gehört der Hebräerbrief an, und in der gleichen oder einer noch spätern Epoche sind die Apostelgeschichte und die anderen sogenannten johanneischen Schriften und katholischen Briefe entstanden. In Betreff der drei ersten Evangelien aber ist Holtzmann der Ansicht, daß ursprünglich eine historische Quelle, aus der unser Markus ein Auszug ist, und eine Spruchsammlung bestand, aus welchen beiden ältern Büchern unser Matthäus und Lukas wesentlich Combinationen sind. Alle drei Evangelien setzen also ältere, für uns verlorene Schriften voraus. Das Buch Holtzmann's ist die reife Frucht einer siebenundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit. Der Straßburger Professor hat in demselben ein Werk geliefert, das über den gegenwärtigen Stand der kritischen Fragen umfassende und übersichtliche Auskunft ertheilt, und das darum jedem wissenschaftlich Gebildeten, der sich für dieses wichtige Gebiet interessirt, dringend empfohlen sein soll.

φ. **Aus Natur- und Menschenleben.** Von W. Preyer, Professor an der Universität in Jena. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1885.

Der berühmte Jenenser Gelehrte ist unter den namhaften deutschen Physiologen jetzt der einzige, welcher es in ausgedehnterem Maße unternimmt, die Gebildeten durch wirklich populäre Darstellung von den Ergebnissen biologischer Forschung zu unterrichten. Er hat auch in seinem gegenwärtigen Buche mit wenigen Ausnahmen (z. B. die Beschreibung des Apparates auf S. 277 und 278 versteht der Laie nicht!) allgemein verständlich geschrieben. Zu diesem großen Vorzuge gesellt sich noch ein anderer. Preyer beschäftigt sich gerne mit den Fundamentalproblemen des Lebens und dieser Neigung verdankt die Wissenschaft werthvolle Bereicherungen. Für den außerhalb einer Spezialdisziplin stehenden Leser ist es aber gerade ein Bedürfniß, über die augenblickliche Stellung der berufenen Forscher zu den Grundfragen eben jener Wissenschaft belehrenden Aufschluß zu erhalten. Dies Bedürfniß befriedigt der Autor in ausgezeichneter Weise. Zwei seiner Essays („Die Verlängerung des Lebens" und „die Erhaltung der Gesundheit") sind dem Publikum der „Rundschau" ja bekannt. Andere knüpfen gewissermaßen an bereits früher in dieser Zeitschrift Veröffentlichtes an. So die Erklärung des Selbstmordes beim Scorpion, der in einem Zustande der Hypnose durch eine rein reflectorische Bewegung seines Stachels sich tödtet. Interessant ist des Verfassers Ausführung, daß ein prinzipieller Unterschied zwischen dem Selbstmord des Thieres und des Menschen nicht besteht, insofern der letztere im Vollbesitz seiner Sinne, seines Willens und Denkens ebensowenig wie das Thier das Vermögen hat, sich mit Sicherheit zu tödten, wenn er auch glaubt, es zu besitzen. — Die Liebe zum Leben ist im Gegensatz zum pathologischen Triebe der Selbstvernichtung das Grundmotiv in einem anderen Aufsatz („der Kampf ums Dasein"), in dem übrigens die geschickte Heranziehung aller neueren Daten hervorgehoben zu werden ver-

dient. Im „Gedankenlesen" gibt der Verfasser eine auf sorgfältige physiologische Versuche gestützte Erklärung der scheinbar verwunderlichen Leistungen, die unter anderen Stuart Cumberland produzierte. Er zeigt, wie unbewußte Muskelbewegungen des zu führenden Mediums dem Gedankenleser die Direktion übermitteln. Mit den Ursachen des Schlafes beschäftigt sich ein weiterer Essay, in welchem Preyer's Theorie der Ermüdungsstoffe eine ausführliche Darlegung erfährt. Hoffentlich gewinnen durch den Aufsatz „Eine internationale Lautschrift" weitere Kreise Interesse und Sympathie für die Brücke'schen Bestrebungen, einheitliche Lautbezeichnungen für alle phonetischen Elemente der menschlichen Sprache herzustellen. Denn nur so wird es ausführbar sein, durch leichtverständliche Zeichen einem Jeden acustisch genaue Vorstellungen fremder Idiome zu verschaffen, ohne daß ein wirkliches Vorsprechen erfolgt. Was das allein für die linguistische Analyse noch unbekannter Sprachen sagen will, mag das Beispiel erläutern, daß ein Afrikareisender die Sprachlaute eines wilden Volkes nur zu „phonographiren" (wie Preyer der Kürze halber treffend die Brücke'sche phonetische Transscription bezeichnet) und das Phonogramm den Fachgelehrten zu Hause einzusenden braucht, um letzteren das absolut genaue Studium der Sprache zu ermöglichen. Unter den in dem Buche enthaltenen Abhandlungen bildet die über „die fünf Sinne des Menschen," die Krönung der übrigen, sowohl wegen der fundamentalen Bedeutung der behandelten Fragen, als auch weil es hier gelungen ist, die zur Zeit ertheilbaren Antworten auf so wenigem Raum in gleicher Weise übersichtlich und eindringend zu geben. Wir haben den Inhalt des Buches etwas genauer angedeutet, weil er zuverlässiger als jedes Urtheil für den Werth des Werkes spricht.

v. **Suite.** Aufsätze über Musik und Musiker von Eduard Hanslick. Wien und Teschen, Karl Prochaska. 1885.

Das schmucke Bändchen wird sich rasch Freunde erwerben. Gleich der erste Aufsatz über Franz Hauser ist besonders werthvoll durch die Beigabe ungedruckter Briefe Seidelmann's, O. Jahn's, Jenny Lind's und Mendelssohn's an den ausgezeichneten Künstler. Dem Verfasser haben allein 47 Originalbriefe von Mendelssohn vorgelegen. Diesen reichen Briefschatz hatte Hauser schon vor 24 Jahren den Herausgebern der Mendelssohn'schen Briefe eingesandt, aber nur einer daraus hat in der Sammlung Aufnahme gefunden. Nach der Absicht der Herausgeber sollte das Lebens- und Charakterbild Mendelssohn's mit dem zweiten Bande der Briefe „zum Abschluß gebracht werden"; um das aber zu erreichen, hätte bei der Auswahl und Sichtung der Briefe etwas weniger Zurückhaltung beobachtet werden müssen. Man begreift nicht recht, warum z. B. von Mendelssohn's Briefen an R. Schumann und Henriette Voigt (die den Herausgebern ebenfalls zur Verfügung standen) kein einziger aufgenommen worden ist. Was aber auch der Grund der Ausscheidung gewesen sein mag, — der Wunsch nach einer vervollständigten Sammlung der Mendelssohn'schen Briefe ist ein allgemeiner und wohlberechtigter, und wird durch die in vorliegendem Buche mitgetheilten Reliquien aufs Neue wachgerufen. Möchten denn auch die übrigen, bis jetzt noch zurückgehaltenen Briefe Mendelssohn's an Hauser der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben. — Aus dem weiteren Inhalte der „Suite" machen wir auf die Charakteristik Berlioz' besonders aufmerksam. Es folgen Aufsätze über Zwischenaktsmusik, über „Clavierseuche", über Laprade's Buch: „Contre la Musique", über Beethoven und dessen neu aufgefundene Cantaten, ferner biographische Beiträge über Herbeck, Esser, Verdi, und mehrere musikalische Reiseberichte.

v. **Unsere klassischen Meister.** Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Zweiter Band. (Haydn, Mozart und Beethoven). Leipzig, H. Hässel, 1885.

Der erste Band des vorliegenden Werkes — die Charakterbilder Bach's, Händel's und Gluck's enthaltend — erschien bereits vor zwei Jahren und wurde im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" von 1884 warm empfohlen. Mit dem zweiten Bande ist das Werk abgeschlossen. Als Fortsetzung sind die bereits in zweiter Auflage erschienenen „Neueren Meister" desselben Verfassers anzusehen. Das Ganze bildet gewissermaßen eine Geschichte der Musik in biographischem Rahmen (— von Bach und Händel bis auf die Gegenwart —), und erweist sich als ein nützliches und anregendes Familienbuch für das gebildete aber nicht fachmäßig geschulte Publikum. Der Verfasser unterscheidet sich sehr vortheilhaft von der Mehrzahl seiner Collegen (und Colleginnen!) auf diesem Felde, da er seinen Gegenstand überall mit freiem Sinn erfaßt und in anschaulicher und geistvoller Weise zur Darstellung bringt.

oβ. **Neuer Deutscher Novellenschatz,** herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1885.

Die Auswahl aus der deutschen Novellenliteratur, welche Heyse und Laistner gemeinsam darbieten, schreitet schnell und glücklich vor; auf zwölf Bände ist die Sammlung bereits angewachsen. Wir erhalten aus einer reichen Produktion das Beste; und weil der freie Sinn der Herausgeber allen poetischen Richtungen ihr Recht läßt, erkennen wir in dieser Sammlung die Fülle von Erfindung und kunstmäßiger Darstellung, zu welchen die moderne Entwicklung in unsern Tagen gelangt ist. Die Realisten und die Idealisten, die Pessimisten und die Humoristen — jeder kommt zu seinem Recht; auf eine harmlose plattdeutsche Anekdote von Fritz Reuter folgt Ossip Schubin's glänzend-moderne „Geschichte eines Genies"; Bernstein's Erzählung aus dem jüdischen Leben „Mendel Gibbor", wird von einer echten „Frankforter" Schilderung abgelöst; und nach einer feinen Novelle Karl Frenzel's, welche in ihrer abgeklärten Darstellung an den späteren Tieck erinnern kann, kommt Richard Voß mit seinem aufgeregten „Hamlet aus Tusculum" zu Worte. Kurze Einleitungen der Herausgeber

gehen jeder Geschichte voraus und ertheilen über Leben und Wirken ihrer Urheber gut charakterisirende Mittheilung.

ϱ. **Thomas à Becket, the Saint.** A novel by Conrad Ferdinand Meyer. Translated from the German by M. von Wendheim. Leipzig, H. Haessel. 1885.

In dieser Uebersetzung betritt „der Heilige" wieder seinen eigenen, heimathlichen Boden. Der Leser erinnert sich ohne Zweifel der ausgezeichneten historischen Novelle unter diesem Titel, welche zuerst zu publiciren unsere Zeitschrift die Ehre hatte („Deutsche Rundschau", November und December 1879) und deren Buch-Ausgabe seitdem die vierte Auflage erreicht hat (Leipzig, Haessel. 1884). Wir dürfen der vorliegenden Uebersetzung nachrühmen, daß sie — mit einer exacten Kenntniß und sicheren Beherrschung beider Sprachen ausgeführt — nicht nur das Markige, kraftvoll Gedrungene des Stils, sondern auch jene feineren Unterschiede des Tons und der Farbe, jenen Wechsel von starkem Licht und tiefem Schatten getreu wiedergibt, durch welche der Dichter so mächtige Wirkungen hervorbringt. Ohne Zweifel waren große Schwierigkeiten zu besiegen in der Wiedergabe eines Werkes, dessen Zauber nicht zum geringsten Theil darin beruht, daß es bei völliger Ruhe des Vortrags, überall, sowohl im Ausdruck der leidenschaftlichen Bewegung, des Pathetischen und Phantastischen, als in der strengeren Behandlung des historisch Feststehenden die höchste Meisterschaft über die Sprache zeigt. Aber M. von Wendheim war der Aufgabe gewachsen, und wenn „der Heilige" schon bei seinem ersten Erscheinen von den Freunden der deutschen Literatur in England mit ungewöhnlichem Beifall begrüßt ward, so hoffen wir, daß diese gelungene Uebertragung ihn auch dem ausschließlich englisch lesenden Publikum vermittle, welches nicht ohne Befriedigung wahrnehmen wird, wie die Gestalt des großen Erzbischofs von Canterbury und seine Zeit sich in der deutschen Dichtung wiederspiegelt.

ϱ. **The Journals of Major-Gen. C. G. Gordon, at Kartoum.** Printed from the original Mss. Introduction and Notes by R. Egmont Hake. Copyright edition. In two volumes. With eighteen illustrations after sketches by General Gordon. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

ϱ. **Gordon, der Held von Khartum.** Ein Lebensbild nach Originalquellen. Mit Bildniß und Karten. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins. 1885.

Bereits in unsrem Septemberheft („Deutsche Rundschau", 1885, Bd. XLIV, Seite 454 ff.) brachten wir eine ausführliche Mittheilung über das erste der beiden obengenannten Werke, welches nun auch in der wohlbekannten „Tauchnitz-Edition" dem größeren deutschen Publicum zugänglich gemacht worden ist. Mit erneuter Bewunderung wird man der Geschichte des heroischen Vertheidigers von Khartum bis zu seinem Fall folgen, wie sie dieser selbst in seiner schlichten, unendlich eindrucksvollen Weise von Tag zu Tag erzählt. Das Buch, durch einen vortrefflichen Ueberblick des Herausgebers über die Ereignisse, die zu der Katastrophe führten, eingeleitet, und mit einer Reihe von kleinen Karten und Plänen, nach Gordon's Originalzeichnungen illustrirt, bildet nicht nur einen der wichtigsten Beiträge zur Geschichte unsrer Zeit und Politik, sondern wird auch für immer als Zeugniß modernen Heldenthums seinen Werth und seine Bedeutung behalten. — Das zweite der von uns genannten Bücher ist eine nach den besten Quellen bearbeitete Biographie Gordon's, welche ihn uns auf den verschiedenen Stationen seines ereignißreichen Lebens, im Krimkrieg, in China (1860—1864), im Sudan (1874—1876) und als General-Gouverneur desselben (1877—1879), bei den Basutos (1881—1882) und endlich, seine glorreiche Laufbahn tragisch vollendend, in Khartum zeigt. Ein sehr interessantes und wichtiges, zumeist aus dessen eigenen Schriften geschöpftes Capitel ist: „Gordon's Christenthum". Dem vorzüglich ausgestatteten Band ist außer einer guten Karte der Sudanländer auch ein photographisches Porträt Gordon's in ganzer Gestalt beigefügt, nach welchem dieser „Ritter ohne Furcht und Tadel" vor Allem als der Typus dessen erscheint, was er von Anfang bis Ende gewesen: des „accomplished gentleman"

οβ. **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. 6. Bd. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening. 1885.

Der vorliegende Band ist der letzte, welchen Prof. Geiger als ein privates Werk herausgegeben hat; die künftigen Theile des Goethe-Jahrbuches werden unter seiner Redaction als das Organ der Goethe-Gesellschaft erscheinen und die ersten Veröffentlichungen aus dem eben sich erschließenden Archiv enthalten. Der Zufluß neuen Materials kann dem Unternehmen nur zum Vortheil gereichen: denn die Briefe und Mittheilungen, welche dieses Jahr geboten werden, bringen wenig Erhebliches, viel Entbehrliches und an Kleinigkeitskrämerei, die sich mit Wichtigkeit ausbreitet, fehlt es nicht ganz; die Rücksicht auf ein größeres Publicum, welche in Zukunft zu nehmen ist, wird hier hoffentlich günstig einwirken. Unter den Abhandlungen heben wir neben einem deutschen Aufsatz von Ellinger, der als die wichtigste Quelle des „Elpenor", überraschend genug, den „Hamlet" aufweist, besonders zwei Arbeiten von Scherer und Victor Hehn hervor: jene in ihren Betrachtungen über Goethe's Faust voll von eindringenden, neuen Beobachtungen über die verschiedenen Perioden und den wechselnden Stil des Dichters, wie er sich im Ganzen und Einzelnen des Faust, von dem ersten großen Monolog an, abspiegelt; diese in ihren Bemerkungen zu Goethe's Vers zwar reich an guten oder frappirenden Einfällen, aber leider allzu eigenwillig und zu unmethodisch, um fruchtbare Resultate zu erzielen. Der eine Gesichtspunkt, mit dem der Verfasser an seine Arbeit ging, daß Inhalt wichtiger als Form, kehrt immer und immer wieder, ohne daß ihm neue Ergebnisse abgewonnen werden; und man erkennt recht, wenn man Hehn's und Scherer's Aufsätze neben einander hält, den Unterschied zwischen einem höchst geistreichen Dilettanten und einem besonnen abwägenden, Schritt für Schritt umsichtig nach vorwärts setzenden Forscher.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aeneas auf der Flucht aus Troja. Die ersten sechs Gesänge der Aeneis Virgil's zur Veranschaulichung der poetischen Kunst des Dichters, übersetzt von E. J. Bock. Berlin, Wilh. Ißleib. 1886.

Baggesen. — Adam und Eva. Ein humoristisches Epos von Jens Baggesen. Neue Ausgabe im Auszug redigirt von Dr. phil. E. Grupe und mit Beilagen versehen von Jens Carl Theodor Baggesen. Straßburg, Bouillon und Bussenius. 1885.

Bender. — Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Von Wilhelm Bender. Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen). 1886.

Binz. — Doctor Johann Weger, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Carl Binz. Bonn, Ad. Marcus. 1885.

Blum. — Aus dem alten Pitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig's des Dreizehnten, Vierzehnten und Fünfzehnten. Ausgewählt und erläutert von Hans Blum. II. Bd. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Boettner. — Die Obstverwerthung. Von Joh. Boettner (II. Theil des Werkes „Lehre der Obstkultur und Obstverwerthung"). Oranienburg, Ed. Freyhoff. 1885.

du Bois-Reymond. — Reden von Emil du Bois-Reymond. Erste Folge. Litteratur. Philosophie. Zeitgeschichte. Leipzig, Veit & Comp. 1886.

Bonnet. — Der Fabeldichter Wilhelm Hey, ein Freund unserer Kinder. Ein Lebensbild von J. Bonnet. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Bremer. — Franz von Sickingen's Fehde gegen Trier und ein Gutachten Claudius Cantiungula's über die Rechtsansprüche der Sickinger Erben von Dr. F. P. Bremer. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1885.

Cohn. — System der Nationalökonomie. Ein Lesebuch für Studirende von Gustav Cohn. Erster Band: Grundlegung. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1885.

Crescenzia. — Liebeslegenden. Von Amalie Crescenzia. Wien, Carl Konegen. 1886.

Dahn. — Harald und Theano. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Felix Dahn. Illustrirt von Johannes Gehrts. Leipzig, Adolf Titze.

Der neue Tanhäuser. — Dreizehntes Tausend, nebst einer Tanhäuser-Bibliographie, sowie dem Texte des Volksliedes von dem Tanhäuser. Berlin, F. & P. Lehmann. 1885.

Dernburg. — Berliner Geschichten. Von Friedrich Dernburg. Berlin, Julius Springer. 1886.

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. — Herausgegeben von Dr. Hermann Weichelt. Bdchn. 31/39. Prag, Dr. Hermann Weichelt's Verlag. Wien, Moritz Perles.

Deutsche Puppenspiele. — Herausgegeben von Richard Kralik und Joseph Winter. Wien, Carl Konegen. 1885.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. — Jahrg. XIV. Heft 218: Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie. Von Dr. Max Haushofer. Heft 219: Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre. Von Prof. Johann Pohl. Berlin, Carl Habel. 1885.

Duboc. — Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus, mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie. Von Julius Duboc. Hamburg, Hermann Grüning. 1886.

Ebeling. — Vierundzwanzig Fabeln und Gedichte für Kinder von Elisabeth Ebeling. Illustrirt von Jean Bungartz. Leipzig, E. Twietmeyer.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. — II. Jahrg. Bd. 4: Maruja von Bret Harte; Bd. 5: Die Socialisten. Aus dem Englischen von Karl Horn. Stuttgart, J. Engelhorn. 1885.

Erfurter Garten-Kalender für 1886. Von Fr. Huck und A. Zinck. Erfurt, Eduard Moos.

Eschstruth. — Katz' und Maus. Von Nataly von Eschstruth. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Fédéralisme ou Césarisme. Paris, E. Dentu. 1885.

Flaubert. — Édition définitive, revue sur les manuscrits originaux, des Œuvres complètes de Gustave Flaubert. VII. vol.: Bouvard et Pécuchet. Paris, A. Quantin. 1885.

Frenzel. — Die Kunst und das Strafgesetz von Karl Frenzel. 3. Aufl. Berlin, Walther & Apolant. 1885.

Friedemann. — Catilina. Roman in zwei Bänden von Edmund Friedemann. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1886.

Fuchs. — Die Freiheit des musikalischen Vortrages im Einklange mit H. Riemann's Phrasirungslehre. Von Dr. Carl Fuchs. Danzig, A. W. Kafemann. 1885.

Fuchs. — Gedichte von Reinhold Fuchs. Dresden-Striesen, Paul Heinze. 1885.

Giesebrecht. — Ausgewählte Gedichte von Ludwig Giesebrecht. Herausgegeben von Konrad Telmann. Stettin, Léon Saunier's Buchhandlung. 1885.

Goethe. — Elegie. — Idilli di Goethe, traduzioni di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1885.

Gubernatis. — La Hongrie politique et sociale par Angelo de Gubernatis. Florence, Joseph Pellas. 1885.

Haenny. — Schriftsteller und Buchhändler im alten Rom. Von Dr. Louis Haenny. Leipzig, Gustav Fock. 1885.

Hänselmann. — Deutsches Bürgerleben. I. Bd. Das Schichtbuch. Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292—1514. Nach dem Niederdeutschen des Zollschreibers Hermann Bothen und anderen Ueberlieferungen bearbeitet von Ludwig Hänselmann. Braunschweig, Goeritz u. zu Putlitz. 1886.

Hartmann. — Ausgewählte Werke von Eduard von Hartmann. Wohlfeile Ausg. Heft 1: Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus. Dritte neu durchg. und verm. Aufl. Berlin, Carl Dunker. 1885.

Hartmann. — Moderne Probleme. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Hauffe. — Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Anthropologie von Gustav Hauffe. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag. 1886.

Heims. — Wie erlernt man fremde Sprachen? Von Wilh. Heims. Gera, Kanitz'sche Buchhandl. 1885.

Heusenstamm. — Maske und Lyra. Von Theodor Graf von Heusenstamm. Leipzig, Otto Wigand. 1886.

Heyse. — Spruchbüchlein von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Hillern. — Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. 3. Aufl. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band V). Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Hobrecht. — Fritz Kannacher. Historischer Roman von Arthur Hobrecht. 2 Bände. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Hoehne. — Nordkap und Mitternachtssonne. Eine norwegische Reise von E. Hoehne. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1885.

Holzhausen. — Sorathi. Epische Dichtung in 12 Gesängen von Fritz von Holzhausen. Leipzig, Gustav Brauns. 1886.

Jähns. — Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau von Max Jähns. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1885.

Jensen. — Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. 4. Aufl. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band VI). Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Jokai. — Der Zigeuner-Baron und andere Novellen. Von Moriz Jokai. Breslau und Leipzig. S. Schottländer. 1886.

Kaden. — Neue Welschland-Bilder und Historien. Von Woldemar Kaden. Leipzig, B. Elischer. 1885.

Karpeles. — Heinrich Heine's Biographie von G. Karpeles. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1885.

Kleinschmidt. — Eltern und Geschwister Napoleon's I. von Dr. Arthur Kleinschmidt. 2. Aufl. 1. Lfg. Berlin und Potsdam, B. Schleiermacher's Verlagshandlung 1886.

Kobelt. — Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Von Dr. W. Kobelt. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1885.

Länderkunde der fünf Erdtheile. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. 1. Lfg. (Länderkunde von Europa). Leipzig, G. Freytag. 1885.

Lang. — Bündner und Schwaben. Eine Geschichte aus Schiller's Jugendzeit von Paul Lang. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1885.

Lang. — Regiswindis. Eine Heiligen-Geschichte aus der Karolingerzeit von Paul Lang, illustrirt von Theodor Schmidt. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1885.

Lang. — Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. Von Wilhelm Lang. 1. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1885.

L'Armée et la France de 1885. Réponse à l'auteur de „L'Armée et la Démocratie" par l'officier Nestor. Paris, L. Westhauser. 1885.

Launhardt. — Das Wesen des Geldes und die Währungsfrage von W. Launhardt. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1885.

Lazarus. — Ideale Fragen in Reden und Vorträgen, behandelt von Prof. Dr. M. Lazarus. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Linke. — Liebeszauber. Ein Schönheitsroman aus der Zeit des Perikles von Oskar Linke. Minden i. W., J. C. C Bruns' Verlag. 1886.

Lotheißen. — Königin Margarethe von Navarra. Ein Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation von Ferdinand Lotheißen. Berlin, Allgemeiner Verein f. Deutsche Literatur. 1885.

Maffei. — Affetti di Andrea Maffei. Milano, Ulrico Hoepli. 1885.

Meyer's Konversationslexikon. — Eine Encyklopädie des Allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Zweiter Band: Atlantis—Blatthornkäfer. Mit 43 Illustrationsbeilagen und 185 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1885.

Neurath. — Grundzüge der Volkswirthschaftslehre oder Grundlage der socialen und politischen Oeconomie. Von Wilhelm Neurath. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt. 1885.

Ohorn. — Wie sich Herzen finden. Novellen von Anton Ohorn. II. Aufl. Dresden, Carl Höckner. 1886.

Oelzelt-Newin. — Die Grenzen des Glaubens. Von Anton Oelzelt-Newin. Wien, Carl Konegen. 1885.

Petersen. — Die Irrlichter. Von Marie Petersen. 41. Aufl. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band III). Berlin, Gebr. Paetel. 1886.

Proelß. — Trotz alledem! Gedichte von Johannes Proelß. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Putlitz. — Walpurgis. Von Gustav zu Putlitz. 6. Aufl. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band VII). Berlin, Gebr. Paetel. 1886.

Putlitz. — Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von Gustav zu Putlitz. 45. Aufl. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band II). Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Quarck. — Die Arbeiterschutzgesetzgebung im Deutschen Reiche. Eine socialpolitische Studie von Dr. Max Quarck. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1885.

Radenhausen. — Die echte Bibel und die falsche. Von E. Radenhausen. Hamburg, Otto Meissner. 1885.

Ramorino. — Letteratura romana di Felice Ramorino. Milano, Ulrico Hoepli. 1886.

Rée. — Die Illusion der Willensfreiheit. Ihre Ursachen und ihre Folgen. Von Dr. Paul Rée. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1885.

Reich. — Berlin wie es lacht und lachte. Geschichten aus dem alten und neuen Berlin von Adolph Reich. I. III. Berlin, Siegfried Cronbach. 1885.

Remy. — Sizilianische Novellen von Nahida Remy. Berlin, Richard Edstein Nachf. (Carl Hammer). 1885.

Ritter. — Der Raub der Sabinerinnen. Trauerspiel von C. G. Ritter. Leipzig, C. G. Naumann. 1886.

Romundt. — Die Vollendung des Sokrates. Immanuel Kant's Grundlegung zur Reform der Sittenlehre, dargestellt von Dr. Heinrich Romundt. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, (R. Stricker). 1885.

Romundt. — Grundlegung zur Reform der Philosophie. Vereinfachte und erweiterte Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Heinrich Romundt. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandl. 1885.

Rothenburg. — Die Nähterin von Stettin. Eine Erzählung aus der Zeit der Thränen und Wunder von Adelheid von Rothenburg. Zweite Aufl. Gotha, Friedr Andr. Perthes. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. — Heft 469: Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts. Von Franz Eyssenhardt. Heft 470: Das Thermometer. Von E. Gerland. Berlin, Carl Habel. 1885.

Sander. — Die Hugenotten und das Edikt von Nantes. Mit urkundlichen Beigaben. Von F. Sander. Breslau, Wilh. G. Korn. 1885.

Schaff. — A companion to the greek testament and the english version. By Philip Schaff. Second edition. New-York, Harper & Brothers. 1885.

Scherenberg. — Germania. Dramatische Dichtung von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker'sche Buchhandlung. 1885.

Schleuther. — Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Kulturbild aus der Zopfzeit von Paul Schleuther. Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1886.

Schücking. — Lebenserinnerungen. Von Levin Schücking. 2 Bde. Breslau und Leipzig. S. Schottländer. 1886.

Schücking. — Recht und Liebe. Roman von Levin Schücking. Breslau und Leipzig. S. Schottländer. 1886.

Schwizer-Dütsch. — Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Heft 26/33. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1885.

Scott. — Frankreich und Tonkin, nebst Schilderungen von Land und Leuten von J. G. Scott, deutsch von H. Rudow. Ilfeld, Chr. Fulda. 1886.

Segebarth. — Ut de Demokratentid. Erzählung in niederdeutscher Mundart von Johann Segebarth. Pasewalk, Aug. Schnurr. 1885.

Seraphina. — Eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen. Mit einem Vorwort von Alfred Friedmann. Minden, J. C. C. Bruns. 1886.

Stieler. — Natur- und Lebensbilder aus den Alpen von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Stieler. — Drei Buschen. Weil's mi freut! — Hobt's a Schneid!? — Um Sunnawend! Gedichte in oberbairischer Mundart von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886.

Storm. — Ein Fest auf Hadersleyhuus. Novelle von Theodor Storm. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band VIII). Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Storm. — John Riew'. — Ein Fest auf Hadersleyhuus. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

Storm. — John Riew'. Novelle von Theodor Storm. Miniatur-Ausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 27. Aufl. (Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection. Band I). Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Stretton. — Die Schatzmeister des Herrn. Von Hesba Stretton. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Daniel. Autorisirte Ausgabe. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Suttner. — Daredjan. Mingrelisches Sittenbild von A. G. v. Suttner. Leipzig u. München, Otto Heinrichs. 1886.

Taubert. — Laterna magica. Märchen und Geschichten von Emil Taubert. Berlin, Theodor Hofmann. 1886.

Urväter-Hausrath in Spruch und Lehre. — Von dem Herausgeber der „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth". Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Volger. — Die Wogenbraut. Episches Gedicht in vier Gesängen von Adolf Volger. Altenburg, Oscar Bonde. 1885.

Wald. — Oscar Blumenthal als Kritiker und als dramatischer Dichter. Elektrisch beleuchtet von C. Wald. Dresden, Ad. Wolf. 1885.

Walsemann. — Die Pädagogik des J. J. Rousseau und J. B. Basedow vom Herbart-Ziller'schen Standpunkte verglichen und beurtheilt von A. Walsemann. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1885.

Warnow. — „Jus" von Franz Warnow. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1886.

Weber. — Emil du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltanschauung von Theodor Weber. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1885.

Weber. — Ueber die socialen Pflichten der Familie. Gesammelte populäre Aufsätze von M. Weber. Berlin, Theodor Hofmann. 1886.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, im Vereine mit mehreren Gelehrten gegründet von Dr. J. H. Fichte und Dr. H. Ulrici, herausgegeben von Dr. A. Krohn und Dr. R. Falckenberg. Sonderheft des 87. Bandes. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Zöller. — Die deutsche Colonie Kamerun. Von Hugo Zöller. Erster Theil: Das Kamerun-Gebirge nebst den Nachbar-Ländern Dahome, englische Gold-Colonie, Niger-Mündungen 2c. Von Hugo Zöller. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Zollern. — Die Rebellen. Historischer Roman von Haus von Zollern. II. Aufl. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109564812